
22101284748





Schwärmer und Schwindler

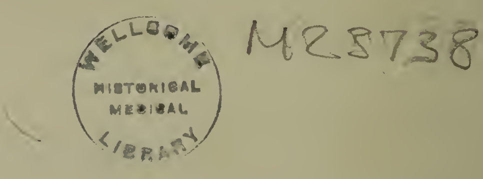
zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Eugen Sierke.

Motto:
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Goethe's Faust.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY
M28738

Seinem hochverehrten Lehrer,

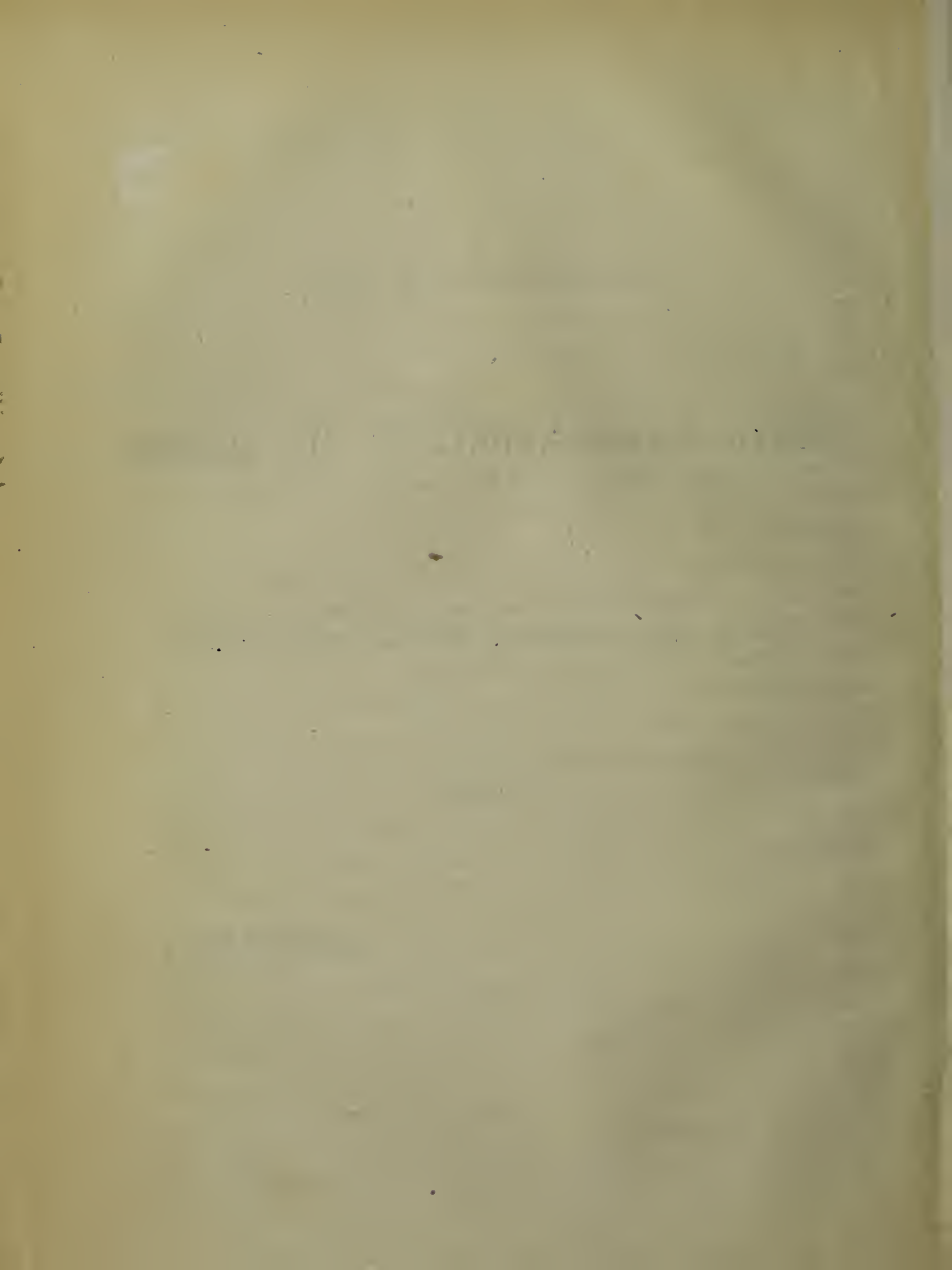
Herrn Gymnasialdirector Dr. Techow,

Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses,

als ein Zeichen aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet

vom Verfasser.



Vorrede.

Die auf den nachfolgenden Blättern gegebenen biographischen Darstellungen sind die Frucht von mancherlei neben dem publicistischen Berufe herlaufenden Studien in Mußestunden. Ursprünglich mit Cagliostro und seinen merkwürdigen Abenteuern beschäftigt, wurde mir bald klar, daß zur Anbahnung eines genaueren Verständnisses für die culturgeschichtliche Bedeutung dieser Persönlichkeit es eines weiteren Ausholens bedürfe, da sich in Cagliostro gewissermaßen alle jene Einzelrichtungen der Schwärmerei, der Mystik und des darauf fußenden Schwindlerthums verkörpert haben, welche in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts namentlich in Deutschland in Aufnahme gelangten und der Zeit eine eigenartige Signatur verliehen. Cagliostro, dieser Messias aller trübseligen Schwärmer, cabalistischen und pietistischen Schwachköpfe, dieser Hohepriester des Aberglaubens und der Verdummung, hatte seine Vorläufer, von denen jeder nach seiner Art das Feld der geistigen Verfinsterung zu bestellen bemüht war. Um die Erfolge, welche Cagliostro errang, richtig würdigen zu können, muß man die Vorarbeiten kennen, welche von seinen Pionieren gemacht worden sind. Nur der vermag die Zeit zu verstehen, die Cagliostro zujauchzte und wie einen neuerstandenen Volksbeglücker begrüßte, welcher weiß, wie diese Zeit von einer Anzahl dem trüben Sumpfe des Aberglaubens erstiegener Irrlichter verblendet und verführt wurde, und wie solches eben nur in einer Uebergangsepoche möglich war, während welcher das Alte dahinsank, um neuem Leben Platz zu machen. Solche Erwägungen veranlaßten mich, die Hauptminirer in den Kreis der Betrachtung hineinzuziehen, um zu zeigen, daß unter ihnen Allen eine Art von Seelengemeinschaft bestehe und daß sie alle durch das Band gemeinsamen culturfeindlichen Zweckes unter einander — wenn auch oft unbewußt — verbunden gewesen seien. Ob und in wie weit mir solches gelungen, stelle ich dem wohlwollenden Ermessen einsichtsvoller

und competenter Beurtheiler anheim. Daß ich, soweit es die Zeit und die Umstände gestatteten, bestrebt gewesen, meine Aufgabe in würdiger, dem Geiste der Wissenschaft entsprechender Weise zu lösen, kann ich versichern. Die außerordentlichen Schwierigkeiten in der Beschaffung des wünschenswerthen Materials, die Knappheit der mir zur Ausführung disponibeln Zeit gestatteten leider nicht, daß die Arbeit stets so gründlich und umfassend angestellt werden konnte, wie ich es gewünscht hätte. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß manche Partie wohl einer weiteren Ausführung fähig gewesen wäre, muß aber den Vorwurf der Leichtfertigkeit oder Oberflächlichkeit dieserhalb von mir weisen, da es eben nicht an dem Willen lag, wenn Unfertigkeiten zurückblieben, sondern theils an den Hülfsmitteln, theils an der Knappheit der Muße.

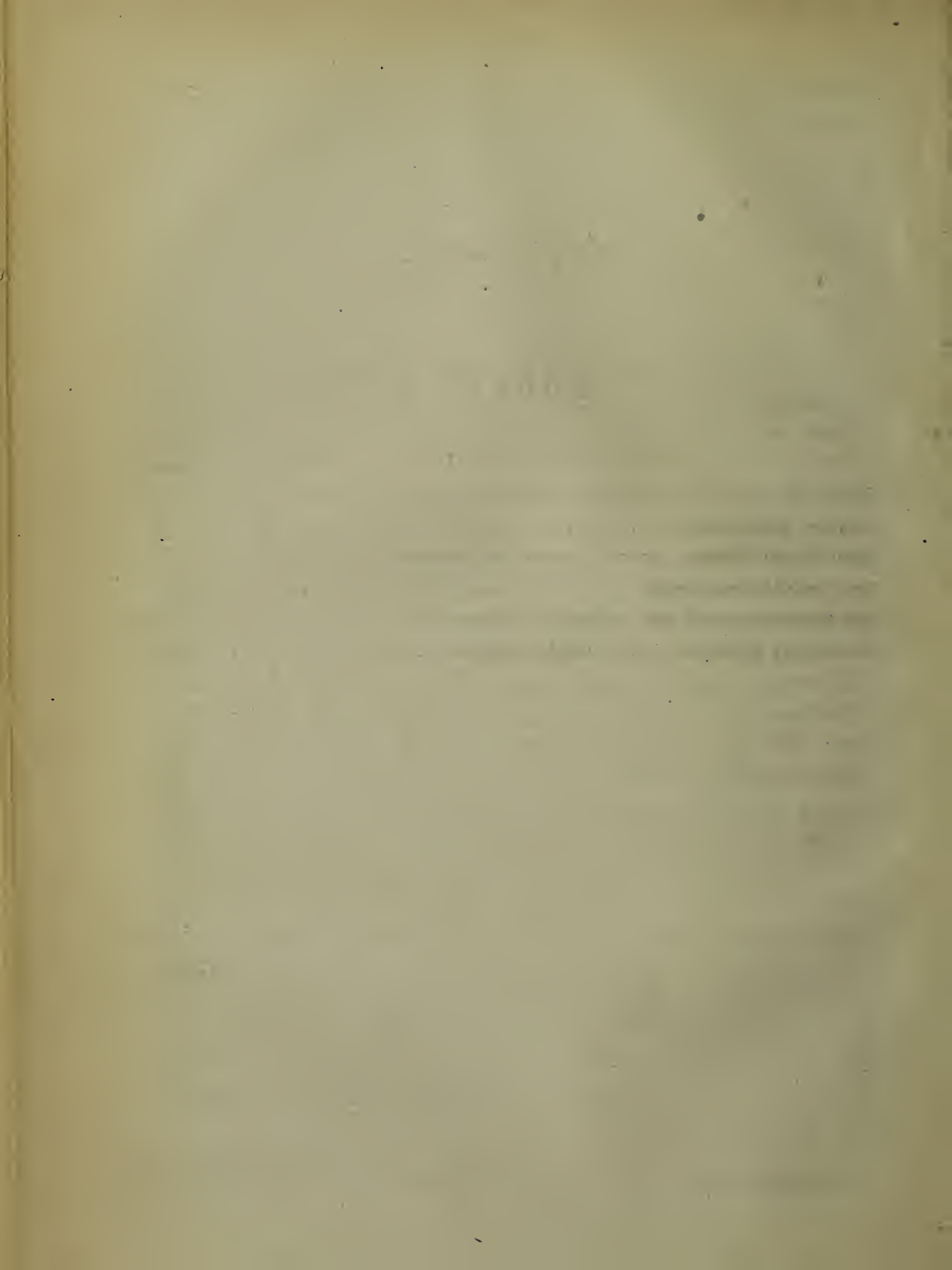
Sollten sich unter meinen Lesern wohlwollende Gönner dieses Büchleins finden, welche mir mit unterstützenden Winken und Fingerzeigen an die Hand zu gehen bereit wären, so werde ich dafür sehr dankbar sein, da ich Belehrungen gern entgegennehme.

Zum Schlusse ist es mir eine angenehme Pflicht, allen jenen Herren, die mich mit Rath und That freundlich unterstützt haben, hier meinen herzlichsten Dank abzustatten und zwar zunächst den Herren Bibliothekaren, durch deren bereitwillige Gefälligkeit mir bibliographische Aufschlüsse und das nöthige Quellenmaterial zur Verfügung gestellt wurden. Es sind das die Herren Hofrath Prof. Dr. Höck, Oberbibliothekar zu Göttingen, Rath Bodemann, Vorstand der Königl. öff. Bibliothek zu Hannover, Dr. Schnorr v. Carolsfeld, Bibliothekar zu Dresden, Hofrath Förstemann, Director der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, Dr. Julius Schrader, Königl. Bibliothekar zu Berlin, Dr. Otto v. Heinemann, Vorstand der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, und Dr. Karl Halm, Director der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, sowie die Firma Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. Allen diesen Herren, sowie denen, die mich sonst bei meiner Arbeit gefördert haben, sei hiermit nochmals der schuldige Dankestribut dargebracht.

Braunschweig, am 12. October 1874.

Der Verfasser.

Inhalt.



Einleitung.

Im J. 1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben. Der Geist des Jahrhunderts verlangte mit gebieterischer Unabweislichkeit diese Concession an die neue Aera der „Aufklärung", die von Frankreich durch Voltaire und die Encyklopädisten eingeleitet, von England aus durch die Gründung neuer Freimaurerlogen gefördert, sich durch ganz Deutschland Bahn zu brechen strebte und in Kant und Lessing ihre vornehmsten Apostel fand. Freilich war mit der Auflösung jenes Ordens für geistige Befreiung der Völker von dem Banne despotischen Obscurantismus noch nicht viel geschehen. Den Bösen war man los, aber das Böse war geblieben. Die Jesuiten suchten nach wie vor das beherrschende Element im staatlichen und socialen Leben zu bilden und hatten in Wahrheit nur das Kleid gewechselt. Besonders fest begründet war und blieb ihr Einfluß in Baiern, wo sie nicht nur die höchsten Regierungsstellen besetzten, sondern auch die Person des Fürsten vollständig in ihrer Gewalt behielten, wenigstens jenes, der nach der Vollziehung des bedeutsamen Staatsactes an die Regierung kam: Karl Theodor's. Sein Vorgänger, Maximilian Ludwig, hatte sich den Forderungen der Zeit mit aufrichtiger Hingabe anbequemt und alle jene Bestrebungen begünstigt, welche zum Ziele hatten, das Jahrhunderte alte Regime der Finsterlinge nicht nur der Form, sondern auch dem Wesen nach zu beseitigen, und es waren tief eingreifende Reformen im kirchlich-politischen Gebiete von ihm und seinen Räthen angebahnt worden. Der Erfolg derselben wurde aber nur zu bald durch seinen Nachfolger illusorisch gemacht, der sogar einige Jesuiten zu Beichtvätern hatte und sich von diesen völlig leiten ließ.

Die öffentliche Stimmung konnte mit diesem geheimen Fortwirken der Feinde des Zeitgeistes keineswegs zufrieden sein. Man fühlte sich

dem Treiben der Jesuiten gegenüber machtlos, ja wohl gar in seiner Gleichberechtigung zu Erlangung von Aemtern und Einfluß bedroht, — die Anhänger der neuen Ideen sahen ein, daß ihre Stellung eine bedenkliche, ihre Wirksamkeit eine problematische sein und bleiben müsse gegenüber dem Dominiren des Obscurantismus und des Despotismus der nach wie vor arbeitenden Jesuiten. — Auch noch ein anderes Gefühl machte sich daneben geltend. Es war das Bedürfniß nach geistiger Erhebung, nach moralischer Läuterung, nach ethischer Erziehung. — Die Deutschen entbehrten bislang noch eines die Nation durchdringenden, in die Kreise des mittleren und unteren Bürgerstandes hinabdringenden politischen Lebens. Der Antheil an den Ereignissen im Staate beschränkte sich auf die dabei unmittelbar Interessirten, auf die politischen Beamten und die Staatsmänner. Eine Presse im Sinne des Begriffes, den man heute mit diesem Worte verbindet, war so gut wie gar nicht vorhanden und man entbehrte sie auch nicht, da man mit der Politik ja nichts zu schaffen hatte und auch nicht haben mochte. Sie war das Privilegium der absolutistisch regierenden Fürsten und ihrer dafür angestellten Minister und Cabinetsräthe. — Unter solchen Umständen, namentlich zu einer Zeit, in welcher die Fragen nach den höchsten Zielen des Menschendaseins allgemein die Geister bewegte, war es naturgemäß, daß sich das Interesse und die Speculation grade auf das ethische Gebiet warf und dort Befriedigung suchte. Die von England her eingewanderte Maurerei war dieser Tendenz im höchsten Maße günstig. In ihr glaubte man das zu finden, wonach sich der Geist und das Gemüth sehnte. — Es entstanden daher zahllose Logen. Aber nicht nur die Freimaurerlogen, sondern auch andere, ähnlich organisirte Verbindungen schienen diesem Zwecke entsprechen zu können. Man stiftete daher außer ihnen noch eine Menge anderer — meistens geheim gehaltener — Gesellschaften und Bünde. „Das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus," bemerkt Hermann Hettner in seiner Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts sehr treffend mit Beziehung auf die eben entwickelten Verhältnisse, „konnte sich auch die Verbreitung der Aufklärung nur in der Form despotischer Bevormundung denken. Ausgeschlossen von aller selbstthätigen Theilnahme an den großen Bewegungen des Staates, suchte der Strebende, dem die Verwirklichung seiner stillen Begeisterung ernste Herzens-

angelegenheit war, in geheimen Gesellschaften, was ihm das öffentliche Leben versagte. Wie tief und allgemein die Idee von der Nothwendigkeit und dem Segen erziehender und leitender Geheimbünde auch im Bewußtsein der Gebildetsten und Erleuchtetsten lebte, beweist die hervorragende und abschließende Stellung, welche demselben Goethe im Wilhelm Meister zuertheilte, in jenem unvergleichlichen Romane, welcher die buntdurchkreuzten Wirren und Kämpfe einer modernen, nach reinem und harmonischem Menschendasein ringenden Bildungsgeschichte mit tiefster Lebensweisheit und ergreifendster Naturwahrheit schildert."

Es ist eine ganz normale Erscheinung, daß auf diese Action, welche im Sinne eines gesunden Rationalismus namentlich von Berlin aus durch die sogenannten Aufklärer, wie Nicolai, Mendelssohn, Biester, Gedicke und deren Gesinnungsgenossen gefördert wurde und sich über einen großen Theil Deutschlands verbreitete, alsbald eine entgegengesetzte Tendenz, eine Reaction in den Gemüthern Platz greifen mußte. Während aus dem Streben nach rationalistischer Vervollkommnung des sittlichen Bewußtseins, nach freisinniger Erziehung von Geist und Gemüth und mittelbar auch nach Geltendmachung der dadurch zu gewinnenden Anschauungen im praktischen und im staatlichen Leben der Illuminaten-Orden*) hervorging, suchte das wesentlich in schwächlicher Empfindelei beruhende Bedürfniß nach frommer Erhebung der Seele, nach einer geläuterten, aber auf positiven Glauben berechneten Ethik ebenfalls in geheimen und nach Art der Freimaurer organisirten Verbrüderungen Befriedigung. So entstand analog der Illuminaten-Gesellschaft eine Menge von Clubs und Vereinigungen, die allerdings auch derselben Tendenz wie die Freimaurer und Illuminaten huldigten, aber sich zur Verfolgung derselben nicht des aufgeklärten und gesunden Menschenverstandes und der durch die neuere Philosophie aufgestellten Ideen bedienten, sondern nach Art des Pietismus und

*) Ueber die Entstehungsgeschichte und das Verhältniß dieses Ordens zu den Bestrebungen des XVIII. Jahrhunderts giebt die vortreffliche Literaturgeschichte des XVIII. Jahrh. von Hermann Hettner, Braunschweig, bei Vieweg und Sohn, eine eingehende und zwar die beste von allen hierauf bezüglichen Darstellungen. Wir nehmen bei dieser Veranlassung Gelegenheit, dieses ausgezeichnete und den besten Arbeiten deutschen Forschergeistes ebenbürtig zur Seite stehende Werk allen Freunden der Literaturwissenschaft angelegentlichst zu empfehlen.

Mysticismus in starrem Bibelglauben, und durch Zuhülfenahme eines mystisch-cabalistischen Wunderapparates ihre Ziele: die Läuterung der Menschenseele und die Anbahnung einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott, zu erreichen wähnten.

Man empfand das Unbefriedigende des irdischen Alltagsdaseins und hoffte sich durch die Erziehung der Seele ein Anrecht und eine Anwartschaft auf Bevorzugung seitens des göttlichen Wesens zu erwerben, nicht jedoch im Sinne der christlichen Religion, sondern etwa nach Art des Gnosticismus, indem man eine physische Verklärung durch die directe Vermittelung der zwischen den Menschen und dem göttlichen Wesen die Brücke bildenden Geisterwelt annahm.

So absurd und märchenhaft es auch dem heutigen Zeitalter erscheinen mag, so steht es dennoch fest, daß sich, während auf der einen Seite die Aufklärung Riesenschritte machte, gleichzeitig auf der andern die Finsterniß und Verschwommenheit der philosophischen Weltanschauung verstärkte; daß, während man gegen Hexen- und Teufelsspuk mit allen Waffen der Wissenschaft und der Vernunft ankämpfte, gleichzeitig der Glaube an Magie, an Geister, an Wunderkräfte, an Alchemie, an Mantik und Alles, was damit in Verbindung steht, plötzlich wieder in ungeahnter Stärke emporschoß und sich mit einer epidemischen Rapidität selbst in den Kreisen der sogenannten Gebildeten einnistete. Es bildete sich eine Periode der Mystik und religiösen Schwärmerei, die an die düstersten Zeiten des abergläubischen Mittelalters erinnert und allerdings als ein Nebenproduct der sich auf der andern Seite Bahn brechenden Aufklärung, der im Umbildungsprocesse begriffenen Zeitlage, als eine unvermeidliche Nothwendigkeit betrachtet werden muß.

In wieweit die im Geheimen fortwirkenden Jesuiten dieser Reaction Vorschub leisteten, resp. direct daran betheiligt gewesen, wird sich schwerlich jemals mit Sicherheit feststellen lassen. — Daß sie ihnen, wie Schlosser in seiner vortrefflichen Geschichte des XVIII. Jahrh. bemerkt, erwünscht gewesen, weil sie die Verdummung und die Knechtschaft des Geistes beförderte, kann wohl als sicher gelten. — Thatsache ist, daß einzelne Apostel dieser neuen Zeitrichtung, wie z. B. der berüchtigte Cagliostro einer war, sich jesuitischer Maximen und Gebräuche befleißigten. Dennoch wäre es gewagt, diese Zeiterscheinung aus dem Wirken der Jesuiten allein und an erster Stelle erklären zu

wollen. Sehr treffend bemerkt Schlosser, daß aus dem Hange der guten Deutschen, sich aus dem trüben Lande der Servilität, des Gehorchens und der Demuth, worin sie im Leibe verweilen, im Geiste in die luftigen Höhen der Phantasie zu retten, jene religiöse Ueberspanntheit ihren Ursprung herleitete; wir müssen allerdings hinzusetzen: anläßlich des neu sich vollziehenden Umschwunges in den Ideen.

Es war eine Zeit des Ueberganges eingetreten. Das Alte zerbarst und Neues begann an seine Stelle zu treten. Philosophie und Literatur waren im Begriffe, neue Phasen ihrer Entwickelung zu beginnen. Nach welcher Seite hin sollte die zweifelnde und nach Erhebung, nach Reinigung und Erbauung sich sehnende Seele hinwenden? Das Alte erwies sich als unhaltbar und das Neue hatte noch keinen rechten Boden errungen oder seine Legitimation in anderer Weise bethätigt. So construirte man sich eine eigene Philosophie und eine eigene religiöse Anschauung, indem man Aberglauben, sittliches Gefühl und religiöse Empfindung aufeinanderwirken ließ und so entstand dann jener dumpfe, trübe Mysticismus, jene Befangenheit der Anschauung, welche den Schwindlern, Schwärmern und Betrügern die Ausübung ihres Metiers so leicht machte und so sehr zu ihren Erfolgen beitrug. Auf den folgenden Blättern wollen wir an einigen der markantesten Beispiele solches erweisen.

Emanuel Swedenborg.

Wenn wir die Reihe der in diesem Buche enthaltenen biographischen Darstellungen mit dem nordischen Seher eröffnen, dessen Name heute beinahe vergessen ist und dessen Werke selbst in den bedeutenderen Bibliotheken selten vollständig anzutreffen sind, so geschieht solches aus dem Grunde, weil er einer der bedeutendsten Vorläufer und Vorkämpfer jenes bunt zusammengewürfelten Schwarmes von Thaumaturgen, Theosophen und Cabalisten ist, welche im achtzehnten Jahrhundert ihr Wesen trieben und — wissentlich oder unwissentlich — die Zwecke des Jesuitismus: Unterjochung des Geistes unter die Fesseln des Aberglaubens, geistige Befangenheit, Obscurantismus, Kleinmüthigkeit, Kriecherei, Servilismus und Alles was damit verwandt ist, fördern halfen. Wenngleich nicht behauptet werden mag, daß Swedenborg für alle jene Thorheiten und Irrthümer verantwortlich gemacht werden kann, die am Ende des XVIII. Jahrh. sich als eine Art Völkerkrankheit fast epidemisch entwickelten und der Zeit eine ganz abnorme Färbung gaben, so steht gleichwohl unleugbar fest, daß das Auftreten dieses merkwürdigen theosophischen Schwärmers in fast allen europäischen Ländern sehr viel dazu beigetragen hat, die Zeitstimmung so zu beeinflussen, daß sie sich späterhin geneigt zeigte, auf alle möglichen Phantastereien und Thorheiten, welche der Mysticismus ausheckte, einzugehen. Swedenborg gab der Zeitstimmung den leitenden Accord. — Freilich würde sie denselben nicht so bereitwillig hingenommen haben, wenn nicht die Natur der damaligen Lage solches Versenken in Träumereien, solche Hingabe an Hirngespinnste überspannter Köpfe und schlauer Betrüger fast unvermeidlich gemacht hätte, wie solches auf den vorangehenden Seiten auseinandergesetzt und motivirt worden ist.

Swedenborg hieß ursprünglich Swedberg und war der Sohn des protestantischen Bischofs Jesper Swedberg zu Skara in Westgotland, der als ein tüchtiger Theologe und Mann von ehrenwerthem, vielleicht etwas heißblütigem Charakter sich der uneingeschränkten Achtung seiner Zeitgenossen erfreute. Man hat behauptet, der Bischof sei mystischen Anschauungen zugethan gewesen und habe schon in den Knaben den Keim zu dessen späteren mystisch-theosophischen Speculationen gelegt. Von den Anhängern Swedenborg's wird diese Angabe bestritten. Sie scheint aber dennoch begründet zu sein. Swedenborg, der im Jahre 1688*) (29. Febr.) zu Stockholm geboren wurde, erzählt nämlich einem Freunde selbst, seine Gedanken wären von seinem vierten bis zu seinem zehnten Jahre beständig voll von Betrachtungen über Gott, über die Erlösung und über die geistigen Zustände des Menschen gewesen. „Ich offenbarte im Gespräch oft Dinge, welche meine Eltern mit Staunen erfüllten, so daß sie zuweilen sagten, es sprächen gewiß Engel durch meinen Mund", sagt er selber von sich, was fast mit Gewißheit auf eine sehr starke mystisch-pietistische Einflußnahme der Eltern auf den Geist des Kindes schließen läßt. — „Von meinem sechsten bis zu meinem zwölften Jahre war es mein größtes Vergnügen," sagt er weiter, „mich mit den Geistlichen über den Glauben zu unterhalten, denen ich dann oft bemerkte, Liebethätigkeit oder Liebe sei das Leben des Glaubens und diese lebendigmachende Liebethätigkeit oder Liebe sei nichts andres, als die Liebe zum Nächsten; Gott verleihe diesen Glauben Jedem; er werde aber nur von Solchen angenommen, welche jene Liebethätigkeit üben."

Man ersieht schon aus diesen kurzen Aeußerungen, daß Swedenborg die Neigung zu theologischen Grübeleien angeboren war und daß sie durch die Eltern und seine Umgebung noch weiter ausgebildet wurde, und es bleibt hierbei nur das Eine merkwürdig, daß der Knabe nicht bei dieser Richtung blieb, sondern vielmehr später in das entgegengesetzte Extrem überging, indem er sich der Theologie ab- und den exacten Wissenschaften: Mathematik, Physik, Astronomie und Geologie zuwandte. Nebenbei allerdings betrieb er auch die classische Philologie und trat in derselben sogar auch als Schriftsteller auf, indem er commentirende Noten zu einzelnen lateinischen Dichtwerken, außerdem aber eine selbst-

*) Nicht 1689, wie fälschlich die meisten Angaben lauten.

ständige lateinische Gedichtsammlung unter dem Titel Ludus Heliconius herausgab.

Seine Studien auf der Universität zu Upsala waren im Jahre 1709 bereits beendet. Nachdem er sich den philosophischen Magistergrad erworben, machte er sich auf, um seine Kenntnisse nun noch auf ausländischen Hochschulen zu vervollkommnen. Im Jahre 1710 finden wir ihn abwechselnd bald in England, bald in Holland, bald auch in Deutschland und zwar vorzugsweise mit Mathematik, Bergbaukunde, Physik und Chemie beschäftigt. Vier Jahre lang trieb er dieses wissenschaftliche Nomadenleben. Im Jahre 1714 kehrte er wieder in seine Heimath zurück. Da er von einem unermüdlichen Wissensdrange getrieben wurde und eine unglaubliche Ausdauer und Beharrlichkeit besaß, so ist es begreiflich, daß er sich während seiner Studienzeit eine ganz ungewöhnliche Menge an Kenntnissen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft aneignete und bereits als ein junger Mann von 26 Jahren für einen Polyhistor im günstigsten Sinne dieses Wortes gelten konnte, zumal er außer seinem Fleiße noch einen hellen Kopf und ein ungemein leichtes Fassungsvermögen besaß.

Ein so außergewöhnlich begabter und kenntnißreicher junger Mann, der noch dazu durch die Stellung seines Vaters in einflußreichen Kreisen hervorragende Connexionen besaß, konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, der ein großer Liebhaber der Mathematik und der Naturwissenschaften war und sich mit seinen Offizieren in den Mußestunden damit zu unterhalten pflegte, daß er ihnen allerhand schwierige mathematische Aufgaben zu lösen gab. Karl XII. mochte an dem aufgeweckten und dabei doch sehr bescheidenen jungen Gelehrten ein Gefallen gefunden haben, denn er zog ihn nicht nur öfters an seinen Hof, sondern verlieh ihm auch die Stelle eines Bergassessors in dem schwedischen Bergwerkscollegium. Letztgenannter Behörde lag nämlich die Ueberwachung des gesammten Bergwerkbetriebes und die Anordnung zur rationellen Ausbeutung der Minen ob.

Swedenborg erhielt sein Bestallungsdecret im Jahre 1716, also im Alter von 28 Jahren. Hauptsächlich war diese Anstellung wohl eine königliche Anerkennung der umfänglichen Gelehrsamkeit des jungen Mannes, der nun dem Bergassessor Polhammer, später Polhem genannt,

beigegeben wurde und letzteren auf dessen vielfältigen Reisen nur zu begleiten hatte. Im nämlichen Jahre begann Swedenborg sein erstes wissenschaftliches Werk herauszugeben, das in 6 Theilen erschienen ist und den Titel Daedalus Hyperboreus trägt. Es ist das ein naturwissenschaftliches Repertorium, in welchem Swedenborg eine Menge von Studien und Versuchen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft und angewandten Mathematik veröffentlichte und welches damals wegen der Fülle der darin niedergelegten Kenntnisse einiges Aufsehen machte. Neben seinen naturwissenschaftlichen Studien gingen aber auch jetzt noch linguïstische und theologische einher; so brachte er es im Griechischen und Hebräischen zu einer völligen Geläufigkeit, auch soll er noch Kenntnisse im Persischen und Arabischen besessen haben. Welch' ein merkwürdiges Talent er überhaupt gewesen, beweist ferner der Umstand, daß er außerdem noch Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch fertig sprach und das Lateinische ebenfalls beherrschte, was schon aus seinen lateinischen Dichtungen hervorgeht.

Der König zog Polhem und Swedenborg recht häufig zu Rathe, sobald es sich um Fragen handelte, welche in das Gebiet der genannten Autoritäten einschlugen und ein staatliches Interesse hatten. Swedenborg und Polhem waren so zu sagen die technischen Beiräthe des Königs und ihren Rathschlägen namentlich in Münzangelegenheiten waren damals mehrere sehr tiefgreifende Reformen zu danken. — Mit seiner praktischen Thätigkeit verband er auch ferner seine theoretische. Swedenborg arbeitete mit unermüdlicher Ausdauer neben seinen amtlichen Obliegenheiten an einer Anzahl wissenschaftlicher Monographien, die theils der Mathematik, theils der Astronomie, theils auch der Physik angehörten. Außer der Fortsetzung seines Daedalus Hyperboreus gab er im Jahre 1718 eine Einleitung in die Algebra unter dem Titel Regel-Konsten und 1719 ein Werk über ein neues Münzsystem heraus. Später erschienen noch eine Menge ähnlicher Arbeiten, von denen zu nennen sind: Prodromus principiorum rerum naturalium, sive novorum tentaminum Chemiam et Physicam experimentalem geometrice explicandi Amstelodami 1721. Nova observata et inventa circa ferrum et ignem et praecipue circa naturam ignis elementarem, una cum nova camini inventione. Amstelod. 1721. — Methodus nova inveniendi longitudines locorum terra marique

ope Lunae. Amstel. 1721. — Modus construendi receptacula navalia, vulgo Docke-byggnader. — Nova constructio aggeris aquatici. Modus mechanice explorandi virtutes et qualitates diversi generis et constructionis navigiorum. — Miscellanea observata circa res naturales et praesertim circa mineralia ignem et montium strata. 3 Thle.

Die vorstehenden Schriften, die alle in den Jahren 1721—22 erschienen, sind die Früchte abermaliger Studien und Forschungen auf einer Reise, die Swedenborg im Jahre 1720 unternahm, um sich noch mehr im Bergwesen zu unterrichten. Bisher hatte er nämlich seine Functionen als Bergassessor noch nicht ausgeübt, da er sich noch nicht die hierzu erforderlichen praktischen Kenntnisse beimessen mochte. Um sich solche anzueignen, besichtigte er die hauptsächlichsten schwedischen Bergwerke und ging dann nach Holland und Deutschland, um auch dort das Bergwesen zu studiren. Er verweilte namentlich in Sachsen und Braunschweig längere Zeit und besichtigte die Harzwerke sehr eingehend. Der damalige Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig erwies ihm mehrfache Gunstbezeigungen, indem er ihn mit einer goldenen Ehrenmedaille beschenkte, ihm die kostenfreie Reise durch sein Gebiet gestattete und ihn außerdem wiederholt an seinen Hof einlud. Swedenborg's Ansehen war nämlich mittlerweile auch im Auslande bekannt geworden und zwar in Folge der Belagerung von Friedrichshall im Jahre 1718. Karl XII. wollte zur wirksameren Beschießung der Festung schwereres Geschütz verwenden als dasjenige, welches sich zu Lande durch Wagen und Pferde fortschaffen ließ. Er brauchte dazu einige Böte und Prahme, deren Herbeischaffung fast unmöglich schien, da sie über Land hergeholt werden mußten und das Terrain sehr hügelig und unwegsam war. Swedenborg construirte nun eine Rollmaschine, vermittelst deren er 2 Galeeren und 5 große Böte 2½ Meilen Weges über Berg und Thal von Strömstad nach Idefjol führte. Hierdurch wurde der König in den Stand gesetzt, sein Vorhaben auszuführen und die schweren Geschütze zu Wasser bis an die Wälle von Friedrichshall zu schaffen. Swedenborg erwarb sich durch diese Verwerthung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten nicht nur den Dank des Königs, sondern auch die allgemeine Anerkennung sowohl im In- wie im Auslande und wurde mit einem Schlage ein berühmter

Mann. Die Königin Ulrike Eleonore, Schwester Karl's XII. und Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel, aber belohnte ihn nach dem tragischen Ende Karl's XII. dadurch, daß sie ihm den Adel verlieh und ihn anwies, fortan den Namen Swedenborg statt seines bisherigen zu führen.

Nachdem Swedenborg im Jahre 1722 wieder nach Schweden zurückgekehrt war, theilte er seine Arbeitszeit zwischen den Erzgruben und der Studirstube. Während dieser Zeit entstand eines seiner bedeutendsten Werke, die opera philosophica et mineralogica, die im Jahre 1733 vollendet wurden und im folgenden in drei Bänden im Druck erschienen. Diese Arbeit erregte so bedeutendes Aufsehen, daß auf Grund derselben Swedenborg von der Petersburger Akademie der Wissenschaften zu deren Mitglied ernannt wurde, während die Pariser Akademie, welche damals ein prächtiges encyklopädisches Werk unter dem Titel: descriptions des arts et métiers herausgeben ließ, die Arbeit Swedenborg's vollständig in diese Encyklopädie aufnahm, da sie es für das umfassendste und gründlichste Werk namentlich über die Metallurgie des Kupfers und des Eisens erachtete. — Wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, handelte es übrigens nicht ausschließlich von der Mineralogie, sondern es enthielt auch eine vollständige Theorie der Kosmik, die auf mathematische Gesetze begründet war und allerdings nach unsern heutigen Begriffen von dieser Materie höchst abenteuerlich und abstrus erscheinen würde, damals aber als das Gediegenste angesehen wurde, was in dieser Art existirte.

Schon vorher, im Jahre 1724 hatte die Universität von Upsala Swedenborg die durch den Abgang des Professors Celsius erledigte Professur für höhere Mathematik angetragen, die er aber dankend ablehnte. — Swedenborg stand, als er alle diese Triumphe seines Wissens und seines Fleißes erntete, erst im 46. Lebensjahre. Sein wissenschaftliches Forschen und Streben hatte jetzt den Zenith erreicht. Schon ein Jahr zuvor nämlich hatte sich der nahe bevorstehende Eintritt der Peripetie in seinem wissenschaftlichen Entwickelungsgange angekündigt und zwar in Gestalt eines Buches, welches den Titel führte: Prodromus Philosophiae ratiocinantis de infinito, de causa creationis et de mechanismo operationis animae et corporis. Dresden 1733, ein Werk, welches in unverkennbarer Deutlichkeit zeigte, daß

die alten mystischen Jugendideen, die bislang tief auf dem Grunde seiner Seele geruht hatten, wieder aufgewacht waren und sich zu regen begannen.

Es kamen hierauf noch mehrere Werke von Swedenborg heraus, welche naturwissenschaftlichen Inhaltes und die Frucht abermaliger ausgedehnter Reisen durch Frankreich und Italien während der Zeit von 1736—40 waren, allein sie gehörten bereits der Periode der nun folgenden Decadence an, — denn seit dem Jahre 1734 hatte Swedenborg sich wieder auf das Gebiet der philosophischen und theosophischen Speculation begeben. Er versuchte von jetzt an ein neues religiöses Lehrgebäude auf Grund seiner Ansichten vom Weltall zu errichten, welches den Bedürfnissen des Christenthums besser dienen sollte, als das bisherige. — Wie er zu solcher Idee gelangte, hat er selber einem seiner Freunde in eingehender Weise erzählt. Er befand sich gerade in London und wollte sich in seinem gewöhnlichen Speisehause, in dem er sich ein Zimmer allein hatte reserviren lassen, zu Tische setzen. Als solches geschehen und er — da es schon spät am Abend war — mit großem Heißhunger seine Mahlzeit verzehrte, bemerkte er, wie sich während des Essens über seine Augen eine Art von Nebel verbreitete. Auf dem Boden seines Zimmers zeigten sich eine Menge scheußlichster kriechender Thiere, wie Schlangen, Kröten, Salamander u. dergl. Währenddessen nahm die Finsterniß immer mehr zu, verschwand aber dann bald darauf und Swedenborg sah jetzt in einer Ecke seines Zimmers ganz deutlich und von einem strahlenden Lichte umgeben einen Mann sitzen, der zu ihm in einem schauerlichen Tone die Worte sprach: „Iß nicht so viel!" Abermals verdunkelte sich Swedenborg's Gesicht auf einen Moment und als es wieder klar geworden, war die Erscheinung aus der Ecke verschwunden und Swedenborg befand sich wie vordem allein in seinem Zimmer. Bestürzt von dem, was er erlebt hatte, eilte er nach seiner Wohnung und dachte über die Ursache dieses merkwürdigen Vorfalles nach, ohne für denselben eine Erklärung finden zu können.

In der darauf folgenden Nacht stellte sich die Erscheinung noch einmal ein. Diesmal aber sprach der Mann zu Swedenborg folgende Worte: „Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Erlöser. Ich habe dich erwählt den Menschen den innern und geistigen Sinn der heiligen

Schriften auszulegen; ich werde dir dictiren, was du aufschreiben sollst." Diesmal war Swedenborg durchaus nicht erschrocken, und das Licht, von dem der Mann umgeben war, obgleich sehr lebhaft und glänzend, machte doch keinen schmerzhaften Eindruck auf seine Augen. Der Mann war in Purpur gekleidet und verweilte etwa eine Viertelstunde bei ihm. „In dieser Nacht," sagt Swedenborg, „wurden die Augen meines innern Menschen geöffnet und befähigt, in den Himmel, in die Geisterwelt und in die Hölle hineinzusehen, und ich fand allenthalben mehrere Personen meiner Bekanntschaft, von welchen einige schon längst, andre erst vor Kurzem gestorben waren. Von diesem Tag an entsagte ich allen weltlichen Beschäftigungen, um bloß noch über geistige Dinge zu arbeiten und mich den Befehlen anzubequemen, die ich erhalten hatte. Es begegnete mir in der Folge öfter die Augen meines Geistes geöffnet zu haben, um bei völligem Tage zu sehen, was in der andern Welt vorging und mit Engeln und Geistern zu reden, wie ich mit Menschen rede."*)

Man sollte glauben, einen Irren sprechen zu hören. Und doch haben eine Menge glaubhafter und urtheilsfähiger Beobachter späterhin übereinstimmend bezeugt, daß Swedenborg nicht im mindesten irgend welche Störung seines geistigen Gleichgewichts verrathen habe. Sein Benehmen, seine Reden, sein Handeln — Alles war nach wie vor völlig normal und unbefangen und nur in dem einen Umstande zeigte er etwas Auffälliges, daß er Geister sehen zu können versicherte und stets mit einem feierlichen Ernste von seinen Visionen in der höheren Welt zu erzählen wußte, wenn man ihn dieserhalb speciell befragte.

Swedenborg legte nun seine sämmtlichen Aemter nieder und begann sich fürder nur der ihm von Gott selbst ertheilten Mission zu widmen, der Christenheit die verborgenen Wahrheiten der Evangelien zu verkünden. Es geschah das im Jahre 1747, also im Alter von 59 Jahren.

Die Thätigkeit, die Swedenborg von jetzt ab im Dienste seiner neuen Berufung entfaltete, ist mindestens wohl eben so umfänglich

---

*) Vgl. Tafel. Sammlung von Urkunden, betr. das Leben und den Charakter Swedenborg's. Tübingen 1839—45. 4 Abtheil. 8°. I. p. 88 u. III. 10.

gewesen wie vordem seine wissenschaftlichen Arbeiten. Seine Productivität war auch auf religiös-philosophischem Gebiete eine ganz enorme, seine Arbeitskraft eine erstaunliche. Wenn man erwägt, daß Swedenborg außer seinen bereits gedruckten theosophischen Schriften, welche dreizehn dicke Quartanten umfaßten, nach seinem Tode noch hundert(!!) geschriebene Foliobände hinterließ, so wird man sich von dem ungeheuren Fleiße und dem Schaffensdrange dieses seltsamen Mannes ein Bild zu machen im Stande sein, zugleich aber auch tief beklagen, daß so viel Zeit und Mühe nicht auf einen vernünftigeren Gegenstand verwendet worden sind, als auf trübe Phantastereien und mystische Visionen.

Man darf übrigens nicht glauben, daß Swedenborg in der Folge ein mönchisch-trübseliges Träumerleben geführt habe. Allerdings bezogen sich fortan seine Gedanken ausschließlich auf das Jenseits und auf die Art, wie die christliche Religion, die sich im Stadium der völligen Entartung befände, zu reformiren und den geheimen Lehren der Evangelien gemäß zu gestalten sei. Allein dieses fortgesetzte Grübeln über eine neue Theologie verhinderte den Seher keineswegs, auch fernerhin mit der materiellen Welt in dauernder Verbindung zu bleiben. Wir werden demnächst sehen, wie er nach wie vor in seinen äußeren Manieren neben dem Gelehrten auch sehr wohl den Weltmann zu repräsentiren verstand.

Swedenborg hatte außer seinen Einnahmen, die ihm aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten und aus seiner amtlichen Function als Bergassessor flossen, auch noch von seinem Vater ein ziemlich ansehnliches Vermögen geerbt und da ihm auch nach seiner Abdication das volle Gehalt eines Bergassessors belassen worden war, so erklärt es sich, daß er fernerhin auch ohne ein Amt zu versehen, recht bequem leben konnte. Da er niemals verheirathet gewesen und seine äußeren Lebensbedürfnisse sich nur auf das Allernothwendigste beschränkten, so erübrigte er von seinen jährlichen Einkünften sogar noch erhebliche Summen.

Seine Lebensweise wird als höchst einfach beschrieben. In seinem späteren Alter soll er sich vorzugsweise von Milch, Semmel, Chocolade, Kaffee und ähnlichen leichten Lebensmitteln genährt haben. Fleisch und Wein habe er, wie seine intimsten Freunde versichern, nur äußerst

selten genossen. Der Kaffee, den er sich stets selbst bereitete und zu jeder Tages- und Nachtzeit zu sich nehmen konnte, war sein Hauptnahrungsmittel. Da er sehr oft die Nächte hindurch arbeitete oder in visionären Verzückungen zubrachte, so ist es fast unbegreiflich, wie es möglich gewesen, daß er dennoch ein so hohes Alter erreichte; er starb erst im Jahre 1772.

Wenn er nicht auf Reisen befindlich war, bewohnte er in Stockholm ein kleines Häuschen in der südlichen Vorstadt, das behaglich und bequem eingerichtet war und einen Garten hatte, den er mit besonderer Sorgfalt zu pflegen gewohnt war. Am Ende dieses Gartens befand sich ein kleines Gebäude, das wie eine Art Tempel eingerichtet war und einen Seitenflügel besaß, in welchem Swedenborg sich in der Regel seinem Verkehr mit der andern Welt anheim gab. In dem mittleren Theile war ein recht bequemer Pavillon eingerichtet, in dessen Hintergrunde sich mehrere Thüren befanden. Eine von diesen hatte ein geheimes Schloß, welches sich mittelst einer Feder durch bloßen Druck öffnete und die Thür aufspringen ließ. Man sah dann einen Käfig mit einem schönen Vogel und glaubte eine Perspective in einen zweiten, dahinter liegenden Garten zu haben. In Wirklichkeit war das Ganze aber nur der Reflex des ersten Gartens in einem sehr großen und sorgfältig geschliffenen Spiegel. Swedenborg pflegte mit besonderem Stolze dieses Kunstwerk den ihn besuchenden Personen zu zeigen und ihnen auch wohl scherzweise einzubilden, daß der zweite Garten noch viel schöner sei als der erste; man sieht, der Seher hatte immer noch Zeit und Lust zu weltlichen Scherzen.

Seine einzigen Hausgenossen waren ein alter Gärtner und dessen Frau. Ersterem lag besonders die Wartung und Aufsicht eines sehr schönen Gewächshauses ob, an dem Swedenborg eine besondere Freude hatte, während die Frau die Besorgung der weniger häuslichen Bedürfnisse und Säuberung der Wohnung zu besorgen hatte.

Man sollte vermuthen, daß ein so bedeutender Gelehrter wie Swedenborg, dem alle andern Leidenschaften und Liebhabereien fremd waren, wenigstens eine besondere Vorliebe für Bücher besessen und demgemäß eine stattliche und kostbare Bibliothek aufzuweisen gehabt haben möchte. Auch in diesem Punkte war Swedenborg ein Original, denn er besaß von Büchern fast gar Nichts. Sein ganzer Bücher-

schatz bestand aus einem hebräischen und einem griechischen Bibeltexte und — aus den umfänglichen Registern zu seinen eigenen Werken, die er für Citate aus früheren Schriften stets zur Hand haben mußte, um der Mühe zeitraubenden Nachblätterns überhoben zu sein.*)

Seine Garderobe war sehr einfach, aber sauber. In der Regel trug er einen schwarzen Sammetrock, sobald er sich außerhalb seiner Wohnung befand, über den er im Winter einen kurzen Pelz aus Rennthierfell zog. Auch in seiner Wäsche war er sorgfältig und nur selten kam es vor, daß er in der Zerstreuung an seinem Anzuge etwas versah. Jedenfalls hatte er in seinem Aeußern Nichts, was an den Sonderling erinnern konnte.

Auch in seinem Benehmen andern Leuten gegenüber verrieth er nicht das mindeste Auffällige. Alle seine Zeitgenossen schildern ihn als einen außerordentlich bescheidenen und durch seine Anspruchslosigkeit sehr gewinnenden Mann, der niemals mit renommistischer Aufdringlichkeit auftrat und namentlich von seiner Begabung andern Personen gegenüber nur dann sprach, wenn er dazu direct aufgefordert wurde. Daß er an seine Visionen in der That glaubte, kann nicht bezweifelt werden. Die fast kindliche Naivetät und unbefangene Harmlosigkeit, mit der er über dieselben auf Befragen Auskunft zu geben pflegte, liefern dafür den Beweis. Hören wir über diesen Punkt einige Urtheile von Leuten, die mit ihm persönlich verkehrten. Da ist z. B. ein vornehmer Schwede, der Reichsrath Andreas Höpken. Derselbe war kein unbedingter Anhänger Swedenborg's, schätzte ihn aber aus persönlichen Rücksichten sehr hoch und besuchte ihn häufig. Höpken fragte ihn einst, warum er von seinen Gesichten und Denkwürdigkeiten überhaupt Etwas an die Oeffentlichkeit gebracht habe, da sie doch so vieles Lächerliche auf seine Lehre zu werfen schienen und ihm also nur schaden könnten. Swedenborg antwortete hierauf mit der größten Feierlichkeit, daß er Befehl vom Herrn habe, sie bekannt zu machen und daß diejenigen, welche ihn deswegen lächerlich machten, eine Ungerechtigkeit gegen ihn begehen würden. „Denn," sagte er, „wie sollte ich, der ich ein Mann bei Jahren bin, mich selbst lächerlich machen wegen bloßer Einbildungen und

*) In seinem Gartenhause soll früher allerdings seine Bibliothek, und zwar eine recht gute, aufgestellt gewesen sein. Wahrscheinlich entäußerte er sich späterhin derselben, als er sich mit metaphysischen Speculationen zu beschäftigen begann.

Lügen?"*) In ähnlicher Weise betheuert Swedenborg auch in einem an den König von Schweden gerichteten Schreiben vom Jahre 1770 die Wahrhaftigkeit seiner Gesichte und Berufung durch Gott. „Daß sich unser Heiland mir sichtbar geoffenbart und mir befohlen hat zu thun, was ich gethan habe, und noch weiter thun werde," so lautet die betreffende Stelle aus jenem Briefe, „und daß er mich hierauf in Gespräche mit Engeln und Geistern kommen ließ, habe ich vor der ganzen Christenheit erklärt, und zwar nicht nur in England, Holland, Deutschland, Dänemark, desgleichen in Paris und in Spanien, sondern auch vor Ihren Königl. Majestäten bei verschiedenen Gelegenheiten und besonders, da ich die Gnade hatte, an der Tafel Ihrer Königl. Majestäten zu speisen, wo die ganze Königl. Familie und fünf Reichsräthe zugegen waren und von Nichts Anderem gesprochen wurde; und nachher habe ich es vor vielen Reichsräthen erklärt, unter welchen der Reichsrath Graf Tessin, der Reichsrath Graf Bonde, der Reichsrath Graf Höpken die Wahrheit davon wirklich erkannt haben, wie denn der Reichsrath Graf Höpken, der einen erleuchteten Verstand hat, auch jetzt noch dabei bleibt, nicht zu gedenken Andrer, sowohl im Inwie im Auslande, wo es ebenfalls vor Königen und Fürsten geschah." Zum Schlusse erbietet er sich noch den heiligsten Eid, der ihm hierüber auferlegt werden könnte, zur Bekräftigung abzuleisten.

Ein dänischer General, mit Namen Tuxen, der die Bekanntschaft Swedenborg's gemacht hatte und neugierig war, ihn näher kennen zu lernen, besuchte ihn, als er sich auf der Reise nach Amsterdam befand und wegen Windstille bei Helsingör mit seinem Schiffe vor Anker liegen mußte. Der Kapitän des Schiffes führte den General nach der Cajüte Swedenborg's und ließ ihn eintreten. „Ich fand den Assessor," so berichtet Tuxen über seinen Besuch, „sitzend in einem Hauskleide, seine Ellenbogen auf dem Tisch, mit den Händen sein Gesicht stützend, das gegen die Thür gewendet war, seine Augen offen und sehr erhoben. Ich war so unklug, ihn gleich anzureden und zu sprechen. In Folge dessen kam er wieder zu sich selbst (denn er war wirklich in einer Verzückung oder Extase gewesen, wie seine Stellung bewies), stand in einiger Verwirrung auf, ging einige Schritte

*) Tafel a. a. O. I. 67.

vom Tische vorwärts in sichtbarer und auffälliger Unsicherheit, die sich in seinem Gesicht und an seinen Händen ausdrückte, von welcher er jedoch sich bald wieder erholte, mich willkommen hieß und mich fragte, woher ich komme. Ich antwortete: da ich gehört, daß er an Bord eines schwedischen Schiffes sich befände, das unterhalb des Kolls liege, so komme ich mit einer Einladung von meiner Frau und mir selbst, er möchte uns mit seiner Gegenwart in unserm Hause beehren, worauf er sogleich einwilligte, seinen Schlafrock und seine Pantoffeln auszog, reine Wäsche anlegte, und sich so behend und munter wie ein Jüngling von einundzwanzig Jahren ankleidete. Er sagte dem Kapitän, wo er zu finden wäre, wenn günstiger Wind einträte, und begleitete mich nach Helsingör. Meine Frau, die gerade unwohl war, erwartete ihn hier zum Empfang und um ihn um Entschuldigung zu bitten, wenn in irgend Etwas unser Haus unsern Wünschen ihn zu unterhalten, nicht entsprechen sollte, und fügte bei, daß sie seit 34 Jahren mit heftigen hysterischen Anfällen geplagt sei, die ihr viel Leiden und Unwohlsein verursachten. Er küßte mit vieler Artigkeit ihre Hand und sagte: „O! das bedaure ich; doch davon wollen wir nicht sprechen. Ergeben Sie sich allein dem Willen Gottes, es wird vorüber gehen und Sie werden zu derselben Gesundheit und Schönheit gelangen, wie da Sie fünfzehn Jahre alt waren ..... Als wir in Gesellschaft von meiner Frau, meiner nun verstorbenen Tochter und drei oder vier andern jungen Damen waren (Verwandten von mir), unterhielt er diese sehr artig und mit vieler Aufmerksamkeit über gleichgiltige Gegenstände, über Lieblingshunde und Katzen, die im Zimmer waren, ihn liebkosten und auf seine Kniee hüpften, indem sie ihre kleinen Künste zeigten. Während dieser leichten Unterhaltung, in die sich einzelne Fragen mischten, auf die er alle in verbindlicher Weise antwortete, mochten sie diese oder die andre Welt betreffen, machte ich einmal die Bemerkung, es thue mir sehr leid keine bessere Gesellschaft zu seiner Unterhaltung zu haben, als eine kranke Frau und ihre jungen Mädchen. Er erwiderte: „Und ist dies nicht eine sehr gute Gesellschaft? Ich war immer sehr für die Gesellschaft der Damen."

Tuxen erzählt nun, wie Swedenborg sich mit den Damen noch weiter in der chevalereskesten Weise unterhalten, sie zum Vortragen einiger Clavier- und Gesangspiecen ermuntert und sich dabei mit regem

Interesse über ihre Musik und ihren Geschmack geäußert habe, was Alles beweist, wie sehr der damals schon hochbetagte Mann noch geistig regsam und frisch gewesen ist.

Von ganz besonderem Interesse ist aber Dasjenige, was Tuxen über seine Unterredung mit Swedenborg von dessen Geisterseherei berichtet. „Ich nahm mir nun die Freiheit," schreibt der General mit Bezug hierauf weiter, „ihm zu sagen, da er in seinen Schriften überall behaupte, daß zu jeder Zeit gute und böse Geister von der andern Welt bei jedem Menschen gegenwärtig seien, so möchte ich mir erlauben zu fragen, ob eben, während meine Frau und meine Tochter sangen, Einige von der andern Welt bei uns gewesen wären. Darauf antwortete er: „Ja gewiß!" und auf meine Frage, wer sie wären und ob ich sie gekannt hätte, sagte er: „Es war die dänische königl. Familie" und nannte Christian VI., Sophia Magdalena und Friedrich V., welche durch seine Augen und Ohren es gesehen und gehört hätten. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob er auch die verstorbene beliebte Königin Louise unter ihnen nannte. Darauf zog er sich zurück."

General Tuxen erzählt in dem nämlichen Berichte noch von einer früheren Unterredung, die er mit Swedenborg gehabt und in der auch die Geisterwelt zur Sprache kam. Tuxen hatte nämlich gelegentlich eines religiösen Zwiegesprächs die Frage gethan, ob Swedenborg wohl den verstorbenen dänischen König Friedrich V. in jener Welt angetroffen habe und ob er wohl wisse, wie es ihm dort gehe. Swedenborg bejahte die Frage und setzte hinzu, er wisse nicht nur, daß es ihm ganz gut gehe, sondern könne das Gleiche auch von allen andern Königen aus dem Hause Oldenburg versichern, die alle miteinander sich an einem Platze befänden, während er von den schwedischen Königen nicht dasselbe sagen könne. — Bei diesem Anlasse setzte er noch hinzu, er habe übrigens in der Geisterwelt Niemand mit so glänzender Umgebung und Bedienung gesehen als die verstorbene Königin Elisabeth von Rußland. Hierzu bemerkt Tuxen Folgendes: Als ich großes Erstaunen darüber ausdrückte, fuhr er fort und sagte: „Ich könnte Ihnen auch den Grund davon sagen, auf den wohl Wenige kommen würden; sie hatte nämlich bei allen ihren Fehlern ein gutes Herz und eine gewisse Bedächtigkeit bei ihrer Nachlässigkeit oder Gleichgiltigkeit. Diese bewog sie, unabsichtlich die Unterzeichnung vieler Edicte und Papiere,

die ihr von Zeit zu Zeit vorgelegt wurden, zu verschieben. Sie häuften sich aber in Folge dessen so sehr an, daß sie zuletzt dieselben nicht mehr prüfen oder durchlesen konnte, sondern genöthigt war, den Vorstellungen der Minister zu glauben und so viel als möglich war, zu unterzeichnen, worauf sie sich dann gewöhnlich in ihr Gemach zurückzog, auf ihre Kniee fiel und Gott um Vergebung bat, falls sie wider ihren Willen Etwas unterzeichnet hätte, das unrecht wäre."

Man wird über die Naivetät, mit der Swedenborg alles dieses wunderlich verworrene und phantastische Zeug von sich zu geben gewohnt war, billig in Erstaunen gerathen. Wäre nicht das Urtheil aller Berichterstatter über ihn in dem einen Punkte übereinstimmend, daß er kein Betrüger und Lügner, sondern ein überspannter Schwärmer gewesen — man müßte solche Aeußerungen, wie die eben erwähnten, für ebenso plumpe als freche Aufschneidereien halten. Es genügte offenbar der leiseste Anstoß für ihn, um sein zweifellos krankes Imaginationsvermögen in eine fieberhafte Erregung zu versetzen, ähnlich wie bei Nervenkranken ein einziges Wort, eine einzige Bewegung dazu hinreicht, sie in den heftigsten Paroxysmus zu versetzen, sofern man nämlich damit gerade ihre schwache Stelle trifft. Mancher kann die rauschendste Musik, die heftigsten Detonationen und ähnliches lautes Gelärm vertragen, ohne dadurch im mindesten aus seiner Fassung gebracht zu werden, während ihn das Knirschen eines Sandkornes auf einem Porzellanteller, das schrille Quieken eines ausgleitenden Messers oder auch schon das Geräusch einer knarrenden Thürangel in die heftigste Aufregung und in nervöse Affection versetzen kann. Just so war es mit unserm Seher der Fall. Man konnte mit ihm in der vernünftigsten und harmlosesten Manier über alle möglichen Dinge plaudern, ohne irgend eine Anomalie seines geistigen Zustandes zu bemerken. Sobald man aber auf religiöse oder transscendente Dinge die Rede brachte, stellten sich bei ihm sofort die Symptome der geistigen Störung ein. Freilich hatte er seine Visionen aber auch oft genug ohne einen äußeren Anlaß, wie wir bereits aus der Erzählung des Generals Tuxen wissen. — Ein sehr drastisches Beispiel dafür, bis zu welchem Grade sich die Intensität dieser Visionen steigern konnte, erzählt ein dänischer Gelehrter und Dichter, Professor Atterbom in der folgenden Anekdote von Swedenborg, die er für ganz und gar authentisch ausgiebt. Die Begebenheit

trug sich zu mit einem ausgezeichneten finnischen Gelehrten, welcher während seines ganzen Lebens eher zu wenig als zu viel glaubte. Dieser Gelehrte, damals noch ein junger Magister, trat eine Reise ins Ausland an und kam nach London, als Swedenborg sich gerade daselbst aufhielt. Wie weit er nun auch immer entfernt war ein Swedenborgianer zu sein, da er den weitberühmten Geisterseher vielmehr als einen Erzphantasten ansah, so dachte er doch, es zieme ihm, den wunderlichen Greis zu besuchen; nicht blos aus Neugierde ihn zu sehen, sondern auch aus dankbarer Hochachtung gegen einen Mann, der in jeder anderen Beziehung ein Licht nordischer Gelehrsamkeit und Muster sittlicher Vortrefflichkeit war. Angekommen in dem Hause, in welchem Swedenborg wohnte, ward er in einen Saal geführt von einem alten freundlichen Bedienten, welcher in ein inneres Zimmer ging, um den Fremden anzumelden und gleich wieder herauskam mit einer Entschuldigung für seinen Herrn, da er im Augenblick durch einen anderen Besuch verhindert sei, der jedoch wahrscheinlich nicht lange währen werde; weshalb man den Herrn Magister bäte, sich eine Weile zu setzen, und — ihn dann im Saal allein ließ. Da er nun zufällig seinen Platz in der Nähe der Thüre, welche ins innere Zimmer führte, erhalten hatte, so konnte er nicht vermeiden zu hören, daß in demselben eine sehr lebendige Unterhaltung geführt ward, und zwar im Auf- und Abgehen durch das Zimmer, in Folge dessen er die Worte derselben abwechselungsweise bald blos in einiger Entfernung hörte, bald in der Nähe seines Sitzes und so deutlich, daß er jedes Wort vernehmen konnte. Er bemerkte, daß das Gespräch lateinisch geführt ward und Roms Alterthümer betraf, eine Entdeckung, nach welcher er, selbst ein guter Lateiner und sehr bewandert in diesen Antiquitäten, sich unmöglich versagen konnte, mit gespannter Aufmerksamkeit darauf zu horchen. Etwas wunderlich ward ihm zu Muthe, als er durchaus nur eine Stimme sprechen hörte, zwischen bald längeren bald kürzeren Pausen, nach welchen die Stimme eine Antwort erhalten zu haben schien, und in der Antwort Veranlassung zu neuen Fragen fand. Daß der Zuhörer unter den sich Unterredenden Swedenborg selbst war, hielt er für ausgemacht; auch schien der alte Mann über seinen Gast höchst vergnügt zu sein. Wer aber dieser sei, konnte er nicht herausbringen; nur das Eine, daß das Gespräch eigentlich die

Zustände von Sachen und Personen zu Rom zur Zeit des Kaisers Augustus betraf; auch kamen Einzelheiten davon vor, die er mit unbedingt steigendem Interesse aufzufangen suchte, da sie ihm durchaus neu waren. Nachdem er sich aber mehr und mehr in die Sache selbst vertieft hatte und schon daran war, das Wunderbare, das mit der Behandlung derselben verknüpft war, zu vergessen, ward die Thür geöffnet und Swedenborg, den er durch die Uebereinstimmung mit den Abbildungen und Beschreibungen, die man von ihm hatte, erkannte, trat mit freudestrahlendem Antlitz in den Saal. Er grüßte den von seinem Sitz aufgestandenen Ankömmling mit freundlichem Nicken, jedoch nur im Vorbeigehen, denn seine hauptsächliche Aufmerksamkeit war auf das unsichtbare Wesen gerichtet, das er unter Bücklingen durch das Zimmer und die entgegengesetzte Thür herausbegleitete, indem er dabei im schönsten und fließendsten Latein mancherlei Verbindlichkeiten sagte und sich sein baldiges Wiederkommen ausbat. Als er unmittelbar nachher wieder hereinkam, ging er geradezu zu seinem später gekommenen Gaste hin und redete ihn unter kräftigem Händedruck also an: „Nun herzlich willkommen, Herr Magister, und Verzeihung, daß Sie zu warten hatten! Ich hatte, wie Sie bemerkten, Besuch.“ Der Reisende, erstaunt und verlegen: Ja, ich bemerkte es. — Swedenborg: „Und können Sie errathen, wen?“ — Unmöglich. — „Denken Sie, mein Herr, Virgil! Und wissen Sie, er ist ein gar angenehmer Mann. Ich habe immer eine gute Meinung von dem Manne gehabt, und er verdient sie. Er ist eben so bescheiden, als witzig und auf liebenswürdige Weise unterhaltend.“ — So hatte ich mir ihn auch vorgestellt. — „Recht! und er ist sich immer gleich. Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß ich in meiner ersten Jugend mich viel mit römischer Literatur beschäftigte und dabei auch mit einer Sammlung von Carmina, die ich zu Skara drucken ließ?“ — Ich weiß es, und alle Kenner schätzen sie hoch. — „Das freut mich; es ist gleichviel, daß der Inhalt sich um meine erste Jugendliebe dreht. Manches Jahr, manche andere Studien, Beschäftigungen und Gedanken liegen zwischen jener Zeit und dem Jetzt. Aber der so unerwartete Besuch Virgils weckte eine Menge jugendlicher Erinnerungen auf; und da ich ihn so artig, so mittheilend fand, beschloß ich die Gelegenheit zu benützen, ihn über Dinge zu befragen, über welche Niemand bessere Auskunft geben

konnte. Er hat mir auch versprochen bald wieder zu kommen....
Allein lassen Sie uns jetzt über Anderes sprechen! Es ist so lange, daß ich mit Jemand aus Schweden zusammengetroffen bin und vollends mit einem jungen Akademiker! Kommen Sie hier herein und setzen Sie sich zu mir! Womit kann ich Ihnen dienen? Aber zuerst geben Sie mir Rede und Antwort über Alles und Jedes in der Heimath, Altes und Neues." — „Und nachher," so fährt der Zeuge und Berichterstatter der Scene zu einem seiner vertrauten Freunde fort, von dessen Lippen Atterbom die Erzählung erhielt, „nachher vernahm ich, während der ganzen Zeit meines Zusammenseins mit dem sonderbaren Greis, den ich seitdem mehrere Male besuchte, nicht das mindeste Erstaunenswerthe, ausgenommen seine unerhörte Gelehrsamkeit in allen Zweigen der menschlichen Wissenschaft und Forschung. Er berührte nachher niemals mehr etwas Uebernatürliches oder Visionäres. So verrückt er mir auch Anfangs erschienen war, so schied ich doch von ihm mit der größten Dankbarkeit, sowohl für seine stets im höchsten Grade gelehrte Unterhaltung, als auch für sein in Wort und That sich stets gleich bleibendes rückhaltloses Wohlwollen — und überhaupt mit der größten Bewunderung, obgleich vermischt mit dem Bedauern, daß, in einem gewissen Punkt, eine Schraube in dem ehrwürdigen Manne so gänzlich verloren oder ausgefallen war.".

Ein sehr achtbarer und außerdem durchaus unbefangener und vorurtheilsfreier Mann, auf dessen Zeugniß wir noch später in ausführlicher Weise recurriren werden, liefert in einem Schreiben, in dem er ebenfalls einen Besuch bei Swedenborg schildert, noch weiteres Material zur Beurtheilung des wunderlichen Kauzes. Der Briefschreiber heißt Cuno und war ein wohlsituirter Bürger zu Amsterdam, der neben seinem kaufmännischen Berufe noch allerhand Lieblingsstudien, namentlich theologische zu treiben pflegte und Swedenborg von früher her kannte. Er beschreibt seine Eindrücke von dem Besuche im Folgenden: ... „Verwichenen Donnerstag besuchte ich ihn und fand ihn wie gewöhnlich beim Schreiben. Er erzählte mir, daß er sich denselben Morgen drei Stunden lang mit dem verstorbenen König von Schweden unterredet habe. Schon am Mittwoch, als gestern, habe er ihn dort angetroffen, da er aber gesehen, daß er in ein tiefes Gespräch mit der noch lebenden Königin verwickelt gewesen, habe er (Swedenborg)

den König nicht darin stören wollen. — Ich ließ ihn nur immer fortschwatzen, fragte aber endlich, wie es nur möglich wäre, eine noch im Lande der Lebenden befindliche Person im Reiche der Geister anzutreffen? Er antwortete mir: die Königin war es nicht selbst, sondern ihr spiritus familiaris. Was ist das für ein Ding? fragte ich weiter. Denn dergleichen neue Erscheinungen hatte ich bisher weder gehört noch gelesen. Hierauf bezeugte er mir, daß ein jeder Mensch seinen guten und seinen bösen Engel habe, der nicht allein beständig um ihn sei, sondern sich auch zuweilen von ihm entferne und im Geisterreiche erscheine. Davon wisse der lebendige Mensch aber nichts, der Engel Alles. Ein solcher spiritus familiaris habe Alles mit seinem menschlichen Compagnon überein. Er habe im Geisterreiche sichtbar diese Taille, Gesichtsbildung, denselben Ton, dieselbe Sprache, trage auch dieselben Kleider wie der Mensch auf Erden, mit einem Worte, dieser spiritus familiaris der Königin habe nicht anders ausgesehen, als wie er die Königin selbst in Stockholm so oft gesehen und sie reden gehört habe. Um mir meine Bewunderung zu nehmen, setzte er hinzu, der Herr Dr. Ernesti in Leipzig sei ihm auf gleiche Weise im Geisterreiche erschienen und mit demselben habe er weidlich disputirt. — Was wird dieser gelehrte Professor doch sagen, wenn er so etwas erfährt? Vielleicht: „der alte Mann ist verrückt und in seiner zweiten Kindheit.“ Er wird darüber lachen und wer kann's ihm verdenken. Es ist mir unbegreiflich, wenn ich solche abenteuerliche Dinge von ihm höre. Noch mehr. Ich habe ihn oft in großen Gesellschaften beiderlei Geschlechts dergleichen erzählen gehört, wovon ich nur gar zu wohl wußte, daß Spottvögel darunter seien. Aber zu meinem Erstaunen fiel Niemand das Lachen ein. So lange er redet, ist es nicht anders, als ob ein Jeder, der ihn hört, bezaubert ist, ihm glauben zu müssen. Er ist vor Niemand zurückhaltend. Wer ihn zu Gaste nöthigt, der hat ihn. — Ein junger Herr hat ihn vorige Woche zu Gaste gehabt. Ob er ihn gleich gar nicht kennt, ist er doch an dessen Tafel erschienen und hat daran Juden und Portugiesen angetroffen, mit welchen er sonder Unterschied sich eingelassen. Wer neugierig ist, ihn zu sehen, hat keine große Mühe. Er braucht nur nach seinem Hause sich zu begeben und er läßt einen Jeden vor sich. Man kann leicht erachten, daß ihm dergleichen vielfältiger Besuch viel Zeit wegnimmt. So viel

weniger kann ich begreifen, wie er doch darum sein Vorhaben vollbringt, alle Wochen zwei compreß geschriebene Bogen abdrucken zu lassen und zehn Bogen im Manuscript, ohne eine einzige Zeile im Vorrath zu concipiren. Er sagt, ein Engel dictire ihm, und er könne geschwind genug schreiben." (Sammlung einiger Nachrichten, Swedenborg's Umgang mit dem Geisterreiche betreffend. Hamburg 1771. 8°.)

Das Vorstehende enthält in wenigen Worten gerade die prägnanteste Charakteristik unseres Propheten. Darum haben wir den ganzen Brief in seinem vollständigen Wortlaute wiedergegeben. Der Mann, der ihn geschrieben hat, ist unbedingt zuverlässig. Sein Urtheil war, wie wir aus einer andern Schrift: „Aufzeichnungen eines Amsterdamer Bürgers über Swedenborg. Nebst Nachrichten über den Verfasser (Joh. Christian Cuno) von Dr. Aug. Scheler. Hannover bei Carl Rümpler 1858. 8°" wissen, durch ein treffliches Beobachtungsvermögen geschärft und er verband mit größter Nüchternheit der Erwägung auch strenge Rechtlichkeit und Biedersinn. Was ein solcher Mann über Swedenborg sagt, hat daher mehr als gewöhnliche Bedeutung. Wir werden, wie bemerkt, uns noch öfter auf ihn zu beziehen haben. — Daß Swedenborg wirklich an seine Visionen glaubte, geht auch ferner aus den Erzählungen mehrerer andrer Gewährsmänner hervor, welche sich über seine „Anfechtungen" auslassen.

Er war fast niemals krank, außer, wenn seine „Anfechtungen" über ihn kamen. In solchen Fällen pflegte er oftmals ganze Tage in seinem Bette zuzubringen und sich vor Niemand, selbst nicht einmal vor seinen Domestiken sehen zu lassen. Einmal hatte er sich sogar eine zehntägige Clausur in dieser Weise auferlegt, während deren man ihn häufig mit starker Stimme und großer Emphase reden hörte, so daß man hätte glauben können, er predige vor einem zahlreichen Auditorium. Einstmals besuchte ihn einer seiner Freunde, ein gewisser Robsahm und fand ihn von heftigen Zahnschmerzen geplagt. Robsahm rieth Swedenborg, er möchte eines von den üblichen Hausmitteln dagegen anwenden, erhielt aber eine entschiedene Ablehnung zur Antwort. Sein Schmerz, bemerkte Swedenborg, rühre nicht vom Zahnnerv her, sondern vom Einflusse der Hölle und der Heuchler, die ihn anfechten und ihm durch Besprechung aus der Ferne her dieses Leiden verursachten! Er wisse indessen, daß es bald aufhören werde. — Wenn

man ihn fragte, was er bei seinen Monologen, deren er viele sogar mitten in der Nacht abzuhalten pflegte, vorhabe, erwiderte er, es seien böse Geister bei ihm gewesen, denen es gestattet gewesen, ihn zu schmähen, er habe gegen sie reden und eifern müssen, um sie zum Schweigen zu bringen. — Solche Scenen kamen öfters auch bei seinen Reisen zu Wasser vor. Während einer solchen blieb er fast die ganze Zeit über in seiner Kajüte und ließ so vernehmliche Worte erschallen, daß sogar die Matrosen auf ihn aufmerksam wurden und glaubten, er habe den Verstand verloren. Der Kapitän sorgte indessen dafür, daß er in seinem Treiben nicht gestört wurde, und da sich Swedenborg sonst durchaus an die Schiffsordnung hielt, mochte ihm Niemand etwas anhaben. — Jemand, der mit ihm kurz vor dem Antritte einer größeren Reise in einem Gasthofe übernachtete und sein Wesen kannte, erzählt, Swedenborg habe sich Abends zur gewohnten Stunde in sein Schlafgemach begeben, um sich niederzulegen. Da es noch früh war, ging der Gefährte noch nicht schlafen, sondern setzte sich in ein andres Zimmer in der Nähe von dem Swedenborg's, um noch eine Weile zu plaudern. Plötzlich hörte man ein Geräusch, und da man nicht den Grund desselben errathen konnte, so näherte man sich einem kleinen Fenster in der Thüre, welche zu Swedenborg's Zimmer führte. Swedenborg saß in seinem Bette aufgerichtet und hatte die Hände gen Himmel gehoben; sein Körper befand sich in großer Bewegung und er sprach laut vor sich hin. Dann ließ er die Hände sinken und wurde ruhig. Der Gefährte und der Wirth gingen nun zu ihm in das Zimmer und fragten ihn, was ihm wäre. Er antwortete, es sei ihm ganz wohl; soeben habe er eine lange Unterredung mit den Engeln gehabt, die ihn sehr angegriffen hätte. In der That war er so erregt, daß er sehr stark transspirirte und andere Wäsche anlegen mußte. Am andern Morgen stand er wohlgemuth auf und begab sich in bester Laune auf das Schiff, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

Trotz seiner vielfachen Grübeleien über ernste Dinge soll er dennoch niemals griesgrämlich oder unfreundlich gewesen sein. Wer sich an ihn wandte, und sei es auch nur aus ganz nichtigen Motiven, aus Neugier oder in spöttischer Absicht, wurde von ihm freundlich und entgegenkommend empfangen und mit größter Bereitwilligkeit, soweit es anging, zufriedengestellt. Wenn man ihn über seine Visionen und

seine sonstigen religiösen Anschauungen befragte, antwortete er mit einer solchen Offenheit und mit so ehrlicher Miene, daß man unwillkürlich daraus die Ueberzeugung gewinnen mußte, er sei im Tiefinnersten von der Wahrhaftigkeit und Unfehlbarkeit seiner Phantasmen durchdrungen. Seine blauen Augen und sein treuherziges Gesicht, dazu seine Bescheidenheit wirkten meist so ungemein einnehmend, daß selbst die ärgsten Spottvögel ihn ruhig und ehrerbietig anhörten, wenn er seine Grillen und Hirngespinnste zum Besten gab, weil der ganze Habitus des sonderbaren Mannes zu achtungswerth erschien, als daß man es gewagt hätte, ihn lächerlich zu machen. Man ließ ihn eben gewähren, wie man alle Sonderlinge und wunderliche Käuze gewähren läßt, die nicht durch Insolenz und Prätension zur Abwehr geradezu herausfordern. — Jener bereits erwähnte Cuno in Amsterdam läßt sich über den ersten Eindruck, den er bei seinem Besuche von Swedenborg empfing, also aus: „Eine meiner ersten Fragen war, ob er sich denn keinen Bedienten hielte, der ihm bei seinen so hohen Jahren aufwartete und ihn auf der Reise begleitete? Seine Antwort war, daß er keine Aufsicht nöthig habe, und auf Reisen fürchte er sich vor Nichts, weil sein Engel allemal bei ihm sei und mit ihm spräche und umginge. — Ein jeder Andere, der mir so etwas vorgesagt hätte, würde mich dadurch zum Lachen gebracht haben; bei diesem ehrwürdigen Greise von 81 Jahren, der mir dies mit der Unschuld eines Kindes vorsagte, fiel mir nicht einmal das Lachen ein; er sah dabei gar zu fromm aus, und aus seinen lächelnden hellblauen Augen, die er stets, wenn er mit mir sprach, auf mich richtete, war mir immer, als ob die Wahrheit selbst daraus mitspräche. Ich habe es mit Verwunderung oft als etwas Besonderes angemerket, wenn ich ihn nachgehends in ziemlich großen Gesellschaften mitbrachte, worunter Spötter sich mit eingeschlichen hatten, die mit dem Vorsatze gekommen waren, den alten Mann für einen Narren zu halten, die aber auch alsdann, wenn er eben so wenig zurückhaltend — wie ein offenherziges Kind, die wunderlichsten Dinge aus der Geisterwelt ohne Mißtrauen erzählte, ihr Lachen und vorsätzliche Spottlust auf einmal vergaßen und mit offenem Munde nach ihm horchten. Es war nicht anders, als ob seine Augen das Vermögen besäßen, einem Jeden ein Stillschweigen aufzulegen."

So gefällig sich Swedenborg auch immer zu zeigen pflegte, wenn

man ihn besuchte und so galant er selbst in seinem Alter noch gegen das weibliche Geschlecht sich zu benehmen wußte, so hegte er gegen Damen, die ihn in seiner Wohnung wohl recht häufig aufsuchten, um von ihm entweder Auskunft über Verstorbene zu erhalten oder ihre Neugier zu befriedigen, stets ein tiefes Mißtrauen und empfing solche Besuche nie anders als in Gegenwart seiner Haushälterin, der Gärtnersfrau, „denn," sagte er, „Frauenzimmer sind listig; sie könnten vorgeben, daß ich ihre nähere Bekanntschaft suche; und außerdem weiß man, daß solche Personen verkehren und verdrehen, was sie hören und nicht begreifen."*)

Der Argwohn gegen das weibliche Geschlecht, dessen Gesellschaft er sonst übrigens sehr gern mochte, stammt wohl von einer trüben Jugenderfahrung her, die für das ganze spätere Leben Swedenborg's einen bitteren Nachgeschmack zurückließ. Er hatte nämlich in seiner Jugend eine Braut gehabt, die er ehelichen wollte. Da sie ihn aber schmählich hinterging, war er genöthigt, sie aufzugeben. Diese Erfahrung hatte ihn ohne Zweifel mit einem tiefgehenden Pessimismus gegen die Frauenwelt erfüllt und zur Vorsicht im Verkehr mit ihr bewogen, und sie erklärt es auch wohl, weshalb Swedenborg sein ganzes Leben hindurch ein Hagestolz blieb.

Swedenborg's Gesichte und seine angebliche Divinationsgabe machten übrigens auch im Auslande Aufsehen. — Elisa v. d. Recke, die geistvolle Freundin Tiedges, erzählt in ihren Nachrichten über Cagliostro (wovon später Genaueres) wie mächtig auf ihr Gemüth die Nachricht von den wunderbaren Prophezeiungen Swedenborg's gewirkt und sie mit frommen Schauern erfüllt habe und wie auf sie, so hatte sicherlich noch auf viele Tausend andre Gemüther des nordischen Sehers Treiben denselben Eindruck gemacht. — Lavater in Zürich, der eine förmliche Manie für alles Unbegreifliche, Räthselhafte und Ueberspannte hatte und an allen möglichen Geisterspuk steif und fest glaubte, konnte natürlich eine Erscheinung, wie Swedenborg, nicht unbeachtet lassen. Er brach die Gelegenheit vom Zaune, um sich mit ihm in Verbindung zu setzen, indem er an ihn schrieb und um Auskunft über das Befinden einiger verstorbener Freunde bat. Die Briefe, die in

*) Tafel, Urkunden rc. III. S. 20.

lateinischer Sprache abgefaßt waren, sind zu charakteristisch für die Denkweise des Züricher Physiognomen, als daß wir sie übergehen könnten. Sie lauten nach der in der Tafel'schen Sammlung mitgetheilten Uebersetzung folgendermaßen. (Tafel, Urkunden II. S. 413 f.)

I. Sehr zu verehrender und vortrefflicher Mann!

Ich zweifle nicht, daß Sie öfters durch Briefe von Fremden, mit denen Sie nicht bekannt sind, beunruhigt werden. Und da sie durch Betrachtungen, Geschäfte, Reisen und die Gesellschaft angesehener Personen sehr in Anspruch genommen sind, so werden Sie vielleicht gegenwärtiges Schreiben von einem unbekannten Schweizer als eine Spielerei und Zudringlichkeit ansehen; allein nachdem ich erfahren, daß ein so großer Mann mein Zeitgenosse ist, konnte ich nicht umhin, ihn über einige Dinge zu fragen, welche mir von der höchsten Wichtigkeit zu sein scheinen; und da ich außer Ihnen (die Sie schon Beweise eines außerordentlichen und beinahe göttlichen Wissens gegeben haben), Niemanden in dieser Welt kenne, der fähig wäre, meine Fragen zu lösen, so will ich mir die Freiheit nehmen, sie Ihnen vorzulegen und getröste mich, Sie werden sich herablassen, mich hierin bald möglichst zu befriedigen.

1) Ich bin seit drei Jahren mit Herz und Seele beschäftigt gewesen, ein Gedicht über die zukünftige Seligkeit der Christen zu schreiben und habe vor Kurzem verschiedene Briefe, besonders an Zimmermann, den gegenwärtigen berühmten Arzt des Königs von England, einen Hannoveraner, meinen vertrauten Freund, geschrieben, um die Meinungen der Weisen und Gelehrten darüber zu hören, was von großem Nutzen für mich sein würde; ich weiß aber nicht, ob Sie mit der deutschen Sprache vertraut sind. Ich würde Ihnen gern entweder eine Abschrift davon senden oder, wenn es Ihnen gefällt, die vornehmsten Theile ins Lateinische übersetzen.

2) Ich bin schon lange theils aus der heiligen Schrift, theils durch eigene Erfahrung überzeugt gewesen, daß Gott häufig gläubige und brünstige Gebete in solcher Weise erhört, daß um derselben willen nicht nur wunderbare Dinge geschehen, sondern auch wirkliche Wunder gewirkt worden sind. Ich bin gerade im Begriff, eine Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben und bitte daher, mir Ihre Ansicht

über denselben zu sagen. Sie zweifeln wahrscheinlich nicht, daß Gott und Christus auch jetzt noch Wunder wirkt um der Gläubigen willen, welche eng mit ihm verbunden sind: vielleicht sind einige Beispiele, welche die Sache außer Zweifel setzen, zu Ihrer Kenntniß gekommen. Ist es wahr, daß ein sehr frommes Mädchen zu Stockholm, Namens Katharina Fagerberg, wenn es verlangt wurde, durch das Gebet und einen außerordentlichen Glauben viele Personen, welche außerdem unheilbar gewesen wären, schnell geheilt hat? Könnten Sie mir wohl gewisse und authentische Beweise davon verschaffen?

3) Ich habe viel gehört und gelesen von Ihrem vertrauten Umgange mit den Geistern der Verstorbenen. Möchte es mir denn erlaubt sein, Ihnen, hochverehrter Mann, einige Fragen vorzulegen, welche aus einem Herzen kommen, das ganz redlich gesinnt und mit Hochachtung gegen Sie erfüllt ist, Fragen, durch deren Lösung ich von der Wahrheit dieser beinahe unglaublichen Berichte überzeugt werden möchte.

a. Felix Heß, einer meiner Freunde, starb den 3. März 1768: — wird er mir erscheinen während meines Lebens, und wann und in welcher Weise? — wird er mir Etwas offenbaren in Betreff der Seligkeit Derer im Himmel oder meines kirchlichen Berufes auf Erden? — Ich drang sehr inständig in ihn vor seinem Tode mein Verlangen womöglich zu befriedigen.

b. Wird Heinrich Heß, der Bruder des Verstorbenen, mein sehr guter Freund, noch überzeugt werden von der Kraft des Glaubens und des Gebetes, die ich lehre und an der er noch zweifelt? — und welche von den Bewohnern Zürichs, welche noch in einem Zustande des Zweifelns sind, werden davon überzeugt werden?

c. Werde ich jemals so glücklich sein, mit Engeln oder Geistern der Verstorbenen zu verkehren ohne irgend einen falschen Fanatismus oder Ungehorsam gegen das Gebot Gottes, die Todten nicht zu fragen? und durch welche Lebensweise oder durch welche Tugenden könnte ich zu einem so hohen Vorzuge gelangen?

d. Kam der Traum, den ich am 9. Juni d. Jahres hatte, von Felix Heß?

Werden Sie nicht unwillig, vortrefflichster und gelehrtester Mann, über einen sehr eifrigen Jünger der Wahrheit, welcher weder unbesonnen

leichtgläubig, noch auch ungläubig sein will, sondern ein offenes Herz hat, bereitwillig aus innerster Seele aufzunehmen, was immer die Wahrheit hervorstrahlen läßt. — Leben Sie wohl und lassen Sie mich nicht vergeblich auf Antwort warten. Möge Gott und Christus, dem wir angehören, wir mögen leben oder sterben, mit Ihnen sein.

Zürich i. d. Schweiz, 14. Aug. 1768.

Joh. Caspar Lavater, von Zürich,
Diener des Wortes Gottes.

Lavater wartete über ein Jahr vergeblich auf eine Antwort. — Wenn Swedenborg ehrlich sein wollte, mußte er ihm schreiben, daß er nicht im Stande sei, die im letzten Theile dieses abstrusen Briefes an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, weil er oft genug erklärt habe, daß es ihm nur mit solchen Geistern zu verkehren möglich sei, die er entweder persönlich oder aus ihren Schriften oder auch aus der Geschichte kenne, kurz mit solchen, von denen er sich eine Vorstellung zu machen im Stande sei, wie er es öfters ganz unverhohlen solchen Personen gegenüber ausgesprochen hatte, welche ihn über die Art seines Verkehrs mit dem Jenseits genauer ausforschten; und ferner, daß er nur dann mit der Geisterwelt verkehren könne, wenn der Zweck ein würdiger sei.

Lavater verlor aber dennoch nicht die Hoffnung, sondern schrieb im folgenden Jahre noch einmal an Swedenborg Folgendes:

II. Edelster, verehrungswürdigster und Geliebtester in Christo unserm Herrn!

Ich habe mir die Freiheit genommen, zum zweiten Male an Sie zu schreiben, da es wohl möglich ist, daß Sie in Folge Ihrer Reisen meinen andern Brief nicht erhalten haben. Ich habe nun aber erfahren, auf welchem Wege der gegenwärtige Sie nun wahrscheinlich erreichen wird.

Ich verehre die wundervollen Gaben, die Sie von unserm Gott empfangen haben. Ich verehre die Weisheit, die aus Ihren Schriften hervorglänzt und kann daher nicht umhin, die Freundschaft eines so großen und vortrefflichen noch lebenden Mannes zu suchen. Wenn es wahr ist, was man von Ihnen erzählt, so wird Gott Ihnen zeigen, wie sehr ich in Einfalt des Herzens suche, mit Ihnen in Verbindung

zu kommen. Ich bin ein junger Mann, noch nicht 30 Jahre alt; Diener des Evangeliums; ich wirke und werde wirken für die Sache Christi, so lang ich lebe.

Ich habe Einiges über die Seligkeit des künftigen Lebens geschrieben. — O! daß ich Briefe über diesen Gegenstand mit Ihnen wechseln, oder noch lieber mit Ihnen sprechen könnte! Ich füge eine Schrift bei: Sie sollen meine Seele kennen lernen. Um Eines bitte ich Sie, göttlich inspirirter Mann: Ich beschwöre Sie bei dem Herrn, es mir nicht abzuschlagen. Im Monat März 1768 starb Felix Heß, mein bester Freund, ein junger Mann aus Zürich, im Alter von 24 Jahren, ein redlicher Mann, ein edles Herz, strebend nach christlichem Geist, aber noch nicht eingekleidet in Christus. Ich bitte, sagen Sie mir, was er macht. Malen Sie mir seine Gestalt, seinen Zustand u. s. w. in solchen Worten, daß ich erkennen möge, daß Gott in Wahrheit in Ihnen ist. Ich sende Ihnen hier noch eine Zifferschrift, welche Sie verstehen werden, wenn es wahr ist, was man von Ihnen erzählt: ich bitte, selbige Niemand zu zeigen. Ich bin Ihr Bruder in Christo; antworten Sie mir recht bald als redlicher Bruder; beantworten Sie den Brief, den ich an Sie habe abgehen lassen, und zwar in solcher Weise, daß ich sehen möge, was ich jetzt blos auf das Zeugniß Andrer hin glaube.

Christus, dem wir angehören lebend oder sterbend, sei mit uns.

Zürich in der Schweiz, 24. Sept. 1769.

Johan Caspar Lavater,
Diaconus am Waisenhaus.

Es ist nicht bekannt, ob Swedenborg hierauf geantwortet, indessen läßt sich wohl als ziemlich sicher annehmen, daß auch dieser Brief ebenso wie der erste unbeachtet blieb. — Wer Swedenborg versuchen, ihn lediglich auf die Probe stellen wollte, hatte es mit ihm verdorben. Man mußte an ihn glauben, um ihn willfährig zu finden. Aber auch dann war er wohl, wenn er bloße Neugierde befriedigen sollte, schwierig; zudem aber waren die ihm vorgelegten Fragen so heikelig, daß er, selbst wenn er gewollt, kaum irgend Etwas darauf zu antworten im Stande war.

Wie mußte es aber um die Geistesverfassung eines Seelenhirten bestellt sein, der auf bloßes Zeitungsgeklatsch hin nicht Bedenken trug,

sich in der obigen Manier bloß zu stellen! Dieses comödiantenhafte, schwärmerische Pathos, dieses ostentative, salbungsreiche Durchdrungensein von Christus, diese widerlich aufdringliche Frömmigkeit und dabei dieser crasse, ja frivol-stupide Aberglaube — wen erfüllt das Alles nicht mit tiefem Widerwillen und beklagt nicht eine Zeit, die aus einem solchen Manne einen Heros des Glaubens nicht nur, sondern auch der praktischen Lebensklugheit machte, die ihn anfang, verehrte, feierte und in allen Dingen als Vorbild und Muster betrachtete! Wer da weiß, welchen unglaublichen Einfluß Lavater in allen möglichen Fragen und Angelegenheiten nicht nur auf seine Züricher Gemeinde, sondern auch auf zahlreiche Kreise in Süd-, West- und Norddeutschland übte, wird die Gefahr nicht unterschätzen, die ein solcher Mann allein dem Culturstande Deutschlands zu bereiten vermochte. Und daß Lavater in der That in dieser Hinsicht höchst nachtheilig gewirkt habe, daß gerade ihn die Verantwortung für manche Thorheit auf dem Felde der Mystik trifft, werden wir noch ausführlicher in dem folgenden Abschnitte zu erweisen haben.

Daß Swedenborg nicht nur in Schweden, sondern auch in den übrigen Ländern Europas, besonders aber in Deutschland in der That mit großer Schnelligkeit zu einiger Berühmtheit gelangte und sogar in gewissem Sinne populär wurde, hatte er wohl weniger seinen theologisch-mystischen Lehren und Schriften, auf die im Weiteren genauer eingegangen werden soll, zu danken, als einigen wundersamen Nachrichten von seiner Sehergabe, die sich mit Rapidität über ganz Europa hin verbreiteten und ein immenses Aufsehen machten. Daß solches trotz der Märchenhaftigkeit derselben dennoch möglich war, beweist, wie sehr bereit und geneigt die damalige Zeitstimmung gewesen, allem Wunderbaren und Uebernatürlichen Eingang zu gewähren. Man colportirte mit einer wahren Leidenschaft alle Berichte aus Briefen, Zeitungen oder mündlichen Ueberlieferungen, welche von wundersamen Vorkommnissen, von geheimnißvollen Entdeckungen, von übernatürlichen Kräften und Erscheinungen zu erzählen wußten. Man discutirte mit Eifer und Ausdauer derlei Themen, füllte damit die Spalten der Zeitschriften, schrieb einander darüber Briefe und zog dabei selbst die Gelehrten und Männer der wissenschaftlichen Forschung mit in das Getreibe hinein. Die Beschäftigung mit philosophischen, theologischen, mystischen und cabalistischen Fragen mußte eben den Mangel eines

politischen und socialen Lebens ersetzen. So erklärt es sich, wie Nachrichten, über die heutzutage jeder Gebildete spöttisch die Achseln zucken würde, die Aufmerksamkeit selbst der Erleuchtetsten auf sich lenkten.

Die bedeutsamste von den erwähnten Wundergeschichten über Swedenborg ist folgende:

Die Königin-Wittwe Louise Ulrike, eine Schwester Friedrich's II. von Preußen, hatte vielfach von der wundersamen Sehergabe Swedenborg's gehört und wünschte ihn auf die Probe zu stellen. Sie ließ ihn daher an den Hof kommen. Im Laufe der Unterhaltung fragte sie ihn, ob er ihr wohl würde sagen können, was ihr verstorbener Bruder (jedenfalls der 1758 verstorbene zweite Bruder Friedrich's d. Gr., August Wilhelm v. Preußen), der ihr eine Antwort auf ihren letzten Brief an ihn schuldig geblieben sei, zu erwidern gehabt haben würde. Swedenborg verpflichtete sich nicht sofort, diesen Bescheid zu bringen, sondern bemerkte, daß er nicht die absolute Freiheit im Verkehr mit den Geistern habe. Vielmehr komme solches auf die Umstände, den Zweck und die Person des zu befragenden Geistes an. Er werde indessen zusehen, was er in diesem Falle thun könne.

Es vergingen wenige Tage — man giebt sogar nur 48 Stunden an — als sich Swedenborg bei der Königin melden ließ und die gewünschte Antwort überbrachte. Der Inhalt derselben soll so überraschend gewesen sein, daß die Königin ohnmächtig wurde.

Schon im Jahre 1788 gaben sich Stimmen kund, welche diesen wunderbaren Vorfall auf natürliche Weise erklären zu können vermeinten, indem sie dahinter eine Täuschung vermutheten. Im 11. Band der Berliner Monatsschrift läßt sich sogar ein „angesehener Cavalier" vernehmen, der von der Königin von Schweden die Bestätigung dieser Anekdote aus deren eigener Erzählung erhalten, später aber erfahren hatte, daß eine Täuschung durch die Beihilfe einiger Höflinge bewirkt worden sei.

Jener Darstellung wurde freilich von den Anhängern Swedenborg's heftig widersprochen und sie erregte allerdings auch deswegen an sich einigen Argwohn, weil ihr der Bericht eines andern Mannes, der auch mit der Königin über die nämliche Sache eine Unterredung gehabt, entgegenstand. — Erst durch eine Erklärung des ehemaligen schwedischen Gesandtschaftspredigers Gambs im „Morgenblatt für die gebildeten Stände" Jahrg. 1809, Nr. 107, ist einiges Licht in diese

mysteriöse Sache gekommen. Gambs widerlegt darin nämlich diese von Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde gegebene Darstellung des in Rede stehenden Vorfalls und klärt denselben durch nachstehende Enthüllung auf:

„Die Königin von Schweden, Gemahlin Adolph Friedrich's, Mutter Gustav's III., Schwester Friedrich's des Großen, trug unwillig die Fesseln, die seit dem Tode Karl's VII. der Reichstag der königlichen Gewalt angelegt hatte. Sie suchte sie zu zerbrechen und correspondirte mit ihrem Bruder über die Mittel, ihren Plan auszuführen. Um ihre Correspondenz der Post zu entziehen, die gänzlich von den Reichsständen abhing, schickte die Königin ihre Briefe jedesmal durch einen eigenen Mann, der unter dem Vorwande von Geschäftsreisen zwischen Schweden und Preußen hin und her ging. Was aber die Königin nicht wußte, war, daß die Reichsstände, die ihr nicht trauten und Graf Brahé, Vater des noch lebenden, als Präsident des Reichsrathes (es war das ohne Zweifel ein anderer, als der im J. 1756 mit Horn zugleich hingerichtete Graf Brahé, der Oberst des königlichen Leibregimentes war und eine Verschwörung gegen die Oligarchie des Adels und des Reichsraths angezettelt hatte, für die man auch den König verantwortlich zu machen suchte. Schlosser Gesch. des XVIII. Jahrh. 2. 321. Anmerk. des Verf.) insbesondere die Königin mit Spionen umzingelt, ihren geheimen Briefträger bald ausgekundschaftet, und diesen theils durch Drohungen, theils durch Bestechungen dahin gebracht hatte, daß er jeden Brief der Königin, ehe er ihn forttrug, und jeden Brief ihres Bruders, ehe er ihn übergab, dem Reichsmarschall Grafen von Brahé einhändigte. — Dieser erfuhr nun bald, was zwischen der Königin und dem vertrauten Freunde der Geister vorgefallen war (was um so weniger Schwierigkeiten machte, als, wie aus andern Berichten hervorgeht, die betreffende Unterredung noch von einigen andern Anwesenden gehört worden war. A. d. V.) und daß er versprochen hatte in drei Tagen Antwort zu bringen. Am Abend des zweiten Tages begab sich darauf Graf Brahé in der Dämmerung vermummt zu ihm und nachdem er sich zu erkennen gegeben, sagte er zu ihm: Hr. Professor, es ist nicht meines Amtes, zu untersuchen, ob Sie mit den himmlischen Geistern in Verbindung stehen oder nicht. Aber ich halte Sie für einen treuen schwedischen Mann, dem das Wohl seines Vater-

landes und das Heil seines Königs am Herzen liegt. Deswegen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich den Inhalt des letzten Briefes der Königin an ihren Bruder kenne. Wollen Sie nun Ihrem Vaterlande und der Königin einen wesentlichen Dienst leisten, so sagen Sie ihr morgen, daß der Reichstag ihre ganze Correspondenz hat, daß er alle ihre Schritte kennt, die sie thut, um die Constitution des Reichs umzustürzen, daß er bisher aus Liebe zu ihrem Gemahle Nachsicht und Schonung mit ihr getragen hat, daß aber der kleinste Schritt, den sie weiter thut, sie und ihren Gemahl aufs Blutgerüste und ihren Sohn um den Thron bringen wird."

Gambs ist der einzige Berichterstatter von den vielen, die sich mit dieser Geschichte befaßt haben, welcher seine Gewährsmänner beim Namen nennt. Er betheuert, daß er diese Thatsachen aus dem Munde des Sohnes des Grafen Brahé erfahren habe und citirt als weitere Zeugen noch dessen Freund Nils von Jacobson zu Stockholm und den früheren schweizerischen General-Consul zu Paris, Signeul, später zu Lausanne.

Die Wahrhaftigkeit dieser Aufklärung wird übrigens auch indirect durch die Königin selbst bestätigt. Es finden sich in der öfters erwähnten Sammlung von Urkunden mehrere Nachrichten, welche von Personen herrühren, die mit der Königin über diese Sache Rücksprache genommen hatten. Nach denselben aber hatte die Königin mehrere, von einander verschiedene Versionen jener Geschichte für authentisch erklärt; nach den beiden Berichterstattern in der Berliner Monatsschrift hatte sie gleichfalls jedem von Beiden etwas Andres als wahr bezeichnet. Dem Einen versicherte sie, die Sehergabe Swedenborg's sei nicht anzuzweifeln, während sie dem Andern bemerkte, an der ganzen Anekdote sei kein wahres Wort; Swedenborg sei ihr die Antwort schuldig geblieben; übrigens, bemerkte sie dabei noch ausdrücklich, sei ihr die Sage ebensowohl bekannt als die Gründe mancher Personen, welche diese Sache gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung im Glauben zu erhalten suchten. Wer findet hierin nicht sofort eine Anspielung auf die Intriguen der Reichsräthe? Die Königin fühlte sich schuldig; sie hätte sich selbst anklagen müssen, wenn sie die Wahrheit sagen gewollt; in ihrer Verlegenheit hielt sie es also für das Klügste, sich damit zu helfen, daß sie zu allen ihr vorgelegten Fragen „ja" sagte. Der einzige Höfling, der wie es scheint

ihr besonderes Vertrauen genoß, erhielt einen Bescheid, der der Wahrheit wenigstens in Etwas entsprach. Daß Swedenborg, wenn man ihn wegen der nämlichen Angelegenheit interpellirte, ebenfalls deren Richtigkeit bestätigte und dabei ebenfalls mehrere Varianten gelten ließ, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Als ein Mann von Tact — diese Eigenschaft kann ihm nicht abgesprochen werden — bewahrte auch er über den wahren Sachverhalt Geheimniß, weil er die Königin nicht compromittiren wollte. Eine so delicate Sache wie die in Rede stehende eignete sich einmal nicht für die Oeffentlichkeit. Daß er der Königin die lautere Wahrheit mittheilte, ohne dabei seine Visionen mit ins Spiel zu bringen, beweist wohl ihre Ohnmacht, die sich aus der vom Reichsrath an sie gerichteten gefährlichen Drohung recht wohl motiviren läßt.

Wie übrigens die Entstellung bei solchen von Mund zu Mund gehenden Mittheilungen mitwirkt — dafür bietet diese Geschichte ein ganz auffälliges Beispiel. In der Tafel'schen Sammlung finden sich nämlich nicht weniger als ein volles Dutzend verschiedener Darstellungen dieses einen Vorganges vor, die alle mit der Prätension unbedingter Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit auftreten und gleichwohl allesammt ungenau, ja einige davon sogar ganz entstellt sind.*) Fast das Nämliche gilt von den Darstellungen, welche eine zweite Sensationsgeschichte über Swedenborg betreffen. Der Kern derselben ist folgender:

Die Wittwe eines in Stockholm wohnenden Diplomaten, Frau von Marteville, wurde kurz nach dem Tode ihres Gemahls von einer Handelsfirma wegen einer angeblich noch rückständigen Forderung monirt, von der sie wußte, daß sie bereits getilgt sei. Da sie die bezügliche Quittung indessen nicht finden konnte, wandte sie sich in ihrer Rathlosigkeit an Swedenborg in der Absicht, ihn zu bitten, er möge den Geist des Verstorbenen befragen, wo sich die Quittung befände. Swedenborg willfahrte ihr und war so glücklich, ihr bald darauf angeben zu können, daß sich die Quittung in einem geheimen Fache in dem Schreibtisch ihres verstorbenen Gatten vorfinde. Man suchte und — die Quit-

*) Tafel, Urkunden I S. 32 ff., 82 f., 96 f., 104 ff., 112 f., 115 f., 128 f., 133 ff., 140 ff., 181.

tung wurde wirklich aufgefunden, außer ihr aber auch noch mehrere Pretiosen, so namentlich eine kostbare Brillantnadel, die bis dahin spurlos verschwunden gewesen war.

Die Thatsache, daß durch Swedenborg's Vermittelung jene Quittung gefunden wurde, ist authentisch; das steht außer allem Zweifel; — sowohl ein Bruder der Frau von Marteville als auch deren zweiter Gemahl haben dieselbe bekräftigt; von dem Letzteren liegt sogar dessen eigenhändige Bestätigung im Wortlaute vor. Es fragt sich nun, erstens ob die Details, die noch darüber berichtet werden, alle zutreffend sind und dann, ob nicht vielleicht eben solche Besonderheiten dabei noch mitspielten, die wie bei der vorigen Affaire, diese Angelegenheit in ein ganz neues Licht zu stellen und ihr das Wunderbare zu nehmen vermöchten. Und in der That sind auch hier wieder einige aufklärende Ergänzungen vorhanden. Leider aber können sie lange nicht als so zuverlässig angesehen werden wie die überraschende Aufklärung des Predigers Gambs.

Es wird nämlich angeführt und zwar nach der Angabe des Bruders der Gräfin Marteville, Swedenborg habe erklärt, die Quittung befinde sich in einem Bande von Bayle's dictionnaire raisonné et critique, der in einem geheimen Schubfache liege. Hiernach würde die ganze Sache sehr einfach dadurch zu erklären sein, daß Marteville Swedenborg wahrscheinlich einst jenen Band geliehen und in der Zerstreuung die betreffende Quittung in denselben hineingelegt hatte, wo sie Swedenborg zufällig fand. Ein Commentator in der Berliner Monatsschrift fügt noch hinzu, es sei in Schweden Mode gewesen, gewisse Bücher in geheimen Fächern aufzubewahren, wo sie vor den Blicken indiscreter Leute gesichert waren. Ob nun Bayle's Wörterbuch, das allerdings im Geruche starken Radicalismus stand (wir erinnern beiläufig daran, daß es später den Anlaß zur Amtsentsetzung Weishaupt's von seiner Ingolstädter Professur gab!), vom Grafen von Marteville als ein solches verpöntes und geheim zu haltendes Buch mit Grund angesehen werden durfte und ob es demgemäß wahrscheinlich gewesen, daß er es in einem besondern Fache aufbewahrt habe — darüber läßt sich eben nichts Gewisses feststellen; indessen ist kein Grund vorhanden, solches als unglaubwürdig zu bezeichnen, und da sich auf diese Weise das Räthsel am natürlichsten löst, so darf man der Erklärung immerhin einiges Vertrauen schenken.

Es bleibt nun noch ein Punkt zu erörtern, nämlich wie solches Verhalten Swedenborg's mit seiner sonst so makellosen Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit in Einklang zu bringen sein möchte. Wir müssen gestehen, daß wir in diesem Falle um eine völlig befriedigende Antwort verlegen sind.

Bevor wir aber den Versuch zur Rettung Swedenborg's machen, ist es nöthig noch die Darstellung des Sachverhaltes wiederzugeben, die von dem zweiten Gemahl der Frau von Marteville an einen Prediger gelangt ist, der ihn über jenes Räthsel direct um Auskunft ersucht hatte. Der betreffende Brief ist abgedruckt im Journal von und für Deutschland von Bibra, Jahrg. 1790. Bd. I. S. 55 und lautet:

„Ungefähr ein Jahr nach dem Tode des Herrn von Marteville fiel es meiner Gemahlin ein, den berüchtigten und berühmten Herrn Swedenborg, der damals ihr Nachbar in Stockholm war, zu besuchen, um ein so seltsames Wunder der menschlichen Gesellschaft näher kennen zu lernen. Sie theilte ihre Neugierde mehreren Damen mit, und die Partie wurde auf einen gewissen Tag festgesetzt. Die Damen wurden sämmtlich angenommen. Herr Swedenborg empfing sie in seinem sehr schönen Garten und in einem prächtigen Salon, der gewölbt und oben in der Mitte des Daches mit einem Fenster versehen war, wodurch er, seinem Vorgeben nach, sich oftmals mit seinen Freunden, den Geistern unterhielt. Unter andern Gesprächen fragte meine Gemahlin, ob er den Herrn von Marteville nicht gekannt, welches er mit Nein beantwortete, weil er zu der Zeit, als dieser Herr am schwedischen Hofe gestanden, sich fast beständig in London aufgehalten. Beiläufig muß ich erwähnen, daß die Geschichte von den 25,000 Gulden (Herr von Marteville hatte dieses Capital aufgenommen, aber auch wieder abgetragen) ihre völlige Richtigkeit so weit hat, daß meine Gemahlin desfalls in Anspruch genommen war und keine Quittung aufweisen konnte. In gedachter Gesellschaft wurde indessen von alle dem Nichts erwähnt. — Acht Tage nachher erscheint der sel. Herr von Marteville meiner Gemahlin im Traume und bezeichnet ihr einen Ort in einer englischen Chatouille, wo sie nicht allein die Quittung, sondern auch eine Haarnadel mit 20 Stück Brillanten, welche man ebenfalls für verloren hielt, finden würde. Dies war ungefähr 2 Uhr Nachts. Voller Freude steht sie auf und findet Alles an der bezeichneten Stelle. Sie

begiebt sich wieder zur Ruhe und schläft bis des Morgens um 9 Uhr. Gegen 11 Uhr läßt sich Herr von Swedenborg anmelden. Seine erste Erzählung, ehe er von meiner Gemahlin ein Wort erfahren, war: er habe in der verwichenen Nacht unterschiedentliche Geister und unter selbigen auch den Herrn von Marteville gesehen. Er hatte gewünscht, mit selbigem sich zu unterreden, der Herr von Marteville habe ihm aber solches aus dem Grunde abgeschlagen, weil er zu seiner Gemahlin müsse, um selbiger etwas Wichtiges zu entdecken; da er alsdann aus der Colonie, worin er ein Jahr hindurch gewesen, austreten und in eine glücklichere übergehen werde.

Dieses sind die wahren Umstände derjenigen Begebenheiten, welche meiner Gemahlin sowohl in Ansehung der Quittung, als mit dem Herrn von Swedenborg begegnet sind. Ich unterstehe mich nicht, in die dabei vorkommenden Geheimnisse zu dringen. Es ist auch mein Beruf nicht. Ich habe blos erzählen sollen. Diese Pflicht habe ich erfüllt und es soll mich um so mehr vergnügen, wenn Ew. Hochehrwürden dadurch die gewünschte Satisfaction erhalten haben. — Meine Gemahlin empfiehlt sich Ihnen und ich bin mit aller Hochachtung Ew. ergebener Diener v. E. G. den 11. April 1775."

Wer sieht nicht auf den ersten Blick, daß dieser Brief ganz und gar unzuverlässig ist? Bedarf es noch eines besonderen Hinweises auf die Lächerlichkeit einer Combination, welche Swedenborg, Marteville und den Traum der Wittwe miteinander in eine Art sympathetischen Connexes bringen will? Aber die Darstellung birgt auch einen Widerspruch in sich. Swedenborg versicherte stets mit einer besonderen Consequenz, daß er sich nur mit solchen Geistern in Verbindung zu setzen vermöge, die er kenne, und er hat auch oft genug dementsprechend gehandelt, indem er Ansuchen von Unbekannten wegen Auskunft über ihre Todten stets zurückwies oder doch ausweichend ablehnte. Daß er den Grafen von Marteville in der That gekannt habe, geht aus der Mittheilung des Akademikers Thiébault hervor*). Entweder hatte die Frau von Marteville also ihrem späteren Gemahle Etwas aufgebunden, oder die Sache nur ungenau wiedererzählt, oder aber dieser hatte die Darstellung noch selbstständig aus-

*) Tafel, Sammlung von Urkunden I 103.

geschmückt: genug, dieser Bericht ist nicht zuverlässiger als der, welcher sich auf die Aussagen ihres Bruders gründet; letzterer aber hat den Vorzug, daß er die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung zuläßt, während dieser lauter abenteuerliche und unsinnige Räthsel enthält. Das Einzige, was uns in demselben wichtig erscheint, ist, daß die Frau von Marteville sich aus bloßer spottsüchtiger Neugier zu Swedenborg begeben und sogar noch andere Damen mitgebracht habe. Vielleicht wollte Swedenborg, der diese Absicht erkannte und sich darüber ärgern mochte, eine solche Tactlosigkeit damit bestrafen, daß er die Frau recht gründlich dupirte. Auf diese Manier ließe sich der Sachverhalt recht wohl erklären und Swedenborg's Vorgehen dabei zugleich entschuldigen. — Wie aber, wenn andernfalls auch hier der Zufall in einer Weise mitgespielt hätte, welche Swedenborg, ähnlich wie zuvor, Discretion zur Pflicht machte? Ein solcher Fall ist fast noch wahrscheinlicher als der zuvor supponirte. Wie dergleichen Anlässe, selbst von den zunächst stehenden Zeugen und Gewährsleuten entstellt und ausgeschmückt zu werden pflegen, dafür bieten die zwölf verschiedenen Versionen über den Vorfall mit der Königin und auch diese Geschichte selbst, zu der es ebenfalls noch sechs andre verschiedene Lesarten giebt, die besten Beweise. Da hier kein berufener Zeuge mit dem Schlüssel hervortrat, so war der Combination ein freies Feld eröffnet, und daß es fleißig benutzt wurde, sehen wir eben aus den vielen Varianten, von denen keine einzige Anspruch auf absolute Glaubhaftigkeit hat, selbst jene nicht, von denen behauptet wird, sie beruhten auf den Mittheilungen Swedenborg's selbst.

Beachtenswerth bleibt hierbei übrigens, daß Swedenborg, wenn er über den Vorfall zwischen ihm und der Königin befragt wurde, ausdrücklich erklärte, jene Geschichten seien durchaus keine Wunder, auch als solche nicht zu betrachten, sondern sie bewiesen nur seinen Umgang mit Geistern.

Hieraus würde nun zu schließen sein, daß er allerdings nicht ohne Eitelkeit gewesen, sondern sich auf seine vorgebliche Bevorzugung Einiges zu gute that, dabei aber doch sein Gewissen zu salviren wünschte, indem er ausdrücklich jene Reservation machte, die allerdings anders gemeint war, als es schien.

Das dritte „Wunder", das man von ihm berichtet, ist noch

mystischer. Wir geben die Darstellung desselben in der Weise, wie Kant in den Träumen eines Geistersehers darüber berichtet. Es war im Jahre 1756, als Swedenborg gegen Ende September am Sonnabend 4 Uhr Nachmittags aus England kommend in Gothenburg ans Land stieg. Herr W. Castel bat ihn zu sich und mit ihm zugleich auch eine Gesellschaft von 15 Personen. Des Abends um 6 Uhr war Swedenborg hinausgegangen und kam dann entfärbt und bestürzt ins Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sei eben jetzt ein gefährlicher Brand in Stockholm am Südermalm (Gothenburg liegt von Stockholm über 50 Meilen ab) ausgebrochen und das Feuer griffe sehr stark um sich. Er war unruhig und ging noch oft hinaus. Er sagte später, daß das Haus eines seiner Freunde schon in Asche läge und daß sein eigenes Haus in Gefahr sei. Um 8 Uhr, nachdem er wieder hinausgegangen war, sagte er freudig: gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Thür von meinem Hause. Diese Nachricht brachte die ganze Stadt und besonders die Gesellschaft in starke Aufregung, und man gab noch denselben Abend dem Gouverneur davon Nachricht. Sonntag, des Morgens, wurde Swedenborg zum Gouverneur gerufen und von Letzterem über den Hergang befragt. — Am Montag kam in Gothenburg eine von der Kaufmannschaft in Stockholm abgesendete Estafette an und brachte Briefe mit, durch die der Brand bestätigt wurde und zwar in derselben Weise, wie Swedenborg ihn beschrieben hatte.

„Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen?" ruft der Königsberger Weltweise beim Schlusse seiner Erzählung aus und bemerkt dabei noch Folgendes: „Der Freund, der mir dieses schreibt, hat alles das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr 2 Monaten in Gothenburg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt, und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der seit der kurzen Zeit von 1756 doch die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig belehren können ...." Kant's Bericht datirt vom 10. Aug. 1758; es waren also seit jenem Ereigniß nur erst 2 Jahre verstrichen!

Solche Legenden *erklären* zu wollen, hieße Kohlen nach Newcastle tragen. Es giebt dafür entweder gar keine Erklärung, die Wahrheit der Darstellung angenommen, wenn anders man den Zufall nicht

gelten lassen will, oder aber doch nur die, daß eben das Ganze eine alberne Klatschgeschichte gewesen, die sich vielleicht an einen Scherz, den man mit Swedenborg gemacht, an eine Mystification oder etwas Aehnliches knüpfte und von der geschwätzigen Fama zu einem Wunder aufgebauscht wurde, das, wie alle Klatschereien, nur zu leicht Glauben fand und von Mund zu Mund ging. Daß Swedenborg, wie von seinen Bekannten erzählt wird, diese Begebenheit bestätigt habe, würde auch noch nichts beweisen. Man hätte in diesem Falle immer noch die Entgegnung frei, daß der alte Mann später eitel gemacht, zu schwach war, um seine Eigenliebe durch ein offenes Dementi zu verleugnen; zu solchen Handlungen gehört immerhin einige Charakterstärke und eine gewisse Größe der Denkart, und daß Swedenborg bei all seiner Ehrenhaftigkeit und Gutmüthigkeit diese Eigenschaften besessen habe, ist denn doch sehr zu bezweifeln. Er war, was man im Philisterjargon eine „ehrliche Haut" nennt. Solcher Leute giebt es namentlich unter dem ehrwürdigen deutschen Spießbürgerthum immer noch recht viele. Sie sind brave Ehemänner, sorgsame Familienväter, prompte Steuerzahler und tolerante Hauswirthe, machen keine Wechsel, borgen nur zu 6 Prozent und hassen alle Gerichtsstuben. Aber wenn sie am Biertisch sitzen oder beim Nachbar Gevatter stehen, finden sie es durchaus nicht wider die Moral, die haarsträubendsten Jagdgeschichten zum Besten zu geben und mit der treuherzigsten Miene Münchhauseniaden aufzuwärmen, die sie alle selbst erlebt haben wollen, obschon vielleicht schon Meidingers Großvater seliger sie in seine Rumpelkammer geworfen haben mochte. Solche Käuze bleiben bei all dem ehrenwerthe Leute, und es fällt Keinem ein, sie deswegen zu mißachten, weil das Aufschneiden bei ihnen eine Schwäche geworden ist, oft sogar so arg, daß sie selbst an ihre Schnurren *glauben*. Ganz ähnlich scheint uns Swedenborg beurtheilt werden zu müssen. — Vielleicht hatte er von seinen Prophezeiungen und Wundern so oft gelesen, so oft darüber Rechenschaft geben müssen, bis er sie selbst gar glaubte. Aber wie dem auch sein möge: so lange nicht eine Bestätigung von einem Theilnehmer jener Sonnabendgesellschaft beigebracht werden kann, muß es geradezu als dringende Verpflichtung angesehen werden, derlei rundweg als Entstellung oder Erfindung abzufertigen, und es bleibt nur daß Eine hierbei merkwürdig und befremdlich, daß sogar ein Mann

wie Kant in der obenerwähnten Schlußbemerkung sich anscheinend geneigt zeigt, solchen Märchen Glauben beizumessen; denn wenn er daran gezweifelt hätte, würde er wohl nicht unterlassen haben, seinem Zweifel in einer kritischen Bemerkung Ausdruck zu geben, wozu er in diesem Falle um so mehr Veranlassung hatte, da er doch im Uebrigen Swedenborg nur als einen Schwärmer und Visionär behandelt.

Während Swedenborg in der Laienwelt hauptsächlich durch die ebenerwähnten abenteuerlichen Anekdoten populär wurde, lenkte er die Aufmerksamkeit der Gelehrten durch seine Werke auf sich. Es ist bereits erwähnt worden, welche eine abnorme Arbeitskraft er besaß und wie die Bücher unter seiner Feder fast im Handumdrehen entstanden. Von dem Augenblicke an, in welchem Swedenborg sich ganz dem Jenseits zuwendete, wurde seine Productivität aber noch eine wesentlich gesteigerte. — Abgesehen davon, daß seine bei Lebzeiten erschienenen Werke theologischen Inhaltes 13 voluminöse Quartanten anfüllen, hatte er noch 100 geschriebene Foliobände druckfertig hinterlassen und zwar in lateinischer Sprache, in der auch seine übrigen theologischen Schriften verfaßt waren. Das Merkwürdigste dabei ist, daß Swedenborg alle seine theosophischen und auch einige seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten auf eigene Kosten erscheinen ließ und für den buchhändlerischen Vertrieb fast gar nichts that. Sobald ein Werk erschienen war — die meisten sind in Holland gedruckt und zwar in sehr splendider Ausstattung — machte er sich daran, an alle seine Freunde und Anhänger Exemplare, oft sogar in größerer Zahl, gratis zu versenden mit dem Auftrage, zu ihrer Verbreitung und Mittheilung an Gelehrte nach Kräften beizutragen. Aber damit begnügte er sich keineswegs. Gleichzeitig überreichte er dann auch allen Universitäten, Akademien, gelehrten Vereinen und Universitätslehrern, von denen er voraussetzte, daß sie seinen Speculationen Beachtung schenken würden, seine Bücher und forderte sie dabei wohl auch auf, sich über seine Meinungen und Lehren öffentlich vernehmen zu lassen. Was dann noch von der Auflage übrig blieb, bekamen die Buchhändler, die die kostspieligen und seltenen Bücher natürlich mit einem ansehnlichen Aufgelde losschlugen, sich im Uebrigen aber um den Autor wenig kümmerten, so lange sich dieser nicht von selbst bei ihm meldete, was wohl nur in den allerseltensten Fällen eintrat, da Swedenborg viel zu sehr mit der andern

Welt beschäftigt war, um noch für solche irdische Bagatellen wie Buchhändlerabrechnungen Gedächtniß und Zeit zu haben.

Die meisten von Swedenborg's theologischen Schriften wurden schnell auch in andere Sprachen übersetzt. So wurde in England, in Frankreich und in Deutschland unser Theosoph auch dem gebildeten Laienpublikum zugänglich gemacht. Indessen hatten seine Bücher unter dem letzteren doch nicht den Erfolg, den man in Anbetracht seiner Popularität hätte erwarten mögen, weil sie dunkel, verworren und schwer verständlich waren, und doch nur eine kleine Zahl müßiger Grübler die Willenskraft und Neigung in sich verspürte, ihm auf all den vielfach verschlungenen und tristen Irrwegen getreulich zu folgen, auf denen sein Geist sich in den wunderlichsten Bockssprüngen erging. — Die gelehrte Welt verhielt sich fast ganz indifferent. Was sollten auch die Männer der Wissenschaft zu jenem merkwürdigen Sammelsurium von theosophischen Bizarrerien sagen? Sollten sie es bekämpfen, sollten sie die tollen Auswüchse einer überspannten Einbildungskraft einer ernsten wissenschaftlichen Zergliederung würdigen und sie der Lächerlichkeit preisgeben? — Einmal war das die Sache in ihren Augen nicht werth, und dann lag dazu auch keine Nöthigung vor, weil die „neue Lehre" sich doch nur auf einen kleinen Kreis beschränkte und daher verhältnißmäßig wenig Bedeutung erlangte. Nur in Schweden entwickelte sich aus den Einwirkungen der Lehre Swedenborg's eine religiöse Bewegung, die einiges Aufsehen machte und eine tiefergehende Bedeutung gewann.

Swedenborg hatte nämlich von Holland aus einige seiner neuerschienenen Schriften nach Schweden an ihm bekannte Geistliche gesendet, die sich für ihn und seine Wunderlichkeiten interessirten. Die Bücher gelangten aber nicht an ihren Bestimmungsort, weil sie auf Anweisung des Bischofs Filenius von Gothenburg gleich bei ihrer Ankunft mit Beschlag belegt wurden. Anknüpfend an diesen Vorgang fing nun die gothenburgische Geistlichkeit im Verein mit den Professoren der dortigen theologischen Facultät an, über die Schädlichkeit der Swedenborgischen Meinungen einen großen Lärm zu schlagen und bewirkte dadurch, daß von der Regierung eine gemischte Commission eingesetzt wurde, welche die Angelegenheit gutachtlich prüfen sollte. Letztere arbeitete mehrere Monate an ihrer Aufgabe, kam aber

schließlich zu einem negativen Ergebniß, nämlich daß die Meinungen Swedenborg's manches Gute, gewiß nichts Ketzerisches, im Uebrigen aber soviel Wunderliches enthielten, daß die betreffenden Schiedsrichter sich nicht berufen erachten könnten, darüber summarisch abzuurtheilen. — Der Bischof von Gothenburg und der dortige Domprobst, die Häupter der gegen Swedenborg ankämpfenden Theologen, reichten nun an den König ein „Bedenken" gegen die Lehren Swedenborg's ein und veranlaßten dadurch, daß die Reichsstände sich mit der Streitigkeit befassen mußten. Man forderte von dem gothenburgischen Consistorium ein Gutachten ein, das von einem gewissen Dr. Beyer verfaßt wurde und keineswegs ungünstig für Swedenborg lautete, da Beyer ein Anhänger des Letzteren war.

Auf dem Reichstage wurden von dem gothenburgischen Bischof, der Präsident des geistlichen Standes war, die bereits früher erhobenen Anklagen gegen Swedenborg nochmals vorgebracht und durch die übrigen geistlichen Herren derart unterstützt, daß trotz des günstigen Gutachtens Beyer's über Swedenborg's Schriften deren Einführung untersagt, seine Visionen für Unwahrheiten erklärt, und Dr. Beyer sowie ein anderer theologischer Anhänger Swedenborg's, der ebenfalls für ihn eingetreten war, Dr. Rosén, ihrer Aemter entsetzt wurden. Gegen Swedenborg selbst jedoch unternahm man Nichts.

Letzterer richtete in Folge dieser Vorgänge eine Beschwerde an den König, in welcher er einen heiligen und theuren Eidschwur darauf abzulegen sich bereit erklärte, daß er alles so gehört und gesehen habe, wie er es erzählt. Er scheint indessen damit nichts zu seinen Gunsten ausgerichtet zu haben, da er sich wenige Wochen darauf entschloß, sein Vaterland zu verlassen, um nach Holland und dann nach England zu gehen und dort weiter für den Druck neuer Werke zu sorgen. Die ebenerwähnten Vorgänge fallen in die Zeit vom Herbst 1769 bis zum Frühjahr 1770.

Alle diese und ähnliche Verdrießlichkeiten, mit denen er auch schon zuvor zu kämpfen gehabt, scheinen nicht im Stande gewesen zu sein, ihm seine stets sich gleich bleibende Heiterkeit der Seele, seine philosophische Zufriedenheit zu stören; Verdruß und Grämlichkeit, diese gewöhnlichen Gefährten des Alters, vermochten ihm nichts anzuhaben, ein Beweis, wie glücklich er sich in seiner fictiven Welt fühlen mochte

und wie völlig er in ihr aufging. Was aber das Merkwürdigste bleibt, ist, daß er bei all dem auch die irdische Geselligkeit und anregenden Umgang wohl zu würdigen verstand und sich gerne da einfand, wo man harmlos fröhlich war. Geht solches schon aus dem Berichte des Generals Tuxen hervor, so lernt man Swedenborg von dieser „menschlichen" Seite noch besser aus den Mittheilungen jenes bereits genannten Amsterdamer Kaufmanns Cuno kennen, der mit Swedenborg im Jahre 1769 bekannt wurde und seitdem mit ihm einen engeren Verkehr pflog, da er Swedenborg's Charaktereigenschaften schätzen lernte. Swedenborg war damals 81 Jahre alt und doch erfreute er sich einer körperlichen Rüstigkeit, die Alle in Erstaunen versetzte.

„Des Herrn Swedenborg's äußerliche Gestalt angehend," bemerkt Cuno, „so ist er bei seinen Jahren freilich ein Wunder von Gesundheit. Er ist von mittelmäßiger Größe, und ob er gleich mehr als zwanzig Jahr älter ist, als ich, so getrauete ich mir doch gewiß nicht, mit ihm in die Wette zu laufen, denn er ist noch so hurtig auf seinen Füßen, wie der jüngste Mann sein kann. Wie ich das letztemal beim Herrn Odon mit ihm speiscte, erzählte er, daß ihm wieder neue Zähne wüchsen; und wer hat das mehr von einem ein und achtzigjährigen Greis gehöret?"

Daß Swedenborg eine so kräftige Gesundheit besaß und bis in sein hohes Alter so frisch und geistig so regsam war, verdankte er wohl zumeist seiner außerordentlich regelmäßigen Lebensweise und seiner großen Enthaltsamkeit. In seinen früheren Jahren hatte er seinen Magen durch ungenügende und zu leichte Nahrung und durch das viele Kaffeetrinken derart geschwächt, daß er nahe daran war, sich ein Magenübel zuzuziehen. Er genoß damals außer Kaffee nämlich nur Milch und Zwieback. Später jedoch nahm er eine rationellere Lebensweise an und aß zuweilen auch kräftigere Kost; außer dem Kaffee liebte er auch noch die Chocolade, selten jedoch trank er Wein. Vielleicht hätte er alle seine Offenbarungen nicht erhalten, wenn er weniger dem Kaffee gehuldigt, denn bekanntlich wirken die in Kaffee und Thee enthaltenen Primärstoffe auf das Nervensystem im höchsten Maße umstimmend ein wie Narkotica.

Wie er gerne mit harmlosen Menschen verkehrte, so liebte er auch die Kinder, was jedenfalls noch weiter für die Unbefangenheit und

Naivetät seines Gemüthes spricht. Selten pflegte er von seinen Gängen in seine Wohnung zurückzukehren, ohne den Kleinen seiner Wirthsleute einige Näschereien zuzustecken. Die Kinder fühlten sich ihrerseits ebenfalls zu dem freundlichen Greise hingezogen und hatten ihn fast lieber noch als die eigenen Eltern.

Cuno hatte keine Schwierigkeit, den wunderlichen Mann, den er bei einem Freunde noch näher kennen lernte, auch bei sich bald als Gast zu sehen. „Er war sehr vergnügt bei mir," erzählt Cuno weiter, „und wie ich ihn seitdem immer gefunden, ungemein offenherzig. Es war gerade den 16. November und da erzählete er, daß er da zum erstenmale den König Stanislaus in der Geisterwelt gesehen und gesprochen habe. Derselbe sei daselbst zwar schon lange erschienen, man habe ihn aber nicht gekannt, obgleich alle Geister neugierig gewesen, zu wissen, wer er sei. Man habe also ihm angelegen, diese unbekannte Person anzusprechen und sie nach ihrem Namen zu fragen. Er habe dieses gethan, und da Niemand in der Geisterwelt sich verstellen oder die Wahrheit zurückhalten kann, so habe ihm der König nicht allein seinen Namen gesagt, sondern sei auch sofort so vertraut mit ihm geworden, daß er ihn stehenden Fußes mit zu seiner Tochter, der gewesenen Königin von Frankreich geführt habe.

„Es kam in der Stadt bald aus, daß ich mit diesem merkwürdigen Mann Umgang pflegte und Jeder plagte mich, ihm Gelegenheit zu geben, ihn kennen zu lernen. Ich gab den Leuten den Rath, es anzufangen wie ich, und ihn aufzusuchen, indem er jedem ehrlichen Manne zur Rede stände. Herr Swedenborg bewegt sich in der Welt sehr gewandt und weiß mit Großen und Kleinen umzugehen. Wohl hätte ich ihn in unsere Gesellschaft eingeführt, da er mir selbst gesagt, er spiele bei Gelegenheit recht gerne eine Partie L'hombre, aber da ich wußte, daß er sich nirgend länger als bis 7 Uhr aufhält und in unserm Zirkel gar kein Hochdeutsch und nur gar zu wenig Französisch gesprochen wird, so verzichtete ich darauf. Aus derselben Ursache konnte ich auch einigen fürwitzigen Damen kein Genüge geben. Doch ließ ich mich einmal durch die dringenden Bitten der Gemahlin meines Freundes Herrn Nicolam Konauw bewegen, ihn zum Mittagessen zu bringen. Der alte Herr war gleich willig und bereit. Herr Konauw ließ uns in seiner Kutsche abholen. Bei Madame trafen wir unter anderen

Gästen die beiden Jungfern Hoog, die sehr vornehm erzogen, ja über die gewöhnliche Sphäre des Frauenzimmers hinaus, in höhere, besonders philosophische Wissenschaften eingeführt worden sind. Des Herrn Swedenborg Benehmen war ungemein artig und galant. Wie wir zur Tafel gerufen wurden, bot ich Mevrouw die Hand, um sie in den Speisesaal zu leiten; flugs hatte mein 81jähriger Jüngling seine neuen Handschuhe an und präsentirte der Mamsell Hoog seine Hand, und das stund ihm gar artig an. Wenn er zu Gast ging, war er ganz propre und wohlanständig in schwarzen Sammet gekleidet; sonst ging er gemeiniglich in einem braunen Rock und schwarzen Unterkleide. Mehr als zweierlei Kleider habe ich ihm auch nie angesehen. Unser alter Herr wurde zwischen Mme. Konauw und der ältesten Demoiselle Hoog, die alle beide reichlich schwatzen konnten, gesetzt, vorher hatte ich aber bedungen, daß sie den alten Herrn über der Tafel wenigstens mit Frieden essen lassen sollten. Diese Ermahnung erfüllten sie treulich und es schien jenem recht wohl zu thun, sich von beiden Damen so eifrig bedient zu sehen. Er speiste diesmal mit so gutem Appetit, daß ich mich darüber verwundern mußte. Mehr aber als zum höchsten drei Spitzgläser Wein, die noch dazu halb mit Zucker (denn davon war er ein mehr als gemeiner Liebhaber) angefüllt waren, konnten sie ihm nicht einreden. Beim Nachtisch ging das Plaudern schon lustig an, und das dauerte hernach beim Thee- und Kaffeetrinken so fort bis um sieben Uhr, da ich dann dafür sorgte, daß die Kutsche bereit stund, um uns wieder wegzubringen. Es ist unglaublich, was die Damen nicht für eine Menge Fragen an ihn thaten und die beantwortete er alle. Ich würde hier viel zu schreiben haben, wenn ich alle dergleichen Fragen und Antworten wiederholen wollte."

Wir sehen, daß sich auch in diesem Falle wieder die merkwürdigsten Extreme berühren. Da haben wir einen greisen Jüngling und einen verknöcherten Visionär, einen philosophisch-theosophischen Eremiten, der mit dieser Welt nichts gemein haben mochte und daher in die andre flüchtete; einen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit in der aufklärenden, freiheitliebenden exacten Wissenschaft, einen Kenner des Weltalls und des Kreislaufes der Natur und auf der andern Seite einen frommen Offenbarungsgläubigen, einen Sklaven des Buchstabens, einen Mystiker, der einer neuen und geheimen Weisheit in einer Schrift

nachgrübelte, welche jeder aufgeklärte Verstand für ein Product der Hallucination, der Naturforscher in specie aber für eine Blasphemie auf die ewigen Gesetze des allwaltenden Weltgeistes erklären muß. Wie anders wollen wir solche merkwürdigen Contraste, die sich ja ähnlich auch bei dem großen Newton vorfinden, begreifen, wenn sie nicht als chronische Krankheitszustände des geistigen Lebens zu betrachten sein sollen? Ist doch auch bei Newton später eine Störung des geistigen Gleichgewichts notorisch vorhanden gewesen!

Da wir Swedenborg hier nicht nach seiner Bedeutung für die Kirchengeschichte, sondern lediglich als eines von den „subversiven" Elementen zu betrachten uns vorgenommen haben, welche dem Fortschritt der Cultur — bewußt oder unbewußt — hinderlich im Wege standen, so kann es uns nicht in den Sinn kommen, eine eingehende Analyse seines theosophischen Systems, seiner Dogmatik und Symbolik zu geben. Wir werden uns vielmehr darauf zu beschränken haben, nur an einigen recht crassen Beispielen zu zeigen, wie sehr er Schwärmerei, Mysticismus, Aberglauben, Gespensterfurcht, kurz die geistige Verfinsterung beförderte. Der Vollständigkeit halber lassen wir jedoch am Schlusse ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Werke Swedenborg's folgen und fügen auch die Titel der vorhandenen deutschen Uebersetzungen an.

Die Quintessenz aller mystischen und abstrusen Phantastereien Swedenborg's findet sich in dessen „Himmel und Hölle, beschrieben nach Gehörtem und Gesehenem." — Doch auch in andern Schriften finden sich Beweisstellen in Menge, aus denen sonnenklar hervorgeht, daß sie nicht aus einem normal beschaffenen Gehirn entsprungen sein können, so z. B. in den „Wonnen der Weisheit, betreffend die eheliche Liebe." Der Grundgedanke dieser Schrift läuft darauf hinaus, daß nach dem Tode der Menschen alles auf eine Vereinigung im Himmel, oder besser gesagt im Jenseits hinausläuft: eine Idee, die ja an sich unter Umständen viel Tröstliches und Beruhigendes haben mag, wenigstens für Manchen, und die ja auch nicht so sinnlos wäre, wenn sie nicht in den crassesten Materialismus eingekleidet würde. Swedenborg sagt nämlich, und das wiederholt er auch an andern Stellen seiner Schriften, daß im Himmel Alles just so aussähe wie auf der Erde. Dort gebe es nicht nur Berge, Flüsse, Thäler, Seen, ganze Dörfer und Städte wie hier auf Erden, sondern jeder behalte dort

auch die nämliche Gestalt und das nämliche Aussehen, ja die nämliche Kleidung, die er hier hatte. Gastmähler, Lustbarkeiten, menschliche Berufsarten und menschliches Treiben finde sich dort wieder, also auch menschliche Ehen. Daß dieser Gedanke geeignet sein möchte, manchen Ehemann von vornherein mit seiner Lehre in einen unversöhnlichen Conflict zu bringen, scheint er wohl in Erwägung gebracht zu haben, da er nämlich bemerkt, daß nur diejenigen Ehen im Himmel erneuert werden, welche schon auf Erden eine vollständige Harmonie gehabt. Solche Ehen seien eben schon während des irdischen Lebenslaufs im Himmel gestiftet worden und demgemäß vollkommen. Bei weitem die meisten irdischen Ehebündnisse jedoch seien nur auf Erden ohne himmlische Vorherbestimmung gestiftet und daher unharmonisch. Diese letzteren würden nur in den seltensten Fällen im Himmel wiedererneuert. Wenn aber doch, so beständen sie dort nicht lange; es träten Zwistigkeiten ein, die bald zu einer Auflösung des Bündnisses führten und jeder von beiden Theilen suche sich dann denjenigen Gatten, der seiner Individualität entsprechend sei. Eine solche Ehe sei dann eine himmlische, dauernde. Wie es aber gehalten werde, wenn zufällig ein Gatte mehrmals verheirathet und zwar glücklich verheirathet gewesen, was ja auch nicht allzu selten vorkommt — darüber bleibt uns unser Prophet die Antwort schuldig. — Swedenborg pflegte diese seine Ideen mit der größten Unbefangenheit auch in Gegenwart Andrer mündlich auseinanderzusetzen, wenn man ihn darum anging. Als er wiederum einmal bei der Königl. Tafel sich auf eine bezügliche Bitte einer Prinzessin hierüber aussprach, machte Jemand den spöttischen Einwand, daß man, da man im Himmel ebenso speise, wie bei der irdischen Tafel, ebenso aussähe und auch ebenso spreche wie hier, möglichenfalls sich bereits im Himmel befände ohne es zu wissen. Solche Querfragen konnte Swedenborg aber in der Regel nicht vertragen. Wer an ihm zweifelte oder ihm Fallen stellte, hatte es mit ihm verdorben und Swedenborg schnitt dann durch plötzliches Schweigen die fernere Conversation meist ab. Doch kehren wir wieder zurück zu ihm und seinen Geistern.

Alle Ankömmlinge in der Geisterwelt überhaupt werden nach seiner Versicherung geprüft und kommen entweder zu denen, die zum Himmel, oder zu denen, die zur Hölle vorbereitet werden; sodann werden sie entweder bei guten Gesellschaften von Grad zu Grad voll-

kommener, bis sie endlich so vollkommen, daß sie in den Himmel aufgenommen und Engel werden, oder im Gegentheil immer schlimmer und endlich Satan und Teufel. Kleine und unmündige Kinder, sie mögen von frommen oder bösen Eltern sein, kommen alle gleich in den Himmel. Dort werden sie in die Schule gebracht und die Frauen, nicht die Männer, übernähmen da ihre Pflege und Erziehung.

Die Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, wachsen bis zu ihrem reifen Alter und sodann fehle ihnen nie eine passende Gelegenheit zum Heirathen. Aelter als etwa 25 Jahre werden sie nicht und so bleiben sie auch bis in Ewigkeit. Was noch tröstlicher lautet, Leute, die in dieser Welt alt geworden, sind im Himmel wieder jung, und so hat unser Lehrer in dieser Welt Mütterchen gekannt, die krumm und auf Krücken gestützt herumkrochen, in der Geisterwelt aber die vollkommensten Kräfte der muntersten Jugend, und den ungleich erhöhten Reiz der Schönheit wieder besaßen. Es wird dort herrliche Musik gehört, ja es fehlt sogar nicht an Schauspielen, und man ißt und trinkt ganz ungemein delicat und prächtig. Ein Beispiel hierfür hat er gleich auf den ersten Seiten der genannten Schrift gegeben, wo er erzählt, daß die Patriarchen und Apostel mit ihren Frauen einen Hofschmaus halten, und an andern Stellen schildert er sogar in ausführlichster Weise glänzende Bankette von Fürsten und Königen!

Im zweiten Theile dieser Schrift wird dann die buhlerische Liebe in so derber Weise und mit solcher Nacktheit geschildert, daß man darüber in Zweifel gerathen kann, ob der eigentliche Zweck dieser Darstellung nicht vielmehr ein Sinnenreiz als eine Abschreckung gewesen sei!

Wie er sich den Himmel vorstellte, dürfte aus dem Vorangeschickten genügend klar geworden sein. Hier mag nun auch noch eine Stelle aus seiner enthüllten Offenbarung reproducirt werden, in welcher er sich speciell über die Beschaffenheit der Engel ausspricht. Es heißt dort auf Seite 10: „In der Christenheit weiß man nichts davon, daß Himmel und Hölle aus dem menschlichen Geschlecht bestehe; denn man glaubt, daß die Engel am Anfang erschaffen seien, und daß diese den Himmel ausmachen; auch daß der Teufel oder der Satan ein Engel des Lichts gewesen, der aber, weil er ein Rebell geworden, mit seinem Anhang gestürzt, und daß daher die Hölle entstanden ist. Daß ein solcher Wahn unter den Christen herrscht, darüber können sich die

Engel nicht genug verwundern, und noch mehr, daß die Christen vom Himmel nicht das Geringste wissen, da solches doch das Hauptstück der Lehre in der Kirche ist. Und weil solche Unwissenheit herrscht, haben sie sich von Herzen gefreut, daß es dem Herrn behagt habe, nunmehr mehr vom Himmel und von der Hölle zu offenbaren, und dadurch, wenn es möglich, die Finsterniß zu verscheuchen, die von Tag zu Tag anwächst, weil die Kirche sich zum Ende neiget. Deswegen wollen sie, daß ich aus ihrem Munde versichere: daß in dem ganzen Himmel kein Engel sei, der im Anfang erschaffen war, noch auch in der Hölle ein einziger Teufel, der vorher ein Engel des Lichts gewesen und gestürzt ist, sondern daß alle, sowohl im Himmel als in der Hölle vom menschlichen Geschlecht sind."

Noch ungeheuerlicher aber sind die Darstellungen, die unser Seher von der Natur und den Bewohnern der Himmelskörper giebt. Was er hierin leistet, geht geradezu ins Alberne. Sagt er doch unter Anderm, die Mondbewohner seien Pygmäen, die so fürchterlich schreien könnten, daß man darüber das Gehör verlieren möchte, sie seien so hurtig und behend, wie die Heinzelmännchen und trügen einander wie die Buben rittlings auf dem Rücken!

Wer die Menge ähnlicher Absurditäten aus seinen gesammten Schriften zusammenstellen wollte, könnte damit allein einen ganzen Band füllen. Man fühlt sich angesichts derselben zu dem Ausrufe Ophelia's gedrungen: „Welch' edler Geist ist hier zerstört!" Wie niederdrückend mußte auf einen vorurtheilsfreien Beurtheiler die Wahrnehmung wirken, daß einer der begabtesten Jünger der Wissenschaft, ein Mann von seltener Vielseitigkeit und einem immensen Wissen zu einem Narren geworden, der seine eigene Person durch seine Phantastereien dem Gespötte und der Verachtung Preis gab, indem er Dinge predigte, die aller Wissenschaft und Wahrheit Hohn sprachen!

Wenn wir im Nachfolgenden schließlich noch einige von den bemerkenswerthesten Stellen aus dem Werke: „Himmel und Hölle" auszugsweise anführen, so dürfte wohl für die Bedürfnisse unserer Leser hinlängliches Genüge geschafft sein. Wollten wir eine vollständige Blumenlese aller Thorheiten und Verschrobenheiten geben, die sich allein in diesem 580 Octavseiten umfassenden Buche finden, so würden wir sicherlich unsre Leser derart ermüden, daß sie die Lectüre

nicht zum vierten Theile überwältigen könnten. Da schon das Excerpiren aus diesem Buche eine widerwärtige Arbeit ist, wenn man auch nur einen Theil davon kennt, so lassen wir hier die bereits von Cuno gemachten sehr sorgfältigen und verläßlichen Auszüge, deren wir die meisten mit dem Originaltext verglichen haben, folgen. Ein so vorurtheilsfreier und streng rechtschaffener Kritiker Swedenborg's wie es Cuno gewesen, verdient in dieser Beziehung Vertrauen und wir sind ihm dankbar, daß er uns hierin ein Wenig vorgearbeitet hat.

Swedenborg hat drei Himmel, die aber alle drei unendlich unterschieden sind. Ein jeder Himmel hat wieder seine besondern Gesellschaften, die auch unendlich unterschieden, und wovon keine einzige der andern vollkommen gleich ist. Die größten Gesellschaften bestehen aus Myriaden, die kleinern aus einigen Tausenden, und die kleinsten aus einigen Hunderten von Engeln. Es giebt auch einige, die einsam leben, in einzelnen Häusern, Familie bei Familie; obgleich diese zerstreut wohnen, so wird bei ihnen doch dieselbe Ordnung gehalten, wie bei den übrigen Gesellschaften, daß nämlich die Weisesten unter ihnen in der Mitte, die Einfältigeren aber in den abgelegensten und äußersten Oertern wohnen. Diese sind unter der besondern Aufsicht des Herrn und unter den Engeln die besten.

„Daß alle Engel menschlicher Gestalt und Menschen sind," sagt er, „habe ich tausendmal mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich habe mit ihnen mich unterredet, wie ein Mensch mit dem andern thut. Sie beklagen sich durchgängig, daß eine solche Unwissenheit vom Himmel und von den Geistern und Engeln in der Kirche wäre, und sagten mir mit Unwillen, ich möchte den Leuten doch bedeuten, daß sie keine Geister ohne Gestalt, noch Luftgeister, sondern daß sie wesentliche Menschen in sichtbarer Gestalt wären, und daß sie sähen, hörten und empfänden, eben so gut wie auf der Welt."

Weil die Engel Menschen sind und unter einander so leben, wie die Menschen auf Erden, so tragen sie auch Kleider, haben ihre Häuser und dergleichen mehr, doch mit dem Unterschied, daß alles vollkommen ist, weil sie nun in einem vollkommneren Stand sich befinden. Die Kleider, welche die Engel tragen, sind eingerichtet je nachdem die Engel Verstand haben. Die verständigsten tragen Kleider als wenn sie von lauter Flammen wären, einige Kleider glänzen wie Licht. Minder

verständige tragen weiße Kleider ohne Glanz, und die noch weniger Verstand besitzen, bunte oder Kleider von allerlei Farben. Allein die Engel des allerinnersten Himmels gehen ganz nackend. Denn diese sind ganz unschuldig, und die Unschuld correspondirt mit der Nacktheit. Daraus folgte nun, daß alle übrigen Engel, die bekleidet gingen, nicht unschuldig wären, und das ist auch des Verfassers Meinung. Die Verdammten bleiben verdammt, und die ruchlose Gemüthsart, die sie aus der Welt nach dem Geisterreich bringen, bleibt nicht allein wie sie war, sondern da auch im Geisterreich noch immer Gelegenheit genug bei den Gesellschaften ist, zu denen sie gehören, und mit denen ihre Neigung übereinstimmt, so werden sie noch immer ärger. Sie verlangen auch nicht einmal selig zu werden, weil sie noch immer Gelegenheit haben, ihren beliebten Neigungen zu folgen, und Sünden auf Sünden zu häufen.

Die Wohnungen der Engel sind gerade so wie die auf der Erde, auch werden sie Häuser genannt, aber sie sind viel schöner. Es sind in denselben Kammern, Salons und Schlafzimmer in großer Menge. Es giebt Höfe, Gärten, Wiesen und Felder, wo sie mit einander spazieren. Die Wohnungen liegen neben einander, völlig in der Gleichheit einer Stadt auf Erden, worin Straßen, Gassen und Märkte sind. Es ist mir gegeben, sagt der Verfasser, mich darinnen umzusehen und herumzuspazieren, wo es mir beliebt, auch zuweilen in ein oder ein anderes Haus zu gehen und es zu besuchen.

Der Gottesdienst in den Himmeln ist dem Gottesdienst auf Erden nicht völlig ungleich, was das Aeußerliche betrifft, aber vom Innerlichen ist er sehr unterschieden ꝛc. Im ganzen Himmel ist nur einerlei Sprache — diese Sprache wird nicht erlernet, sondern einem jeden eingeflößt.

Im Weiteren sagt er dann, daß bei einem jeden Menschen Engel, entweder gute oder böse sind, und daß der Mensch nicht das Allergeringste denken könne, ohne daß ein guter oder ein böser Engel für ihn dabei denke. Diese Engel, oder doch Geister, sowohl gute als böse, sind alle zusammen Menschen gewesen. „Welch' eine abgeschmackte neue Lehre!" ruft hierbei Cuno aus und bemerkt dann sehr treffend: „Kann der Mensch nichts Gutes von sich selbst thun, und thun dies Swedenborg's gute Engel, die vor diesen Menschen waren, so fällt

freilich alle Werkheiligkeit und Verdienstlichkeit so viel mehr weg. Aber wenn die bösen Geister bei dem Menschen das Böse thun, und der Mensch ohne sie nicht einmal an das Böse würde gedacht haben, so würde der Mensch auch so viel unschuldiger verdammt. Nichts wiederholt er indessen in seinen Schriften mehr, als daß er seine Leser aus dem Munde seiner Engel versichert, daß alle Engel und Teufel Menschen gewesen sind. Ich habe ihn öfters hierüber mündlich unterfraget, aber ich habe in diesem Stück niemals ein verständiges Wort herausbringen können. Er blieb allemal hartnäckig auf seiner Meinung, ohne mir die Zweifel, die ich dawider einbrachte, ja die Abgeschmacktheiten, die aus dieser seiner neuen Lehre folgten, zu widerlegen. Man muß darüber erstaunen, wie unbegreiflich dreist dieser Mann über dieses Stück in den Tag hineinschreibet, und noch mehr, daß dergleichen öffentliche Schriften schon so manche Jahre in der Welt gewesen sind, ohne daß sich ein einziger Gottgelehrter daran gekehrt hat. §. 312 läßt er sich aus: „Der Kirchliche glaubet, daß kein Mensch eher in den Himmel oder in die Hölle komme, bis zur Zeit des jüngsten Gerichts, daher hat er auch die Meinung aufgefaßt, daß alsdann alles vergehen wird, was wir jetzt und vor Augen haben, daß alles neu werde gemacht werden, und daß die Seelen alsdann in ihre Leiber zurückkehren, und nach dieser Wiedervereinigung der Mensch erst wieder als ein Mensch leben werde. Dieser Glaube schließt wieder einen andern ein, nämlich den von den Engeln, daß solche am Anfang sollten erschaffen sein; denn man kann nicht glauben, daß Himmel und Hölle aus dem menschlichen Geschlechte bestehen — damit aber der Mensch überzeugt werde, daß dem nicht also sei, so ist es mir gegeben mit den Engeln umzugehen, und das nun schon so viele Jahre, da ich beständig und zuweilen von dem Morgen bis zum Abend mich mit ihnen vom Himmel und der Hölle unterredet habe." — Das soll die Ueberzeugung sein, daß er den Menschen ohne den allergeringsten glaubwürdigen Beweis einbilden will, er habe alles gehört und gesehen. Unterdessen leugnet dieser neue Lehrer, der von seinem Beruf nichts aufzuweisen hat, auf die kühnste Weise, vor aller Welt, die Auferstehung des Fleisches und das jüngste Gericht; und die ganze Welt schweiget stockstill. Es ist, deucht mir, nicht genug, den guten ehrlichen Swedenborg als einen Narren anzusehen und ihn

laufen zu lassen, da man ihn unterdessen alles darauf losschreiben und drucken läßt, was er will. Wenn ich jemals einen ungelehrten, aber so viel unverschämteren Kerl gekennet habe, so war es der berüchtigte und nunmehr auch schon lange verstorbene Joh. Chr. Edelmann. Dieser in Wahrheit, gegen einen grundgelehrten und frommen Swedenborg zu rechnen, ochsenmäßige Lästerer des göttlichen Wortes und der Kirche, brachte ganze Heere von Gelehrten wider sich auf, die wider ihn schrieben. Das verdiente ein so dummer Kerl nicht, der sich durch nichts, als durch seine Unverschämtheit und thörichten Stolz einen Namen zu machen wußte. Wozu hat es gedient? zu nichts, als daß man den Geck nur noch vollends toll machte, so viel Gift und Galle und ärgerliches Zeug auszuspeien. Ich selbst kann den ehrlichen Swedenborg nichts weniger als vertheidigen. Aber wenn vor 11 Jahren, da dieses sein Werk, woran ich jetzt bin, nämlich vom Himmel und Hölle, ein gründlicher Gottgelehrter, das Gute darin an seinem Ort gelassen, das Irrige und Widersprechende aber bescheiden widerlegt hätte, so würde der gute Mann, wo nicht von seiner Einbildung abgebracht, dennoch gezwungen worden sein, künftig vorsichtiger zu sein, und die Welt nicht mit seinen so vielfältigen Schriften zu überschwemmen."

Wir können dem letzten Satze Cuno's nur beipflichten. Es war in der That eine arge Unterlassungssünde, daß die gelehrte Welt dieses Gift, denn ein solches ist jedes Buch, welches die Verdummung und den Aberglauben befördert, ruhig seinen Weg unter die Leute nehmen ließ. Wie selbst viele verständige Leute sich von demselben beeinflussen ließen, beweist der Umstand, daß Swedenborg nach seinem eigenen Geständniß schon bei seinen Lebzeiten etwa 50 Anhänger in Schweden zählte. Und wie viele es deren noch in andern Ländern gegeben habe, namentlich in England, ist nicht zu berechnen. Jedenfalls war namentlich seine dogmatische Darstellungsweise keineswegs so offenkundig närrisch und unsinnig, wie die eben angeführten Proben aus seinen Visionen. Dadurch, daß sie das Aussehen tiefer theologischer Wahrheiten hatte, daß sie mit einem Aufwand an Bibelkenntniß und theologischer Dialektik geschrieben wurde, die man sonst nur in Werken von Fachgelehrten findet, machte sie Anspruch auf Autorität und täuschte so selbst rechtgläubige und tüchtig beschlagene Theologen; um wie viel mehr aber noch die

in theologischen Fragen doch nur oberflächlich unterrichtete Laienwelt. Dadurch aber, daß diese moraltheologischen Werke mit einer Art von Autorität auftraten und auftreten durften, fiel von ihnen auch auf die visionären Schriften Swedenborg's ein Theil von dem den Ersteren scheinbar beiwohnenden Ansehen zurück, welches noch Weiteres dazu beitrug, den Phantastereien Eingang zu verschaffen, was sicherlich nicht möglich gewesen wäre, wenn die Gelehrten aus ihrer hochmüthigen Reserve herausgetreten und den trügerischen Nimbus zerstört hätten.

Wir werden sogleich sehen, daß diese Unterlassungssünde ihre sehr bedenklichen Folgen hatte, die noch bis in die heutige Zeit hineinreichen. Doch zuvor müssen wir noch Einiges über die letzten Lebenstage Swedenborg's berichten.

Nach seiner Aburtheilung durch den schwedischen Reichstag war Swedenborg, wie bereits angeführt wurde, wiederum auf Reisen gegangen. Sein Ziel war England, wo er viele Freunde, namentlich unter den dortigen Theologen hatte, welche für die Ausbreitung seiner Lehre thätig waren. Gleichzeitig wollte er auch wohl die Drucklegung neuer Werke dort überwachen. Von dieser Reise ist er nicht wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Gegen das Ende des Jahres 1771 traf ihn nämlich ein heftiger Schlaganfall, der ihm die rechte Seite lähmte und seine schriftstellerische Thätigkeit völlig unmöglich machte. Mit tiefem Leid in der Seele fügte er sich in diese traurige Lage. Sein sehnlichster Wunsch war von jetzt an, daß sein gebrechlicher Leib, der zu Nichts mehr nützen könnte, bald dem Schooß der Erde wiedergegeben werden möchte. Außer diesem physischen Ungemach betraf ihn aber noch ein geistiges, für ihn jedenfalls das schwerste: er verlor nun auch die Fähigkeit seines „inneren Gesichtes" und sein Verkehr mit der Geisterwelt hörte damit plötzlich auf, ein Vorgang, der wohl aufs unzweideutigste beweist, daß seine Geisterseherei zunächst nicht in einer psychiatrischen Anomalie, sondern in einer krankhaften Beschaffenheit seines physischen Lebens wurzelte. Es ist sehr begreiflich, was von Swedenborg während dieser seiner letzten Krankheit berichtet wird, nämlich, daß er über jenen Verlust sehr unglücklich wurde und in Klagen darüber ausbrach, daß ihn Gott verlassen habe. Kurz vor seinem Tode erlangte er indessen seine Gabe wieder und wurde nun

wieder heiter wie zuvor, soweit es eben sein körperliches Leiden gestattete. Der schwedische Geistliche Ferelius in London, der während der letzten Tage öfters bei Swedenborg weilte und ihm auch das Sacrament reichte, hat über seine auf Swedenborg bezüglichen Erlebnisse einen Bericht hinterlassen, dem wir Einiges entnehmen.

„Ich besuchte ihn mehrere Male," erzählt Ferelius, „und fragte bei jeder Unterredung, ob er glaube, das er diesmal sterben werde, was er mit „Ja" beantwortete, worauf ich ihm vorstellte, ob er nicht, da Viele glaubten, daß er durch sein neues theologisches System nur einen großen Namen sich zu verschaffen, oder berühmt zu werden gestrebt hätte, was er auch wirklich dadurch erreicht, sich jetzt bereit finden würde, der Welt die Gerechtigkeit zu erzeigen, das Ganze oder einen Theil desselben zu widerrufen, besonders da er keinen weiteren Nutzen jetzt mehr in dieser Welt, die er bald verlassen müsse, davon erwarten könne u. s. w. Hierauf erhob er sich halb aufrecht in seinem Bette, die gesunde Hand auf seine Brust legend und sagte mit einigem Eifer: so wahr Sie mich hier vor ihren Augen sehen, so wahr ist auch Alles was ich geschrieben habe und ich hätte mehr sagen können, wenn es mir erlaubt gewesen wäre. Wenn Sie in die Ewigkeit kommen, werden Sie Alles sehen und Sie und ich werden viel mit einander darüber zu reden haben. Auf die Frage, ob er nicht des Herrn heiliges Nachtmahl nehmen wolle, antwortete er mit Dankbarkeit: „daß es gut von mir gemeint sei. Obgleich er als ein Mitglied der andern Welt dieses Sacramentes nicht bedürfe, so wolle er es doch annehmen, um dadurch die Gemeinschaft zu zeigen, welche zwischen der Kirche dort oben und hienieden bestehe;" wobei er mich fragte, ob ich seine Ansichten über das Sacrament des Altars gelesen habe." — Ferelius fragte nun, ob er sich für einen Sünder erkenne. „Gewiß," antwortete Swedenborg, „so lange ich diesen sündhaften Körper mit mir herumtrage." Mit vieler Andacht, mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte legte er die Beichte ab und empfing das heilige Sacrament. Später schenkte er Ferelius aus Dankbarkeit sein großes Werk: arcana coelestia, wovon nur 9 Exemplare noch unverkauft waren.

„Als ich ihn ein anderes Mal besuchen sollte," fährt Ferelius dann fort, „hörte ich gleich beim Eingang und oben auf der Treppe ihn mit der größten Kraft reden, als wenn er mit einer großen Gesell-

schaft zu thun hätte. Aber als ich in das Vorgemach kam, wo seine Aufwärterin saß und ich sie fragte, wer drinnen bei dem Assessor sei, antwortete sie: „Niemand," er habe solche Gespräche bereits drei Tage und drei Nächte hinter einander geführt. Als ich in das Schlafzimmer kam, hieß er mich sehr ruhig willkommen, bat mich Platz zu nehmen und sagte mir gleich darauf, daß er zehn Tage hindurch mit bösen Geistern geplagt gewesen, welche der Herr ihm zugesandt, daß er niemals je zuvor von so bösen Geistern berührt worden sei als diesen, daß er aber jetzt die Gesellschaft der guten Geister wieder bekommen habe. Als er noch gesund war, besuchte ich ihn mit dem dänischen Prediger. Er saß mitten im Zimmer an einem runden Tisch und schrieb; die hebräische Bibel, aus der seine ganze Bibliothek bestand, lag vor ihm. Dann, nachdem er gegrüßt hatte, zeigte er über den Tisch hin, und sagte: eben jetzt war der Apostel Petrus hier, und stand dort, und es ist nicht lange her, daß alle Apostel bei mir waren, die mich auch sonst sehr oft besuchen. Auf solche Weise äußerte er sich immer ohne Rückhalt, suchte aber niemals Proselyten zu machen. Was er jetzt im Begriff sei zu schreiben, sagte er, solle aus den Schriften der Apostel beweisen, daß der Herr der wahre und einzige Gott sei, und keiner außer ihm. Auf die Frage, warum Niemand außer ihm solche Offenbarungen und Umgang mit Geistern habe, antwortete er, daß ein Jeder sie gegenwärtig eben so gut haben könnte, als im Alten Testament, daß aber die Menschen jetzt so sinnlich seien, dies sei das wahre Hinderniß. Unter andern Neuigkeiten, die ich einmal mit der Post aus Schweden bekam, war auch die, daß des Assessors Schwester, die Wittwe Lundstedt gestorben sei. Dies erzählte ich gleich einem reisenden Schweden, Namens Mejer, der zu der Zeit bei mir war, und gleich zu Swedenborg ging, und als er wieder zurückkam, sagte: Es ist nichts an Swedenborg's Vorgeben, daß er Unterredungen mit den Verstorbenen hat, weil er nichts von seiner Schwester Tod wußte. Dies berichtete ich dem Greis, welcher sagte: Der Mann muß wissen, daß ich in solchen Fällen keine Kunde habe, da ich nicht begehre, dergleichen zu wissen. Der berühmte Springer, welcher noch in London lebt, berichtete ihm, daß ein berühmter schwedischer Herr, der, wie ich glaube, Höpken hieß (vermuthlich ein Bruder oder Verwandter seiner Excellenz des Reichsraths Höpken), gestorben sei. Nach

einigen Tagen, als sie sich wieder trafen, sagte der Assessor: Es ist wahr, daß Höpken gestorben ist, ich habe mit ihm gesprochen, und er sagte, daß Sie Kameraden in Upsala gewesen, und nachher theils gleiche, theils ungleiche Ansichten über die Reichstagsangelegenheiten gehabt hätten. Er erzählte außerdem mehrere Anekdoten, welche Springer als wahr erkannte, und von denen er (Swedenborg) seiner Ueberzeugung nach nur von oben Kunde haben konnte. Auf diese Weise wurde er ein Swedenborgianer. Als der Assessor Swedenborg von London nach Schweden reisen wollte und mit einem Schiffer die Fahrt accordirt hatte, zog er nach der Wasserseite hin und wohnte bei einem schwedischen Gastwirth Namens Bergström, welcher noch lebt und für seine Schiffsprovision Sorge tragen mußte, und da er täglich eine gewisse Portion Kaffee trank, fragte Bergström, für wie viel Tage er Kaffee, nämlich gemahlenen, beipacken solle, worauf er antwortete: Für sechs Tage. Bergström antwortete, das sei zu wenig, es ist unmöglich, daß der Assessor in so kurzer Zeit in Stockholm sein kann. Da sagte Swedenborg: Nehmen Sie für sieben Tage. Was geschah? Nach Verlauf von 6 Tagen war das Schiff in Dalarön und am siebenten in Stockholm. Da soll der Schiffer, ein Engländer, bei seiner Heimkehr in London gesagt haben, daß, so lange er zur See gewesen, er niemals so beständig guten Wind gehabt habe als diesmal, daß bei allen Wendungen der Wind mit folgte. Obgleich er verschiedene Mal in der schwedischen Kirche war, und nachher bei mir oder einem andern Schweden speiste, sagte er, daß er in der Kirche keine Ruh vor Geistern habe, welche dem, was der Prediger sagte, wiedersprächen, besonders wenn er von drei Personen in der Gottheit spreche, welches soviel sei, als drei Götter zu haben. Bei meiner Rückkehr von England 1772 ward ich von dem geistlichen Stand durch dessen Sprecher bei dem Reichstag ersucht, auf dieselbe Weise wie jetzt, Bericht über Swedenborg zu erstatten, welches ich auch auf drei Bogen that; aber es verdrießt mich, daß ich nicht wie jetzt eine Abschrift davon nahm.

P. S. Manche mögen glauben, daß der Assessor Swedenborg ein großer Sonderling gewesen sei, aber im Gegentheil war er in Gesellschaft sehr gewandt und angenehm, sprach über alles was vorkam, bequemte sich nach den Begriffen der Gesellschaft, und sprach niemals über seine Lehren, außer wenn er darüber gefragt wurde, da er dann

eben so frei antwortete, als er darüber schrieb. Merkte er aber, daß Jemand vorwitzige Fragen aufstellte oder ihn zum Besten haben wollte, so gab er gleich eine solche Antwort, daß der vorwitzige Frager schweigen mußte, ohne klüger geworden zu sein.

Sköfde, den 31. März 1780.

Arwed Ferelius."

Nach dem Tode des Sehers hörte man längere Zeit Nichts von seiner Lehre. Die Anhänger derselben bauten sie im Stillen aus und suchten ihr durch Revision der vorhandenen Texte, durch Veranstaltung neuer Ausgaben und durch Herausgabe der noch ungedruckten Schriften Ausbreitung zu verschaffen. In England, wo das Sectirerwesen damals einen ganz besonders günstigen Boden fand, gedieh auch diese neue Lehre schneller als anderwärts. Zu einer corporativen Vereinigung brachten es ihre Jünger dort aber doch erst nach Verlauf von fast einem Decennium. Die Gesellschaft, die sich in London im Jahre 1783 constituirte, führte den Namen „theosophische Gesellschaft." Ihr Zweck war zufolge ihres Statuts den geistigen Sinn der h. Schrift zu erforschen, um die Gesetze der göttlichen Ordnung zu ergründen, weitere Kenntnisse über die ewige Welt und den zukünftigen Zustand des Menschen nach dem Tode zu erlangen, Untersuchungen über die Gesetze der göttlichen Weisheit anzustellen, die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt darzuthun und den Sinn der Schriften Swedenborg's zu erläutern. Von ihren sonstigen Grundsätzen war einer der hauptsächlichsten Nächstenliebe und Toleranz gegen Andersgläubige. — Die Gesellschaft wählte jährlich ihren Schatzmeister und ihre Secretäre. Ihre Mitglieder zerfielen in zwei Klassen, Subscribenten und Eigenthümer der Werke Swedenborg's. Die Ersteren hatten in die gemeinsame Kasse einen Jahresbeitrag von 1, die Letzteren von 5 Guineen zu zahlen. Wer nicht der ersten Klasse angehört hatte, kam nicht in die zweite. Die Gesellschaft besaß eigene Buchdruckereien, in welchen sie die Schriften Swedenborg's neu auflegen ließ und veranstaltete auch Uebersetzungen derselben in andere Sprachen. Später gründete sie auch eine eigene Zeitschrift in französischer Sprache, von Chastanier unter dem Titel Journal Novi-Jerusalémite herausgegeben. Später gab sie auch noch eine andre in englischer Sprache heraus: The New Jerusalem-Magazine, die in den neunziger Jahren erschien. Uebrigens

entstanden auch in andern englischen Städten bald Filialen des Hauptvereins, die meist von Geistlichen ins Leben gerufen wurden. In Schweden bestand, wie wir wissen, schon zu Lebzeiten Swedenborg's eine kleine Gesellschaft, zu der sogar die bedeutendsten Männer des Landes, ja selbst einige Mitglieder des Hofes gehörten. Sie war eine geheime und verpflichtete ihre Mitglieder zu strengstem Stillschweigen. Ihre Tendenzen und Zwecke entsprachen im Wesentlichen denen der englischen, auch war ihre Organisation die gleiche. Zu bemerken ist noch, daß sie mit allen andern Swedenborgischen Gesellschaften im brieflichen Verkehr stand und für die Ausbreitung der Lehre Swedenborg's noch thätiger war als die englischen. Auch sie besaß eine eigene Zeitschrift und eigene Druckereien, in denen sie mitunter auch Flugblätter drucken ließ, die ballenweise nach allen Weltrichtungen hin versendet wurden. Ihr Name lautete anders wie der der englischen. Sie nannte sich „philanthropisch-exegetische Gesellschaft." Wie sehr sie bemüht war, Proselyten zu machen, beweist u. A., daß sie ihre Statuten an hervorragende deutsche Gelehrte versendete und sie zum Beitritt aufforderte. Auch mit den Schriften Swedenborg's verfuhr sie in der nämlichen Manier. In Frankreich fand die neue Lehre ebenfalls Eingang. Dort leistete ihr der ehemalige Benedictinermönch Pernety, der in Berlin als Bibliothekar fungirte, später aber in seine Heimath Frankreich zurückkehrte und dort Swedenborg's hauptsächlichsten Werke ins Französische übersetzte, sehr wesentliche Dienste. Die Gesinnungsgenossen eines sehr verpönten schwärmerisch-jesuitischen Buches des Erreurs et de la vérité, von Saint-Martin, einem ehemaligen Cavallerieofficier, der im Geruche stand mit den Jesuiten unter einer Decke zu stecken, nahmen Manches von den Grundsätzen Swedenborg's herüber und modelten es nach ihren Bedürfnissen zurecht. So sehen wir, wie eine Thorheit die andere unterstützte und förderte. In dem folgenden Abschnitte wird außerdem auch noch dargethan werden, wie eine dritte, nämlich der sogenannte thierische Magnetismus, mit dem Swedenborgianismus verbunden zu einer neuen Variation des Mysticismus Anlaß bot.

Daß die schwedische Gesellschaft mit maurerischem Beiwerk organisirt war, daß sie einzelne Gebräuche und Embleme des Freimaurerordens adoptirt hatte, steht fest. Wie es scheint, war solches bei ihr

nicht allein der Fall. Auch anderwärts war das Maurerthum in diese Gesellschaften eingedrungen, namentlich in England. Es lag geradezu im Geschmacke der Zeit, sich mit Räthselhaftem und nur dem Eingeweihten verständlichen Ceremoniell, mit mystischen Symbolen und Gebräuchen zu umgeben. In Deutschland sowohl wie in Frankreich und England trieben eine Menge cabalistisch-magischer Gesellschaften ihr Wesen, die sich ihr Ceremoniell von den Freimaurern erborgt hatten. Auch die Swedenborgischen Secten hatten mittlerweile die Maurerei zu Hilfe genommen. Den Beweis dafür liefert der folgende Umstand.

In der Londoner Zeitung „The Morning Herald" stand am 2. November 1786 folgendes, wörtlich aus dem Englischen übersetzte Inserat:

„An alle wahren Freimaurer. Im Namen 9. 5. 8. 14. 20. 1. 8 = 9. 5. 18. 20. 18. (Diese Zahlen geben die Worte: „Jehova = Jesus").

Die Zeit ist gekommen, wo der Bau des neuen Tempels oder des Neuen Jerusalems 3. 8. 20. 17. 8. (Kirche) beginnen muß. Dieses dient zur Einladung allen wahren Freimaurern in London, um sich zu versammeln im Namen 9. 5. 18. 20. 18. (Jehova's), des Einzigen, in welchem eine göttliche 19. 17. 9. 13. 9. 19. 23 (Trinity = Dreieinigkeit) ist und zwar zusammenzukommen morgen Abend den 3. v. 1786 oder 5790 um 9 Uhr in Reilly's Hause in der Königinstraße, um daselbst den Plan zu entwerfen zur Legung des ersten Grundsteines der wahren 3. 8. 20. 17. 8. (Church = Kirche) in dieser sichtbaren Welt, welche ist der wirklich abbildende Tempel des geistlichen 9. 5. 17. 20. 18. 1. 11. 5. 12 (Jerusalems). Ein Maurer und Mitglied der neuen 3. 8. 20. 17. 8. (Church = Kirche)."

Aus der vorstehenden Anzeige geht unzweifelhaft hervor, daß der Inserent ein Anhänger des Swedenborgianismus war. Noch heute bezeichnen die Mitglieder dieser Secten mit dem Namen: „Die neue Kirche" ihre sonderbare Gemeinschaft. Aber auch die Bemerkung: „Jehova = Jesus", „Jehova, in welchem die göttliche Dreieinigkeit ist", läßt mit Bestimmtheit auf einen Swedenborgianer schließen. Wer war aber jener Inserent? Kein anderer als der heillose Schwindler und Humbugmacher Cagliostro (über ihn wird in einem späteren Abschnitte Genaueres berichtet werden). Selbst wenn Bonneville in

seinem Buche les Jésuites chassés Bd. II. solches nicht verrathen hätte, ließe sich auf ihn mit ziemlicher Bestimmtheit aus seinem eigenen „Briefe an die englische Nation" schließen, in welchem er selbst von den in Reilly's Hause stattgehabten maurerischen Zusammenkünften berichtet. Entweder gab es in London eine maurerische Secte, welche den Swedenborgianismus zum Objecte ihrer Untersuchungen gemacht hatte, oder der letztere hatte das Maurerthum zu sich hinübergenommen. Da in Schweden das letztere der Fall gewesen, darf man wohl das Gleiche auch für England annehmen. Daß die Swedenborgianer mit den Maurern in freundschaftlichen Beziehungen standen, geht auch schon daraus hervor, daß die vorhin erwähnte apocalyptische Monatsschrift von Chastanier allen Freimaurern gewidmet war. — Aus dem ganzen Auftreten und Handeln Cagliostro's läßt sich außerdem ganz unzweideutig ersehen, daß sein abenteuerliches theosophisch-cabalistisches „System", wenn man überhaupt jenen Mischmasch von Blödsinn und Betrug, mit dem er fast ganz Europa am Narrenseil führte, so bezeichnen darf, nichts weiter war, als die mit eigenen Hinzuthaten erweiterte und mit rosenkreuzerischen Ideen durchwobene Swedenborgische Lehre. Daß er in London in einer Freimaurerloge Aufnahme fand, ist Thatsache; was liegt also näher als die Annahme, daß diese sogenannte Freimaurerloge nichts andres gewesen sei, als eben eine Swedenborgische theosophische Gesellschaft in maurerischem Stil organisirt? Wo hätte er wohl sonst seine Kenntniß von den Lehren der neuen Kirche hernehmen sollen? Im Jahre 1786 waren die Schriften Swedenborg's noch nicht in englischer Uebersetzung erschienen, Lateinisch aber verstand der notorisch ganz unwissende Abenteurer nicht.

Wie vortrefflich sich Swedenborg's Lehre in maurerischem Gewande späterhin dazu eignete, um den Aberglauben und die Schwärmerei zu befördern, werden wir aus dem später zu schildernden Abenteurerleben Cagliostro's deutlicher ersehen. Hier mag es genügen, darauf hinzudeuten, daß Cagliostro später seine theosophischen Ideen auch noch mit dem Somnambulismus verband und damit selbst in den vornehmsten und gebildetsten Kreisen reüssirte: wieder ein Beispiel, wie eine Thorheit der andern Vorschub leistet. Viele Ansichten gehen dahin, daß die Jesuiten sich Cagliostro's als Werkzeug bedient hätten.

Positive Belege dafür sind indessen nicht vorhanden, obwohl freilich Manches sehr stark darauf schließen läßt. Da indessen auch mancherlei Argumente dagegen sprechen, so ist es unmöglich, hierüber ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Wäre indessen diese Annahme richtig, so wäre damit auch zugleich der bündigste Beweis gegeben, wie alle diese Phantastereien und Phantome in der That nur dazu dienten, die Zwecke des Jesuitismus zu fördern und wie letzterer sich derselben auch zu diesem Ende bedient habe.

Man hat gemeint, Swedenborg sei eine Creatur der Jesuiten gewesen. Der Umstand, daß er kurz nach seinem Aufenthalte in Rom, wo er ein ganzes Jahr verweilte und mit Petrus, Johannes, Luther und Calvin andauernde Unterredungen gehabt haben will, als Seher und Stifter einer neuen Lehre hervortrat, welche mit dem Katholicismus so manches Gemeinsame hatte, wird darauf gedeutet. Wenn Swedenborg wirklich Verbindungen unterhalten haben sollte, die diesen Verdacht begründen könnten, so geschah solches sicherlich wohl in ganz unbefangener Weise und ohne daß er wußte, welche Absichten man mit ihm vorhatte. Daß er dem Papismus durchaus abhold war und wider ihn heftig eiferte, wo er Gelegenheit fand, beweisen verschiedene Stellen aus seinen in den oft erwähnten Urkunden abgedruckten Briefen, in denen er offen und in unzweideutigen Ausdrücken gegen den Papst und seine angemaßte Herrschaft zu Felde zieht. Möglich also, daß die Römlinge wider sein Wissen und Wollen seine Helfer waren. Ihren Zwecken dienten die Grund- und Lehrsätze Swedenborg's ohne Frage.

Wie der sogenannte thierische Magnetismus, so hat auch Swedenborg's visionäre Lehre noch bis auf den heutigen Tag ihre Anhänger. In der Schweiz, in Württemberg, vornehmlich aber in England existiren noch heute Swedenborgische Gemeinden. In Stuttgart ist sogar eine eigene Buchhandlung thätig, um den Handel mit den Werken Swedenborg's, die fast sämmtlich von dem verstorbenen Dr. Tafel, Universitätsbibliothekar in Tübingen, ins Deutsche übertragen sind, zu vermitteln. — In Amerika sind gleichfalls zahlreiche Secten nach Swedenborgischen Grundsätzen organisirt, auch besitzt die „neue Kirche" ein eigenes Centralorgan, die in Stuttgart erscheinende „Wochenschrift für die neue Kirche", welche von dem in London ansässigen Prediger

der dortigen Swedenborgischen Gemeinde, Prof. Dr. Tafel, redigirt wird und bereits ihren dritten Jahrgang erreicht hat.

Werke Emanuel Swedenborg's in's Deutsche übersetzt von Dr. Im. Tafel u. A., sämmtlich bei Mittnacht in Stuttgart.

Kurze Darstellung der Lehre der neuen Kirche, welche unter dem Neuen Jerusalem in der Offenbarung verstanden wird. 1854.
Gedrängte Erklärung des inneren Sinnes der prophetischen Bücher des Alten Testaments und der Psalmen Davids. 1852.
Himmlische Geheimnisse, welche in der Heiligen Schrift enthalten, und nun enthüllt sind. 16 Bände.
Von dem Himmel und seinen Wunderdingen, von der Geisterwelt und von der Hölle, nach Gehörtem und nach Gesehenem. 2. Aufl. 1869.
Von dem Neuen Jerusalem und seiner himmlischen Lehre. 1860.
Die Lehre des Neuen Jerusalems vom Herrn. Mit einer Einleitung in Swedenborg's sämmtliche theologische Werke. 1823.
Die Lehre des Neuen Jerusalems von der heiligen Schrift. Die Lebenslehre für das Neue Jerusalem. Lehre des N. J. vom Glauben und vom jüngsten Gericht. 1824.
Enthüllte Offenbarung Johannis, und Fortsetzung vom jüngsten Gericht. 1824 bis 1831. 4 Theile. (Der 1. Theil in zweiter Auflage.) In 2 Bänden.
Die Weisheit der Engel, betreffend die göttliche Liebe und Weisheit. 2. Aufl. 1872.
Die Weisheit der Engel, betreffend die göttliche Vorsehung. 2. Aufl. 1871.
Die wahre, christliche Religion, enthaltend die ganze Theologie der Neuen Kirche. 1855—59. 4 Theile in 2 Bänden.
Die Wonnen der Weisheit, betreffend die eheliche Liebe. Dann die Wollüste der Thorheit, betreffend die buhlerische Liebe. 2 Bände. 1. Bd. 1845. 2. Bd. 1872.
Der Verkehr zwischen Seele und Leib. 1830.
Vom Weißen Pferd in der Offenbarung.
Die Erdkörper in unserm Sonnensystem.

Lateinische Werke Swedenborg's.

In neuer kritischer, zum Theil nach den Originalausgaben, zum Theil nach den Manuscripten Swedenborg's von Dr. Im. Tafel und Andern besorgten Ausgabe.

Adversaria in Libros Veteris Testamenti. Continens Explicationem Geneseos, Leviticum, Numeros, Deuteronomium, Josuam, Judices, Ruth, Samuelem, Reges, Cronica, Jesajam, et Jeremiam. 4 vol.
Apocalypsis explicata secundum sensum spiritualem, ubi revelantur arcana quæ ibi prædicta, et hactenus recondita fuerunt. 4 vol.
Arcana Cœlestia quæ in Scriptura Sacra seu Verbo Domini sunt, detecta, una cum Mirabilibus quæ visa sunt in mundo spirituum et in cœlo angelorum. 13 vol.
Canones, seu Integra Theologia Novæ Ecclesiæ. De Deo Uno et Infinito. De Domino Redemptore: et de Redemptione. De Spiritu Sancto. De Divina Trinitate.

De Cœlo et Inferno.
De Commercio Animæ et Corporis, quod creditur fieri vel per influxum physicum, vel per influxum spiritualem, vel per harmoniam præstabilitam.
De Conjugio.
Continuatio de Ultimo Judicio et de Mundo Spirituali.
Delitiæ sapientiæ de amore conjugiali; post quas sequuntur voluptates insaniæ de amore scortatorio.
Diarium Spirituale. E Chirographo in Bibliotheca Regiæ Academiæ Holmiensis asservato. 4 vol.
Dicta probantia Veteris et Novi Testamenti; e chirographo nunc primum ed.
Doctrina Novæ Hierosolymæ de Charitate.
De Domino et de Athanasii Symbolo.
Doctrina N. Hierosolymæ de Domino.
Doctrina N. H. de Scriptura Sacra.
Doctrina vitæ et de fide.
Doctrina Principalis Novæ Domini Ecclessiæ. Sectio Prima. De Deo Triuno.
Index Biblicus sive Thesaurus Bibliorum Emblematicus et Allegoricus. Vol. I—IV.
Index Rerum in Apocalypsi Revelata. 4⁰.
Index Verborum, Nominum et Rerum in Arcanis Cœlestibus. 4⁰.
De Justificatione.
Quæstiones Novem de Trinitate, &c. Ad Emanuelem Swedenborg propositæ a Thoma Hartley; tum illius Responsa.
Sapientia Angelica de Divina Providentia.
Sapientia Angelica de Divino Amore et de Divina Sapientia.
Summaria Expositio Doctrinae Novæ Ecclessiæ.
Summaria Expositio sensus interni Prophetarum et Psalmorum.
Vera Christiana Religio.
Camena borea, cum heroum et heroidum factis ludens sive Fabellae Ovidianis similes, Ab Eman. Swedberg (Swedenborg). Edidit Dr. J. F. E. Tafel.
Clavis Hieroglyphica Arcanorum Naturalium et Spiritualium, per viam Repræsentationum et Correspondentiarum. Opus Posthumum Eman. Swedenborgii.
Itinerarium, ex operibus Eman. Swedenborgii posthumis. Partes I., II. Nunc primum edidit Dr. J. F. E. Tafel.
L. Annæi Senecæ et Pub. Syri Mimi, forsan et aliorum selectæ Sententiæ. Quas Notis illustratas edidit Emanuel Swedberg (Swedenborg). Ad fidem rarissimæ editionis principis anni 1709 denuo publici juris fecit et Fragmenta nuper reperta adjecit Dr. J. F. E. Tafel.
Ludus Heliconius, sive Carmina Miscellanea, quæ variis in locis cecinit Eman. Swedberg (Swedenborg). Recensuit Dr. J. F. E. Tafel.
Œconomia Regni Animalis in Transactiones Divisa, Quarum hæc Tertia de Fibra, de Tunica Arachnoidea, et de Morbis Fibrarum agit; anatomice, physice et philosophice perlustrata. E chirographo in Bibliotheca Regiæ Academiæ Holmiensis asservato, nunc primum edidit J. J. Garth Wilkinson, M. D.
Opuscula Quædam Argumenti Philosophici. Ex Autographa in Bibliotheca Regiæ Academiæ Holmiensis, asservato, nunc primum edidit J. J. Garth Wilkinson, M. D.
Regnum Animale Anatomice, Physice, et Philosophice perlustratum, cujus Pars Quarta de Carotidibus, de Sensu Olfactus, Auditus et Visus, de

Sensatione, et Affectione in Genere, ac de Intellectu et ejus operatione agit. E chirographo ejus in Bibliotheca Regiæ Academiæ Holmiensis asservato, nunc primum edidit Dr. J. F. E. Tafel.

Regnum Animale Anatomice, Physice, et Philosophice perlustratum, cujus Supplementum sive Partis Sextæ sectio Prima de Periosteo et de Mammis, et sectio Secunda de Generatione et partibus Genitalibus utriusque Sexus agit.

Regnum Animale Anatomice, Physice, et Philosophice perlustratum, cujus Pars Septima de Anima agit.

Photolitographirte Manuscripte Emanuel Swedenborg's. 10 Bände Folio.

Inhalt.

I. Physica et Mineralogica.
II. Mathematica et Principia.
III. Itineraria et Philosophica.
IV. Transactiones et de Cerebro.
V. Regnum Animale.
VI. Supplementum Regni Animalis.
VII. De Cultu et Amore Dei.
VIII. Miscellanea Theologica.
IX. X. Apocalypsis Explicata.

Franz Anton Mesmer und der thierische Magnetismus.

Der Mann, dessen Name die Ueberschrift dieses Abschnittes bildet, kann allerdings nicht von vornherein als ein Mitstreiter oder ein Nachfolger Swedenborg's angesehen werden, weil seine Ziele und Zwecke von anderen Beweggründen geleitet wurden, als die Swedenborg's und ähnlicher theosophischer Schwärmer waren. Aber dennoch gehört er in unser Gebiet voll und ganz hinein und bildet sogar eines von den Hauptgliedern jener seltsamen Kette, durch welche der menschliche Verstand und die freie Forschung gefesselt werden sollten. — Mesmer ist der Apostel eines ganzen Heeres von thaumaturgischen Schwärmern und Betrügern, der Vater einer Unzahl von obscurantistischen Secten und Verbindungen und der Begründer der modernen Charlatanerie, die noch bis in die neueste Zeit hinein ihr Wesen treibt, bald unter der Maske der Religion, bald unter dem der Medicin und Naturwissenschaft. — Die Folgen seines Auftretens erstreckten sich über ganz Frankreich, die Schweiz, Deutschland und zum Theil auch über Skandinavien und gleichen einer verheerenden Seuche, die mit unaufhaltsamer Stetigkeit über Länder und Meere vordringt und alles unterjocht. Auch über das Meer ist Mesmers Einfluß gedrungen, um die neue Welt sich dienstbar zu machen und dann späterhin wieder mit neuen Lappen behängt unter neuer Firma in die alte zurückzukehren.

Während Swedenborg in England wirkte und sich dort in einer Anzahl sogenannter philanthropisch-exegetischer Gesellschaften einen festen Anhang schuf, arbeitete Mesmer in Frankreich an der Untergrabung der gesunden Vernunft und leider mit einem Erfolge, der den Sweden-

borg's weit hinter sich zurückließ. — Im späteren Verlaufe der Zeiten verfielen speculative Köpfe darauf, die Swedenborgischen Lehren und Grundsätze mit denen Mesmers zu combiniren und daraus eine neue exegetische Spielart zu schaffen, welche noch mehr Gläubige an sich zu locken versprach, als vorher jede der beiden Richtungen getrennt es vermocht hatte. — Noch später verquickte man das so gewonnene neue Product mit freimaurerischem Ceremoniel, das man natürlich für den bestimmten Zweck eigens zugestutzt hatte, und so entstanden wiederum neue Variationen des Mysticismus, die abermals in zahlreichen Clubs und Gesellschaften gepflegt und weiter ausgebaut wurden. Wir sehen, daß wir hier vor einem Labyrinth von geheimen Schleich- und Irrwegen stehen, dessen Verfolgung bis in seine letzten und unscheinbarsten Ausläufer beinahe zur Unmöglichkeit wird. — Aus dem Vorausgeschickten wird aber wohl die Nothwendigkeit ersichtlich geworden sein, weshalb wir uns eben an dieser Stelle mit Mesmer werden beschäftigen müssen.

Mesmer war seines Zeichens Arzt und zwar wie man schlechterdings glauben muß, kein unbegabter, wenn auch wohl kein so kenntnißreicher und scharfsinniger, um sich durch die Ausübung der medicinischen Wissenschaft, so wie sie bislang beschaffen war, zu besonderem Ruhm und Ansehen emporzuarbeiten. Was ihm aber schwerlich bestritten werden kann, ist eine scharfe Beobachtungsgabe und eine bedeutende Menschenkenntniß. Wir werden im Nachfolgenden Belege dafür bringen.

Er stammt aus Schwaben, aus dem Dorfe Ignanz (in der Nähe von Constanz) und ist am 23. Mai 1734 geboren. Seine Eltern waren schlichte Leute ohne Bemittelung und Bildung; der Vater hatte eine Forstaufseherstelle inne und stand im Dienste des Bischofs von Constanz. — Die schöne Natur und die ungehinderte Bewegung in Wald und Flur hatten in dem Knaben schon frühe eine besondere Vorliebe für landschaftliche Reize entwickelt und seinen Sinn der Natur zugelenkt. Sich selbst überlassen streifte er oft tagelang auf Wiesen und Feldern oder an den Ufern des Rheines umher, lauschte dem Murmeln der Bäche, dem Summen der Käfer und betrachtete mit Aufmerksamkeit seltsame Pflanzengebilde oder eigenartig geformte Steine. So wurde sein Geist schon von frühester

Jugend an zum Grübeln verleitet. — Als er acht Jahre alt war, wurde er in eine Klosterschule gebracht, um dort Musik und Latein zu lernen, und diese pfäffische Dressur genoß er bis zum zwölften Jahre. Uebrigens blieb er nicht während der ganzen Zeit in demselben Kloster, sondern er besuchte noch ein zweites. Seine Eltern, die sehr fromm gewesen sein sollen, bestimmten ihn für den geistlichen Stand, vielleicht auch nebenher, um ihrem Brodherrn, dem Bischof, einen Gefallen zu erweisen, und so wurde er denn in seinem 16. Lebensjahre mit einem Stipendium nach Dillingen zu den Jesuiten geschickt, um dort bei ihnen Philosophie und Theologie zu studiren. In Dillingen befand sich nämlich damals ein Seminar, das von Jesuiten geleitet wurde. — Wie uns sein eifriger Jünger, der Berliner Professor Wolfart, in der Einleitung zu seinen „Erläuterungen des Mesmerismus" (Berlin 1815) berichtet, soll sich dort im Seminar durch Zufall ein aufgeklärter und wissenschaftlich gebildeter Mann des Jünglings angenommen haben, da er dessen brennende Wißbegierde und Streben, sich auch in andern Wissenschaften zu vervollkommnen, wahrnahm. — Dieser Mann nun (der sicherlich kein Jesuit gewesen sein wird) machte ihn nicht nur mit der Wolfischen Philosophie, sondern auch mit der Mathematik bekannt und ertheilte ihm in dieser Disciplin Unterricht; ja er verschaffte ihm sogar die nöthigen Lehrbücher und führte ihn auch außerdem in die französische Sprache ein. Wie das alles möglich gewesen, da doch die Jesuiten über ihre Zöglinge eine äußerst strenge Aufsicht führen und alle ihre Studien aufs eingehendste controliren, wird nicht näher mitgetheilt. Wahrscheinlich studirte Mesmer nur auf dem Seminar, ohne sich daselbst auch im Logis zu befinden. Im letzteren Falle wäre ihm die Wolfische Philosophie sicherlich schlecht bekommen.

Mathematik und Philosophie sagten ihm aber mehr zu als die Kirchenväter und Moraltheologen, denen er drei Jahre in Dillingen und später noch einige Zeit auf der Universität zu Ingolstadt widmete. Statt nun nach diesem Studium in den geistlichen Stand einzutreten, sagte er der Theologie plötzlich Valet und ging nach Wien, um dort neben Physik und Mathematik sich der Jurisprudenz, die er nun zu seinem Berufsstudium erwählte, zuzuwenden. Seine Mittel waren erschöpft, da sein Stipendium aufhörte und er von Hause natürlich keinen Zu-

schuß erwarten konnte. Er war also von jetzt an auf die eigenen Kräfte und auf sein gutes Glück angewiesen Durch Unterrichtertheilen in der Mathematik und Physik mochte er wohl so viel zusammengeschlagen haben, um seine Existenz nothdürftig zu sichern und seinen Studien obzuliegen. — Nachdem er 6 volle Jahre bei der Themis zugebracht, überkam ihn plötzlich der Gedanke, auch ihr zu entsagen und sich der Medicin zu ergeben. Wolfert meint, weil ihm die Aussicht auf eine Anstellung fehlte und weil ihn die großen Anstalten und Unterrichtsmittel, über welche die Wiener medicinische Facultät verfügte, lockten. Der wahre Grund wird wohl der sein, weil er nicht genug Kenntnisse erworben hatte und sich mit der Jurisprudenz nimmer recht befreunden konnte. Seine Studien waren durch die Nebenbeschäftigung mit Mathematik und Physik sowie auch durch Unterrichtertheilen zerrissen und zersplittert worden und zudem mochte er auch wohl die Rechtswissenschaft nur als Nothanker benutzt haben, weil ihm für das sehr kostspielige medicinische Studium die erforderlichen Geldmittel mangelten.

Mesmer war bereits 24 Jahre alt, als er sich noch einmal zu einem Wechsel seines Berufstudiums entschloß und die Medicin ergriff. Er hörte einige Jahre die Vorlesungen der berühmten Aerzte van Swieten (Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia), de Haen und andrer, unter deren Leitung er auch in die Praxis eingeführt wurde, und hatte dann das Glück, die Wittwe des kaiserlichen Rathes von Bosch kennen zu lernen und von ihr die Mittel zur Vollendung seiner Studien zu erhalten. Diese Dame, die für die damaligen Zeitverhältnisse sehr reich war — man erzählt, sie hätte 30,000 Gld. besessen, hatte an ihm ein Gefallen gefunden und ließ ihn auf ihre Kosten Doctor der Medicin werden, worauf sie ihn heirathete.

Im Jahre 1764, also in seinem dreißigsten Jahre, hatte Mesmer endlich seine Studien absolvirt und wurde auf Grund seiner Dissertation de influxu planetarum in corpus humanum promovirt. — In dieser Schrift schon liegen die Keime seines späteren mystisch-überspannten Systems des thierischen Magnetismus, durch das er sich einen hervorragenden Platz unter den Schwärmern und Dunkelmännern des achtzehnten Jahrhunderts erworben hat.

In seinen von Justinus Kerner erworbenen nachgelassenen Papieren

befindet sich u. A. auch eine Aufzeichnung, in der Mesmer sich über die in jener Schrift entwickelten Ideen ausläßt. Die betreffende Stelle lautet:

Da ich im Jahre 1766 meine Streitschrift: „de influxu planetarum in corpus humanum“ (Vom Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper) herausgab, gründete ich meine Theorie auf bekannte, durch Erfahrungen bestätigte Grundsätze der allgemeinen Attraction, die uns überzeugen, daß ein Planet auf den andern in seiner Laufbahn wirkt, und daß Mond und Sonne auf unserer Erde Ebbe und Fluth, sowohl im Meere als im Dunstkreise verursachen und lenken; und so behauptete ich: Diese Weltkörper wirken auch geradezu auf alle wesentlichen Bestandtheile lebendiger Körper, vorzüglich aber auf das Nervensystem, vermittelst einer Alles durchdringen Flüssigkeit. Ich bestimmte die Art dieses Einflusses und sagte: daß er die Eigenschaften der Materie und der organischen Körper, z. B. Schwere, Zusammenhang, Schnellkraft, Reizbarkeit und Elektricität bald verstärke, bald schwäche. Ich behauptete ferner, daß diese in Absicht auf die Schwere entgegengesetzten Wirkungen, welche auf der See die merkwürdigen Veränderungen der Ebbe und Fluth verursachen, daß Verstärkung und Schwächung der obgenannten Eigenschaften, da sie einerlei Wirkungsquelle haben, auch in lebendigen Körpern entgegengesetzte, der Ebbe und Fluth ähnliche Wirkungen verursachen; daß auch im thierischen, den nämlichen wirkenden Kräften ausgesetzten Körper eine Art von Ebbe und Fluth stattfinde. Ich unterstützte diese Theorie durch verschiedene, von bestimmt wiederkehrenden Erfolgen hergenommenen Beispiele, und nannte diese Eigenschaft der thierischen Körper, welche sie des Einflusses des Himmels und unseres Erdkörpers fähig macht: thierischen Magnetismus. Aus ihm erkläre ich überhaupt alle periodischen Veränderungen, welche die Aerzte in der ganzen Welt von jeher bei Krankheiten beobachtet haben.“

Es dürfte schwer halten, für den Sinn jener Angabe, daß die Planeten auch auf den menschlichen Körper eine der Ebbe und Fluth ähnliche Einwirkung üben, eine genügende Erklärung zu finden. — Wie unklar Mesmer über seinen „thierischen Magnetismus“ dachte, beweist auch gleich weiter unten seine Definition dafür: daß derselbe eine „Eigenschaft des thierischen Körpers sei, dem Einflusse der Himmels-

körper und der Erde zugänglich zu sein". Er dachte sich also diesen Magnetismus nicht als eine selbstständge Materie, als eine Kraft, ein selbstständiges Fluidum, sondern als eine besondere Art der Thätigkeit oder Empfänglichkeit des animalischen Leibes. — Und doch werden wir später Gelegenheit finden nachzuweisen, daß seine praktischen Versuche vermittelst des „thierischen Magnetismus" denselben unter einem ganz andern Gesichtswinkel zeigen, daß sein Verfahren seiner eben erwähnten Erklärung geradezu widerspricht und daß er selbst also von der Natur seines Gegenstandes gar keine klare Vorstellung hatte. Es muß bemerkt werden, daß er die obige Erklärung im Jahre 1780 niedergeschrieben hat, also zu einer Zeit, in welcher er über das Wesen seines neuen Princips längst mehr keinen Zweifel zu haben vorgab, da er dasselbe damals bereits zur Basis einer neuen Heilmethode gemacht hatte.

Nachdem er sich verheirathet hatte, richtete er sich sogleich aufs eleganteste ein und begann ein Leben im großen Stile. Sein Streben war zunächst darauf gerichtet, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Er bewohnte ein Haus, das aufs prächtigste eingerichtet war, gab glänzende Gesellschaften und veranstaltete in seinem Hause allerhand kostspielige Lustbarkeiten, die ihn mit der feinen Welt in Verkehr brachten. Außerdem legte er sich ein eignes Laboratorium an, schaffte sich werthvolle Instrumente und Sammlungen an und ließ sich u. A. mit vielen Umständen und unter großem Geldaufwande die erste Harmonica von England kommen. Dabei hatte er stets geheime Geschäfte in seinem chemischen Laboratorium und brachte sich dadurch in den Geruch den Stein der Weisen zu suchen.*)

Ob er nebenher auch fleißig die Heilkunst übte, wird nicht genauer angegeben, indessen ist es wohl sehr wahrscheinlich. — Seinen Zweck, sich populär zu machen, hatte er jedenfalls bald erreicht, und das war ja für ihn, als den zukünftigen Reformator der gesammten Therapie, zunächst das Wesentlichste. — Anfangs soll er, wie Wolfart berichtet, die Elektricität zu Heilzwecken zu verwenden versucht haben, aber mit geringem Erfolge. — Später wandte er den Magneten an und erzielte damit, wenn wir ihm und seinen Anhängern Glau-

---

*) Der teutsche Merkur 1784. Bd. 4. p. 65.

ben schenken sollen, die erstaunlichsten Resultate. — Es war im Jahre 1776 als er plötzlich mit der Erklärung hervortrat, daß er im Magneten das größte Heilmittel für eine ganze Menge von Krankheiten gefunden habe und daß er damit beschäftigt sei, dieses durch weitere Versuche zu erweisen. Sein Jünger Wolfart behauptet, er habe schon im J. 1772 diese neue Heilmethode anzuwenden begonnen; ob nun die erstere Jahreszahl die richtige ist oder die letztere, mag dahin gestellt bleiben. Die Zeitfrage ist in dieser Angelegenheit nur von untergeordneter Bedeutung. — Wie gedankenlos und seicht, ja sogar wie unsinnig und unverständlich die Erläuterungen und Darlegungen seiner Anhänger waren und sind, mag folgende Stelle aus dem bereits erwähnten Buche von dem Berliner Universitätsprofessor Wolfart zeigen, in der sich dieser über die Entstehungsgeschichte des neuen Systems also vernehmen läßt: „Durch fünfzehnjährige Praxis in der kaiserlichen Hauptstadt bemühte er sich, von keinem seiner Amtsbrüder verstanden, seine Meinungen zu prüfen und zu erweitern, indem er die Krankheiten nach ihrem Ursprung, ihrer Form und ihrem Verlauf in Beziehung der großen Wechselverhältnisse unsres Sonnensystems und des Weltalls, kurz im Allmagnetismus beobachtete und bei einem ganz einfachen, die Krisen befördernden Heilverfahren nach und nach auf eine neue Pathologie und Therapeutik kam." —

„Hieraus entsprang die Entdeckung des thierischen Magnetismus, indem er mit klarem Bewußtsein und Willen das in der Natur allwirkende und allbelebende Princip in seine Gewalt zu bekommen suchte: erst in der Electricität, wovon er bald abging, dann vom J. 1772 an im Mineralmagneten, durch welche er augenscheinliche Wirkungen und Heilungen hervorbrachte. Jedoch blieb er dabei nicht stehen, sondern er verfolgte den Quell der Wirkung bis in seinen eignen Organismus, insofern er den Magnet hielt, berührte und dadurch wirken wollte (das wollte ist offenbar in diesem Satze das significante Wort; es soll dadurch angedeutet werden, daß er, wenn er den Magnet gehalten hätte ohne damit wirken zu wollen, er sicher ohne Resultate geblieben wäre. Der Magnet war also gewissermaßen nur der Leiter für die in ihm selbst liegende heilende Kraft des thierischen Magnetismus, der er durch seinen Willen nach Belieben gebieten konnte; man sieht, hiermit geht diese ohnedies schon völlig

nebulose Theorie ganz und gar in das supernaturalistische Gebiet über, in welches vernünftig denkende Menschen nicht zu folgen vermögen. Anm. d. Verf.) Der Magnet wurde demnach schon 1773 beiseite gelegt oder allenfalls nur als Leiter gebraucht (da haben wir es!) und durch naturgemäße sinnvolle (!!) Bewegungen der eigenen Hände wurden noch bedeutendere Wirkungen hervorgebracht. So war also der thierische Magnetismus nicht nur gefunden und entdeckt, sondern als Wissenschaft erfunden worden!"

Mit dieser classischen Seitenbemerkung, eingeleitet durch ein deductives „So" wird von einem Universitätslehrer einer „Entdeckung" der Stempel der Wissenschaftlichkeit aufgedrückt, die jeder Unbefangene, mit den elementarsten mathematisch-physikalischen und medicinischen Kenntnissen ausgestattete Beurtheiler von vornherein als einen frechen Humbug erkennen mußte! Aber wie Viele gab es damals noch, die sich mit einem solchen unfehlbaren „So" imponiren und bethören ließen!

Die neue Lehre hatte natürlich mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. Sofort erhoben sich von allen Seiten wissenschaftliche Männer, um gegen sie zu protestiren und sie als falsch und irrthümlich zu widerlegen. Allein Mesmer ließ sich dadurch nicht beirren. Es steckte in ihm unleugbar eine außergewöhnliche Willenskraft und Zähigkeit. Die Unverdrossenheit, mit der er nach wiederholten vergeblichen Versuchen in der Wahl eines Berufes dennoch ein neues Studium ergriff, wie er mit Sorgen und Entbehrungen kämpfte, um sich durch zwölf Jahre während seiner Studienzeit über Wasser zu halten — das Alles beweist, daß er einen ungemein ausdauernden und festen Willen besaß, der sich von der einmal ergriffenen Sache nicht so bald wieder ablenken ließ. — Offenbar erkannte er mit divinatorischem Scharfblick die Stimmung seiner Zeit. Die herrschende Vorliebe für den Mysticismus, das Jagen nach der wahren Weisheit und Religion in einer Anzahl geheimer Gesellschaften, das Haschen nach thaumaturgischen Phantomen, die Sucht nach Ergründung des Steines der Weisen — alle diese Symptome mußten einem fein berechnenden und unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung gewähren, daß gerade jetzt der richtige Moment sei, mit einem neuen, alles Bestehende rücksichtslos zu Boden werfenden Heil-Systeme hervorzutreten,

welches sich auf die Mitwirkung übersinnlicher Agentien stützte. Gab es doch bereits in ganz Europa eine Unmenge von Quacksalbern und Wunderdoctoren, die durch Geheimmittel, Tincturen und Universalmedicinen alle möglichen und unmöglichen Gebreste des Leibes und der Seele kuriren zu können vorgaben und zahlreichen Zulauf fanden. Die Beispiele davon werden wir in den folgenden Abschnitten antreffen. Warum sollte unter solchen Umständen nicht auch ein Schlaukopf vom Schlage eines Mesmer, der vor den landläufigen Charlatanen den Vorsprung voraus hatte, welchen ihm seine wissenschaftlichen Kenntnisse gewährten, sich versucht fühlen unter dem Deckmantel der Letzteren einen neuen Schwindel in die Welt zu setzen? — Es liegt die Annahme sehr nahe, daß solcherlei Erwägungen ihn in der Propaganda für seine Entdeckung ermuthigten und stützten. — Wie Wolfart berichtet, trat Mesmer also trotz aller Anfechtungen von Seiten der Wissenschaft im J. 1775 mit seiner Theorie auch in einer Schrift an die Oeffentlichkeit, welche den Titel trug: „Schreiben an einen fremden Arzt" und von ihm an die Pariser Akademie, an die Königl. Societät zu London und an die Berliner Akademie der Wissenschaften versendet wurde. Die beiden erstgenannten Institute ließen die Schrift ganz unbeachtet; die Berliner Akademie antwortete zwar nicht officiell, aber doch officiös ablehnend.*)

---

*) Der bekannte Aesthetiker und Kritiker Sulzer, der seit dem Jahre 1775 Director der philosophischen Classe der Berliner Akademie war, giebt in einer vom 24. März datirten öffentlichen Erklärung über das Verhalten der Akademie gegenüber der Schrift Mesmers folgende Rechenschaft.

„Als ich bei der Königl. Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag von dem Schreiben des Hrn. Dr. Mesmer that und ihr den Inhalt desselben in einem kurzen Auszuge vorlegte, fand ich diese Gesellschaft nicht geneigt, sich in eine nähere Untersuchung und Beurtheilung desselben einzulassen. Man urtheilte durchgehends, daß sowohl das, was der Herr Dr. Mesmer von seinen magnetischen Kuren erzählt, als insbesondere das, was er von seinen Versuchen über die Mittheilung der magnetischen Kraft an sehr vielerlei Arten von Körpern und deren Aufsammlung in Flaschen sagt, so sehr wichtigen Zweifeln unterworfen sei, und daß insonderheit der letztere Punkt den bisherigen zuverlässigen Erfahrungen über die magnetische Kraft so geradezu widersprechen, daß man auf die zu unbestimmten Erzählungen des Hrn. Mesmer noch keinen hinlänglichen Grund habe, seine vermeinten Entdeckungen in ernstliche Ueberlegung zu nehmen. Da ich aber in einer nachherigen Versammlung der Akademie vorstellte, daß man vermuthlich des kaiserl.

Wir lassen, um den Lesern einen Begriff von seinem System zu zu geben, die Grundsätze desselben, von Mesmer selbst in 27 Sätze zusammengefaßt und als die Quintessenz seiner Wissenschaft bezeichnet, nach dem in seinem Mémoire sur la decouverte du magnétisme animal (Paris 1779) abgedruckten französischen Originaltext in wortgetreuer deutscher Uebersetzung nachstehend folgen:

---

kgl. bevollmächtigten Ministers an dem hiesigen Hofe, Hrn. Bar. van Swieten hochwohlgeborenen eine Gefälligkeit thun würde, wenn man gedachtes Schreiben und dessen Inhalt in nähere Prüfung nähme, so erboten sich verschiedene Mitglieder der physischen und mathem. Classe das gedachte Schreiben zu lesen und ihre Meinungen darüber zu eröffnen.

Dieses ist nun geschehen und die übereinstimmenden Urtheile dieser Herren kommen auf Folgendes hinaus

1. daß man die Facta wegen der verrichteten Kur dahin gestellt sein lasse, den Schluß aber, daß solche eine Wirkung des Magneten sei, für sehr unsicher halte, ob man gleich sonst nicht leugnen wolle, daß die magnetische Kraft einige Wirkung auf den menschlichen Körper haben könne.

2. daß wider alle bisherigen Experimente streite, daß die magnetische Materie andern Körpern und Materien als dem Eisen könne mitgetheilt werden und sich sogar in Flaschen concentriren lasse; daß, um ein solches Vorgeben zu behaupten, ganz andre Beweisthümer angeführt werden müssen, als die Empfindungen einer mit Krämpfen behafteten Person, und daß besonders auch müsse gezeigt werden, daß das von Herrn Mesmer magnetisch gemachte Papier, Brot, Wolle &c. auch wirklich Eisen anziehe.

3. daß bei dem vorgeblichen, der Patientin aus einer Entfernung von zehn Schritten beigebrachten magnetischen Schlage allem Ansehen nach ein Trugschluß vorgegangen sei, indem die bei der kranken Person sich äußernden Schmerzen und heftigen Empfindungen gar wohl anderen Ursachen als den vermeinten magnetischen Schlägen zugeschrieben werden können.

4. daß der Umstand, nach welchem die magnetische Materie auf die Patientin keine Wirkung mehr gehabt habe, nachdem sich die Zufälle der Krankheit gelegt hatten, die ganze Observation verdächtig mache und daß sich daraus schließen lasse, daß die der magnetischen Kraft zugeschriebenen Empfindungen der Patientin vielmehr Wirkungen der Krankheit selber gewesen seien.

5. daß der Herr Dr. Mesmer den Dank aller Naturforscher gewiß verdienen würde, wenn er sein Verfahren, alle Körper magnetisch zu machen und die magnetische Materie in Flaschen zu laden, dergestalt bekannt machte, daß man Versuche wiederholen könnte; daß dieses auch das einzige Mittel sein würde, dessen er sich bedienen könnte, den Verdacht, daß er in die fallicam non causae ut causae verfallen sei, von sich abzulehnen.

Nachdem der kgl. Akademie dieses Gutachten einiger ihrer Mitglieder eröffnet

1) Es existirt ein gegenseitiger Einfluß zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den belebten Wesen.

2) Eine Flüssigkeit, welche allenthalben verbreitet und so ausgedehnt ist, daß sie nirgends eine Leere läßt, deren Feinheit sich mit nichts vergleichen läßt, und die ihrer Natur nach fähig ist, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen, ist das Mittel dieses Einflusses.

3) Diese gegenseitige Wirkung ist mechanischen, bis jetzt unbekannten Gesetzen unterworfen.

4) Es entspringen aus dieser Wirkung abwechselnde Folgen, die wie Ebbe und Fluth betrachtet werden können.

5) Diese Ebbe und Fluth ist mehr oder weniger allgemein, mehr oder weniger besonders, nach Beschaffenheit der Ursachen, welche sie bestimmen.

6) Durch diese Operation (die allgemeinste in der ganzen Natur) werden die Verhältnisse der Wirksamkeit unter den Himmelskörpern, der Erde, und ihren Bestandtheilen bestimmt.

7) Von ihr hängen die Eigenschaften der Materie und der organisirten Körper ab.

8) Der thierische Körper erfährt die wechselweisen Wirkungen dieses wirkenden Wesens, und, indem es sich der Substanz der Nerven einverleibt, wird er davon unmittelbar afficirt.

9) Es offenbaren sich vorzüglich in dem menschlichen Körper Eigenschaften, die denen des Magnets gleichen; man unterscheidet da ebenfalls verschiedene und entgegengesetzte Pole, welche mitgetheilt,

---

worden, fand sie nicht nöthig, sich in nähere Untersuchung und Beurtheilung dieser Sache, die noch auf so gar ungewissen und unbestimmten Fundamenten beruht, einzulassen.

H. J. Sulzer.

Allgem. Dtsche. Bibl. XXVI. 1. 191.

Der Bescheid ist, wie man zugeben wird, in äußerst reservirten und vorsichtigen Wendungen gehalten und will zwischen den Zeilen gelesen werden. Offenbar war es die Absicht der Akademie, Mesmer zu verstehen zu geben, daß sie ihn für einen Charlatan halte. Der Anstand verbot ihr jedoch, mit so schroffer Bezeichnung hervorzutreten. Das Resultat, daß sie seine Phantastereien nicht einmal der genaueren Kenntnißnahme, geschweige denn einer Prüfung für werth hielt, commentirt in drastischer Weise den obigen Bescheid.

verändert, vernichtet und verstärkt werden können. Selbst das Phänomen der Inclination ereignet sich.

10) Die Eigenschaft des thierischen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper und derer, die ihn umgeben, empfänglich macht und die sich durch seine Analogie mit dem Magnet offenbart, hat mich bewogen, sie: „Thierischer Magnetismus" zu nennen.

11) Die Wirkung und Kraft des thierischen Magnetismus unter dieser Bestimmung kann andern belebten und unbelebten Körpern mitgetheilt werden. Doch sind beide für dieselbe mehr oder weniger empfänglich.

12) Diese Wirkung und Kraft kann durch eben dieselben Körper verstärkt und fortgepflanzt werden.

13) Man bemerkt in der Erfahrung den Ausfluß der Materie, deren Feinheit alle Körper durchdringt, ohne merklich an ihrer Wirksamkeit zu verlieren.

14) Ihre Wirkung äußert sich auf eine weite Entfernung, ohne Beihilfe eines Zwischenkörpers.

15) Sie wird von den Spiegeln vermehrt und zurückgeworfen, wie das Licht.

16) Sie wird durch den Schall mitgetheilt, fortgepflanzt und vermehrt.

17) Diese magnetische Kraft kann angehäuft, concentrirt und fortgepflanzt werden.

18) Ich habe gesagt, daß die belebten Körper nicht gleiche Empfänglichkeit für sie hätten, ja es sind sogar einige, wiewohl sehr selten, die eine so entgegengesetzte Eigenschaft haben, daß ihre bloße Gegenwart alle Wirkungen des Magnetismus in andern Körpern aufhebt.

19) Diese entgegengesetzte Kraft durchdringt auch alle Körper: sie kann ebenfalls mitgetheilt, fortgepflanzt, angehäuft, concentrirt, fortgetragen, durch die Spiegel reflectirt und durch den Schall fortgepflanzt werden; und sie besteht nicht allein in einer Beraubung, sondern in einer positiven entgegengesetzten Kraft.

20) Der Magnet, sowohl der natürliche als künstliche, ist so wie andere Körper, des thierischen Magnetismus und selbst der entgegengesetzten Kraft fähig, ohne daß in einem von beiden Fällen seine Wirkung auf das Eisen oder die Nadel die mindeste Veränderung leidet; welches

beweist, daß das Principium des thierischen Magnetismus wesentlich von dem des mineralischen verschieden ist.

21) Dieses System wird neue Aufschlüsse über die Natur des Feuers und Lichts, so wie über die Theorie der Attraction der Ebbe und Fluth, des Magneten und der Elektricität geben.

22) Es wird zu erkennen geben, daß der Magnet und die künstliche Elektricität, in Rücksicht auf Krankheiten nur Eigenschaften besitze, welche vielen andern Naturkräften gemein sind, und daß, wenn durch Anwendung derselben einiger Nutzen bewirkt worden, dieser lediglich dem thierischen Magnetismus zuzuschreiben sei.

23) Man wird sich durch Thatsachen überzeugen, nach den praktischen Regeln, die ich festsetzen werde, daß dieses Principium die Krankheiten der Nerven unmittelbar und mittelbar die andern heilen kann;

24) Daß durch seinen Beistand der Arzt über den Gebrauch der Arzneimittel aufgeklärt wird, daß er ihre Wirkungen vervollkommnet, und die heilsamen Krisen hervorbringt und leitet, ja sie beherrscht.

25) In der Mittheilung meiner Methode werde ich durch eine neue Theorie der Krankheiten den allgemeinen Nutzen des Principium beweisen, das ich ihnen entgegenstelle.

26) Mit dieser Kenntniß wird der Arzt mit Gewißheit den Ursprung, die Natur und den Fortgang aller, auch der verwickeltsten Krankheiten beurtheilen, ihre Zunahme verhindern und ihre Heilung bewirken, ohne je den Kranken gefährlichen Wirkungen oder traurigen Folgen auszusetzen, ohne Rücksicht auf das Alter, Temperament und Geschlecht; die Weiber sogar in der Schwangerschaft und im Wochenbett werden gleiche Vortheile genießen.

27) Diese Lehre wird endlich den Arzt in den Stand setzen, den Grad der Gesundheit jedes Individuums zu beurtheilen, und die Krankheiten zu verhüten, denen es ausgesetzt sein könnte. Die Heilung wird also zu ihrer äußersten Vollkommenheit gelangen.

Mittlerweile hatte Mesmer in seinem Hause eine magnetische Klinik eingerichtet, in welcher er die Kranken, die unbemittelt waren, unentgeltlich behandelte. Er hatte hier starken Zulauf und benutzte dieses Mittel gewissenhaft, um für sich recht starke Reclame zu machen. Sei es nun, daß der Zufall ihn begünstigte oder daß er eingebildete Kranke antraf, deren es ja namentlich im Gebiete der Nervenpatho-

logie eine erschrecklich große Zahl gegeben hat und immer geben wird: — genug sein Ruf gewann an Verbreitung. Unangenehmes Aufsehen machte zwischenein ein heftiger Streit mit dem Astronomen, Jesuiten-Pater Hell, der sich sehr für den Magnetismus interessirte und mit Mesmer ziemlich intim befreundet war. Mesmer hatte sich mittlerweile mit ihm überworfen, angeblich, weil er ihn in seiner Schrift: „Schreiben über die Magnetkur von Herrn A. Mesmer, Doctor der Arzeneigelehrsamkeit, an einen auswärtigen Arzt. Wien 1775. 1 Bogen 8", als Zeugen für das Gelingen einer Kur aufführte, die Hell in der That nicht mitangesehen hatte. Letzterer protestirte dagegen in einem Flugblatte, das er unter dem Titel: „Neueste Nachrichten aus Wien von den vermittelst des Magneten geschehen sein sollenden Kuren" veröffentlichte. 1 Bogen 8. Es entstand darob ein großer Lärm, der durch die Behauptung Hells noch verstärkt wurde, daß Mesmer ihm seine Methode gestohlen habe. Hell versicherte, schon früher als Mesmer die Heilung von Krankheiten vermittelst des Magneten betrieben zu haben, und nahm daher das Autorrecht für sich in Anspruch. Dabei erklärte er übrigens, die Kuren Mesmers seien nur auf die Einbildung simulirender Kranken zurückzuführen und der ganze thierische Magnetismus Mesmers sei ein Schwindel; eine Kraft, die so heilend wirke wie Mesmer es behaupte, gäbe es nicht. Nachdem einige Streitschriften über dieses Thema ausgewechselt worden waren*), wurde die Fehde beigelegt, und Pater Hell versöhnte sich wieder mit Mesmer, ja er machte sogar für diesen womöglich noch stärkere Reclame als zuvor. Die eigene Ausübung der magnetischen Heilpraxis gab er aber auf. — Schon aus dieser eigenthümlichen Episode fällt ein grelles Licht auf Mesmer und seine Gesinnung. Jedenfalls ist das Zeugniß eines Eingeweihten wie Hells, wenngleich es vielleicht in der Rachsucht sein eigentliches Motiv

---

*) Mesmer hatte hierauf mit einem zweiten Schreiben geantwortet, in welchem er das Hell'sche Flugblatt abdrucken ließ und alle seine in seinem ersten Schreiben angeführten Behauptungen über erzielte Heilungen aufrecht erhielt. Diese zweite Schrift, die übrigens auch in der zu Leipzig im J. 1788 erschienenen: „Sammlung der neuesten gedruckten und geschriebenen Nachrichten" zu finden ist, führte den Titel: Anton Mesmers zweites Schreiben über die Magnetkur; an das Publikum. (Wien, 1775.)

hatte, ein nicht unbedeutsamer Beleg für die Charlatanerie des ganzen Verfahrens.

Wenn übrigens Pater Hell die Behauptung aufstellte, daß Mesmers System keineswegs original sei, so hatte er in der Sache nicht Unrecht, nur im andern Sinne. — In dem gelehrten und gründlichen Werke: Recherches et doutes sur le magnétisme animal par M. Thouret (Paris 1784, in 12mo.) soll nämlich, wie Jemand in der Berliner Monatsschrift vom J. 1785 Bd. V. angiebt, nachgewiesen sein, daß Mesmer seine Lehre von van Helmont und Kircher zusammengeborgt habe. — In einem andern Druckwerk: Traces du magnétisme (La Haye 1784. 8vo.) wird nachgewiesen, daß Spuren dieser Lehre schon in den Schriften der egyptischen, indischen, persischen, griechischen und arabischen Philosophen vorkämen. — Daß diese Manipulationen, wie sie Mesmer anwendete und die unten in eingehender Weise beschrieben werden sollen, mindestens mit ebenso günstigem Erfolge gegen Nervenleiden in der That bereits vor ihm in Anwendung gebracht wurden, beweist außerdem auch eine Stelle in dem bekannten mystischen Tractat Beaumonts von den Geistern (deutsch von Thomasius, Halle 1721. 4to.), in welcher S. 145 von einem Wunderarzt Namens Greatreakes erzählt wird, das bereits im J. 1666 in England Kuren durch Handauflegen und Bestreichen der Kleider mit der Hand an Besessenen vollführte.*) Besagter Greatreakes schreibt in einem Briefe an einen gewissen Boyle über seine Erfolge Nachstehendes:

„Mein Herr! Ich hoffe Ihr werdet mir verzeihen, wenn ich Euch meine eigene Erfahrung erzähle, und was dieselbe zu glauben mich verleitet. Ich muß gestehen, daß mir Leidende vorgekommen sind, die mir, wie jene, die uns die Jünger Jesu beschreiben, von verschiedenen

---

*) Greatreakes war ein berüchtigter oder wenn man so will, auch berühmter Geisterbanner und Teufelsbeschwörer, über den der englische Arzt und Philosoph Dr. Heinrich More in seinen sämmtlichen Werken (Henrici Mori opera philosophica. Londini 1679. Fol.) im 2. Bande p. 216—223 genauere Nachricht giebt, die indessen durch das Werk des französischen Arztes Thouret über den Mesmerismus (Paris 1786) zu ergänzen sind. Nach der letzteren Quelle soll Greatreakes, den More als einen ehrenwerthen, liebenswürdigen, toleranten und verständigen (!) Mann charakterisirt, später als Betrüger entlarvt worden sein.

stummen, tauben und redenden bösen Geistern besessen zu sein schienen und daß, wie ich und andre mit ersahen und es so denken mußten, unterschiedentliche böse Geister, einer nach dem andern aus einer Person getrieben wurden, woran sie beinahe ein jeder erstickte, wenn er in den Hals hinaufkam, ehe er ausfuhr. — Sobald der Letzte ausgefahren war, befand sich die Person vollkommen gesund und verblieb es. Es gab Leidende der Art, die sobald sie mich sahen, ohne mich vorher gekannt zu haben, plötzlich niederfielen, welches der Bürgermeister von Worcester, der Oberst Birch, der Oberst Wilde und viele Hundert sowohl zu Worcester als hier zu London und andern Orten mehr, als Augenzeugen bekräftigen können. Viele, die meine Stimme hörten, sind auf eine seltsame Weise geplagt worden, so daß Niemand, der gegenwärtig war, es für etwas Andres als Besessensein halten konnte.

So will ich eine Person zu Jackhouse anführen, wo Herr Johann Hintan, der Oberst Talbot und viele andere zugegen waren. Diese hatte in sich Etwas, das ihren Leib ganz plötzlich dergestalt auftrieb, als ob er bersten wollte. Und sobald ich meine Hand auf denjenigen Theil des Leibes auflegte, der so aufschwoll, fuhr es ihr hinauf in den Hals oder in einen andern Ort und machte, daß ihr der Hals noch halb so dick auflief, daß sie fast ersticken mußte. Dann machte es sie blind und stumm und sie schäumte. Bisweilen fuhr es ihr in die Hand und lähmte dieselbe und zog sie so fest zusammen, daß weder Herr Hintan, Herr Talbot noch ein andrer Anwesender, der es versuchte, mit all ihrer Stärke einen Finger von einander bringen konnten. Oft brachte ich es hinauf bis an die Zunge, wenn ich mit einer Hand ihren Leib auswendig über ihren Kleidern bis hinauf zum Halse strich, welcher in einem Augenblicke wieder so dick anschwoll, daß man es eigentlich von einem Ort zum andern fahren sah und endlich ein so heftiges Würgen eintrat, daß sie fast erstickte und ihr die Augen zum Kopfe heraustraten, bis es zuletzt herausfuhr und das Weib hierauf gesund hinwegging. — Ob dieses eine natürliche Krankheit gewesen, will ich einem jeden, er mag Theolog, Philosoph oder Mediciner sein, zu beurtheilen überlassen. — Ich könnte noch vierzig eben so seltsame oder noch seltsamere Exempel anführen! —" — Er bemerkt dann noch weiter:

„Als ich nach Copaqueen, einer Stadt in Irland, reisen wollte, kamen viele arme Leute wegen Krankheiten zu mir. Zwei von ihnen hatten die hinfallende Sucht. Diese wurden meiner nicht sobald ansichtig, als sie augenblicklich ihren Anfall bekamen. Nachdem ich aber meine Hände auf sie legte, kamen sie alsbald wieder zu sich und ich verfolgte ihre Schmerzen von Ort zu Ort, bis sie wichen."

Wir werden sehen, daß Mesmers Heilmethode in vielen Fällen genau die nämliche war. Schon während der siebziger Jahre soll er auch den Zustand des Somnambulismus gekannt haben. Wolfart behauptet aber, er hätte seine Wahrnehmung geheim gehalten wegen des damals herrschenden Religionsgeistes, auch weil er fürchtete, es könnten daraus Mißverständnisse entstehen, die seiner Theorie schaden möchten.

Mesmers Ruf verbreitete sich mittlerweile auch über die Grenzmarken Oesterreichs hinaus nach Deutschland hin und fand namentlich in Baiern ein sehr fruchtbares Terrain, wo damals gerade der Mysticismus in seiner höchsten Blüthe stand und von den im Geheimen fortwirkenden Jesuiten, deren Orden zwei Jahre zuvor war aufgelöst worden (1773), nach allen Richtungen hin begünstigt wurde. Der berüchtigte Pater Gaßner, dem eines der folgenden Kapitel ausschließlich gewidmet werden soll, hatte mit seiner Teufelsbannerei dort eben alles in Aufruhr und Bestürzung versetzt und selbst die Aufmerksamkeit der Regierung auf sein Treiben gelenkt. Der einsichtige und wohlgesinnte Kurfürst Maximilian Joseph wollte nun über die seltsamen Operationen Gaßners Aufschluß haben und ließ zu diesem Behufe auf Anrathen der Münchener Akademie Mesmer, als einen in Sachen der Nervenkrankheiten für competent geltenden Gelehrten nach Baiern kommen, um über die Teufel und Geister, die Gaßner durch seine Beschwörungen gebannt haben wollte, dessen Meinung zu hören. Mesmer soll nun bei dieser Gelegenheit einige sehr merkwürdige Kuren selbst im Beisein des Hofes vollführt haben und dadurch zu gewaltigem Ansehen gelangt sein.*) Die angeblichen Teufelsbeschwörungen Gaßners erklärte er

*) In der bereits citirten „Sammlung der neuesten gedruckten und geschriebenen Nachrichten von Magnetcuren ꝛc. Leipzig 1788. 8." befindet sich unter Anderm auch ein Sendschreiben des churbairischen Geheimen Rathes Peter von Osterwald (vgl. über ihn Schlossers Gesch. des XVIII. Jahrhunderts [3. Aufl.]

für Wirkungen des Magnetismus. In der That berichtet Kerner an einer Stelle seines kleinen Büchelchens (F. A. Mesmer, Erinnerungen an denselben. Frankfurt a. M. 1856. 8°), daß Mesmer dem

---

Bd. 3 p. 268 fg.) in München, vom 13. Nov. 1776, in welchem dieser angesehene und aufgeklärte Staatsmann über Heilungen Nachricht giebt, die Mesmer an ihm selbst mit äußerst günstigem Erfolge bewirkt habe. — Herr v. Osterwald litt an mehreren Gebrechen zu gleicher Zeit. Er hatte ein Fußübel, ein Augenübel, einen Leistenbruch, Hämorrhoidalbeschwerden und Magenschwäche. Alle diese Beschwerden hatten im Frühjahr 1776 ihren höchsten Grad erreicht. Er wandte sich nun an Mesmer, der sich im Bade Maria=Brunn aufhielt und dort einige Kuren unter=nommen hatte. — Mesmer magnetisirte ihn und erzielte glänzende Resultate. Er brachte den Patienten, der damals bereits 58 Jahre alt war, nicht nur auf die Beine, sondern er beseitigte auch dessen Augenübel, das in einer an Blindheit grenzenden Blödsichtigkeit bestand und wohl aus den Hämorrhoidal=Beschwerden zu erklären war. Auch der Bruch verlor sich so vollständig, daß Osterwald das Bruchband ablegen konnte und selbst bei starkem Husten keinen Rückfall bekam; endlich hob M. auch das Hämorrhoidalleiden so weit, das es dem Herrn Rath keine Beschwerden mehr verursachte. — Wenn ein Mann, wie Osterwald, den man doch füglich nicht des abergläubischen Vorurtheils wird zeihen wollen, für Mesmer auftrat, so mußte allerdings mancher wenn auch noch so berechtigte Zweifel ihm gegenüber verstummen, und man begreift, wie es dahin kommen konnte, daß sogar die bairische Akademie Mesmer in ihre Mitte aufnahm. — Osterwald beschreibt übrigens noch meh=rere andre Kuren, die Mesmer ebenfalls in Maria=Brunn vornahm, so u. a. an einer Hysterischen, eine an einer andern Person, die ein Augenleiden hatte, eine an einem Kinde mit gelähmten und zusammengezogenen Beinen, dann eine an einer epileptischen Bäuerin und noch mehrere. — Ich überlasse den Herren Aerzten, die sich für dieselben etwa interessiren sollten, das Genauere darüber nachzulesen und die betreffenden Heilungen auf naturgemäße Weise zu erklären. Wie viel von der Unbefangenheit des Herrn Geh. Rathes zu halten ist, beweist u. a. die Stelle, an der er erzählt, daß er empfunden habe, wie während der Kur sich eine sehr feine Materie in alle seine Nerven und Muskeln ergoß und nach einigen Tagen gleich einem warmen Winde durch die Finger und die Zehen wieder heraus=strömte und zwar letzteres sogar mit einiger Heftigkeit! — Er konnte diese Materie deutlich riechen (!!), wenn Mesmer ihm den Zeigefinger seiner rechten Hand, die Nase und den Scheitel seines Kopfes hinhielt. Mesmer bezeichnete diese Theile seines Körpers nämlich als Pole, aus denen das magnetische Fluidum heraus=träte. Auf dem erblindeten Theile der Augen war eine Empfindung zu verspüren, als wenn Jemand mit einem zarten Pinsel, um etwas zu malen, herumfahre.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß Mesmer damals bereits blos mit seinen Händen, ohne den Magneten, operirte und nur ausnahmsweise eine Verstär=

Pater Gaßner ebenfalls eine außergewöhnliche magnetische Begabung beigemessen habe mit dem Hinzufügen, Gaßner wisse nur nicht recht, daß auch er vermittelst des Magnetismus operire. — Wie es scheint, mochte diese Erklärung der Gaßnerischen Wunder doch im Ganzen nicht befriedigt haben, denn man verbot fürder alle derartigen Exorcismen in Baiern.

Mesmer wurde zum Lohn für seine Gutachten und zugleich zur Anerkennung seiner Verdienste um das Wohl der leidenden Menschheit von der Münchener Akademie zum Mitgliede ernannt. Späterhin wird diese angesehene Gelehrten-Gesellschaft diesen ziemlich übereilten und thörichten Schritt wohl noch recht oft bereut und sich der Collegenschaft Mesmers nicht eben sonderlich gerühmt haben.

Bevor wir Mesmers weiteres Thun und Treiben in Wien und seine Abreise von dort mitsammt deren Gründen erzählen, lassen wir einen Augenzeugen über einige Operationen berichten, die Mesmer auf dem Gute eines ungarischen Magnaten vornahm.

Man wird daraus einen interessanten Einblick in die Manier, den „Magnetismus“ zur praktischen Anwendung zu bringen, erhalten. Der Bericht wurde in der von Professor Wolfart herausgegebenen Zeitschrift „Asklepicion“ abgedruckt und stammt aus der Feder eines

---

kung seines eigenen thierisch-magnetischen Fluidums durch Zuhilfenahme künstlicher Magneten bewirkte, was er besonders dann that, wenn er den Gebrauch von Bädern, kalten sowohl wie warmen, verordnete. Auf der Einwirkung dieser Bäder beruhte wohl der andre Theil dieser vielen Kuren, die nicht der bloßen Einbildung schmeichelten. Am Schlusse seines Berichtes tritt Osterwald sehr energisch für Mesmer in die Schranken und erklärt die Aerzte für gelehrte Narren, die die betreffenden für Mesmer sprechenden Facta nicht gelten lassen wollten. Er wünsche, daß man, anstatt Mesmer zu verfolgen, diesen vielmehr aufmuntere und unterstütze!

Ein solcher Wunsch, der aus dem Munde eines der einflußreichsten Männer Baierns kam, durfte natürlich nicht ungehört verhallen. Es ist daher einigermaßen begreiflich, wie es zuging, daß Saulus in die Akademie unter die Propheten kam.

Man wird übrigens aus dem Vorstehenden entnommen haben, daß Osterwalds Hauptleiden offenbar die Hämorrhoidal-Beschwerden waren, die bei seiner sitzenden Lebensweise ihn als einen Bureaumenschen hypochondrisch und mürrisch gemacht haben mochten und auch mit seinem Fußübel in Zusammenhang standen. Daß er in der That nicht unbefangen gewesen, sondern sogar mit einem günstigen Vorurtheile zu Mesmer kam, sieht jeder leicht ein. Der Glaube an Mesmer ist aber schon als eine halbe Heilung anzusehen.

offenbar ziemlich einfältigen Kopfes, dem vor allen Dingen alle Kenntnisse abgingen, welche nothwendig gewesen wären, um die Krankheiten der einzelnen Patienten Mesmers wenigstens annähernd beurtheilen zu können; ja selbst an scharfem Beobachtungsvermögen mochte dem Berichterstatter Dasjenige mangeln, was zur Controle eines so raffinirten und geriebenen Schlaukopfes wie Mesmer wünschenswerth, wonicht unerläßlich gewesen wäre. Seifert — so heißt unser Gewährsmann — war ein simpler Buchgelehrter, der alles für baare Münze nahm, was er sah und der, wenn er zweifelte und prüfen wollte, sicherlich in der ungeschicktesten Manier zu Werke ging und daher nur solche Erhebungen machte, die seine Zweifel niederwarfen. Doch hören wir ihn zuvörderst selber:

„Zu jener Zeit, wo man anfing, von Mesmers magnetischer Heilart auch in Ungarn zu reden, nachdem sie schon längere Zeit in Wien Aufsehen gemacht hatte, befand ich mich in Ungarn im Neutraer Comitat, in dem Dorfe Rohow, an dem Hofe des Barons Hareczky de Horka und seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Nyary de Bedegh, angestellt.

„Immer lauter wurde es auch in Ungarn vom Mesmerismus; aber die Meinungen waren über diesen Gegenstand sehr getheilt. Ich, der ich damals zu den negirenden Gelehrten gehörte, läugnete die Wahrheit des Mesmerismus weg, erklärte ihn öffentlich für Charlatanerie und verwies ihn in das Reich der Unmöglichkeiten, aus dem meinem Eigendünkel triftig scheinenden Grunde: weil er mir unbegreiflich war. Allein ich mußte mich in der Folge selbst überzeugen, daß ich mich irrte und Mesmern ein großes Unrecht gethan habe. Dies ging so zu. Der Baron, der noch bei Weitem nicht 30 Jahre alt war, empfand oft in seinem Halse gewisse Spasmen, bei denen er ersticken zu müssen glaubte. Was er dagegen brauchte, war ohne Wirkung. Daher ließ er einstens zu Wien ein concilium medicorum über sich halten, deren Urtheil so, wie schon vorher das seines Arztes, Ungerhoffer, dahin ausfiel: „daß, wenn seine Spasmen nicht bloß, wie es ihnen schiene, in seiner Einbildung beständen, er ganz gewiß nicht daran sterben und daß dieselben mit den Jahren sich von selbst verlieren würden.“ Weil aber Alles nach wie vor beim Alten blieb, so begab er sich zum zweiten Male nach Wien, wo er abermals ein

Concilium der Aerzte, worunter sich van Swieten und de Haen befanden, über seinen Zustand sich berathschlagen ließ. Ihr Urtheil war auch dießmal von dem erstern nicht verschieden, doch wurde beschlossen, ihm zu einiger Beruhigung einen Thee zu verschreiben, wozu ein jeder der anwesenden Aerzte ein Kraut bestimmen sollte. Dieß geschah. Als der Baron mit dem van Swieten allein war, sagte dieser ganz trocken zu ihm: der Thee könnte ihm nichts, wohl aber die Zeit helfen; er sollte also auch dieß Theetrinken ganz unterlassen. Mit diesem Bescheid nicht zufrieden, begab er sich zum de Haen. Dieser sprach mit ihm aus dem nämlichen Tone; da aber der Hilfesuchende sich dabei durchaus nicht beruhigen wollte, so gab ihm de Haen den Rath, daß er, weil die Aerzte für seine Krankheit kein Mittel ausfindig machen könnten, sich von Mesmern magnetisiren lassen sollte, obgleich de Haen nichts davon hielt. Nun säumte der Baron nicht, sich mit Mesmern in Unterhandlungen einzulassen und ihn nach Rohow einzuladen. — Dieß Alles habe ich aus des Barons eigenem Munde; von dem Uebrigen bin ich größtentheils Augenzeuge gewesen.

„Im Jahre 1775 langte Doctor Mesmer in der schönsten Jahreszeit eines Tages gegen Abend zu Rohow an, ohne daß ich es gleich anfangs gewahr wurde. Kaum hatte ich aber seine Ankunft, obgleich etwas später, erfahren, so eilte ich sogleich, den Wundermann zu sehen und ihn zu bewillkommnen. Bei meinem Eintritt in das Zimmer fand ich den Baron und den Doctor Mesmer auf einem Kanapee dicht nebeneinander sitzend. Die Unterredung dauerte lange und wurde bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand gelenkt. Endlich fragte Mesmer ganz unerwartet: „Herr Baron, haben Sie noch Nichts empfunden?" „„Nein, gar nichts!"" wär die Antwort. „Also," erwiderte Mesmer, „ist Ihre Krankheit eine bloße Einbildung." Für dießmal wollte der Baron sich seine Spasmen durchaus nicht nehmen lassen; und Mesmer wollte sie schlechterdings nicht zugeben. Weiter fiel diesen Abend nichts vor, was auf den Magnetismus einigen Bezug gehabt hätte.

„Den andern Morgen erzählte mir der aus der Stadt Senitz angekommene Barbier, wie Mesmer während des Barbierens ihn über die Spasmen des Barons befragt hätte; weil er ihm aber keinen nähern Aufschluß darüber geben konnte, so hätte Mesmer gesagt:

„Ich bleibe also dabei; der Baron leidet nur in seiner Einbildung.“ Ich muß gestehen, jene Fragen, die Mesmer an den Barbier that, machten mir ihn noch verdächtiger, als er mir vorher gewesen war, ob ich gleich auf der andern Seite seine wiederholte Aeußerung wegen der Einbildung des Barons, ich mochte wollen oder nicht, zu seinem Vortheile auslegen mußte.

„Einige Zeit beschäftigte sich Mesmer mit in Ordnungbringen seines zum Magnetisiren nöthigen Geräthes, worunter ich Nichts als lauter verschiedentlich gestaltete künstliche Magnete und eine Elektrisirmaschine bemerkte, die aber auf der Reise zerbrochen und dadurch unbrauchbar wurde. Ich lieh ihm daher die meinige, die zwar viel kleiner und einfacher war, aber ihm doch die erwünschten Dienste leistete.

„Blitzschnell verbreitete sich sein Ruf in der ganzen umliegenden Gegend. Von allenthalben strömten Neugierige von hohem Range, von Honoratioren und Gelehrten, besonders Juristen herbei. Ebenso wurde die Zahl der sich meldenden Kranken von Tag zu Tag größer, denen man daher einen besondern Saal einräumte.

„Binnen einer Zeit von 36 oder 37 Jahren läßt sich Vieles vergessen; ich bin also nicht mehr im Stande, Alles und noch viel weniger Alles nach der Zeitordnung, mit allen Umständen, genau zu beschreiben. Nur das, was auf mich einen besonderen bleibenden Eindruck machte, so daß ich mich noch lebhaft daran erinnere, will ich hier gewissenhaft, ohne alle Vergrößerung oder Verkleinerung, darstellen. Was mir nur dunkel vorschwebt und was ich nicht mehr ganz gewiß weiß, werde ich mit Stillschweigen übergehen. Wenig war es wahrlich nicht, was ich binnen 13 Tagen mit spähenden Augen gesehen habe.

„Unter den Hilfesuchenden waren sehr viele, welche Mesmer nach einem vorhergegangenen genauen Ausfragen zum Magnetisirtwerden zuließ, Andere aber, an der Zahl viel wenigere, weil sie keine Nervenkranken waren, verwies er an andere Aerzte, oder er schrieb ihnen, wenn sie es wünschten, selbst Recepte vor, ohne die dafür freiwillig angebotene Bezahlung anzunehmen.

Von großen Vorurtheilen zum Voraus gegen Mesmer eingenommen, in denen mich jener Barbier noch mehr bestärkt hatte, und in

der Hoffnung, ihn, wenn er sich auf einem Schleichwege befände, auf der Stelle zu ertappen, entfernte ich mich, besonders anfänglich, von seiner und der Kranken Seite fast gar nicht, ausgenommen, wenn mich besondere Umstände oder meine Geschäfte vom Schauplatze abriefen. Mit argwöhnischen Augen lauerte ich nicht nur auf alle seine Handlungen, Mienen und Worte, sondern auch auf das ganze Benehmen der Kranken und der Hausgenossen gegen ihn.

„Anfangs brachten seine Fingerzeige und Berührungen, ja sogar die Anwendung des künstlichen Magnets und der Elektricität keine in die Augen fallende Wirkung hervor. Die wenigen, kaum bemerkbaren Erscheinungen an den Kranken wurden von mir und andern der überspannten Einbildungskraft der Leidenden zugeschrieben. Auch dann blieben wir noch bei dieser einmal vorgefaßten Meinung, als durch Mesmers Anstrengung und Ausdauer die magnetischen Wirkungen anschaulicher wurden, und einige der zweifelnden Zuschauer selbst wegen der ihnen dabei zugestoßenen Uebelkeiten und Mißbehagen sich entfernen mußten. In unsern Augen war noch immer Alles Einbildung oder Täuschung, oder Beides zugleich. So sehr strebten wir gegen die sich uns augenscheinlich aufdringende Wahrheit! Wir schlossen sehr unlogisch von einer nur in unsern Köpfen bestehenden Möglichkeit einer Täuschung auf deren gegenwärtige Wirklichkeit, obgleich eine solche außerordentliche Täuschung bei solchen Umständen gar nicht möglich war. Denn keiner von den Kranken hatte Mesmern je vorher gesehen und mehrere von denen, auf welche Mesmer am stärksten wirkte, waren notorisch schon lange vorher krank, ehe es irgend Jemanden träumen konnte, daß Mesmer nach Rohow kommen würde. Auch waren die allermeisten Leidenden zu sehr Kinder der einfältigen Natur, als daß sie zu einem, und zwar zu einem so äußerst künstlichen Betrug hätten gebraucht werden können. Ferner verstanden die Meisten nur slowakisch, zwischen denen und Mesmern ich gewöhnlich einen sehr vorsichtigen und schlauen Dolmetscher machte, indem ich seine deutschen Fragen oft im Slowakischen so einkleidete, oder sonst Etwas zusetzte, daß, wenn er eine bejahende Antwort erwartete, die slowakische verneinend oder doch anders ausfallen mußte, wobei ihn die Mienen und Geberden der Antwortenden nicht selten in eine gewisse Verlegenheit setzten, ehe ich ihm das Gesagte deutsch erklärte.

War Mesmer irgendwohin gegangen, so benutzte ich seine Abwesenheit zur verfänglichen Ausfragung der Magnetisirten; allein es war mir nie möglich, der gutmüthigen Einfalt dieser Leute Etwas zu entlocken, was mich in meinem Argwohn nur im Mindesten hätte bestärken können. Nach einer Menge anderer ähnlicher, jedesmal fehlgeschlagener Kunstgriffe, die mir die Eigenliebe an die Hand gab, um dadurch mein einmal gefälltes und so oft öffentlich geäußertes Urtheil zu retten, und nach Vervielfältigung unläugbarer, immer stärker in die Augen fallender Erscheinungen mußte ich endlich doch gegen mein Mißtrauen selbst mißtrauisch zu werden anfangen, bis ich zuletzt einsah, wie sehr ich mich in meinen vorigen Urtheilen getäuscht hatte. Andern Zweiflern ging es nicht besser als mir; nur Wenige blieben, vermuthlich aus stolzer Rechthaberei, dem Anschein nach, trotz der handgreiflichsten Wirkungen des Magnetismus, halsstarrig bei ihren Zweifeln, weil sie sich einmal, im Vertrauen auf ihre eingebildete Untrüglichkeit, fest vorgenommen hatten, sich schlechterdings durch Nichts, wenigstens äußerlich, eines Andern überzeugen zu lassen.

„Das bis hieher von mir Geschriebene soll nur beweisen, daß Mesmer zu Rohow nicht lauter kurzsichtige, leichtgläubige Anstauner, sondern auch außer mir noch manche andere mißtrauische Argusse beständig um sich her hatte, die Etwas mehr wußten und verstanden, als: quid distent aëra lupinis.

„Von hier an will ich zur Erzählung Dessen schreiten, was ich selbst gesehen, zum Theil auch an mir empfunden habe. Das in meiner Abwesenheit Geschehene, aber mir gleich nach frischer That von rechtschaffenen und ernsthaften Augenzeugen wieder Erzählte, werde ich jedesmal besonders anzeigen. Weggelassen verdient es nicht zu werden, weil ich das von mir nicht Gesehene nicht nur andern Zusehern, sondern auch den Kranken selbst, abfragte, und weil dasselbe mit dem vor- und nachher von mir Gesehenen genau übereinstimmte.

„Noch nicht lange, als Mesmer sich bei uns mit seinen Magneten beschäftigte, fingen mehrere Hausgenossen an, sich über verschiedene krankhafte Gefühle zu beklagen, die sie vorher nie in sich gefühlt hatten. Einige der vornehmen Damen wollten sogar an der Tafel nicht mehr neben ihm sitzen. — Als Mesmer sah, daß ich die ganze Zeit hindurch, ob ich gleich unter allen am meisten bei und um ihn war,

mich über gar Nichts beklagte, so sagte er, ich müßte im ganzen Schlosse der Allergesündeste sein. Indessen muß sein Magnetismus die ersten 4 oder 5 Tage doch etwas auf mich gewirkt haben. Der Baron, als ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, der selbst die Violine gern spielte, hatte von jeher die Gewohnheit, des Tages zum Wenigsten einmal, und wenn Gäste da waren, wohl mehreremale ein Concertchen zu veranstalten. Dabei spielte ich stets die Alto-Viola. Bei der Anwesenheit Mesmers geschah dies meistens bald nach Tische und derselbe begleitete dann das Spiel auf dem sonst sogenannten Bassetell oder Violoncello. Den ersten Theil z. B. einer Symphonie dauerte ich dann aus, aber beim zweiten Theile wurde ich, gegen meine sonstige Gewohnheit, jedesmal so schläfrig, daß ich mitten im Spiel zu schlummern anfing, durch mein unrichtiges Mitspielen die Musik störte und mein Instrument auf die Seite legen mußte. Weiterhin nahm meine Schlaflust während des Musicirens täglich mehr und mehr ab, bis ich zuletzt wieder vom Anfang bis ans Ende munter zu bleiben im Stande war. Als ich von meinem argwöhnischen Mißtrauen gegen Mesmer völlig geheilt war, und er, auch ungesehen, sehr oft durch die Musik auf seine durch zwei Mauern und eben so viele zugeschlossene Thüren von ihm entfernten Kranken wirkte, dann erst gerieth ich auf die vielleicht nicht ungegründete Vermuthung, er möchte mir dieses Schlummern durch sein Musiciren, da ich neben ihm saß, noch leichter beigebracht haben. An den vielen zu- und abgehenden oder auch bis ans Ende der Anwesenheit Mesmers ausdauernden Nervenkranken war die Wirkung des Magnetismus mehr oder weniger, aber doch immer merklich.

„Wie ich mich noch mit Gewißheit zu erinnern weiß, so zeichneten sich darunter Folgende vorzüglich aus:

1) „Ein ungarischer, und, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, zu Rohow angesessener Zeman, dergleichen man deutsch, aber sehr unrichtig, einen Edelmann zu nennen pflegt. Dieser war, ich weiß nicht mehr recht, ob an der rechten Hand allein, oder auch an der linken zugleich, von Frost und Kälte so gelähmt, daß er sie nicht empor heben konnte. Mesmer ließ ihn auf einen Stuhl setzen, berührte ihn vor und nach Mittag öfter, legte unter einen seiner Füße einen Magnet, hieß ihn, sich an andere, bereits Magnetisirte, von Zeit zu Zeit einen

Kreis Bildende und sich wechselseitig bei den Händen Haltende anschließen, indem ihn der Eine bei der rechten, der Andere bei der linken Hand anfassen sollte. Schon am ersten Tage vor Sonnenuntergang war dieser Gelähmte im Stande, in meiner Gegenwart die rechte Hand beinahe bis an die Stirne zu bringen; den nächsten Tag kam er noch weiter, und am dritten oder vierten konnte er schon, freilich nicht ohne einige Anstrengung den Hut aufsetzen und abnehmen. So lange Mesmer zu Rohow war, ließ er sich fleißig magnetisiren, mit dem guten Erfolge, daß er nach seiner Versicherung sich täglich besser befand. Nach Mesmers Abreise soll er sehr bald völlig genesen sein. Verbürgen kann ich das Letztere freilich nicht, weil ich es nur vom Hörensagen habe; denn ich hatte mit jenem Manne keinen Umgang weder vor- noch nachher gehabt.

2) „Ein noch ziemlich junger Jude aus dem ungefähr eine kleine Meile von Rohow entlegenen Flecken Sobotischt. Er hatte schon vorher, wie er es mir nachher selbst sagte, und andere Sobotischten Christen bestätigten, schon lange an einem inneren Brustschaden gelitten und war bereits sehr schwach, so daß man ihn auf einem Wagen nach dem Schlosse bringen mußte. Mesmer erkundigte sich nach dem Zustande seiner Krankheit, dann zeigte er eine Weile in einiger Entfernung mit dem Finger auf seine Brust und der Kranke soll in kurzer Zeit nach einer starken Convulsion in Gegenwart sehr vieler Menschen eine Menge Materie ausgeworfen haben. Einiger Abhaltungen wegen war ich zu meinem Verdrusse bei diesen Auftritten nicht zugegen; doch als ich bald darauf in den Saal kam, und Mesmer uns verlassen hatte, erzählte mir ein guter Freund im Geheimen den ganzen Vorfall. Um mich davon zu überzeugen, befragte ich den Juden selbst, welcher mir das Geschehene ebenso beschrieb. In der Folge war er täglich Einer der Ersten, die in dem Saal ankamen und Einer der Letzten, welche nach Hause gingen, weil er sich nun besser befand. Etliche Tage nach jener Begebenheit bekam ich eine unerwartete Gelegenheit, mich dafür, was ich versäumt hatte, wieder schadlos zu halten. Wir hielten mehrerlei ausländische Zeitungen, die wir, der großen Entfernung des nächsten Postamts und anderer dazu gekommener Umstände wegen, sehr spät zu lesen bekamen. In einer derselben stand: Mesmer hätte ein mit der fallenden Sucht behaftetes Mädchen und zwei Männer,

die sich steif und fest einbildeten, von Gaßnern durch Austreibung der Teufel vollkommen wieder hergestellt zu sein (ich weiß nicht mehr, ob auf einmal oder zu verschiedenen Zeiten), plötzlich in ihren vormaligen krampfhaften Zustand versetzt, indem er in einem Nebenzimmer sich verborgen hielt, und blos auf die Gegend hin, wo diese Leute sich hinstellen mußten, seinen Fingerzeig gerichtet hatte. Ohne Verzug suchte ich Mesmern auf und fand ihn in einem an den Saal stoßenden Zimmer mitten unter mehreren Personen von hohem Adel. Ich bat dieselben, mir zu erlauben, den gemeldeten Artikel aus der Zeitung hier vorlesen zu dürfen. Recht gern erlaubten sie es. Nach geendigter Vorlesung fragte ich Mesmern, ob diese Nachricht wahr wäre. Er bejahete es. Nun ersuchte ich ihn, auch bei uns einen ähnlichen Versuch durch die Mauer zu machen. Hierin wurde ich von den gesammten Adeligen, besonders aber von der Gräfin unterstützt. Mesmer suchte dies anfangs von sich abzulehnen. Dadurch machte er in mir meine Zweifel gegen ihn von Neuem wieder rege. Weil man ihm aber zuzusetzen nicht aufhörte, so besah er die massive Querwand und sagte dann zu uns: er glaube nicht, daß er durch eine 2½ Fuß dicke Mauer, wie diese wäre, Etwas ausrichten würde; denn in Deutschland wären solche Wände bei Weitem nicht so dick gewesen. Es half nichts; er mußte unserer Zudringlichkeit auf der Stelle nachgeben. Nun ging er in den Saal, holte diesen jungen Juden, als den Empfindlchisten aus dem Kreis der Magnetisirten und stellte ihn mit dem Rücken dicht an die Scheidewand. Dann begab er sich in das vorige Zimmer wieder und nahm seine Stellung ungefähr drei Schritte weit von jener Wand. Da die Thür, die in den Saal führte, zwei Flügel hatte, deren einer stets zublieb, so stellte ich mich so auf die Schwelle, daß es mir leicht war, mit dem rechten Auge den Juden in dem Saale, mit dem linken aber Mesmern im Nebenzimmer zu beobachten. Mit der rechten Hand hielt ich den zweiten Thürflügel so dicht zu, daß kein Anderer weder aus dem Saal in das Zimmer, noch aus dem Zimmer in den Saal sehen konnte. Nach einigem Verweilen machte Mesmer mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand hin und her lauter Querzüge in der Luft in horizontaler Richtung nach der Gegend hin, wo der Jude stand. Es währte nicht lange, als der Jude sein Gesicht verzerrte, seine beiden Hände in die Hüften

setzte, kläglich seufzte, und sich so geberdete, als ob ihm übel würde. Mit diesem Anblick nicht zufrieden, fragte ich ihn, was er empfände, worauf er antwortete: „Es wird mir schwer!" Auf meine zweite Frage: ob in ihm nichts Besonderes vorginge, erwiderte er: „Es geht in mir Alles in die Quere hin und her." Um des übrigen Fragens überhoben zu sein, sagte ich zu ihm, er möchte bei einer jeden Veränderung uns sogleich sagen, was in ihm vorginge, ohne erst eine Frage abzuwarten. Bald darauf schlug Mesmer seine Arme übereinander. Keine acht Secunden waren vergangen, so sagte schon der Jude von selbst: „Jetzt hört es wieder auf." Als Mesmer gegen ihn Ovalzüge zu machen anfing, so krümmte sich der Jude wieder und sagte: „Jetzt geht in mir Alles in einem Kreise auf und ab." Kaum hatte Mesmer die vorige Stellung wieder angenommen, so sagte der Jude: „Jetzt wird's wieder ruhig." Mesmer fuhr hernach so weiter fort und machte für eine jede neue Regung, die er hervorbringen wollte, andere Striche und Züge, welche der Jude jedesmal sammt den bald längern, bald kürzern Zwischenfristen genau angab. Hier war doch wohl keine vorherige Verabredung oder irgend eine taschenspielerische Täuschung möglich; und eine bloße, so schnell auf die Probe gestellte Einbildung konnte schlechterdings nicht so viele und so vielerlei Veränderungen in Betracht ihrer Dauer und ihrer Richtungen so treffend bestimmen. Das nächste Jahr darauf erblickte mich dieser Jude von ungefähr auf der Straße zu Sobotischt, ging auf mich rasch los und erkundigte sich mit vieler Wärme nach Mesmern. Weil ich ihm nichts Bestimmtes von ihm sagen konnte, so bat er mich, wenn ich ihn ja einmal wieder spräche, ihm in seinem Namen nochmals den innigsten Dank für seine Hülfe abzustatten; denn er hätte gar nichts gebraucht und wäre doch jetzt beständig (wie er sich ausdrückte) frisch, munter und gesund wie ein Fisch.

3) Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe. Seine Klage war, er hätte schon lange eine Verhärtung in der Gegend des Magens, die ihm allerlei Ungemach, mitunter auch viele Schmerzen verursachte. Dies verdolmetschte ich Mesmern so unmedicinisch, wie es mir der Bauer gesagt hatte. Nun mußte der Kranke sich entblößen. Mesmer untersuchte die geschwulstartige Verhärtung, hieß ihn, sich wieder zu-

zuknöpfen, deutete, wie er es gewöhnlich that, von Zeit zu Zeit auf die kranke Stelle, und verfuhr mit ihm nur insofern anders als mit den übrigen Kranken, daß er ihn ganz abgesondert auf einem Stuhl sitzen ließ und ihm eine große viereckige, mit Wasser angefüllte Weinflasche, welche er eine Weile vorher in den Händen gehalten und so magnetisirt hatte, gab, mit dem Bedeuten, daß er diese Flasche ja fleißig auf den Leib halten sollte. Der Bauer gehorchte, spürte aber erst nach einer geraumen Zeit einige Linderung, die nach seinen ferneren Aussagen täglich merklicher wurde. Weiter fiel mit ihm nichts in die Augen Fallendes vor, bis endlich eines Tages Mesmer in dem Nebenzimmer bei verschlossener Thüre die Elektrisirmaschine lud. Plötzlich stieß der Bauer die gröbsten slowakischen Flüche gegen Mesmer aus. Ich stellte ihn darüber zur Rede, warum er sich dies erlaubte, worauf er sich damit entschuldigte, weil er jetzt die heftigsten Stiche bekäme, woran kein Anderer als der deutsche Mann oder der leidige Teufel schuld sein müßte. Lächelnd über die Einfalt des Bauers ging ich in das Nebenzimmer, wo ich Mesmern im Beisein mehrerer Zuseher die Funken mit den Knöcheln seiner Hand aus der Elektrisirmaschine herauslocken sah, wo dann der Bauer bei jeder Wiederholung seufzte und die Zähne zusammenbiß, welches ich genau sehen und hören konnte, weil ich mit dem einen Fuß im Saale, mit dem andern im Nebenzimmer stand. Eben solche Erscheinung bemerkte ich an diesem Bauer, wenn Mesmer den Magnetismus entweder durch einen Spiegel oder durch den Schall unmittelbar oder auch nur mittelbar verbreitete. Uebrigens hielt dieser Bauer Alles bis zur Abreise Mesmers standhaft aus. Ganz hergestellt ging er freilich nicht nach seiner Heimath; was aus ihm hernach geworden, hatte ich keine Gelegenheit zu erfahren gehabt, indessen hat er doch einen offenbaren Beweis gegeben, daß, seiner abgehärteten Beschaffenheit ungeachtet, der Magnetismus an ihm nicht unwirksam gewesen war. Und dies ist schon hinreichend, das wirkliche Dasein eines animalischen Magnetismus an den Tag zu legen; denn was kein Dasein hat, kann nicht wirken.

4) Abermals ein Jude, seines Gewerbes ein Schneider von Senitz, einer von Rohow nicht weit gelegenen Landstadt. Diesen traf ich eines Tages in der Reihe der sich an beiden Händen haltenden Magnetisirten stehen. Als ein neuer von mir noch nicht bemerkter Patient fiel er

mir sogleich auf. Mesmer ging im Saale auf und ab und sprach mit einigen Gästen. Als er sich entfernt hatte, trat ein Rohower Zeman, der auch sonst als Hausfreund sich im Schlosse viel aufhielt, Lateinisch nur sehr wenig und vom Deutschen gar nichts verstand, zu dem Juden, den er gut kannte, und sagte slowakisch zu ihm: „Höre, Jude, du bist gesund, du hast also den Herrn Doctor mit deinem Herumwälzen auf der Erde nur zum Besten gehabt." Der Jude erwiderte: „Nein, mein Herr. Ich habe den Herrn Doctor mit meiner Klage nur auf die Probe stellen wollen; er hat mich aber dafür recht heimgeschickt. Die Krankheit, über welche ich heute klagte, hatte ich wirklich, aber schon vor vielen Jahren, gehabt. Bei meiner Arbeit überfielen mich damals zuweilen so heftige Kopfschmerzen, daß ich ohne Bewußtsein auf die Erde hinstürzte. Seit 8 Jahren ist mir dies aber nicht widerfahren. Das Uebrige, was hier mit mir sich zugetragen, haben Sie mit angesehen, ich habe es aber gefühlt. Morgen laß ich mich wahrlich nicht wieder so behandeln. Ich sehe, es ist damit nicht zu spaßen." Er hielt Wort, ging weg und kam nicht wieder. Der erwähnte, äußerst rechtschaffene Zeman erzählte mir hernach in meiner Stube den Vorfall nach seiner Art so trocken hin: „Der Jude hatte mit dem Doctor etwas Deutsch geschwatzt, der ihn hernach in die Reihe der Magnetisirten stellte, dann aber in einiger Entfernung seinen Finger gegen das Genick des verstellten Patienten hielt. Ehe er sichs versah, stürzte der Jude auf die Erde, so daß er alle Viere von sich streckte. Nach und nach kam derselbe wieder zu sich und stellte sich ganz gelassen wieder hin." Daraus schließe ich jetzt, daß ein Magnetisirter auch auf einen Solchen wirken kann, der an seine Kraft gar nicht glaubt.

6) Am Tage, an welchem Mesmer seine Rückreise nach Wien antreten wollte, war Alles dazu schon bereitet. In der Absicht, von ihm beim Einsteigen in die Kutsche Abschied zu nehmen und ihm glückliche Reise zu wünschen, begab ich mich auf den Hofraum hinunter; allein da er zu lange ausblieb, so ging ich diejenige Treppe hinauf, wo er hätte herunter kommen sollen. Oben an derselben fand ich eine sonderbare Gruppe, nämlich Mesmer, der einen jungen Bauernkerl aus dem Gebirge bei beiden Ohren hielt, und neben ihm einen herrschaftlichen Bedienten, der vorher zwischen Beiden ein Dol-

metscher gewesen war. Alle Drei schwiegen stille, ich mit; denn ich war nunmehr ganz Auge. Mittlerweile wurde diese Stille durch die zufällige Dazwischenkunft der Gräfin unterbrochen, welche, nachdem sie noch etwas mit Mesmern gesprochen, den Bauer mit gewöhnlicher Stimme fragte: „Wessen Unterthan bist Du?" Dieser sagte: „Eurer, Großmächtige Gräfin." Auf die zweite Frage: „Was fehlt Dir?" erfolgte die Antwort: „Ich habe vor sechs Wochen bei einem heftigen Sturmwinde mein Gehör verloren, welches mir dieser Herr hier eben jetzt wieder gab." Die Gräfin nahm noch ein Mal von Mesmern Abschied und entfernte sich; wir Viere aber blieben noch immer stehen, bis endlich Mesmer von selbst aufhörte und mich ersuchte, dem Bauern zu sagen, er möchte sich im Schlosse ein Stückchen Baumwolle geben lassen, sich damit die Ohren verstopfen und sich, so viel wie möglich, nicht leicht Winden aussetzen. Nachher begleitete ich Mesmer bis an die Kutsche, und er schied von uns allen nicht ohne Rührung. Was die ganze Dauer des Magnetisirens dieses Tauben anlangt, so soll sie überhaupt nicht viel über eine halbe Stunde gewährt haben, vermuthlich weil die Krankheit noch nicht zu sehr eingewurzelt war.

6) Der Baron Horeczky de Horka selbst. Daß Mesmer sich alle erdenkliche Mühe gab, um denselben, als den eigentlichen und einzigen Gegenstand seiner Einladung nach Rohow, für die Einwirkungen des Magnetismus empfänglich zu machen, läßt sich leicht denken. Die ersten fünf Tage war alles Magnetisiren, ja sogar das zu Hilfe genommene Elektrisiren, ohne und mit Magnet, ganz vergeblich, so daß der Baron mehr als ein Mal zu uns sagte: es müßte ihn nicht wenig verdrießen, daß so viele andere Leute so Vielerlei, er aber gar Nichts empfände. Am fünften Abend sagte er das Nämliche Mesmern in's Gesicht, welcher darauf erwiderte: „Eben daraus können Sie sehen, daß Sie nicht nervenkrank sind." Erst der sechste Abend muß Mesmern einige Hoffnung gemacht haben; denn als er ihm beim Magnetisiren wie sonst an den Puls fühlte, redete er den Baron so an: „Geduld! Sie sollen schon in der Folge Etwas fühlen." Den ganzen folgenden Tag schien Mesmers Vorhersagung nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Am späten Abend suchte er die Gräfin in Gegenwart mehrerer Hausgenossen auf den künftigen für sie traurigen Morgen gefaßt zu machen. Sie schien auf seine Worte nicht mehr

viel bauen zu wollen. Gegen 8 Uhr des andern Morgens kam das Kammermädchen zu mir gelaufen mit den Worten, ich sollte Alles liegen lassen und zu der Gräfin kommen, denn der Baron befände sich sehr schlecht. Nahe war ich schon an der Thür ihres Wohnzimmers, als eben der Büchsenspanner, ein großer, starker und bildschöner Mann, herausstürzte. Er war todtenblaß und fluchte abscheulich über Mesmer, der, wie er mir sagte, ihn sammt dem Baron noch um's Leben bringen würde. In dem Zimmer lief die Gräfin, in einer Art von Verzweiflung die Hände über dem Kopfe windend, auf und ab, und rief bei meinem Anblick aus: „Ach! der verwünschte Mesmer wird meinen Mann noch in's Grab stürzen." Darauf hieß sie mich, in der Geschwindigkeit einen Brief an Dr. Ungerhoffer zu schreiben, daß er sobald wie möglich kommen sollte, weil der Baron in zu großer Lebensgefahr schwebe; doch sollte ich mich vorher von dem schauderhaften Auftritte selbst überzeugen. So sehr ich auch betroffen war, so wenig konnte ich mich doch bei der eben so sonderbaren als unerwarteten Ansicht des Magnetisirers als des Magnetisirten des Lachens enthalten. Mesmer saß zur rechten Seite des Bettes auf einem Stuhle, mit dem linken Arme gegen dasselbe gewendet, hatte ein hechtgraues, mit goldenen Tressen besetztes Kleid und auf dem einen Fuße einen weißen seidenen Strumpf an; den andern entblößten Fuß hielt er in einem hölzernen, mit Wasser angefüllten Schaff (Waschzuber oder Waschtubben), der ungefähr 2 Fuß im Durchmesser hatte. Ob das Wasser warm oder kalt gewesen, und ob Magnete darin gelegen oder nicht, darauf habe ich nicht Achtung gegeben. An diesem Schaff saß noch der vom Baron besoldete Virtuose Violinist, Namens Kolowratek, mit dem Gesicht gegen das Bett gewendet, welcher soeben den unpaß gewordenen Büchsenspanner abgelöst hatte. Er war ganz angezogen, hielt in der linken Hand ein spanisches Rohr, welches mit dem beschlagenen untersten Theil im Wasser, auf dem Boden des Schaffs ruhte. Dieses Rohr mußte er mit der rechten Hand umfassen und so unausgesetzt von oben hinunter reiben. Ein Anderer würde dies für eine gauklerische Charlatanerie gehalten haben; ich that dies nicht, weil ich wußte, was das Reiben und Wasser beim Elektrisiren vermöge. Beide waren dabei stille; nur der Baron sprach, der im Bette, blos mit seiner Wildschur oder Tschuba von Wolfsfellen zugedeckt, lag.

Er hatte Frost und doch redete er irre, als ob er ein hitziges Fieber hätte. Weil ich mich des Briefes wegen nicht lange im Schlafzimmer aufhalten durfte, so sagte Mesmer zu mir, ich möchte dem Dr. Ungerhoffer schreiben, er brauche nichts weiter als zwei Dosen von cremor tartari mitzubringen, denn der Baron würde noch vor seiner Ankunft ganz gewiß wieder auf den Beinen sein. Den Brief richtete ich so ein, wie es die Umstände mit sich brachten. Unser Husar sprengte mit demselben sogleich nach Holitsch, einem zwei Meilen weit von Rohow entlegenen Städtchen; hinter ihm jagte eine vierspännige Kutsche auf das Schnellste eben dahin; mich aber trieb die Wißbegierde wieder in das Schlafgemach des Kranken. Alles war dort noch so, wie vorher. Das Irrereden, Verwünschen, Winseln und Jammern des Barons hatte kein Ende. Oft bat er uns, wir möchten ihn todt schießen. Mesmer schien dabei ganz ernsthaft und nachdenkend zu sein; uns übrigen Beiden war es dabei nicht sonderlich gut zu Muthe, ob wir gleich zuweilen bei den unterlaufenden drolligen Einfällen des Patienten das Lächeln nur mit Mühe verbeißen konnten. Sobald die Krankheit Mesmern schon lange genug angehalten zu haben schien, ließ er die Hand des Barons los und faßte ihn dafür bei der Zehe. Sichtlich nahm die Heftigkeit der Anfälle bis zu einiger Ruhe ab. Wir dachten, dieser Auftritt hätte nun ein Ende, allein Mesmer ergriff den Kranken wieder bei der Hand, und die ganze Geschichte ging von vorn wieder an. Von nun an wechselte Mesmer mit seinen Handgriffen öfters ab und zwar immer mit demselben Erfolg. Die Gräfin war schon vorher voll Verdruß etlichemal ins Schlafzimmer gekommen und machte zuletzt Mesmern bittere Vorwürfe; er sagte aber zu ihr ganz gelassen: „Habe ich Sie nicht schon gestern Abend gebeten, Sie sollten sich durch die heftigeren Anfälle, denen der Baron heute früh ausgesetzt sein dürfte, nicht irre machen lassen? Doch sie sollen ihn bald wieder munter sehen." Noch einige Zeit fuhr Mesmer mit dem abwechselnden Magnetisiren fort, bis er sah, daß es für diesmal genug war. Er hieß dann den Baron aufstehen und sich ankleiden lassen; hernach führte er ihn zu der Gräfin, die sich darüber sehr freute. Von dort begab sich Mesmer in den Saal, wo die Kranken waren, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach. Während er sich dort mit Magnetisiren beschäftigte, fanden sich bei der Gräfin und dem

Baron nach und nach mehrere vornehme Gäste wieder ein. Mesmer (den einige dieser Fremden noch nicht gesehen hatten) wurde ersucht, sich auch dahin zu begeben. Ich folgte ihm abermal wie sein Schatten. Der Baron, um dessen Mund, auf dem Kinn und den Wangen sich bereits ein Ausschlag in Gestalt von Blasen gebildet hatte, fing nach seiner Gewohnheit an, allerlei lustige Stücke zu spielen und hüpfte dabei herum. Gegen 12 Uhr Mittags trat der sehnlichst erwartete Dr. Ungerhoffer in das Zimmer. Sein Erstaunen war nicht gering, als er den Baron, welchen er gefährlich krank zu sehen glaubte, in einem solch muntern Zustande antraf. Man erzählte ihm Alles, was erst vor wenigen Stunden vorgefallen war. Aus seinen Mienen leuchtete ein Kampf des ernsthaftesten Nachdenkens mit dem Zweifel hervor. Nun fühlte er an den Puls des Barons, schüttelte den Kopf, sah Mesmer an, und sagte: „Dies Fieber dürfen wir nicht noch zwei Mal kommen lassen, es ist zu heftig gewesen.“ Mesmern, welcher noch weitere Versuche mit dem Baron anstellen wollte, war mit diesem Ausspruch garnicht gedient. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß irgend eine Gefahr dabei sein könnte, weil er dies Fieber in seiner Gewalt hätte. Dr. Ungerhoffer läugnete dies, weil er selbst eben jetzt etliche solche Fieberkranke in der Kur hatte, die während des Paroxysmus so wie der Baron über schmerzhaftes Gliederreißen klagten; es könnte also das Fieber desselben viel leichter von jeder andern Ursache, als vom Magnetisiren, herrühren. Der Erstere führte zum Beweis seiner Behauptungen an, das Fieber hätte sich nicht eher eingestellt, als bis er zu magnetisiren anfing, welches er nach Belieben bald verstärkt, bald geschwächt und wieder aufhören gemacht hätte, sonst würde ihn ja die Gräfin (die Alles mit anhörte) ungerechter Weise zum Urheber der Krankheit ihres Gemahls gemacht haben. Der Zweite schob das gleichzeitige Zusammentreffen des Fiebers mit dem Magnetisiren auf ein blindes Ungefähr, das Uebrige aber schrieb er der durch den Glauben an den Magnetismus rege gewordenen Einbildung des Barons zu. Mesmer widerlegte den angeblich ungefähren Zufall damit, daß er schon das Herannahen der Krankheit angekündigt und erst gestern am späten Abend die Gräfin auf die heftigen Anfälle vorbereitet habe. Der Einbildung könnte das Uebrige nicht zugeschrieben werden, weil der Baron während der Dauer des Fiebers seines Verstandes und

Bewußtseins beraubt gewesen; wofür er die Gräfin, den Baron selbst und mich zum Zeugen aufrief, welches Alles noch mehrere Andere, wenn sie zugegen wären, bezeugen müßten. Wir konnten nicht anders, als das Gesagte bestätigen. Seiner Sache gewiß, setzte Mesmer weiter hinzu, er wolle wetten, daß der Baron das Fieber nicht eher, als beim abermaligen Magnetisiren, und bei allenfallsiger gänzlicher Unterlassung desselben für's Erste gar nicht wieder bekommen würde. Die Zeit hat diese Versicherungen Mesmers vollkommen gerechtfertigt. Dr. Ungerhoffer reiste den Nachmittag wieder ab. Mesmer magnetisirte den Baron ein oder zwei Tage nicht, und das Fieber blieb aus, obgleich derselbe nichts dagegen einnahm; wenigstens habe ich nichts davon gehört. Am dritten oder vierten Tage nach jenem Paroxysmus wollte Mesmer den Baron früh Morgens wieder magnetisiren, allein dieser wollte nichts davon hören. Nach langen und öfter wiederholten Vorstellungen legte sich der Baron um 10¾ Uhr Vormittags (also ungefähr drei Stunden später als das erste Mal) zu Bette. Das Magnetisiren begann ebenso wie vor etlichen Tagen. Die Wirkungen zeigten sich bald, aber etwas schwächer als neulich. Der Baron hielt es keine Viertelstunde aus; denn ehe er noch die Besinnung ganz verlor, sprang er aus dem Bette mit den Worten: er wolle lieber seine Spasmen behalten oder gar sterben, als solche Schmerzen zum Zweitenmale leiden. Kein Zureden konnte ihn bewegen, sich wieder in's Bett zu legen; er blieb auf und bekam seit jener Zeit, binnen Jahreszeit und vielleicht noch länger (so lange ich nämlich zu Rohow blieb) weder Fieber noch Spasmen. Weil er sich in den folgenden Tagen zum Magnetisiren gar nicht verstehen wollte, so erklärte sich Mesmer in meiner und mehrerer Andern Gegenwart gegen die Gräfin so: „Hätte der Baron sich der magnetischen Kur gehörig unterworfen, so würden die Anfälle jedesmal schwächer gewesen und zuletzt ganz weggeblieben sein; jetzt aber muß ich gestehen, daß er dereinst so werden wird, wie er sich beim ersten Anfall geberdet hat. Ich bin hier ferner unnütz.“ Die Abreise wurde nun im Ernste beschlossen und bald bewerkstelligt.

Vermuthlich wird man auch von mir hören wollen, was ich Mesmern abgesehen oder auch aus seinem eignen Munde weiter gehört habe. Er erklärte mir allerdings damals Manches, was und wie der animalische Magnetismus wirke; weil aber das Meiste sich mit meiner

damals neuen Philosophie nicht reimen wollte, machte ich ihm allerlei, aber vergebliche Einwürfe dagegen und dachte mir dabei, es käme hier, wie bei tausend andern Gegenständen unsers Wissens, nicht sowohl auf das, vielleicht nie zu ergründende Was und Wie, als auf das Ob an, welches Letztere für uns einstweilen genug sein könnte.

Ferner sagte er zu mir, er besäße zwar den thierischen Magnetismus in einem, aber nicht im höchsten Grade, daher sehe er sich genöthigt, denselben durch Kunst zu verstärken. Wodurch? Das entdeckte er mir nicht. Es fiel mir dabei sogleich ein, daß man Magnete in seinem Bette gefunden haben wollte. Einstens überraschte ich ihn, als er eben beim Anziehen war. Unter seinem Hemde, das vor der Brust noch offen war, erblickte ich ein anderes, ziemlich dicht anliegendes ledernes, welches, wie ich deutlich sah, ein hellblaues seidenes Unterfutter hatte. Auf meine Frage, wozu dasselbe diene, erfolgte die Antwort: Zur größern Reinlichkeit; ich wähnte aber, es dürfte solches die Ausströmungen oder vielmehr die Verströmungen des magnetischen Fluidums, wie sonst des elektrischen, aufhalten und verhindern. Ob Mesmer auch dergleichen Unterziehbeinkleider und Unterziehstrümpfe getragen, dahinter konnte ich nicht kommen. Unmöglich schien mir dies nicht zu sein. So viel ist gewiß, daß er damals beständig weiße Strümpfe anhatte.

Bei einer andern Gelegenheit, wo ich mir, wie bei der vorhergehenden, die magnetischen Erscheinungen leichter durch den Elektricismus als durch den Magnetismus erklären konnte, und ich ihn fragte, warum er das, was diese Erscheinungen hervorbrächte, nicht lieber thierischen Elektricismus nenne, gab er mir den Bescheid: weil die allermeisten Wirkungen ungleich mehr Aehnlichkeit mit dem Magnetismus als mit dem Elektricismus haben.

Ueber Gaßner, von dem ich einen sehr schlechten Begriff hatte, urtheilte Mesmer so: derselbe besäße den thierischen Magnetismus, ohne es selbst zu wissen, im Uebermaße. Wenn er also die Hand auf den Kopf eines Nervenkranken lege, so bekämen sie, besonders Epileptiker, ihre Zufälle, die mit zunehmender Heftigkeit so lange dauerten, bis sie gänzlich austobten und hernach eine lange Zeit ausblieben.

Auch war Mesmer der Meinung, daß, wenn zuweilen einzelnen Leuten bei Aufführung der Musik, in der Kirche, in einem Schauspiel=

hause oder in einem Saale übel wird, nicht selten ein mit starkem Magnetismus begabter Sänger oder Musikus da sei, der durch seinen Gesang oder durch sein Instrument den Magnetismus um sich her verbreite und so auf den Nervenschwachen einen starken Eindruck mache. Dies ist, wenigstens in einigen Fällen, mir nicht unglaublich; denn er hatte ja selbst dies mehrere Male durch sein Singen und Spielen auf dem Violoncello unläugbar bewiesen, was ich zum Theil schon oben berührt habe. Es wird nicht überflüssig sein, hier zwei solche Beispiele vollständiger anzuführen, wo er durch den Schall, aber nur mittelbar, in einer ziemlichen Ferne einen sichtlichen Einfluß auf die schon vorher Magnetisirten hatte. Gewöhnlich mußten sich zwei Waldhornisten des Barons auf einem Altan des Schlosses zu unbestimmten Zeiten hören lassen. Die Kranken hörten, wie es schien, nicht ohne Vergnügen zu. Eines Tages war dies bei mehreren Waldhornstücken derselbe Fall; plötzlich aber fingen Einige an zu murren oder gar zu fluchen, Andere seufzten nur und bekamen allerlei Zufälle. Die Ursache dieser unerwarteten Veränderung auszukundschaften, ging ich aus dem Saal durch zwei Zimmer, deren Thüren zu waren; dort traf ich Mesmer, der den äußersten Rand der Mündung eines Waldhorns, welches so eben geblasen wurde, mit seiner rechten Hand hielt. Ich erzählte ihm, daß die Kranken im Saal jetzt sehr unruhig wären; er lächelte und hielt noch eine Weile bei dem folgenden Stücke das Waldhorn fest; dann zog er seine Hand davon ab und faßte es dafür an derselben Stelle mit der linken Hand. Zuletzt ließ er es ganz los mit den Worten: Jetzt oder bald werden die Kranken wieder ruhig sein. Ungesäumt kehrte ich in den Saal zurück, wo die Kranken bald wieder zu sich kamen.

Es mußte sich fügen, daß die Schwester des schon oben erwähnten Kolowratek sich bei ihrem Bruder im Schlosse aufhielt. Sie war eine sehr gute Sängerin. Zur Unterhaltung der anwesenden vornehmen Gäste mußte auch sie sich hören lassen, wobei ihr Bruder auf der Violine und einige andere Musiker auf andern Instrumenten ganz sanft ihren Gesang begleiteten. Im Saale, wo man nicht viel von dieser Musik vernahm, ereigneten sich bald die nämlichen Auftritte wie vorher bei dem Waldhornblasen. Durch den vorigen Vorfall belehrt, säumte ich nicht, die Musicirenden zu beobachten. Mesmer that dabei nichts an=

ders, als daß er stillschweigend die rechte Hand der Sängerin mit seiner rechten festhielt. Absichtlich sagte ich diesmal Mesmern nichts von den Kranken. Die Musik ging ununterbrochen fort. Um die Mitte einer Arie fing die Sängerin an heiser zu werden und am Ende klagte sie über Halsschmerzen, die sie verhinderten weiter zu singen. Mesmer ließ ihre Hand fahren und deutete, wenn ich nicht irre, mit dem linken Zeigefinger in einer Entfernung von wenigen Zoll auf die rechte Seite ihres Halses in der Gegend der Kehle. Bald war das Uebel wieder verschwunden, so daß sie weiter fortsingen konnte. Als ich sah, daß Mesmer nichts mehr thue, so entfernte ich mich und fand im Saale Alles wieder stille.

Nicht minder wirksam war die durch den Spiegel bewerkstelligte weitere Fortpflanzung des Mesmerismus. Zufälligerweise war Mesmer einstens in dem Nebenzimmer von mehreren Gästen und Hausgenossen umgeben, mit denen er von verschiedenen Sachen sprach. Die Saalthüre war zwar offen, aber er und wir Alle standen so, daß uns weder einer der Patienten, noch wir einen derselben sehen konnten. Ganz unvermuthet deutete Mesmer mit dem rechten Zeigefinger auf das sich in einem im Saale hängenden Spiegel darstellende Bild eines Magnetisirten, der mit dem Rücken gegen denselben gewendet war. Dieser konnte also nichts davon merken. Nichts desto weniger bekam er sogleich Zuckungen, und die Uebrigen, die durch wechselseitige Haltung bei den Händen mit ihm in Verbindung standen, wurden ein jeder nach seiner Art unruhig, in welchem Zustande sie so lange blieben, bis der von ihnen nicht gesehene Mesmer seinen linken Zeigefinger nach dem Spiegel gerichtet hatte. Ueber diese Erscheinung mußten wir desto mehr erstaunen, da er uns vorher gar nichts davon gesagt hatte. Bei diesem Versuche blieb es nicht, denn er wurde gelegentlich, jedesmal ganz unvermuthet, nicht ohne Erfolg öfter wiederholt.

Zu seinen Lehren gehörten folgende Versicherungen:

1) Daß er nur Nervenkranken und keinem Andern mit Hilfe des Magnetismus zur Wiedergenesung helfen könne; daher verwies er die mit andern Uebeln behafteten nach Umständen an Aerzte oder Chirurgen, oder er schrieb ihnen selbst Arzneien vor.

2) Daß er durch den Magnetismus eine jede alte, nicht ganz aus dem Grunde gehobene Nervenkrankheit, die sich ohnehin mit der

Zeit von selbst wieder einstellen würde, mit geringerer Gefahr herbeizuführen vermöge; was unter andern vorzüglich die oben Nro. 4 beschriebene Geschichte mit dem Senitzer Juden zu bestätigen scheint.

3) Daß auch die heftigsten Anfälle mit jeder von ihm vorgenommenen Magnetisirung immer schwächer würden und zuletzt ganz wegblieben, was ein sicheres Zeichen wäre, daß der Kranke vollkommen geheilt sei; und wenn ja dieß aus Mangel der Zeit oder aus einer andern Ursache nicht ganz erreicht würde, so wären doch seine Versuche für den Kranken nicht nur nicht nachtheilig, sondern auch wohlthätig. Dieß versuchte er dadurch zu beweisen, daß er bereits einen zu Wien Studirenden, der die Epilepsie (wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt) von einem großen Erschrecken bekam, binnen sechs Wochen durch den Magnetismus vollkommen wieder hergestellt habe. Die ungefähr ein Jahr und vielleicht noch länger ausgebliebenen Spasmen des Barons Horeczki schienen dem letztern Theile dieser seiner Behauptung eben nicht ungünstig zu sein.

Sein offenherziges Geständniß, daß ihn die Reise nach Ungarn nicht gereue, weil er daselbst viele neue Entdeckungen gemacht hätte, auf die er anderswo vielleicht nie gekommen sein würde, mußte uns ein nicht geringes Vergnügen machen, da wir glaubten, dieß könnte eine Veranlassung sein, seine Erfindung besser auszubilden und der Vollkommenheit näher zu bringen.

Außer den von mir bereits erzählten Verfahrungsarten seiner Magnetisirungen habe ich keine andern gesehen als folgende: „Zuweilen faßte er einen minder empfänglichen Nervenkranken bei beiden Händen; mit dem Gesicht gegen ihn gewandt, schmiegte er sich an ihn an, und blieb dann eine ziemliche Weile in dieser Stellung. Wollte dies nicht fruchten, so legte er ihm einen künstlichen Magnet unter den Fuß und ließ ihn nöthigenfalls ein Magnetstück nahe an das in Bewegung gesetzte und sich an einem ledernen Polster reibende Glas der Elektrisirmaschine halten. Nur bei Wenigen waren diese beiden letzteren Behandlungen ganz ohne Erfolg; ob darum, weil sie etwa irrig für Nervenkranke gehalten wurden, oder einer andern verborgen gebliebenen Ursache wegen, davon wird man von mir keine Rechenschaft fordern, da ich nur sagen kann, was geschehen ist. Uebrigens klagte Mesmer nie über Uebelbehagen, Schwäche u. dgl.,

wenn er gleich noch so Viele vom frühen Morgen an bis in den späten Abend magnetisirt hatte.

Von besonders eingerichteten magnetischen Stuben, vom Streichen vom Kopfe nach den Extremitäten, vom Isoliren der Kranken und andern dergleichen Sachen machte Mesmer in Ungarn gar keinen Gebrauch. Auch fiel weder ihm noch uns etwas von Exaltation und Somnambulismus damals ein. Doch diese spätern Erfindungen, so unbegreiflich sie mir auch sind, trage ich Bedenken wegzuleugnen, da so viele würdige Männer deren Wahrheit bestätigen. Einmal schon gewitzigt, fürchte ich, meinen Leugnungskitzel der Gefahr einer zweiten Beschämung auszusetzen. Mein Verstand hat seine Grenzen, jenseits deren noch Manches mir ganz Unbegreifliche und doch Wahre gewiß liegt."

Bevor wir uns die im voraufgeschickten Berichte beschriebenen Kuren etwas genauer ansehen, wollen wir auf die Methode Mesmers näher eingehen. Wie wir bereits aus seiner eigenen Aeußerung wissen, erklärt er die Krankheitserscheinungen dadurch, daß die Weltkörper vermittelst ihrer ihnen und allen andern Körpern eigenthümlichen Anziehungskraft, welche er den „All-Magnetismus" nennt, auf den animalischen Leib eine Einwirkung üben, die in Letzterem das Gleichgewicht des ihm ebenfalls innewohnenden „Magnetismus" aufhebt und deren Ergebnisse mit dem Wechsel zwischen Ebbe und Flut zu vergleichen sei. Vermittelst des mineralischen und zugleich vermittelst des dem Arzte eigenen animalischen Magnetismus werde jenes Gleichgewicht wiederhergestellt und somit die Heilung der Kranken bewerkstelligt. — Es muß hierbei daran erinnert werden, daß Mesmer nur in der ersten Zeit seiner neuen Heilmethode den künstlichen Magneten anwandte. In der Folge ließ er denselben meist ganz beiseite, da er behauptete, ihn durch die seinem Körper innewohnende magnetische Kraft ersetzen zu können und ihn höchstens zur Verstärkung resp. zur Unterstützung dieser Kraft zu benutzen. — Er machte daher zuweilen nur einige geringfügige Bewegungen mit dem Zeigefinger und erklärte schon dadurch mächtige Wirkungen zu erzielen. Da nach seiner Versicherung das magnetische Agens in ihm so stark war, daß er schon aus der Entfernung auf Personen und Gegenstände durch dasselbe einen Einfluß zu üben vermöge, so genügte seiner An-

gabe zufolge schon ein Hindeuten mit der Hand oder auch nur mit einem Finger auf den zu magnetisirenden Gegenstand, selbst wenn derselbe mehrere Hundert Schritt entfernt war, um in ihm eine Veränderung zu bewirken; ja sogar Zimmerwände und Mauern vermochte die magnetische Kraft zu durchdringen, ohne an ihrer Intensität Einbuße zu erleiden; auch würde dieselbe nach der Behauptung des Meisters von Spiegeln reflectirt und von den Schallwellen weitergetragen. Man könne also auch durch magnetisirte Musikinstrumente auf dritte Personen wirken. Für alle diese Varietäten der magnetischen Wirkungsfähigkeit finden wir im oben mitgetheilten Berichte Seiferts die entsprechenden Beispiele.

Handelte es sich um die Behandlung einer größeren Anzahl von Kranken zu einer und derselben Zeit, so ließ er sie eine sogenannte magnetische Kette bilden, d. h. sich an den Händen zusammenfassen und mit den Fußspitzen einander berühren und dann an das sogenannte Baquet treten. Das Baquet ist der wichtigste Apparat in der ganzen magnetischen Rüstkammer Mesmers. — Er besteht in einem großen runden Kübel, der innen leer ist und einen Deckel hat. Manchmal wurde er auch mit „Armaturen" ausgefüllt, d. h. es wurden in ihn Steine, Sand, mit Wasser gefüllte Flaschen, Kohlen und ähnliche Dinge hineingelegt, die Mesmer magnetisirt hatte. Durch den Deckel gingen in das Innere des Kübels, wie es schon von Seifert beschrieben worden, Eisenstäbe hinab, die oberhalb des Deckels in gebogene und mit beweglichen Gelenken versehene Spitzen ausliefen; die Kranken mußten in der Regel zuerst an diesen Apparat herantreten und die Knöpfe der beweglichen Enden an die kranken Körperstellen legen. — Später erfolgten dann die Specialkuren durch apartes Magnetisiren durch Mesmer oder andere von ihm selbst zuvor magnetisirte Personen. — Zuweilen kam es auch vor, daß Mesmer kalte oder warme Bäder verordnete, in die er das magnetische Fluidum durch besondere Operation hineinleitete. Auch dafür haben wir in der an dem ungarischen Baron selbst vollzogenen Operation ein Beispiel.

Um nun zu dem Berichte unsres Gewährsmannes überzugehen, so muß vor allen Dingen wohl beachtet werden, daß Seifert denselben erst nach Verlauf von einigen dreißig Jahren aufzeichnete. Schon

dieser eine Umstand muß an der Zuverlässigkeit jener Beobachtungen und Reminiscenzen die weitgehendsten Zweifel regen. Er selber sagt übrigens auch, daß er nicht im Stande sei, hier alles und genau zu beschreiben. Das ist ein Geständniß von höchster Wichtigkeit für die ganze Beurtheilung der durch ihn bekannt gewordenen Wunderkuren. Einem Manne, der wie Mesmer, es mit den bedeutendsten Gelehrten aufzunehmen wagte, der die Akademien herausforderte und allen Aerzten rundweg erklärte, daß sie Schwachköpfe und Ignoranten seien, weil sie nicht den Segen seiner angeblichen Entdeckung anzuerkennen gewillt waren, einem Manne, der die Münchener Akademie zum Besten hielt und selbst Männer von hoher Intelligenz dupirte, in die Karten zu sehen und seinen verborgenen Schleichwegen nachzugehen, mochte ohnedies schon sehr schwer sein. Wer seine Handlungen prüfen wollte, wer ihn zu entlarven strebte, mußte zunächst im Stande sein, pathologische Zustände richtig aufzufassen und ihren Ursprung zu ergründen. Wer hierzu nicht fähig war, konnte bei simulirenden oder eingebildeten Kranken niemals deren wahre Beschaffenheit erkennen. Das ist eine Aufstellung, gegen welche mir schwerlich Jemand Etwas einwenden dürfte. — Seifert vermochte nicht das Eine und auch nicht das Andre. — Aber selbst wenn er dazu fähig gewesen wäre, hätten seine Angaben noch lange nicht den Anspruch auf unbedingte Glaubwürdigkeit. Wer beobachtete denn die vorgeblichen Kranken außerhalb des gräflichen Schlosses in ihren Stuben? Wer controlirte, ob sie nicht daheim Arzeneien zu sich nahmen, die ihnen Mesmer insgeheim zukommen ließ, wer verfolgte mit durchdringendem Späherauge alle Schritte und Gänge, die Mesmer außerhalb des Schlosses that, was doch sicherlich nothwendig gewesen wäre, um zu constatiren, ob Mesmer mit seinen Kranken nicht noch weitere Verbindungen unterhielt. Seifert giebt selbst zu, daß die Kranken der Mehrzahl nach den untersten Classen der Bevölkerung angehörten und meist sehr einfältige und arglose Landleute waren. Wie leicht mochte es einem verschmitzten Betrüger werden, ihnen irgend welche Stoffe beizubringen, die in einer die Mesmerschen Kuren unterstützenden Weise wirkten! — Lange hat der Zweifel Seiferts sicherlich nicht vorgehalten. Die ersten Wunder mochten ihn wohl sofort davon bekehrt haben. Unter solchen Umständen wurde sein Urtheil für alles Folgende parteiisch und befangen.

— Von dem unter Nr. 1 angeführten Falle dürfen wir absehen. Seifert gesteht, daß er nicht wisse, ob der betreffende Patient in der That geheilt worden sei. — Beginnen wir also unsere Revue mit Nr. 2. Seifert erzählt uns da von einem jüdischen jungen Menschen, der an einem inneren Bruſtschaden zu leiden angab. — Welcher Art dieser Schaden gewesen sei, bleibt unbekannt. Kein Symptom zur näheren Charakterisirung des Uebels wird angeführt. Mesmer soll eine Weile mit dem Finger auf die Brust dieses Kranken hingewiesen und damit bewirkt haben, daß derselbe Convulsionen bekam und dabei eine Menge Materie auswarf. Seifert ließ sich die Geschichte von einem „guten Freunde" erzählen und der Israelit bestätigte sie später selber. — Das Letztere will nichts besagen. Wer bürgt dafür, daß Mesmer ihm nicht ein Brechmittel beigebracht habe? Wer ferner steht uns dafür ein, daß es in der That Materie war, was der Kranke von sich gab? Wie leicht sind gerade in dieser Hinsicht Täuschungen bei Laien! — Wichtiger ist die Procedur, die Mesmer mit ihm durch die Mauer hindurch vornahm. Zuerst wurde ihm übel im Magen, dann schwindlig — das bedeuten offenbar die Aeußerungen, die uns Seifert überliefert (ob sie genau den Thatsachen entsprochen, muß übrigens auch noch dahingestellt bleiben). Die Erscheinungen lassen sich auf ganz natürliche Weise aus dem körperlichen Zustande des Kranken erklären. Derselbe war durch sein Uebel (ob es nicht vielleicht ein onanitisches gewesen?) derart entkräftet, daß er zu Wagen nach dem Schlosse gebracht werden mußte. — Nun ist es eine allbekannte Thatsache, daß blutarme Individuen bei längerem Stehen Ohnmachtanwandlungen bekommen, die in der Regel mit Uebelkeiten im Magen, Flimmern vor den Augen und dann mit Schwindelstößen beginnen. Zweifelsohne wußte Mesmer, daß diese Symptome bei dem Juden, der sehr entkräftet war, am schnellsten eintreten würden; deshalb wählte er ihn; was nun die Antworten des Patienten anlangt, so ist aus ihnen nicht das Mindeste für Mesmers Wunderkraft bewiesen: zuvöderst hätte man die Fassung der Fragen kennen und den Ton hören müssen, in welchem sie gestellt wurden. Es wäre geradezu kindisch, aus dieser (angeblichen!) Uebereinstimmung zwischen den Manipulationen und den Aussagen über die entsprechenden Empfindungen für Mesmer Beweisgründe hernehmen zu wollen.

Wer hat denn nicht schon oft erfahren, wie Prestidigiateure, Geisterklopfer und Tischrücker ihrem Publikum stets solche Fragen zu stellen wissen, auf welche die Antworten gerade so ausfallen müssen, wie es für ihren Zweck nothwendig ist!

Die Heilung dieses Menschen, die ohne jedes Medicament erfolgt sein soll, läßt übrigens mit großer Wahrscheinlichkeit die Vermuthung zu, die wir oben über die Quelle des Leidens ausgesprochen haben. Schwerlich dürfte unter solchen Umständen jener Patient Seifert die wahre Ursache zu entdecken geneigt gewesen sein.

Gehen wir zu Nr. 3 über, so war der betreffende Bauer sicherlich ein Hypochonder, der an einem eingebildeten Leiden laborirte. Daß ihn Mesmer abgesondert von den andern Kranken auf einen besondern Stuhl sich niedersetzen ließ, legt die Vermuthung nahe, Mesmer habe diesen durch eine verborgene Leitung mit dem Conductor seiner Elektrisirmaschine in Verbindung gesetzt und auf diese Weise die beschriebene Wunderwirkung ermöglicht. Wer Warrens Tagebuch eines Arztes gelesen hat, wird unwillkürlich an die merkwürdige Heilung jenes Sonderlings erinnert werden, der sich einbildete, der Kopf sei ihm — wenn wir nicht irren durch einen Blitzschlag — derart umgedreht worden, daß das Genick sich auf der Vorderseite des Körpers befand. Mesmer hat nach Seiferts Angabe mehrere Tage zur Instandsetzung seiner Apparate gebraucht und war dabei, wie man aus der Darstellung schließen darf, unbeobachtet geblieben. War es ihm unter solchen Umständen nicht sehr leicht gewesen, einen elektrischen Hocuspocus zu construiren, wie der vorhin erwähnte? Jedenfalls kamen zu ihm öfter solche Kranke, welche an eingebildeten Uebeln litten und auf keine andre Manier als durch elektrische Schläge von ihren Idiosynkrasien befreit werden konnten, wobei wohl zu berücksichtigen ist, daß vorzugsweise solche Nervenkranke zu ihm ihre Zuflucht nahmen, die anderwärtig Hilfe nicht erhalten konnten, weil man ihnen oft genug sagen mußte, ihr Leiden beruhe auf Selbsttäuschung. An dem Baron Horeczky haben wir in dieser Hinsicht das frappanteste Beispiel. Die ersten Aerzte Oesterreichs, ein van Swieten und ein de Haen, Celebritäten von europäischem Rufe, hatten den Baron für einen eingebildeten Kranken erklärt, ein ganzes Consortium von andern Aerzten, unter denen sich auch wohl noch andre hervorragende Universitätslehrer

befanden, hatte dieses Verdict in seinem ganzen Umfange bestätigt; und dennoch glaubte der Baron allen diesen Männern der Wissenschaft weniger als dem Wundermann Mesmer! Mag man noch so viel von der Krankheit und der merkwürdigen Heilung derselben betheuern — ein Mann, der sich durch die ersten Capacitäten der Wissenschaft nicht überzeugen ließ, war zweifellos von einer Monomanie besessen, die an ihm allerhand merkwürdige Symptome von Krankheiten hervorrufen konnte, ohne daß er an Letzteren in Wirklichkeit litt. Solche Zustände können mitunter erfahrene Aerzte täuschen; um wie viel leichter und vollkommener also einen Laien von der Sorte Seiferts! Wenn übrigens der Dr. Ungerhoffer Fieberparoxysmen constatirte, so konnten solche recht wohl aus hämorrhoidalischen Beschwerden entstanden sein. Mesmer mochte diesen Quell kennen. Es war ihm dann sicherlich ein Leichtes, das bevorstehende Fieber vorauszusagen. — Wie gering übrigens Seiferts physikalische Kenntnisse sein mußten, beweist die bei dieser Gelegenheit gemachte Bemerkung, ein andrer würde die Manipulation des Barons mit dem Stocke (das sogenannte Herauf- und Heruntertreiben im Waschzuber) für Charlatanerie gehalten haben; er habe das nicht gethan, weil er wohl gewußt, was das Reiben und Wasser beim Elektrisiren vermöge! Was mag sich dieser biedere Physiker wohl gedacht haben, als er dieses unklare Zeug niederschrieb? Wir wetten: gar nichts! Ein solcher Schlaumeier wollte einen Mesmer, der sicherlich in seinem Metier einer der geriebensten Füchse gewesen, die je existirt, überlisten! — Seifert berichtet noch einen Widerspruch, der ungelöst bleibt. Er versichert, Mesmer habe behauptet nur Nervenkranken durch den thierischen Magnetismus die Genesung verleihen zu können. Wie stimmt das aber mit der Geschichte von dem Bauer mit der verhärteten Magengeschwulst, wie mit der Brustkrankheit des jungen Israeliten, wie endlich mit der Behandlung des Barons? Wieder ein Beweis, daß Seifert entweder ungenau berichtet hat oder aber ganz kritik- und gedankenlos sich verhielt, andernfalls ihm dieser Widerspruch in Mesmers Reden und seinen Handlungen hätte auffallen müssen. Wir haben guten Grund zu glauben, daß Mesmer in der That anders zu ihm gesprochen als er zu handeln pflegte. Denn es wird auch von ihm selbst in seinen Erstlingsschriften angeführt, daß er nur der Nervenkrankheiten Herr

werden könne. — Endlich muß noch ein besonderes Gewicht auf die Angabe Seiferts gelegt werden, daß Mesmer häufig auch selbst Arzeneien verschrieb. Wie leicht war es ihm unter solchen Umständen, einem angeblichen Nervenkranken ebenfalls ein Recept in die Hand zu stecken!

Wir glauben durch diese Glossen zu den Mittheilungen unsres Gewährsmannes Seifert dargethan zu haben, wie sehr anfechtbar ihre Glaubwürdigkeit ist. — Es würde aber sicherlich die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellen heißen, wenn wir noch weiter damit fortfahren wollten, alle die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aufzuzählen, durch welche sich die Wunderthaten Mesmers auf natürliche Weise könnten erklären lassen. Es genügt uns schon, wenn der Leser zu der Einsicht gekommen sein sollte, daß ein Gewährsmann wie Seifert, trotzdem dieser mit allen möglichen Verwahrungen gegen Leichtgläubigkeit oder Unachtsamkeit seine Erzählung durchwoben hat, gleichwohl nicht im Stande ist, für Mesmers magnetische Begabung und deren wunderthätige Heilkraft Gläubige zu gewinnen, falls er es nicht eben mit der armseligsten Gedankenlosigkeit oder Bornirtheit zu thun hat, an der er selber laborirte. Wenn er zum Schlusse bemerkt, sein Verstand habe seine Grenzen, so hat er leider das Wörtchen „enge" dabei hinzuzusetzen vergessen! — Man wird uns unter diesen Umständen wohl keiner Leichtfertigkeit zeihen, wenn wir uns mit der Erklärung solcher monströser Erscheinungen, wie der, welche Mesmer durch das Betasten der tönenden Blechinstrumente hervorgerufen haben soll, nicht den Kopf zerbrechen. Wir werden späterhin, wenn wir unserm Thaumaturgen nach Paris gefolgt sein werden, noch Gelegenheit haben, auch auf diese oder doch ganz ähnliche Phänomene umständlicher zurückzukommen. — Vorläufig sei nur bemerkt, daß der Zufall in Verbindung mit der Einbildung und der Selbsttäuschung, wie oftmals in menschlichen Dingen, so auch hier eine ganz hervorragende Rolle spielten, und daß diese beiden Factoren bei Mesmers Experimenten fast ausschließlich wirkten und so gewaltige Reclame dafür machten, daß ihnen gegenüber selbst die größten Gelehrten, die Heroen der Wissenschaft mit ihren Gegenbeweisen und Widerlegungen machtlos blieben. Es ist das ein Moment, welches eine grelle Charakteristik der geistigen Beschaffenheit des XVIII. Jahrhunderts liefert und recht drastisch die viel angewendete Phrase von dem „Zeitalter der Aufklärung" illustrirt!

In Wien wurde die Temperatur für Mesmer mit der Zeit immer unangenehmer. Die Gelehrten paßten ihm scharf auf und warteten mit Ungeduld auf den geeigneten Moment, um ihn zu entlarven. Namentlich war es die medicinische Facultät der Wiener Hochschule, welche schon lange dem marktschreierischen Gebahren des Wunderarztes mit hoher Entrüstung zuschaute. Die Erfolge sprachen indessen immer noch zu laut für ihn, das Heer der von eingebildeten Krankheiten Genesenen war zu zahlreich, als daß man gewagt hätte, ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen und einen offenen Kampf mit ihm zu beginnen. Höchst wahrscheinlich hatte aber Mesmer damals auch noch andre Fürsprecher außer seinen Patienten und vielleicht sogar noch einflußreichere. Erinnern wir uns, daß Mesmer seine ersten Schul- und Brodstudien unter Jesuiten gemacht hatte, daß er in dem bekannten Jesuiten Hell einen eifrigen Freund besaß, daß er Gaßner, der notorisch im Dienste der Jesuiten stand, obgleich dieser sein Concurrent war, in der anerkennendsten Weise beurtheilte und sogar eigens einmal nach Regensburg fuhr, um einer seiner Teufelsbeschwörungen anzuwohnen, so müssen wir unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß er zu dem (damals freilich bereits aufgelösten) Orden in engerer Verbindung gestanden habe, als es bekannt geworden ist.

Sein Thun und Treiben war ganz dazu geeignet, den Aberglauben und die Wundersucht zu befördern. Er war gewissermaßen eine Mittelsperson, welche unter einem ganz unverfänglichen Aushängeschilde die Geister unvermerkt mit Liebe zum Uebernatürlichen und Wunderbaren erfüllte und sie so höchst geschickt für eine spätere religiös-schwärmerische Reaction zu dressiren vermochte. Seine große Popularität und sein Ansehen unter seinen Gläubigen verschaffte ihm einen großen Einfluß und zwar vorzugsweise auf diejenige Menschenkategorie, die stets die eifrigsten und brauchbarsten Lanzknechte des Jesuitismus geliefert hat, wo es sich um die Propaganda unter den höheren Laienschichten gehandelt: nämlich auf das weibliche Geschlecht. — Mußte ein solcher Mann, der ohnedies den Jesuiten näher stand, wie viele andre seines Gleichen, den Letzteren nicht als ein höchst werthvolles, ja unentbehrliches Werkzeug erscheinen? Mußte es daher nicht im eigensten Interesse des Ordens liegen, einen solchen Mann, der ihnen den Acker pflügte, in seiner Thätigkeit zu schützen?

Maria Theresia, die fromme Regentin Oesterreichs, hatte allerdings dem Drucke, den die politische Constellation ausübte, und der Zeitstimmung, welche die Auflösung des Jesuitenordens dringend forderte, nachgegeben. Allein ihre Vorliebe für die Jesuiten blieb doch in ihrem Herzen fortbestehen. Die Jesuiten hatten zudem bislang das Recht der Verwaltung bei der Wiener Universität gehabt. — Lag es unter solchen Umständen nicht ganz in ihrer Macht, Mesmer gegen die feindseligen Anschläge der medicinischen Facultät zu schützen und ihn außerdem auch noch bei Hofe zu insinuiren? Allerdings hörte ihr Einfluß auf die Verwaltung der Wiener Hochschule schon vor der Aufhebung des Jesuitenordens auf, — wenn auch nur äußerlich —*) indessen behielten sie dafür wenigstens ihren Einfluß auf die alternde Kaiserin, zumal die meisten von ihnen, die Hof- oder Staatsämter versahen, auch für die Folge im Besitz derselben blieben. Es war ihnen also auch nach der Vernichtung ihres Ordens sehr leicht, ihre Intriguen weiter zu spinnen, und wäre nicht Joseph II. ihr entschiedener Gegner gewesen, und dieser von Kaunitz, van Swieten und anderen Gleichgesinnten in dem Antagonismus gegen sie unterstützt worden, so hätte sich wahrscheinlich auch nach der Katastrophe ihre Machtsphäre gar nicht verkleinert.

Wenn man nach beweisenden Indicien verlangt, durch welche die eben geäußerte Annahme an Körper gewinnen könnte, so muß darauf freilich erwidert werden, daß die Indicien lediglich in dem Resultate der Combination gefunden werden können, da über diesen Punkt schwerlich Belege existiren, aus denen man einige Gewißheit schöpfen könnte. Allein man sollte wohl meinen, daß diese Coincidenz gewisser stark gravirender Momente, die noch dadurch verstärkt wird, daß auch in Frankreich, dem spätern Schauplatze der Mesmerischen Wunder, sich jesuitische Sympathien für dieselben ganz offen kund gaben; daß ferner die Jesuiten und ihre Geistesverwandten auf den von Mesmer gelegten Fundamenten weiterbauten — mindestens sehr laut zu Gunsten unserer Hypothese spreche. So lange es aber nicht möglich oder angänglich ist, allen diesen Details an Ort und Stelle durch Nachsuchung in den Archiven, in den hinterlassenen — übrigens verschollenen — Manuscripten Mesmers, in den

*) Vgl. Schlossers Gesch. des XVIII. Jahrh., 3. Aufl., Bd. III. p. 272.

Facultätsacten und andern Schriftstücken, die auf Mesmer, seine Verhältnisse und sein damaliges Treiben Bezug genommen haben könnten, nachzuspähen, wird über diesen und ähnlichen, seine Zeitgenossen betreffenden Fragen ein nebelhaftes Dunkel lagern.

Doch nehmen wir unsern vorhin fallen gelassenen Faden wieder auf.

Hatte nun Mesmer unter den Jesuiten einflußreiche Schützer, oder hatte er sie nicht — es waren außer den Letzteren immerhin auch noch andre einflußreiche Persönlichkeiten, und darunter sogar Aerzte, welche sich für Mesmer interessirten und sein unbehelligtes Verbleiben in Wien zu sichern suchten. So unter andern besonders der Professor Bauer, der öffentlich für Mesmer eintrat, indem er bekannt machte, er sei von einer alten und sehr heftigen Nervenkrankheit binnen sechs Wochen durch Mesmer völlig wiederhergestellt worden. Bauer war Lehrer der Mathematik an der Normalschule in Wien und litt an Hämorrhoiden, außerdem aber, jedenfalls in Folge dieses Uebels, an einem „convulsivischen" Schlafe. In den Zeitungen bekannte er nun, er sei durch Mesmer vermittelst einer besonderen Methode mit „Communication und Verstärkung" (was darunter zu verstehen sei, wissen die Götter!) von diesem Uebel, das er sogar seit seiner Jugend besessen haben will, geheilt worden. Er empfand vom Magneten Reißen, Stechen, Brennen und fühlte wie das Fluidum durch sein Rückgrat hindurch ging. — Hierauf trat alsbald die Besserung ein. Die Hämorrhoidal-Beschwerden lösten sich und er fand auch seinen gesunden Schlaf wieder. „Ich befinde mich gut, schlafe ruhig, nehme zu und hoffe von meinem martervollen Zustande gänzlich befreit zu bleiben —" das sind seine eigenen Worte, mit denen er dem Publikum von seiner Heilung Nachricht giebt. Andre Anhänger von Stellung und Ansehen fanden sich außerhalb Wiens und machten in Schrift und Wort für Mesmer Propaganda, so namentlich mehrere Aerzte in Bremen, in Baiern und Sachsen und andern Plätzen Deutschlands. In Hamburg trat ein Doctor Bolten in einer Flugschrift für Mesmer auf (s. unten die Uebersicht der einschlägigen Literatur). In Altona war es ein gewisser Dr. Unzer, welcher Mesmers Panier ergriff und durch seine Berichte über erzielte günstige Resultate ungemeines Aufsehen erregte. Seine Schrift (s. unten) wurde

sogar ins Holländische übersetzt und durch die von dem Uebersetzer, ebenfalls einem Arzte, Dr. Deimann in Amsterdam, gemachten Erfahrungen in allen Punkten unterstützt. — Unzer hatte sich zu seinen Versuchen eigens von Mesmer seine Magnete schicken lassen, um allen Einwänden gegen ihre Leistungsfähigkeit und Güte im vorhinein die Spitze abzubrechen. — Er legte sie einer hysterischen und stark gelähmten, zudem mit heftigen Nervenkrämpfen behafteten Person und zwar nach eigenem Ermessen an, weil Mesmer die von ihm erbetene Gebrauchsanweisung nicht gegeben hatte. Die Wirkungen waren im höchsten Maße befriedigend, ja mehr als das: sie übertrafen die günstigsten Erwartungen und erregten ein gewaltiges Aufsehen sowohl in Altona und der Umgegend, als auch auswärts.

Dr. Deimann in Amsterdam erzielte ebenso günstige Erfolge. Durch bloßes Aufbinden von Magneten an verschiedenen Theilen des Körpers heilte er eine Kranke, die seit einem Vierteljahr immer gelähmte Arme hatte und auf dem linken Ohr taub war, in elf Tagen vollkommen. — Pater Hell hatte, wie er selbst in den Zeitungen bekannt machte (vgl. Hamburgischer Correspondent vom J. 1775 Nr. 14) schon früher ähnliche Beweise für die Wirksamkeit der Behandlung gewisser Krankheiten mit künstlichen Magneten erlangt. Er berichtet darüber im Folgenden: „Seit zwei Jahren hatten die Engländer und Franzosen versucht, die Magenkrämpfe mit künstlichen Magneten zu heilen (wieder ein Beweis, daß Mesmers Idee keineswegs sein Eigenthum war! Anm. d. Verf.). Sie bedienten sich aber gewisser kleiner künstlicher Magnete in Form eines kleinen Kreuzes, welches sie auf den Magen hingen. Da aber diese Figur den magnetischen W i r b e l n (ob Pater Hell wohl selbst gewußt, was das für Dinger waren?) nicht gemäß war, so waren auch die Wirkungen dieser Magnete in Magenkrämpfen von keiner besondern Wirkung und daher ward diese Kur nicht verbreitet noch gebraucht." Pater Hell nahm nun die Versuche mit den Magneten wieder auf, indem er Magnete verfertigte, welche den afficirten Körpertheilen nach deren Form angepaßt waren und beliebige andre Figuren darstellten, und mit ihnen erzielte er völlig befriedigende Erfolge. — H e l l war von der Wirksamkeit der künstlichen Magnete, wie bemerkt, wenigstens seinem Vorgeben nach, völlig überzeugt. Nur leugnete er, daß auch o h n e dieselben, durch den angeblich im mensch-

lichen Körper angehäuften Magnetismus dieselben Resultate gewonnen werden könnten, weil er überhaupt das Vorhandensein eines solchen Fluidums bestritt und daher alle Uebertragungen desselben auf andere Objecte, wie sie Mesmer vollzog, indem er Flaschen mit Wasser, Steine, Brod und andere Stoffe magnetisirte, für Chimäre erklären zu müssen glaubte. — Es entstand nun bald eine ganze Literatur des Magnetismus, die durch zahlreiche Polemiken noch mehr vergrößert wurde, da nicht nur Aerzte, sondern überhaupt Leute jedes Alters und Standes in Sachen des Magnetismus in der Oeffentlichkeit ein Wort mit dreinzureden liebten und fast jeder seine Ansichten und Theorien mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit auf den öffentlichen Markt zu bringen pflegte. Die Zeitschriften aus jener Periode wimmeln von raisonnirenden Essays über das neue Modethema. Eine Menge von Berichten über Probeversuche, die nach Mesmers Anweisungen veranstaltet wurden und eine noch größere Zahl von kritisirenden Anhängen, von Vermuthungen und Gegenbeweisen u. s. w. durchziehen die Jahrgänge namentlich der norddeutschen Blätter, bis hinein in die ersten Decennien des folgenden Jahrhunderts und viele literarische Fehden entspannen sich über das neue medicinische Evangelium des Wiener Magnetiseurs. Der Magnetismus war im Verlauf weniger Jahre eine Modeepidemie geworden und allüberall unterhielt man sich über die angebliche Erfindung oder Entdeckung (beide Bezeichnungen haben wohl statt), welche eine großartige Revolution in der medicinischen Gelehrtenrepublik hervorrufen zu sollen schien.*)

*) Für diejenigen Leser, welche sich eingehender mit dieser Materie zu beschäftigen wünschen, führen wir hier einige der bemerkenswertheren literarischen Erzeugnisse an, die hierauf Bezug haben: Neueste Nachrichten aus Wien von den vermittelst des Magnets geschehen sein sollenden Kuren. O. O. u. Jahrz. 1 Bgn. 8. — Schreiben über die Magnetkur, von Herrn A. Mesmer, Doktor der Arzneigelehrsamkeit, an einen auswärtigen Arzt. Wien 1775. 1 Bg. 8. (es ist das die bereits zu Eingang dieses Abschnittes erwähnte, an mehrere Akademien versendete Schrift, die indessen noch einen Nachtrag erhielt unter dem Titel:) — Anton Mesmers, der Arzneikunde Doktor, zweites Schreiben über die Magnetkur; an das Publikum. — Ueber die neueren Magnetkuren; an einen Arzt von einem Naturforscher; ohne Druckort. 1775. 8. 1 Bogen. — Joach. Friedr. Bolten, med. Dr. und Hamb. Physici, Nachricht von einem mit dem künstlichen Magnete angestellten Versuche in einer Nervenkrankheit. Hamburg 1775. 4. — Beschreibung eines mit dem künstlichen Magneten angestellten Versuches; von J. Chr. Unzer. Hamburg

Wie es bei allen ſolchen Modethorheiten, die allgemeine Senſation machen, der Fall iſt, ſo nützte auch hier die Stimme der Beſonnenen,

1775. 8. 9 Bg. — Berliner Monatsſchrift 1785. I. II. p. 30 ff. 1786. I. 1787. I. 1789. 1790. I. Deutſcher Merkur 1784. IV. p. 60 ff. 1785. I. Archiv für Schwärmerei und Aufklärung. Hamburg 1775. 2 Bde. — Sammlung der neueſten gedruckten und geſchriebenen Nachrichten über Magnetkuren. Leipzig 1788. 8. (bereits oben erwähnt.) — J. Th. Klinkoſch, Schreiben über den thieriſchen Magnetismus u. die ſich ſelbſt wieder erſetzende elektriſche Kraft betreffend an Hrn. Grafen Kinsky. Prag 1776. 8. — Heincken, Ideen und Beobachtungen den thieriſchen Magnetismus betreffend. Bremen 1800. 8. — J. A. Heinſius, Beiträge zu denen Verſuchen, welche mit künſtlichen Magneten in verſchiedenen Krankheiten angeſtellt ſind. Leipzig 1776. 8. — Andre u. Thouret, Beobachtungen und Unterſuchuugen über den Gebrauch des Magnets und der Arzeneikunſt. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1785. 8. (Gegen Mesmer. Es wird hier unter Anderm auch nachgewieſen, daß Mesmers Entdeckung keine originale geweſen ſei.) — F. A. Mesmer, Abhandlungen über den thieriſchen Magnetismus. Aus dem Franzöſiſchen. Carlsruhe 1781. — F. A. Mesmer, Kurze Geſchichte des thieriſchen Magnetismus. Bis April 1781. Aus dem Franzöſiſchen. Carlsruhe 1783. 8. (428 S.) — D'Eslon, Beobachtungen über den thieriſchen Magnetismus. Aus dem Franzöſ. 1781. 8. — Neue Beiträge zur praktiſchen Anwendung des thieriſchen Magnetismus; aus Caullet de Veaumorel's Werke überſetzt. Straßburg 1786. 8. — Mesmer, Allgem. Erläuterungen über Magnetismus und Somnambulismus. 8. O. O. 1818. (Aus dem Asklepieion abgedruckt.) — Mémoire de F. A. Mesmer, Docteur en Médecine sur ses découvertes. Paris an VII. — Caullet de Veaumorel, Aphorismes de M. Mesmer, Dictés à l'assemblée de ses éléves, et dans lesquels on trouve ses principes, sa théorie et les moyens de magnetiser etc. (III. Aufl.) à Paris 1785. (Die obigen „Neuen Beiträge" ſind eine Ueberſetzung eines Theiles dieſes Werkes, enthalten aber noch einen Anhang, der vom Ueberſetzer herrührt.) — Mesmerismus, oder Syſtem der Wechſelwirkungen, Theorie und Anwendung des thieriſchen Magnetismus, von Dr. Fr. Anton Mesmer. Herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart. Berlin 1814. Als zweiter Theil gehört zu dieſem Buch: Wolfart, Erläuterungen zum Magnetismus. Berlin 1815. 8. Requête au parlement, pour obtenir un examen plus impartial que celui des commissaires. 25. Oct. 1784 (von Mesmer). — Lettre de F. A. Mesmer au citoyen Baudin, capitain de vaisseau, sur les recherches à faire au sujet d'un moyen préservatif de la petite-verole et lettre justificative du même aux auteurs du journal de Paris. Paris an VIII. (1800.) 8. — Ueber die Literatur des animaliſchen Magnetismus iſt übrigens zu vergleichen: F. A. Murhard, Verſuch einer hiſtoriſch-chronologiſchen Bibliographie des Magnetismus. Caſſel 1797. (10½ Bogen.) Murhard giebt einige Nachweiſe über die Geſchichte dieſes Themas und führt mehr als 697 Schriften auf, die noch durch Nachträge ver-

die Urtheile der Erfahrenen, die Warnung der Aufgeklärten fast gar nichts, auch dann nicht, als augenfällige Gegenbeweise beigebracht wur-

mehrt werden. Die neuere Literatur des Magnetismus umfaßt ca. 217 Nummern. — Archiv für Magnetismus und Somnambulismus, von Böckmann. Straßburg 1787. 8. C. L. Hoffmann, Der Magnetist. Frankfurt u. Mainz 1787. (38 S.) 4. — Nachtrag zum Magnetisten von C. L. Hoffmann. 1787. (20 S.) — Leppentin, Etwas über Schwärmerei bei Gelegenheit des übel benannten Magnetismus animalis. Hamburg 1787. (16 S.) 8. Magnetisches Magazin für Niederdeutschland. Bremen 1787. — Gmelin, Ueber thierischen Magnetismus. Ein Brief an Hrn. Geh. R. Hoffmann. Tübingen 1787. 8. — Der Beobachter des thierischen Magnetismus und des Somnambulismus von A. U. Straßburg, bei Lorenz u. Schuler. 1787. 8. Wienholt, Beitrag zu den Erfahrungen vom thierischen Magnetismus. Hamburg 1787. 8. Gmelin, Neue Untersuchungen über den thierischen Magnetismus. Tübingen 1789. 8. — Kieser, System des Tellurismus. Leipzig 1822. 2 Bde. Wienholt, Heilkraft des thier. Magnetismus. 3 Bde. Lemgo 1802. Kieser, Archiv für den thier. Magnetismus. Leipzig 1817—21. Kieser, Neues Archiv für den thierischen Magnetismus. Leipzig 1821—23. Nordhoff, Archiv für den thierischen Magnetismus. Dr. Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel, Berlin 1811. Später erschienen noch 2 Auflagen, die letzte 1818. Dr. Barth, The Mesmerist's Manual of Phenomena and Practice, London 1850. Deutsch: Der Lebensmagnetismus, seine Erscheinungen und seine Praxis. Heilbronn und Leipzig 1852. The magnetism a remedy by the Rev. Thom. Pyne, London 1849. 4. Edit. Deutsch von Lehrmann, Die Wunder des Lebensmagnetismus als Heilmittel. Leipzig 1853. — Dupotet (de Sennevoy), Manuel de l'étudiant magnétiseur etc. Deutsch von Hartmann, Elementare Darstellung des thier. Magnetismus. Grimma 1851. — Dupotet (de Sennevoy), Expériences sur le magnétisme an., faites en 1820 à l'Hôtel Dieu de Paris, 4. édit. Paris 1846. — Dr. J. Ennemoser, Anleitung zur mesmerischen Praxis. Stuttgart 1852. — Deleuze, instruction pratique sur le magnétisme an. Paris 1850. Nouv. édition. — Rapport de l'un des commissaires du roi etc. (Jussieu), Paris 1784. Deutsch bearbeitet und erweitert von Dr. Siemers. Hamburg 1835. — Dupotet, le magnétisme opposé à la médecine, Paris 1846. — Dr. Foissac, Rapports et discussions de l'académie royale de médecine sur le magnétisme an. Paris 1829. — Dr. J. Ennemoser, Geschichte der Magie, Leipzig 1844. — Dr. J. Ennemoser, Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion. 2. Aufl. Stuttgart 185?.— Deleuze, histoire critique du magnétisme an. 2 voll. Paris 1813. — A. Gauthier, histoire du somnambulisme, 2 voll. Paris 1842. — Tardy (de Montravel), Essai sur la théorie du somnambulisme magnétique, Londres et Paris 1786. — Dr. Passavant, Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, 2. Aufl. Frankfurt 1837. — Prof. F. Fischer, der Somnambulismus, 3 Bde. Basel 1839. Dr. Mayo,

den. So veröffentlichte z. B. Professor Klinkosch in Prag, ein sehr hervorragender Anatom, ein bemerkenswerthes Schreiben über Versuche mit dem thierischen Magnetismus, in welchem er durch überraschende Thatsachen die neue Lehre als einen Humbug zu erweisen suchte. Mesmer hatte nämlich einen seiner Gegner, in der Absicht ihn zu überzeugen, zu einer an Krämpfen leidenden Person geführt und in ihrer Nähe durch einen in seiner Tasche mitgebrachten Magneten seinen natürlichen Magnetismus entbunden. — Er brauchte jetzt nur in einer Entfernung von 8—10 Schritten von der Kranken auf Letztere mit dem Finger hinzuweisen, um in ihr sofort allerhand Zuckungen und Schmerzempfindungen hervorzurufen. — Nun mußte auch der Fremde, der heimlich ebenfalls einen starken Magneten in der Tasche mitgebracht hatte, dieselben Gesten und Manipulationen machen, wobei er der Kranken ebenfalls als magnetisirt bezeichnet wurde. Seine Bemühungen blieben ganz ohne Erfolg. Die Kranke empfand gar nichts. Kaum aber hatte er Mesmers viel schwächeren Magneten erhalten, so erfolgten auch sofort dieselben Wirkungen, die Mesmer vorhin erzielt hatte.

Für nüchterne Beurtheiler müßte ein einziges solches Beispiel sicherlich mehr Gewicht und Ueberzeugungskraft haben, als ein Dutzend Broschüren über die wundersamen Heilungen. Allein wie wenig Leute gab es damals, die sich nicht durch vorgebliche Erfolge bestechen ließen! Die große Masse, die stets geneigt ist, sich von dem Reiz des Wunderbaren und Neuen fesseln zu lassen und die in den negirenden Urtheilen der competenten Fachmänner in der Regel nur unlautere Motive, wie Brodneid und Mißgunst, zu suchen pflegt, glaubte nun

---

Die Wahrheiten im Volksaberglauben, a. d. Engl. Leipzig 1854. — Dr. C. G. Carus, Der Lebensmagnetismus, Leipzig 1857. — Dr. Clemens, Das Ferngefühl, Frankfurt 1857. — Dr. E. Gmelin, Ueber thier. Magnetismus. Tübingen 1787. und Materialien zur Anthropologie. 1791. 6 Bde.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß das vorstehende Verzeichniß keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit macht, da in demselben nur die Hauptwerke aufgeführt sind. Die Literatur des Magnetismus ist so sehr umfangreich, selbst bis auf die allerneueste Zeit, daß zu einer erschöpfenden Aufführung wohl mehr als noch einmal so viel Raum nöthig wäre. Uebrigens dürfte das aus Schriften für und wider den Magnetismus gebildete vorstehende Verzeichniß selbst den Bedürfnissen des Specialstudiums völlig genügen.

mal; und gegen den blinden Glauben haben zu allen Zeiten die Waffen der Vernunft vergebens gekämpft, sobald er eben ein Ausfluß eines pathologischen Culturstandes, einer innerlich kranken Zeitrichtung war. — Der Krankheitsstoff war auch hier seit einem Jahrhundert angehäuft worden. Er suchte sich jetzt, da durch die großen Denker einzelner Nationen der Anstoß zu einer neuen Zeitepoche gegeben war, einen gewaltsamen Ausweg. Kurz vor ihrem Untergange bäumten sich noch einmal alle der Aufklärung feindseligen Elemente auf, um gegen die neuen Ideen den Entscheidungskampf zu kämpfen. Wir haben hier im Culturleben genau dieselben Erscheinungen zu beobachten, welche sich im Leibe des Einzelnen kund geben. — Die im langsamen Zersetzungsprocesse begriffenen Säfte wurden von der Natur ausgesondert, aber nicht ohne dieser einen heftigen Widerstand zu leisten. Die dadurch bewirkte Revolution manifestirte sich äußerlich in einem Zustande, den man bei dem animalischen Körper mit dem Namen einer „Krankheit" bezeichnet. Auch diese eigenthümliche Erscheinung im psychischen Völkerleben des XVIII. Jahrh., welche uns die Sucht nach dem Uebernatürlichen, die Leidenschaft für das Geheimnißvolle und Unerklärliche zeigt, ist als ein krankhafter Zustand zu betrachten, nach dessen Ueberwindung das geistige Leben in verjüngter Frische und Kraft erblühte, gerade so, wie auch die animalische Gesundheit nach Ausscheidung der verbrauchten und nach Zuführung der neuen Säfte einen um so festeren Bestand zu gewinnen pflegt. — Nur dann, wenn wir die in Rede stehenden Zeiterscheinungen vom pathologischen Standpunkte aus betrachten — können wir sie erklärlich, ja sogar naturgemäß finden.

Leider verhielt sich die Wissenschaft als solche gegenüber diesen Krankheitssymptomen ziemlich indifferent. Allerdings traten, wie wir gesehen, einzelne Vertreter derselben abwehrend gegen die neue Lehre auf. Im Großen und Ganzen aber behandelte man dieselbe aber doch nur mit geringschätzigem Schweigen. Die Akademien hielten es nicht für würdig, sich damit näher zu befassen, geschweige denn gar sie zu widerlegen. Die Universitäten beachteten sie ebensowenig. Man ließ den Dingen ihren Lauf. Auch die Regierungen, denen zunächst die Sorge obgelegen hätte, sich um das geistige und sanitäre Wohl der Staatsangehörigen (damals kannte man freilich nur „Unterthanen") angelegentlich zu bekümmern und darüber zu wachen, daß Irrthümer

nicht epidemisch würden, hatten besseres zu thun. Der Kampf mit dem Jesuitismus und die „hohe" Politik, sowenig auch damals von einer solchen die Rede sein konnte, absorbirte ihre ganze Aufmerksamkeit. — Vereinzelte Proteste und Widerlegungen fruchteten aber bei diesem zu einer Epidemie angewachsenen Uebel nichts. So durfte dasselbe denn seinen regelmäßigen Verlauf nehmen und diejenigen, welche dagegen ankämpften, mußten abwarten, bis es in sich selbst ersterben würde.

Dieser Moment trat, wenigstens für Wien, in nicht allzulanger Zeit ein. Mesmer erhielt nämlich im J. 1776 eine Patientin, die in ihrem fünften (nach andern Angaben schon im zweiten) Jahre erblindet war, zur Kur. Sie war die Tochter des Geh. Regierungssecretairs Paradis zu Wien. Die berühmtesten Augenärzte hatten das Uebel für unheilbar erklärt; Mesmer jedoch verpfändete seine Ehre, ihr wieder zum Augenlicht zu verhelfen. — Da das Mädchen ein außerordentlich reiches Talent für die Musik entwickelte, interessirte sich Maria Theresia für dieselbe und gewährte den Eltern eine jährliche Unterstützung zur ferneren Ausbildung ihrer Tochter. Letztere machte in der Musik große Fortschritte und galt damals bereits, als Mesmer sie zu heilen unternahm, für eine Art von musikalischem Phänomen. Mesmers Absicht mußte also die weitesten Kreise auf den Erfolg gespannt machen. — Der Hof, die Elite der Wiener Gesellschaft und die Kaiserin selbst sahen mit außerordentlichem Interesse dem gewagten Unternehmen entgegen. In allen Cercles sprach man eine zeitlang von nichts Anderm als der versprochenen Wunderkur Mesmers, was um so begreiflicher erscheint, als das junge, im achtzehnten Lebensjahre stehende Mädchen außer seiner künstlerischen Begabung auch durch seine hohe Schönheit auffiel.

Leider sind die Aufschlüsse über die weiteren Umstände dieser Angelegenheit, welche wir nun erzählen wollen, sehr mangelhaft, wenigstens sehr einseitig, da Verf. nicht in der Lage war, die Zeitungen und Zeitschriften v. J. 1777, welche in Wien erschienen sind und jedenfalls die wünschenswerthen Aufschlüsse enthalten dürften, nachzuschlagen oder nachschlagen zu lassen. Wir müssen uns daher auf die dürftigen Angaben beschränken, die wir in andern Zeitschriften Norddeutschlands gefunden haben und die außerdem mit der eigenen Darstellung Mesmers zu vergleichen sind (die sich in dessen Schrift: Mémoire sur la découverte du magnétisme animal, par M. Mesmer etc. à Genève 1779 vorfinden.)

Mesmer erzählt, daß er bereits gegen das Ende des J. 1776, nach der Rückkehr von einer zweiten, nach Baiern unternommenen Reise — dieselbe, auf der er den Kanzler von Osterwald heilte — derart entmuthigt gewesen sei durch die Hindernisse und Anfeindungen, welche ihm aus seiner neuen Theorie erwuchsen, daß er entschlossen gewesen, nichts mehr zu unternehmen. Das Andringen seiner Freunde jedoch und der Wunsch, die „Wahrheit" triumphiren zu sehen, ließen ihn die Hoffnung gewinnen, „sein Endziel" durch einige neue Erfolge und insbesondere durch eine „eclatante Heilung" (sic) zu errreichen. In gutes Deutsch übersetzt heißt das wohl soviel als: Mesmer sah ein, daß seine Actien im Fallen begriffen waren und daß er schwerlich in Kurzem mehr etwas Besonderes zu riskiren haben würde, wenn er va banque spielte und durch einen ungeheuern Schwindel möglichenfalls seinen Ruf auf eine zuvor noch nicht innegehabte Höhe hinaufbrächte. So nur kann man das bis zum Wahnwitz freche Unterfangen deuten, welches darin bestand, daß er die Welt glauben zu machen beschloß, der schwarze Staar könne durch seinen Magnetismus gehoben werden.

Wie Mesmer nämlich selbst angiebt, litt das Fräulein Paradis an diesem Uebel, zu dem sich noch andre gesellt hatten, wie Krämpfe in den Augenmuskeln, Melancholie in Verbindung mit einer Verstopfung der Milz und der Leber (obstructions à la rate et au foie), welche ihr derartige Beschwerden verursachten, daß sie oftmals Anfälle von Geistesabwesenheit und Tobsucht bekam (accès de délire et de fureur), die ganz geeignet waren, den Glauben hervorzurufen, sie sei vollständig wahnsinnig. — „Ich suchte mir zu meinem Zwecke nun unter andern Kranken das Fräulein Paradis aus," sagt er an der bezüglichen Stelle seines Mémoire, „und nahm auch noch eine gewisse Zwelferine, die 19 Jahre alt war und seit ihrem zweiten Jahre ebenfalls an einem vollständigen schwarzen Staare (goutte-sereine) erblindet war hinzu." Das Augenübel der letzteren Person war noch schwerer, weil sie einen netzartigen Ueberzug über dem Auge hatte und der Augapfel atrophisch war. Zudem litt sie auch noch an periodischem Blutspeien. Mesmer hatte dieses Mädchen aus dem Wiener Blindenhaus für Waisen genommen und ihre Blindheit war von der Verwaltung der letztgenannten Anstalt bescheinigt worden. — Noch eine

dritte Kranke nahm Mesmer zugleich mit den beiden vorgenannten in Behandlung. Es war das wieder ein junges Mädchen, ein Fräulein Ossine, die achtzehn Jahre alt war und als Tochter eines österreichischen Officiers von der Kaiserin eine Pension erhielt. Sie litt an Lungenemphysem (phthisie purulente), an gallsüchtiger Melancholie, die mit Krämpfen, mit Tobsucht, Erbrechen, Blutspeien und Ohnmachten verbunden war. Diese drei Kranken waren nebst andern in Mesmers Hause untergebracht. „Ich war so glücklich, sie alle drei heilen zu können," sagt er auf pag. 41 mit einer unübertrefflichen Unbefangenheit. „Der Vater und die Mutter des Fräulein Paradis, die Zeugen ihrer Heilung waren und der Fortschritte, welche sie im Gebrauch der Augen machte, waren beflissen, dieses Ereigniß und ihre Befriedigung darüber bekannt zu machen. Man lief in Masse zu mir hin, um sich der Sache zu vergewissern und jeder zog sich, nachdem er die Kranke einer Art von Prüfung unterzogen, in Bewunderung zurück, wobei man mir die schmeichelhaftesten Dinge sagte. — Die beiden Präsidenten der Facultät (scil. der medicinischen. D. Verf.), die durch das wiederholte inständige Bitten des Herrn Paradis dazu veranlaßt wurden, begaben sich an der Spitze einer Deputation dieser Körperschaft zu mir und gesellten, nachdem sie diese Dame geprüft hatten, laut ihr Zeugniß dem des Publikums bei. Hr. v. Störk, einer dieser Herren, der die junge Person ganz speciell kannte, da er sie während 10 Jahre ohne irgend welchen Erfolg behandelt hatte, drückte mir seine Genugthuung über eine so interessante Kur aus und zugleich auch sein Bedauern, daß er so lange gesäumt habe, die Wichtigkeit einer solchen Entdeckung durch sein Beipflichten zu unterstützen. — Mehrere Aerzte, jeder für seine Person besonders, folgten dem Beispiel ihres Chefs*) und erwiesen der Wahrheit dieselbe Huldigung. Nach solchen so unanfechtbaren Schritten glaubte Hr. Paradis seine Anerkennung dadurch ausdrücken zu müssen, daß er dieselbe ganz Europa durch eigenhändige Schriftstücke zur Kenntniß gab. — Er ist es, der seiner Zeit in den öffentlichen Blättern die interessanten Details der Heilung seiner Tochter bestätigt hat. Zu den Aerzten, die zu mir

*) Hr. v. Störk war „erster Arzt" und Leibarzt, was so viel bedeutete wie Chef des gesammten Medicinalwesens von Oesterreich; also einem Ministerposten gleich kam. Anm. d. Verf.

kamen, um ihre Neugierde zu befriedigen, gehörte auch Hr. Barth, Professor der Augenheilkunde und Staaroperateur. Er selbst hatte zweimal anerkannt, daß die Jungfer Paradis sich der Fähigkeit zu sehen erfreue. — Dieser Mensch, den die Mißgunst verblendet hatte, wagte im Publikum auszusprengen, daß das Mädchen nicht sehe, und daß er sich selbst davon überführt hätte. Er unterstützte diese Angabe damit, weil sie die Namen von Gegenständen, die ihr gezeigt wurden, entweder nicht kannte oder verwechselte. Man antwortete ihm von allen Seiten, daß er hierbei die bei Blindgeborenen oder in zartem Jugendalter blind Gewordenen unvermeidliche Unfähigkeit mit der bei solchen Blinden vorhandenen Unkenntniß in einen Topf werfe, welche vom Staar operirt seien. „Wie kann ein Mann — sagte man ihm — von Ihrem Beruf einen so starken Irrthum zu Tage fördern?“ Allein seine Unverschämtheit antwortete auf Alles das mit der gegentheiligen Versicherung. Das Publikum konnte ihm noch so oft wiederholen, daß 1000 Zeugen zu Gunsten der Heilung Aussagen abgegeben hätten: er allein hielt seine Verneinung aufrecht und verband sich damit mit Herrn Ingenhouß.

Diese beiden Individuen, die anfangs von allen verständigen und ehrenwerthen Personen als Narren angesehen wurden, gingen sogar soweit, eine Kabale anzuzetteln, um das Fräulein Paradis meiner Sorgfalt zu entziehen und zwar in jenem Zustande der Unvollkommenheit, in welchem sich damals noch ihr Sehvermögen befand; zu hindern, daß, wie es hatte geschehen sollen, das Mädchen Ihrer Majestät vorgestellt würde und so den von ihnen behaupteten Betrug unwiderruflich glaubhaft zu machen. Man unternahm es zu diesem Behufe, dem Vater der Paradis durch die Furcht, er würde sehen, daß die Pension seiner Tochter und mehrere andere Vortheile, die in Aussicht gestellt waren, sistirt werden würden, den Kopf heiß zu machen. In Folge dessen verlangte er also seine Tochter zurück. Diese nun zeigte ihm, im Einverständniß mit ihrer Mutter Widerstand und drückte ihre Furcht aus, ihre Heilung könnte unvollständig bleiben. Man drang in sie und diese Widerwärtigkeit, die ihr ihre Krämpfe von Neuem zuzog, verursachte ihr einen argen Rückfall. — Derselbe hatte indessen für ihre Augen keine nachtheiligen Folgen; sie fuhr in dieser Beziehung fort, sich in deren Gebrauch zu vervollkommnen. Als der Vater, der

immer noch durch die Kabale in Aufregung gehalten wurde, sie in der Besserung sah, erneuerte er seinen Schritt; er verlangte mit Heftigkeit seine Tochter zurück und zwang seine Frau, Erstere zum Gehorsam zu nöthigen. Die Tochter widerstand, und zwar aus den nämlichen Gründen wie zuvor. Die Mutter, die dieselben bis dahin unterstützt und mich gebeten hatte, ich möchte die Thorheiten ihres Gatten entschuldigen, kam am 29. April zu mir mit der Benachrichtigung, daß sie stehenden Fußes entschlossen sei, ihre Tochter nach Hause zu nehmen. Ich antwortete ihr, daß sie über Letztere zu verfügen habe, aber daß sie, falls sich neue Zufälle einstellen sollten, auf meine Beihilfe verzichten müsse. Diese Erklärung wurde von ihrer Tochter gehört; sie regte ihre Empfindlichkeit und sie verfiel wieder in einen Krampf. Sie wurde durch den Grafen v. Pellegrini, einen meiner Kranken, unterstützt. Die Mutter, die ihr Geschrei hörte, verließ mich ungestüm, riß ihre Tochter mit Wuth aus den Händen jener Person, welche ihr zu Hilfe geeilt war und sagte: „Unglückliche! Du bist also auch mit den Leuten in diesem Hause im Einverständniß!" und warf sie in ihrer Heftigkeit mit dem Kopf gegen die Wand. Alle Zufälle dieser Unglücklichen stellten sich von Neuem ein. Ich lief auf sie zu, um sie aufzuheben; die Mutter, die immer noch in ihrer Wuth tobte, warf sich auf mich, um mich daran zu hindern und überhäufte mich mit einer Fluth von Schimpfreden. Ich entfernte diese nun durch Vermittelung einiger Personen aus meiner Familie und näherte mich ihrer Tochter, um ihr meine Fürsorge zu widmen. Während ich mich mit ihr beschäftigte, hörte ich von Neuem wüthendes Geschrei und wiederholte Anstrengungen, um abwechselnd die Thür des Zimmers, in welchem ich mich befand, aufzumachen und zuzuschlagen. — Es war Herr Paradis, welcher durch eine Dienstbotin seiner Frau benachrichtigt worden war und sich bei mir mit dem Degen in der Hand eingefunden hatte; er wollte in das Gemach eindringen, während mein Diener ihn fern zu halten suchte und sich der Thür versicherte. Es gelang diesen Rasenden zu entwaffnen und er verließ mein Haus, nachdem er tausend Flüche gegen mich und meine Familie ausgestoßen hatte. Seine Frau war an einer andern Stelle in Ohnmacht gefallen und ich ließ ihr die nöthigen Hilfeleistungen zu Theil werden. Einige Stunden darauf zog sie sich zurück. Aber ihre unglückliche

Tochter bekam Erbrechen, Krämpfe und Wuthanfälle, welche das geringste Geräusch und insbesondere der Ton der Glocken mit Heftigkeit erneuerte. — Sie war sogar in ihre frühere Blindheit zurückgefallen durch die Heftigkeit des Stoßes, welchen die Mutter ihr versetzt hatte, dergestalt, daß ich Anlaß hatte, um den Zustand ihres Gehirns besorgt zu werden. — Das waren für sie und für mich die verhängnißvollen Folgen dieser angreifenden Scene! Es wäre mir ein Leichtes gewesen, durch das Zeugniß des Grafen Pellegrini und dasjenige von 8 Personen, welche bei mir gewesen waren, — der Nachbarn zu geschweigen, welche in der Lage waren, die Wahrheit zu bekräftigen, gerichtlich den stattgehabten Unfug feststellen zu lassen; allein einzig beschäftigt damit, wenn es noch möglich war, das Fräulein Paradis zu retten, ließ ich alle Mittel, welche die Justiz mir an die Hand gab, unbeachtet. Meine Freunde vereinigten sich vergebens, um mir die Undankbarkeit, die diese Familie gezeigt, und die fruchtlosen Erfolge meiner Arbeiten vor Augen zu führen; ich beharrte auf meinem erstmaligen Entschluß und ich würde mich glücklich zu schätzen gehabt haben, wenn ich durch Wohlthaten die Feinde der Wahrheit und meiner Ruhe hätte besiegen können.

Ich erfuhr am nächstfolgenden Tage, daß Herr Paradis, um seine Ungebühr zu bemänteln, die empörendsten Verleumdungen auf meine Kosten in Umlauf setzte und immer im Hinblick auf seine Absicht, seine Tochter zurückzunehmen und das Gefährliche meiner Heilmittel an ihrem Körperzustand zu erweisen.

Ich erhielt nun wirklich durch Herrn Hofarzt Ost eine schriftliche Verfügung des Herrn v. Störk, in seiner Eigenschaft als erster Arzt, welche von Schönbrunn, den 2. Mai 1777 datirt war und mich anwies, „mit diesem Betrug ein Ende zu machen" (es waren das seine eigenen Worte) und das Fräulein Paradis ihrer Familie zurückzugeben, falls dies ohne Gefahr geschehen könnte.

Wer hätte glauben können, daß Herr v. Störk, welcher durch eben jenen Arzt von allem, was bei mir vorging, recht wohl unterrichtet war und der seit seinem ersten Besuche zwei mal noch zu mir gekommen war, um sich von den Fortschritten der Kranken und von der Nützlichkeit meiner Mittel selbst zu überzeugen, in Beziehung auf mich einen so beleidigenden und verächtlichen Ausdruck anzuwenden sich er-

laubte? — Ich hatte im Gegentheil Anlaß zu glauben, daß er, da er wesentlich zu dem Behufe an seinen Platz gesetzt war, um eine Wahrheit dieser Art anzuerkennen, ihr Vertheidiger sein würde. Ich wage sogar zu sagen, daß es für ihn, als Präsidenten der Facultät, mehr aber noch als Vertrauensmann Ihrer Majestät die erste von seinen Pflichten gewesen wäre, in dieser Sache ein Mitglied der Facultät, von dem er wußte, daß es frei war von jeglichem Vorwurfe, und das er hundert mal seines Wohlwollens und seiner Achtung versichert hatte, zu beschützen! — Ich antwortete übrigens auf diesen wenig überlegten Befehl, daß die Kranke außer Stande sei, ohne der Gefahr preisgegeben zu werden, einen Transport auszuhalten. — Die Todesgefahr, welcher das Fräulein Paradis ausgesetzt war, hatte ohne Zweifel ihrem Vater das Gewissen gerührt und ihn zum Nachdenken veranlaßt. Er bediente sich nun bei mir der Vermittlung zweier schätzbaren Personen, um mich zu veranlassen, seiner Tochter meine Fürsorge angedeihen zu lassen. — Ich ließ ihm sagen, solches würde unter der Bedingung geschehen, daß weder er noch seine Frau sich mehr in meinem Hause blicken ließen.

Meine Behandlung übertraf in der That meine Hoffnungen und neun Tage genügten, um vollständig die Krämpfe zu beschwichtigen und die Zufälle zu beseitigen. Aber die Blindheit blieb die nämliche.

Vierzehntägige Behandlung brachte auch sie zum Weichen und versetzte das Sehorgan wieder in den Zustand zurück, in welchem es sich vor jenem Zwischenfalle befunden hatte, ich verwendete nun noch weitere vierzehn Tage in ihrer Unterweisung, um die Kur zu vollenden und die Gesundheit völlig zu befestigen. — Das Publikum kam nun, um sich von der Genesung zu überzeugen, und jeder gab mir insbesondere, sogar schriftlich, neue Zeugnisse der Befriedigung darüber. — Herr Paradis, der von dem günstigen Zustande seiner Tochter durch Herrn Ost versichert worden war, — Letzterer verfolgte nämlich auf Betreiben des Paradis und mit meiner Genehmigung die Fortschritte der Behandlung, — schrieb meiner Frau einen Brief, in welchem er ihr für ihre mütterliche Fürsorge dankte. Er richtete auch die nämliche Danksagung an mich, indem er mich bat, hinsichtlich der Vergangenheit seine Entschuldigung entgegenzunehmen; er schloß seinen

Brief mit der Bitte, ihm seine Tochter heimzusenden, um sie die Landluft genießen zu lassen, da er im Begriffe wäre, aufs Land zu gehen; späterhin würde er sie zu mir zurücksenden und zwar so oft als ich es für die Fortsetzung ihrer Unterweisung für nöthig erachten würde. Er hoffe, daß ich die Güte haben würde, ihm auch ferner meinen Beistand zu widmen. Ich hielt ihn für einen Mann von Verläßlichkeit und schickte ihm seine Tochter am 8. Juni zurück. Am folgenden Tage schon erfuhr ich, daß seine Familie sich Mühe gäbe in der Stadt auszubreiten, die Tochter sei immer noch blind und litte noch wie zuvor an Krämpfen, und daß sie (nämlich die Familie) die Tochter als blind und mit Krämpfen behaftet ausgäbe, indem sie dieselbe zwinge, Krämpfe und Blindheit zu simuliren. Diese Nachricht erfuhr nun anfangs von Seiten jener Personen, welche sich vom Gegentheil überzeugt hatten, vereinzelte Widerlegungen; allein sie wurde aufrecht erhalten und durch eine dunkle Kabale, deren Werkzeug Herr Paradis war, glaublich gemacht, ohne daß es mir möglich war, durch die achtungswerthesten Zeugnisse ihrer Verbreitung Einhalt zu thun, wie das des Herrn Spilmann, Hofrath und Director der Staatskanzlei, der Herren Räthe Molitor und Umlauer, kaiserl. Arzt; der Herren v. Boulanger und v. Heufeld und der Barone v. Colmbach und v. Weber, welche unabhängig von mehreren anderen Personen persönlich fast alle Tage meine Heilungsproceduren und deren Wirkungen zu beobachten und zu verfolgen Gelegenheit hatten. So ging man denn sogar soweit, trotz meiner Ausdauer und meiner Arbeit die höchst authentisch dargethane Wahrheit mit betrügerischen Angaben oder doch wenigstens mit höchst unwahrscheinlichen Dingen auf eine Linie zu zu stellen. Man kann sich wohl denken, wie sehr ich von dem rachsüchtigen Bestreben meiner Gegner, mir zu schaden, und von der Undankbarkeit einer Familie, die ich mit so vielen Wohlthaten überhäuft hatte, verstimmt werden mußte. — Nichts desto weniger fuhr ich während der 6 letzten Monate des Jahres 1777 fort, die Heilung des Fräuleins Ossine und der Zwelferine zu Ende zu führen; bei welch' Letzterer, wie man sich erinnern wird, das Augenleiden noch viel bedenklicher war als bei Frl. Paradis. — Ich setzte auch noch die Behandlung der andern Kranken, die mir übrig geblieben waren, insbesondere der des Frl. Wipior, die neun Jahre alt war und auf

einem Auge einen Auswuchs der Hornhaut, bekannt unter dem Namen Staphylome hatte, mit Erfolg fort. Diese hornartige Erhöhung, die 3—4 Linien hoch war, beraubte sie des Sehvermögens auf diesem Auge. Ich bin glücklich dazu gelangt, diesen Auswuchs soweit zu beseitigen, um ihr die Möglichkeit zu gewähren, von der Seite zu lesen. Es blieb ihr nur noch ein leichtes Netz im Centrum der Hornhaut zurück, und ich zweifle nicht, daß ich auch dieses hätte vollständig beseitigen können, wenn die Umstände es mir gestattet hätten, ihre Behandlung länger fortzusetzen. Allein erschöpft von meinen zwölf Jahre hintereinander betriebenen Arbeiten, mehr aber noch von der seitens meiner Gegner genährten Gehässigkeit, und ohne für meine Studien und Mühen eine andre Genugthuung erlangt zu haben als jene, welche die Mißgunst mir nicht rauben konnte, glaubte ich damals meinen Mitbürgern meine Schuldigkeit erwiesen zu haben und beschloß daher in der Ueberzeugung, daß man mir dereinst mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, auf Reisen zu gehen, in der alleinigen Absicht, mich von der Ermattung zu erholen, wie es mir noth that. — Allein um, soviel an mir lag, dem Vorurtheil und den Verleumdungen zuvorzukommen, traf ich Anstalten, damit während meiner Abwesenheit Frl. Ossine und die Zwelferine bei mir zurückbleiben könnten. Ich habe später die Vorsicht gebraucht, dem Publikum den Beweggrund für diese Anordnung zu sagen, indem ich nämlich bekannt machte, diese beiden Personen hielten sich zu dem Zwecke in meinem Hause auf, damit ihr Zustand in jedem Augenblicke festgestellt werden könnte, um der Wahrheit als Stütze zu dienen. Sie sind dort von meiner Abreise an gerechnet 8 Monate verblieben und erst in Folge höherer Weisung von dort weggegangen."

Soweit unser Wundermann. Wir haben möglichst wortgetreu übersetzt und uns nicht eine einzige Umschreibung dem Sinne nach erlaubt. Es wird zu dem Vorstehenden wenig zu bemerken sein.

Selbst der in medicinischen Dingen ganz unerfahrene Laie weiß heutzutage, daß sich Augenleiden, wie der Staar, nicht durch solche Alfanzereien curiren lassen, wie sie uns Mesmer beschreibt. Seine Darstellung will den Glauben hervorrufen, als richte sich der Staar just etwa wie ein Fieber oder ein Nervenleiden nach der jeweiligen psychischen Verfassung des Patienten. Er will ihn anfangs

nahezu bereits vertrieben haben; da kommt das unglückselige Intermezzo mit den Eltern, und die Krankheit nimmt eine rückläufige Bewegung. Von andern Nervenleiden mag das als möglich, ja sogar wahrscheinlich zugegeben werden. Von einem Gebrechen aber, welches, wie der schwarze Staar, in einer Krankheit der Netzhaut begründet ist und zum Theil auch aus einer fehlerhaften Zusammensetzung des Blutes, aus Congestionen, Entzündungen der Netzhaut, also aus grob materiellen Ursachen am häufigsten zu entstehen pflegt, behaupten zu wollen, daß es durch ein immaterielles Fluidum beseitigt werden könne, wie dasjenige, in dessen Besitz sich Mesmer rühmt, — das scheint denn doch die Charlatanerie auf die höchste Spitze getrieben zu sein. Es ist bekannt, daß der schwarze Staar, den man übrigens, wenn man nicht Fachmann ist, sehr schwer als solchen erkennen kann, nur in den seltensten Fällen heilbar ist. Wenn Mesmer nun dieses Problem gelöst zu haben vorgab, so hatte er entweder andere Mittel als den sogenannten thierischen Magnetismus angewendet oder er log.

Daß die letztere Annahme die wahrscheinlichere ist, beweist die Feststellung des Dr. Barth, der das Mädchen für total blind erklärte und solches sicherlich nicht gethan haben würde, wenn er seiner Sache nicht gewiß war und seine Behauptung nicht beweisen konnte. Wußte er doch, daß die Paradis ein besonderer Schützling der Kaiserin war! Letztere würde, falls Barth's Urtheil ihr irgend verdächtig geschienen, nicht unterlassen haben, in die Sache Licht zu bringen. — Außer Barth's Zeugniß spricht aber auch noch das der Eltern gegen ihn. Mesmer giebt allerdings an, die Eltern hätten die vollständige Heilung des Mädchens nur deshalb hintertreiben wollen, weil sie fürchteten, die Kaiserin würde ihnen nach der Genesung der Tochter das für Letztere ausgesetzte Jahrgehalt entziehen.

Wennschon dieses Motiv wegen der darin ausgesprochenen Unmenschlichkeit der Eltern wenig wahrscheinlich ist, so liegt außerdem auch noch eine völlige Ungereimtheit in dem Umstande, daß die Eltern unter solchen Umständen an ihrem Kinde überhaupt eine Kur versuchen, resp. sie später fortsetzen ließen. Herr Paradis bedurfte gewiß nicht erst eines Hinweises darauf, daß er für den Fall der Heilung seiner Tochter die Kaiserliche Unterstützung verlieren würde, wenn thatsächlich in der Natur der Sachlage Grund zu einer solchen

Befürchtung vorhanden gewesen, wenn also nur für so lange die Pension ausgesetzt gewesen wäre, als die Tochter in ihrer Blindheit verblieb. — Thatsächlich lag die Sache ganz anders. Maria Theresia hatte das Jahrgeld nicht sowohl in der Absicht zahlen lassen, um dadurch die Eltern über ihr Unglück zu trösten, sondern um ihnen zu ermöglichen, dem Kinde eine höhere musikalische Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Frl. Paradis hatte damals, als sie in Mesmers Hände gerieth, ihre Studien noch nicht beendet. Es stand also auch nicht zu befürchten, daß die Kaiserin, falls sie sehen würde, ihr das Gnadengehalt nehmen würde. Ueberdies stand Herr Paradis der Kaiserin und deren Räthen nahe genug, um sich, falls ihm wirklich Jemand eine derartige Möglichkeit vorgespiegelt hatte, über deren Begründung oder Unbegründung sofort Gewißheit zu verschaffen: alles Gründe, die noch lauter für die Annahme sprechen, das den Eltern unterlegte Motiv sei von Mesmer böswillig erfunden.

Er sagt ferner Herr Ingenhouß und Herr Barth, beide Professoren der Medicin, ersterer sogar von staatswegen aus Holland nach Oesterreich berufen, um dort, wenn wir nicht irren, die Pockenimpfung, die damals gerade neu in Aufnahme kam, in Oesterreich einzuführen und den Aerzten die nöthige Unterweisung darin zu ertheilen, wären ihm feindlich gesinnt gewesen und hätten aus Mißgunst gegen ihn allerhand Ränke geschmiedet. Um den Vorwurf der Unlauterkeit bei dem Erstgenannten zu motiviren, erzählt er auf S. 22 f. seines Mémoire eine lange Geschichte, deren Kern der ist, daß er früher einmal Herrn Ingenhouß, der ein hartnäckiger Zweifler war, eingeladen habe, sich an einem eclatanten Falle von der Kraft des thierischen Magnetismus zu überzeugen. Ingenhouß wäre in der That zu ihm gekommen und hätte durch gewisse ihm vorgeführte Experimente sich für überzeugt erklärt, hinterher jedoch habe er im Publikum verbreitet, es sei alles verabredeter Schwindel gewesen, durch den ihn Mesmer habe täuschen wollen. — Weshalb Herr Ingenhouß in so gehässiger und unehrenhafter Weise sich benommen — das verschweigt Mesmer; er behauptet einfach die Thatsache und glaubt damit genug gethan zu haben.*) Von Herrn Barth vollends giebt er

*) Der Grund zu dieser böswilligen Unterstellung findet sich in den „vermischten“

gar keine Erklärung für dessen angebliche Feindseligkeit. Er scheint es vielmehr als selbstverständlich anzusehen, daß alle Männer der Wissenschaft, alle Aerzte und Physiker von vornherein gegen ihn eingenommen sein mußten. Wenigstens will er seine Leser solches glauben machen: ein Charakterzug, der eine specifische Eigenthümlichkeit aller Charlatane ist. Cagliostro, über den einer der folgenden Abschnitte ausführlicher handelt, machte es genau ebenso. Es ist das übrigens sehr erklärlich. Ebenso wie die pfäffischen Zeloten und Obscuranten, die Jesuiten und ihr ganzes Gelichter alle Freidenker und Männer der Aufklärung hassen und in Mißcredit zu bringen bemüht sind, indem sie dieselben als ihre geschworenen Feinde, als böswillige Verleumder und Verkleinerer ihrer Verdienste hinstellen, eben weil die Letzteren ihre finsteren Anschläge durchkreuzen und ihnen am wirksamsten entgegen zu arbeiten vermögen, so suchen auch die Jesuiten in der Naturwissenschaft und in der Heilkunst, die Charlatane und Humbugmacher, die Wunder- und Sympathieärzte, die Vertreter und Pfleger der wahren Wissenschaft als böswillige und schnöde Egoisten verächtlich zu machen, weil sie sehr gut wissen, daß diese am ehesten im Stande sind, ihr Treiben zu entlarven und sie darin zu hindern. — Es ist einmal ein Naturgesetz, daß alle Spitzbuben ihre Richter der Nichtswürdigkeit und Parteilichkeit anklagen, sich selbst aber für ehrliche Leute ausgeben!

Was übrigens die gegen Ingenhouß gerichtete Anklage anlangt, so verweisen wir auf das eben mitgetheilte Citat aus seinen vermischten Schriften, welches der Angabe Mesmers, er habe Ingenhouß

Schriften des Herrn Ingenhouß. Dort läßt sich dieser nämlich über Mesmer in folgender Weise aus (pag. 271): „Ich weiß keine sichere Thatsache, die bewiese, daß die magnetische Kraft auf die thierische Oeconomie einen Einfluß habe. Das, was ich selbst zu sehen Gelegenheit hatte und das meiste Geschrei machte, ja gewissen, übrigens einsichtsvollen Personen das größte Vertrauen einflößte, hat mich dergestalt entfernt, je den mindesten Glauben beizumessen, daß es sogar die Möglichkeit, in Zukunft ähnliche Fälle, von welchem Ansehen sie auch unterstützt werden möchten, zu glauben in mir vertilgt hat." — Man ersieht daraus, wie unzuverlässig alle jene Zeugnisse, unter andern auch das des Kanzlers v. Osterwald und eventuell auch das des Vaters der Paradis gewesen sind.

überzeugt, stricte zuwiderläuft. — Es ist daher wohl kein Zweifel, daß die Darstellung Mesmers eine entstellte und verleumderische gewesen. — Genug, die Herren Ingenhouß und Barth waren seine Feinde und scheuten sich nicht, aus Haß und Rachsucht den Vater Paradis gegen ihn aufzuhetzen! Es ist in der That erstaunlich, wie weit die Dreistigkeit Mesmers in solchen Insinuationen geht. Alle Belege und Beweisstücke für seine Angaben bleibt er schuldig und verlangt, man solle ihm lediglich auf sein „ehrliches Angesicht" einen so hohen Credit geben, während doch alle Gründe dafür sprechen, daß er uns über das Ohr zu hauen gedenkt. Hochangesehene, in Staatsdiensten stehende Männer sollten aus purer Skandalsucht und Bosheit so sehr alle Rücksichten, die sie ihrem Namen und ihrer Stellung schuldeten, außer Augen gesetzt haben um — sich an einer pygmäenhaften Gestalt, wie Mesmer zu vergreifen! Wer möchte an solcherlei Angaben auch nur eine Spur von Glaubhaftigkeit finden? Mesmer war es ja ein Leichtes, was ihm beliebte von der Schweiz oder von Paris aus in die Welt zu setzen. Wer konnte ihn dafür zur Rechenschaft ziehen? Wer ferner hätte von den so meuchlings Ueberfallenen sich die Mühe genommen, etwaigen verleumderischen Angaben jenes Mémoire durch umständliche und kostspielige Berichtigungen in französischen Zeitschriften entgegenzutreten, zumal die dabei Interessirten sicher sein konnten, daß kritische Leser von selbst die Unwahrheit jener Angaben erkennen würden? Wenn vollends ein Mann wie Herr v. Störk, der in Wien und auswärts als eine wohlwollende und milde Natur bekannt war und der ja solches auch gegen Mesmer nach dessen eigenen Angaben öfters bewiesen hatte, ein Mann, der für das ganze Medicinalwesen in Oesterreich wie ein Minister verantwortlich war, Mesmers Verfahren einen Betrug (supercherie) nannte, so mußte er wohl dazu seine guten und sehr triftigen Gründe haben. — Daß er und die Deputation der medicinischen Facultät sowie Dr. Barth und die andern von Mesmer citirten Gewährsmänner in des Letzteren Hause das wiederhergestellte Sehvermögen des Frl. Paradis constatirt haben sollen, müssen wir für eine dreiste Lüge Mesmers halten. Leider können wir diese Zeugen nicht darüber vernehmen, da sie, soviel bekannt, über die gedachten Punkte sich nicht öffentlich ausgelassen haben. Aber bedürfte es denn auch noch einer solchen Vernehmung? Die

innere Unglaubwürdigkeit geht, sollten wir meinen, aus den Angaben selbst mit genügender Evidenz bereits hervor.

Man wird nun billig fragen, was denn Mesmers Zorn so sehr geregt habe, als die Eltern ihr Kind zurückverlangten. Das Verlangen war doch gewiß kein so unbilliges oder für Mesmer beleidigendes, daß er darob so aufgebracht werden konnte. Welchen Grund hatte er, den Eltern die Herausgabe ihres Kindes zu verweigern? Aus Mesmers Darstellung können wir über diese Punkte nicht die geringste Gewißheit gewinnen. Wir finden sie aber anderwärts. Im deutschen Merkur, Bd. 4 1784 wird nämlich angedeutet, Mesmers Behandlung habe das Mädchen derart angegriffen, daß die Eltern die Heimkehr der Tochter verlangten. Sie sei aber erst nach Monaten in Folge einer Klage des Vaters zurückgekehrt und zwar in einem ganz elenden, abgezehrten Zustande. — Das bringt schon etwas mehr Licht in das Dunkel; vollends begreiflich und gerechtfertigt wird man das Verlangen der Eltern aber finden, wenn man hört, daß Mesmer das Mädchen verführt hatte. Wenn man dieses weiß, wird Alles klar. Man begreift den Widerstand Mesmers gegen das Verlangen der Eltern, man begreift die Zornigkeit des Vaters, die sich bis zur Exaltation gesteigert hatte, man begreift ferner den Sinn jener Worte, welche Frau Paradis ihrer Tochter zurief, als diese sich in den Armen des Grafen v. Pellegrini befand: „Unglückliche, Du bist also auch mit den Leuten in diesem Hause im Einverständniß!“ Die Paradis war nahezu sieben Monate in den Händen Mesmers gewesen. Was konnte in einer so langen Zeit Alles mit ihr vorgegangen sein! Ihr elender Zustand, in dem sie zu den Eltern heimkehrte, wird somit sehr erklärlich.

Es ist wohl überflüssig, über diese Umstände noch weitere Combinationen anzustellen. Der Thatbestand dürfte genügend festgestellt sein. Bevor wir indessen den Spuren unseres Delinquenten weiter nachgehen, müssen wir noch eines merkwürdigen Schriftstückes Erwähnung thun, welches dennoch sehr stark zu Gunsten einer wirklich begonnenen Heilung des Mädchens zu sprechen scheint und dessen Ignorirung zu üblen Auslegungen Anlaß geben könnte. — Es ist das nämlich ein angebliches Schreiben des Vaters der Paradis an Mesmer, welches offenbar vor der zwischen diesem und Mesmer statt-

gehabten Katastrophe verfaßt und abgesendet sein muß, wenn es nicht überhaupt apokryph ist. Mesmer theilt dieses Schriftstück in einer Note seines Mémoire mit, die sich an die folgenden Worte anschließt: „Er war es, der seiner Zeit in den öffentlichen Blättern die interessanten Einzelheiten der Heilung seiner Tochter bekräftigt hat.“ Hinter dem Worte Einzelheiten (détails) befindet sich ein Stern und zu demselben unter dem Texte folgende Bemerkung: „Hier ist zur Genugthuung des Lesers der historische Abriß dieser sonderbaren Kur; er ist ein getreuer Auszug (fidèlement extrait) aus dem von dem Vater selbst in deutscher Sprache geschriebenen Berichte. Er selbst hat mir im Monat März 1777 denselben (nämlich den ausführlichen Bericht) zugeschickt, um ihn veröffentlichen zu lassen. Er liegt mir augenblicklich vor Augen.“

Wenn das Schriftstück, das Mesmer nun folgen läßt, nur ein Auszug aus einem ausführlicheren Berichte gewesen ist, so war der Letztere sicherlich bereits eine kleine Broschüre, so umfänglich ist schon der Auszug. Ein Bericht von solcher Ausdehnung wäre, wenn er sich in den öffentlichen Blättern vorgefunden hätte, ohne Zweifel auch an andern Orten als in Wien bekannt geworden und von denjenigen Leuten, die auf Mesmers Kuren ein achtsames Augenmerk gerichtet hatten, in Zeitschriften erwähnt worden. Auffälligerweise findet sich indessen weder in der Berliner Monatsschrift noch im deutschen Mercur davon auch nur eine Andeutung, obwohl die beiden genannten Zeitschriften, damals in Deutschland die angesehensten und verbreitetsten, ausführliche Artikel über Mesmer gebracht haben. Verfasser hat sich die Mühe gemacht, sowohl den deutschen Mercur als auch die Berliner Monatsschrift nebst ihren Fortsetzungen Band für Band durchzusehen, ohne auch nur das Geringste über die in Rede stehende Angelegenheit finden zu können.

Das Original befand sich also, wenn es in der That vorhanden war, in Mesmers Besitze und war nicht veröffentlicht worden. — Indessen liegt die Wahrscheinlichkeit viel näher, daß es gar kein Original von der Hand des Herrn Paradis gab.

Wir schließen das aus folgendem Umstande. Justinus Kerner, der, wie bemerkt, Gelegenheit fand, in Mesmers Nachlaß herumzustöbern und daraus auch mehrere Manuscripte an sich gebracht hat,

berichtet, er habe „einen Aufsatz Mesmers im Manuscript vorgefunden, der von dem Vater jenes blinden Mädchens Namens Paradis, in Wien, verfaßt und niedergeschrieben wurde" — das sind seine eigenen Worte. Aus der unlogischen Ausdrucksweise Kerners scheint hervorzugehen, daß Mesmer jenes Manuscript als eine Copie des von Paradis angeblich geschriebenen Berichtes betrachtet wissen wollte und demgemäß bezeichnet hatte. Nun ist aber dieses dem Herrn Paradis zugeschriebene Aktenstück, das Kerner allerdings nur im Fragmente wiedergiebt, wesentlich verschiedenen Inhaltes, wie der in Mesmers Memoire angeführte Auszug, ja der Auszug ist an der bezüglichen Stelle sogar ausführlicher als das Original selbst. Sehen wir uns aber den Auszug genauer an, so wird jeder Unbefangene auf den ersten Blick erkennen, daß die ganze Fassung und die bis auf die minutiösesten Details eingehende Relation der Krankengeschichte, die einem ärztlichen Protocoll so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, nie und nimmer aus der Feder eines Laien geflossen sein kann. Die Präcision der Beobachtung, die Angabe der charakteristischen Symptome, die schrittweise Verfolgung der Krankheitsgeschichte war nur dem Arzte möglich, der die Kranke behandelte, nicht jedoch dem Vater, der sie ab und zu besuchte und über jedes Ergebniß seiner Wahrnehmungen genaue Buchführung hätte halten müssen, falls er mit solcher Detaillirung Bericht abstatten wollte. Aber auch dann wäre die Relation sicherlich ganz anders ausgefallen. Diese Sachlichkeit in der Berichterstattung, diese knappe Schilderung der maßgebenden Besserungsmomente, diese glückliche Hervorhebung der einzelnen Phasen, welche die fortschreitende Besserung angeblich durchlaufen haben sollte, zeigt uns den in der Beobachtung und strengen Sonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen geschulten und in derartigen Krankenberichten geübten Arzt. Der angebliche Bericht des Vaters der Paradis war also offenbar eine Fälschung. Vielleicht hatte Mesmer, als er mit Herrn Paradis noch auf gutem Fuße stand, diesem einmal angedeutet, ob er damit einverstanden sei, wenn Mesmer in irgend einer Zeitschrift eine Krankengeschichte nach den und den Gesichtspunkten und unter der Autorschaft des Vaters veröffentliche. — Keinenfalls aber hatte Paradis dieses Alles selbst aufgesetzt. Hätte Mesmer das Original in der That besessen — er würde es ohne Zweifel in seiner später erschienenen

Geschichte des Magnetismus, in welcher er auch von dem in Rede stehenden Falle handelt (Précis historique des faites, relatifs un magnétisme animal jusqu' en avril 1781. Londres 1781. pag. 15—20) veröffentlicht haben. Es ist aber weder dort noch in dem Nachlaß Mesmers zu finden: das muß den fast zur Gewißheit gewordenen Verdacht gegen den Bericht noch mehr erhöhen.

Um das Urtheil des Lesers indessen nicht zu bevormunden, lassen wir im Folgenden den beregten „Auszug" in wortgetreuer Uebersetzung folgen:

Maria Theresia Paradis, einzige Tochter des Herrn Paradis, Secretär Ihrer k. k. Maj. ist am 15. Mai 1759 zu Wien geboren. Sie hatte wohlorganisirte Augen. Am 9. Decbr. 1762 nahm man beim Erwachen wahr, daß sie nicht mehr sah; ihre Eltern waren über dieses plötzliche Unglück um so erschrockener und bestürzter, als seit der Geburt sich auch nicht der geringste Fehler in diesem Organ gezeigt hatte. — Man erkannte, daß es ein vollständiger schwarzer Staar sei, dessen Ursache ein zurückgetretener böser Saft oder ein plötzlicher Schrecken sein konnte, von welchem das Kind durch ein an der Thür gehörtes Geräusch überkommen sein mochte. Die verzweifelten Eltern wendeten anfangs alle Mittel an, welche man zur Heilung dieses Uebels für am geeignetsten hielt, wie spanische Fliege, Blutegel und Arzneimittel. Das erste von diesen Mitteln wurde sogar sehr lange angewendet, da während zweier Monate ihr Kopf mit einem Pflaster bedeckt war, welches eine fortdauernde Eiterung unterhielt. Man wendete hiernächst auch noch während mehrerer Jahre abführende und öffnende Medicamente an, indem man die Küchenschelle und Valerianwurzel brauchte. Diese verschiedenen Mittel hatten keinen Erfolg. Ihr Zustand wurde noch durch Krämpfe in den Augen und den Pupillen verschlimmert, die sich gegen das Hirn wendeten und vorübergehende Geistesstörungen bewirkten, welche den Eintritt völliger Geistesabwesenheit befürchten ließen. Ihre Augen wurden vollends und derart verdreht, daß man oft nur das Weiße sah, was in Verbindung mit ihrem Krampfe ihren Anblick widerwärtig und peinlich zu ertragen machte. Im letzten Jahre nahm man seine Zuflucht zur Elektricität, die bei ihr oberhalb der Augen angewendet wurde und zwar in mehr als 300 Schlägen; sie hielt bis zu 100 in jeder Sitzung

aus. Dieses letztere Mittel ist für sie verhängnißvoll gewesen und hat ihre Reizbarkeit und ihre Krämpfe derart verstärkt, daß man sie nur durch wiederholte Aderlässe vor Lebensgefahr schützen konnte. — Herr Baron v. Wenzel wurde bei seinem letzten Aufenthalte in Wien von der Kaiserin damit beauftragt, das Mädchen zu untersuchen und ihr seinen Beistand zu gewähren, wenn es möglich sein sollte; er sagte nach dieser Untersuchung indessen, daß er sie für unheilbar halte. Trotz dieses Zustandes und der Schmerzen, die damit verbunden waren, unterließen ihre Eltern nichts hinsichtlich ihrer Erziehung und um sie bei ihren Schmerzen zu zerstreuen. Sie hatte in der Musik große Fortschritte gemacht und ihr Talent auf der Orgel und dem Clavier erwarb ihr den ehrenden Vorzug von der Kaiserin gekannt zu werden. Ihre Majestät, die von ihrem unglücklichen Zustande gerührt wurde, war so gnädig, ihr eine Pension zu bewilligen. Der Doctor Mesmer, ein Arzt, der seit einigen Jahren durch die Entdeckung des thierischen Magnetismus bekannt ist und der Zeuge der ersten Behandlung während ihrer Kindheit gewesen war, beobachtete seit einiger Zeit diese Kranke mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit so oft er Gelegenheit fand ihr zu begegnen. Er erkundigte sich über die Umstände, die diese Krankheit begleitet hatten und über die Mittel, deren man sich bislang bedient hatte. Was er für das Verkehrte hielt und ihm Bedenken zu machen schien, war die Art, in der man von der Electricität Gebrauch gemacht hatte.

Ohngeachtet des Grades, den das Leiden erreicht hatte, machte er der Familie doch Hoffnung, daß er den Augen ihre frühere richtige Stellung wiedergeben könnte, in dem er die Krämpfe schwäche und die Schmerzen lindere, und obwohl man in der Folge in Erfahrung gebracht, daß er von dem Momente an auch die Hoffnung gewonnen hatte, ihr das Sehvermögen wiederzugeben, so sagte er davon doch nichts den Eltern, bei denen ein unglücklicher Versuch und die verkehrten Behandlungsarten den Entschluß zur Reife gebracht hatten, keinen neuen Heilungsversuch zu machen, weil sie ihn für vergeblich erachteten.

Mesmer fing seine Behandlung am 20. Januar an. Seine ersten Erfolge bestanden in Röthe und Hitze des Kopfes; sie hatte dann auch Zittern in den Schenkeln und Armen; sie verspürte im

Nacken ein leichtes Reißen, welches den Kopf nach hinten zog und welches, indem es allmählich stärker wurde, den Augen eine convulsivische Erschütterung verursachte. Am zweiten Tage seiner Behandlung brachte Mesmer eine Wirkung hervor, die alle diejenigen Personen, welche dabei als Augenzeugen gegenwärtig wären, aufs höchste überraschte. Er richtete seinen Stock gegen ihre Figur, die in einem Spiegel reflectirt wurde und zu derselben Zeit, während welcher er den Stock hin- und herbewegte, folgte auch der Kopf der Kranken diesen Bewegungen. Diese Empfindung war so stark, daß sie selbst die geringsten Aenderungen in der Bewegung des Stockes anzeigte. Man bemerkte bald, daß die Hin- und Herbewegung der Augen sich abwechselnd verminderte und verstärkte und zwar in einer sehr empfindlichen Weise; ihren vielfachen nach innen und nach außen gerichteten Bewegungen folgte häufig eine vollständige Ruhe; letztere wurde seit dem vierten Tage vollkommen und die Augen nahmen ihre naturgemäße Lage ein, was zu der Beobachtung Gelegenheit gab, daß das linke viel kleiner war als das rechte. Bei fortgesetzter Behandlung wurden sie beide einander gleich. Das Zittern der Glieder hörte wenige Tage darauf ebenfalls auf. Allein sie empfand am Hinterkopf einen Schmerz, der durch den ganzen Kopf ging und heftiger wurde, weil er sich vorne festsetzte. Als er an die Stelle gelangte, an der sich die Sehnerven vereinigen, schien es ihr zwei Tage hindurch, als theile sich ihr Kopf in zwei Hälften. Dieser Schmerz folgte nun den Sehnerven, indem er sich ebenso wie diese theilte. Sie beschrieb ihn als ein Stechen mit spitzen Nadeln, die, indem sie sich allmählich vorwärts gegen die Augäpfel hin bewegten, sie zu durchbohren und sich dort zu vervielfältigen schienen, indem sie sich auf der Netzhaut ausbreiteten. Diese Empfindungen waren oft von Erschütterungen begleitet. — Der Geruch der Kranken war seit mehreren Jahren geschwächt und es fand aus der Nase keine Aussonderung mehr statt. Ihre Behandlung verursachte ihr innerlich in der Nase und den benachbarten Theilen eine Anschwellung, die in 8 Tagen aufhörte und zwar in Folge einer massenhaften Aussonderung einer grünen und zähen Materie; sie hatte zu derselben Zeit eine außergewöhnlich starke Diarrhöe; die Schmerzen in den Augen vermehrten sich und sie klagte über Schwindel. Herr Mesmer hielt dies für die Wirkung der ersten Lichteindrücke. Er ließ nun die Kranke in

seinem Hause bleiben, um bei ihr die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Die Empfindlichkeit dieses Organs wurde derart, daß sie, obwohl sie auf den Augen eine dreifache Binde trug, dennoch genöthigt war, sich in einem dunkeln Zimmer aufzuhalten, zumal der geringste Lichteindruck, der auf alle Körpertheile ohne Einfluß blieb, sie derart angriff, daß sie zu Boden fiel. Der Schmerz, den sie in den Augen empfand, veränderte allmählich seine Beschaffenheit. Anfangs war er allgemein und brennend, woraus in der Folge lebhaftes Jucken wurde, welches sich schließlich in eine Empfindung verwandelte ähnlich der, wie wenn man mit einem zarten Pinsel über die Netzhaut gefahren wäre.

Diese fortschreitenden Wirkungen veranlaßten Herrn Mesmer zu der Annahme, daß die Kur bereits genügend vorgeschritten sei, um der Kranken einen ersten Begriff vom Lichte und seinen Veränderungen zu geben. Er nahm ihr die Binde ab und ließ sie in einem dunkeln Zimmer; dann forderte er sie auf, Acht zu geben auf dasjenige, was ihre Augen, vor die er abwechselnd weiße und schwarze Objecte brachte, empfinden würden. Sie beschrieb die Empfindung, welche ihr die Ersteren verursachten, als solche, wie wenn man ihr in den Augapfel feine Nadelspitzen einführte, deren schmerzhafter Eindruck seinen Weg nach dem Gehirn nähme; dieser Schmerz und die verschiedenen Empfindungen, welche ihn begleiteten, vermehrte und verminderte sich im Verhältniß zu dem Grade der Helligkeit der vorgebrachten Objecte. Durch diese allmählichen und entgegengesetzten Wirkungen brachte er die Kranke zu der Erkenntniß, daß die Ursache derselben von außen her komme und daß sie eben in diesem Punkte sich von jenen unterschieden, die sie früher verspürt hätte. So gelangte er denn dahin, ihr den Unterschied des Lichtes und dessen Mangel, sowie dessen Steigerung begreiflich zu machen. Um seine Unterweisung fortzusetzen, zeigte ihr Herr Mesmer verschiedene Farben. Sie bemerkte, daß das Licht viel sanftere Eindrücke gäbe; sie unterschied sie bald bei Vergleichungen, aber ohne ihre Namen behalten zu können, obwohl sie ein sehr glückliches Gedächtniß besaß. Beim Anblick der schwarzen Farbe sagte sie traurig, daß sie gar nichts mehr sehe und daß diese sie an ihre Blindheit erinnere. In den nächsten Tagen dauerte der Eindruck eines

Gegenstandes auf die Netzhaut nach dem Erblicken desselben noch eine Minute fort, und zwar in der Art, daß sie, um einen andern Gegenstand unterscheiden zu können und ihn nicht mit dem Ersteren zu verwechseln, sie genöthigt war, so lange als ihr erster Eindruck noch vorhielt, die Augen zu bedecken. Sie unterschied in einer Dunkelheit, in der die andern Personen nur sehr schwer sahen. Allein allmählich verlor sie diese Fähigkeit, nämlich als ihre Augen mehr Licht vertragen konnten. Da die Muskeln zur Bewegung der Augen bis dahin ihr zu Nichts gedient hatten, so war es nöthig sie in dem Gebrauch derselben zum Bewegen der Augen zu unterweisen. Dieser Unterricht, dessen tausendfältige Schwierigkeiten man nicht wiedergeben kann, war um so mühseliger, als er zuweilen von melancholischen Anfällen, eine Folge der Krankheit, unterbrochen wurde.

Am 9. Februar versuchte Herr Mesmer ihr zum ersten Male menschliche Gestalten und Bewegungen zu zeigen. Er stellte sich also in dem dunkeln Zimmer selbst vor sie hin. Sie erschrak, als sie die menschliche Figur erblickte. Die Nase schien ihr daran lächerlich und während mehrerer Tage konnte sie dieselbe nicht erblicken, ohne in lautes Gelächter auszubrechen. Sie verlangte einen Hund zu sehen, den sie öfters liebkoste. — Der Anblick dieses Thieres schien ihr viel angenehmer als der des Menschen. — Wenn sie nicht die Namen der Gegenstände wußte, zeichnete sie die Gestalt derselben ganz genau mit dem Finger. Einer der schwierigsten Unterweisungspunkte war sie zu lehren, anzurühren, was sie sah und diese beiden Fähigkeiten mit einander zu verbinden. Da sie keine Vorstellung von der Entfernung hatte, so schien ihr alles mit den Händen greifbar, wie weit auch die Entfernung sein mochte. Auch schienen ihr die Gegenstände in dem Maße größer zu werden, als sie ihr näher kamen. Die fortdauernde Uebung, zu der sie behufs Ueberwindung ihrer Ungeschicktheit angehalten wurde und die große Zahl von Dingen, die sie kennen zu lernen hatte, verursachte ihr oft derartigen Mißmuth, daß sie fast ihren früheren Zustand mit Bedauern vermißte und zwar um so mehr, als man zur Zeit ihrer Blindheit ihre Geschicklichkeit und ihren Geist bewunderte. Allein ihre natürliche Heiterkeit ließ sie solcher Stimmung bald Herrin werden und die unausgesetzte Fürsorge des Herrn Mesmer bewirkte weitere Fortschritte. So kam sie unvermerkt dahin, das helle Tageslicht zu

ertragen und auf jede Entfernung die Gegenstände zu unterscheiden; nichts entging ihr, selbst nicht bei Figuren in Miniaturmalerei, deren Züge und Haltung sie nachzumalen pflegte. Sie besaß sogar eine besondere Gabe mit überraschender Genauigkeit aus der Physiognomie den Charakter aller derjenigen Personen zu erkennen, die sie zu Gesicht bekam. — Als sie zum ersten Male den gestirnten Himmel erblickte, gab sie Staunen und Bewunderung zu erkennen. Und seit diesem Augenblicke erschienen ihr alle Dinge, die ihr als schön und angenehm geschildert wurden, viel weniger schätzenswerth als der Anblick der Sterne, für die sie entschiedene Vorliebe und Begeisterung kund gab. Die große Zahl von Personen aus allen Ständen, welche sie anzuschauen kamen, ließ in Herrn Mesmer die Befürchtung rege werden, sie möchte dadurch außerordentlich angegriffen werden; seine Vorsicht veranlaßte ihn daher, in dieser Hinsicht Vorkehrungen zu treffen. Seine Gegner machten sich diesen Umstand zu Nutze, ebenso auch die Ungeschicktheit und Unfähigkeit der jungen Person in der Auffassung von Begriffen, um die Thatsache der Heilung anzufechten. Allein Herr Mesmer versichert, daß das Sehorgan in seiner Vollkommenheit vorhanden ist und daß sie in dessen Gebrauch vollständig sicher werden würde, wenn sie es mit Fleiß und Ausdauer üben werde."

Hiermit schließt jener „Auszug". — Schwerlich werden nach Durchlesung des Vorstehenden selbst die Anhänger Mesmers, deren es ja bis auf den heutigen Tag immer noch, und sogar auch in der medicinischen Welt giebt, zu behaupten wagen, daß dieser Bericht den Eindruck mache, aus der Feder des Herrn Paradis geflossen zu sein, und man muß sich hierbei nur über die Kühnheit Mesmers wundern, solches glauben machen zu wollen.

Der Skandal, welchen diese Episode in der Oeffentlichkeit erregte, war ungeheuer. Niemand von den Jüngern des neuen Propheten wagte es für ihn einzutreten. Die Sache Mesmers stand zu schlimm. Außerdem aber waren auch noch andere Umstände zur Kenntniß des Publikums gelangt, die seinem Rufe schadeten. Es verbreitete sich die Kunde, Mesmer habe durch seinen großen Aufwand und die bedeutenden Ausgaben, welche er zur Verbreitung seines Rufes sich auferlegt, seine pecuniäre Lage ruinirt. Mesmer selbst behauptet nun zwar, nicht er, sondern seine Gattin habe so verschwenderisch gelebt, daß er

in Calamitäten gerathen sei, indessen glaubte die böse Welt doch lieber dem ersteren Gerüchte und wurde dabei ganz besonders noch durch die Annahme gegen ihn aufgestachelt, daß Mesmer das Vermögen seiner Frau schnöde vergeudet habe. — Welches das Richtige gewesen, bleibe dahingestellt. Es kommt ohnedies nichts darauf an. Thatsache ist, daß seine Ehe mit der Frau von Bosch bald darauf getrennt wurde.

Mesmer fand es nun für gerathen, Oesterreich zu verlassen. Er machte sich also angeblich zu einer Erholungsreise nach der Schweiz auf und ging nach Frankreich.

Es gab in Europa damals kein Land, welches der neuen Lehre einen fruchtbareren Boden hätte bieten können, als eben dieses. — Während man in Deutschland die Geheimnißkrämerei und den Mysticismus in den verschiedensten Variationen als eine Herzenssache betrieb und ihm eine ernstere Unterlage zu geben suchte, um sich darin wie in eine hohe Wissenschaft mit allem Eifer zu versenken, betrachtete man in Frankreich alle einschlägigen Erscheinungen als Zeitvertreib, als eine unterhaltende Modesache. — Die phantastische Natur dieser Neuigkeit eignete sie zu einer Modesache in außergewöhnlichem Maße. Die Traditionen Ludwigs XV. hatten die Pariser Gesellschaftskreise in geschlossene Clubs verwandelt, in welchen man alle möglichen Zerstreuungen und Vergnügungen cultivirte und sehr häufig den crassesten und unbegrenzten Sinnengenüssen huldigte. Eine Unmenge geheimer Cliquen existirte nur zu diesem einzigen Zwecke und ihre Mitglieder gehörten meist der „Crême" der Pariser Bevölkerung, also freilich auch der allerleichtesten Kategorie an. Für alle diese Cercles war der Magnetismus eine höchst willkommene Neuerung; auch die sogenannten „geistreichen Kreise" von Paris, in denen die Heroen des damaligen geistigen Lebens, wie Diderot, D'Alembert, Helvetius, Holbach und deren Suite dominirten (man vgl. darüber Hettner, Literaturgesch. des XVIII. Jahrh. Frankreich Bd. II. und Schlosser, Gesch. des XVIII. Jahrh. Bd. I. p. 568 ff. [3. Aufl.]) mußten dem neuen Fluidum ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und so erklärt es sich, daß Mesmer gleich von Anfang an mit seinem Evangelium eine große Menge Anhänger und Gläubige gewann.

Mesmer hatte sich am Vendôme-Platz eine sehr geräumige Wohnung gemiethet, die er mit allem nur wünschenswerthen Comfort ein-

richtete, um die große Zahl vornehmer Kranken aus allen Gesellschafts-kreisen von Paris würdig empfangen zu können. Natürlich lockte schon dieser Umstand die Neugier. Mehr noch trug aber die Art hierzu bei, wie man aus diesen Consultationen einen Zeitvertreib machte. Mesmer hatte nämlich außer seinem großen Krankensaale, in welchem das Baquet stand und gewöhnlich eine große Anzahl von Kranken zu gleicher Zeit behandelt wurden, indem sie eine Kette bildeten und so die Krisen abwarteten, noch einige Separat-Cabinette mit kleinen Baquets eingerichtet, in denen er einzelne oder doch nur eine kleine Zahl von Personen, welche sich zu einem Kurgebrauche vorher unter einander verständigt hatten, behandelte. Ja er soll diese Baquets sogar auf gewisse Zeit an Abonnenten, die nach Belieben sie gebrauchen wollten, vermiethet haben, wie etwa Hoteliers und Gastwirthe solches mit Zimmern für geschlossene Gesellschaften zu thun pflegen. Man kam dann mit seinen Freunden um die Abendstunden dort zusammen, soupirte, vergnügte sich am Piano und trieb allerhand andre Kurzweil wie bei jeder andern geselligen Zusammenkunft, wobei man dann zwischenein auch an das Baquet trat und sich den geheimnißvollen Einflüssen der „magnetischen" Kraft aussetzte. Natürlich stellte das Damenpublikum der distinguirten Pariser Gesellschaft dazu das Hauptcontingent und es kann bei der damaligen gesellschaftlichen Zerfahrenheit und Lockerung aller Bande der Sittlichkeit, die eine Folge der skandalösen Maitressenwirthschaft am Hofe Ludwigs XV. war und durch das leichtfertige Treiben in den tonangebenden Regionen noch weiter befördert wurde, nicht sonderlich in Erstaunen setzen, daß diese neue Mode des Magnetisirens von der Lüsternheit zu ihren Sonderzwecken gehörig ausgebeutet wurde. Drehte sich doch das damalige gesellschaftliche Treiben fast ausschließlich um die Erfindung von allen möglichen sinnlichen Genüssen in der denkbar raffinirtesten Form und in Verbindung mit geistiger Anregung. Eine feinbesetzte Tafel, ausgesuchte Weine, witzige Köpfe und schöne Frauen — das waren die Hauptrequisite für das high-life der damaligen Zeit. Der Magnetismus bildete nun plötzlich ein neues Ferment für das gesellschaftliche Leben. Was Wunder, daß er schnell und überall Eingang fand! Heißt es doch sogar Marie Antoinette habe, nachdem Mesmer eine ihrer Hofdamen von einem hartnäckigen Uebel geheilt hatte, seine Salons incognito besucht.

Der Zuspruch, den die neue Lehre fand, mochte gleichwohl Mesmer nicht ganz befriedigen. Er wünschte dieselbe auch vom Staate sanctionirt zu sehen. Es kam ihm hierbei wohl vorzüglich darauf an, eine neue medicinische Schule zu begründen und sich auch in Frankreich einen Namen zu machen. Ohne den Beistand und die Befürwortung der Fachgelehrten war das aber damals ein Ding der Unmöglichkeit. Trotzdem ihm die Pariser Akademie der Wissenschaften auf seine Schrift, in welcher er bereits zu Anfang der siebziger Jahre seine Entdeckung bekannt machte und um Prüfung derselben bat, ebensowenig geantwortet hatte wie die Londoner, verschmähte er es doch nicht, noch einen Anlauf auf die „Unsterblichen" zu versuchen.

Zu diesem Zwecke bediente er sich der Vermittelung des Directors der Akademie, Le Roi, mit dem er bekannt geworden war. Die Pariser Akademiker wußten jedenfalls bereits vorher, was sie von Mesmer und seiner Lehre zu halten hatten, da ihm wiederholte Berichte in den Zeitungen vorausgeeilt waren, die eben nicht zu seiner Empfehlung dienten, indem sie sein Treiben in Wien schilderten. Natürlich mußte, nach den Erklärungen Mesmers, dahinter wieder die Niedertracht und Scheelsucht „seiner Feinde" stecken, namentlich des Pater Hell und des Prof. Ingenhouß.

Herr Le Roi, der von Hause aus gutmüthiger Natur gewesen sein mochte, hatte sich durch den üblen Leumund, der Mesmer anhaftete, indessen nicht abhalten lassen, einigen seiner Heilversuche anzuwohnen und dafür Interesse zu zeigen. Mesmer hielt ihn sogar für einen Anhänger seiner Lehre, was er in der That aber nicht gewesen ist. — Er drang nun in Le Roi so lange, bis dieser ihm versprach, die Angelegenheit Mesmers noch einmal zur Sprache zu bringen. Mesmer schrieb ihm die Hauptlehrsätze seines Systems auf und Le Roi entschloß sich, diese bei passender Gelegenheit in der Sitzung vorzulesen, wobei Mesmer selbst anwesend sein sollte.

In seinem Précis historique sur les faits, relatifs au Magnétisme animal pag. 29 fg. findet sich eine ziemlich eingehende Schilderung der nun folgenden Vorgänge. „Die Akademiker kamen nach und nach zusammen und bildeten eine Anzahl kleinerer Gruppen, welche sich in eifrigem Gespräch unterhielten, das sie auch dann noch fortsetzten, als bereits die Mitglieder vollzählig anwesend waren und

in die Tagesordnung eingetreten wurde. Die Aufforderung des Präsidenten, nunmehr zu schweigen, blieb unbeachtet. Jeder schwätzte nach Belieben zu seinem Nachbar, einige Hitzköpfe remonstrirten sogar gegen die Weisung des Vorsitzenden mit dem Anheimgeben, die Denkschrift welche er vorlesen wolle, lieber zu Jedermanns Einsicht im Bureau auszulegen. Als Herr Le Roi eine andere Materie zum Vortrag bringen wollte, ging es ihm nicht besser. Einer von den Collegen des Herrn Le Roi bat diesen sehr höflich, er möchte doch auf ein weniger oft gehörtes Thema übergehen und zwar mit der Begründung, daß ihn dieses langweile. — Eine dritte Ankündigung wurde schroff als Schwindel von einem dritten Mitgliede bezeichnet, weil es nicht in seiner Privatunterhaltung gestört sein wollte."

Ob die Akademie sich in der That in so wenig würdiger Weise benommen, kann jetzt nicht mehr festgestellt werden. Mesmer wollte durch diese Einleitung darthun, wie sehr auch seine Sache unter solcher Insolenz leiden mußte. Noch war von ihr nicht die Rede gewesen. Herr Le Roi schickte sich nun an, auf den Magnetismus zu kommen und ließ Mesmer solches wissen. Mesmer widerrieth sehr eindringlich, da die Herren bei ungünstiger Stimmung seien, allein Le Roi bestand darauf, seine Thesen vorzutragen. Auf wiederholtes dringendes Ersuchen und in Folge der Drohung, Mesmer würde in diesem Falle den Saal verlassen, nahm jener von seinem Vorhaben Abstand und die Sitzung schloß ohne Erwähnung jenes Themas. Nachdem sich die meisten Anwesenden entfernt und nur noch etwa zwölf zurückgeblieben waren, erzählte der Director Herr Le Roi von der Sache und weckte ihre Neugierde, so daß man Mesmer bestürmte, er möchte einige Experimente mit seiner Fähigkeit anstellen. „Die Kinderei, von mir Experimente zu verlangen, ohne sich zuvor mit der Frage bekannt gemacht zu haben, hätte in mir allen Neid, wenn ich solchen überhaupt besessen, ersticken können. Ich entschuldigte mich ungeschickt, daß hier nicht der passende Ort dazu sei. Noch ungeschickter ließ ich mich, ohne mich dagegen vertheidigen zu können, zu Hrn. Le Roi zerren, wo ein Hr. A**, der Asthma-Anfällen ausgesetzt war, sich zu meinen Versuchen bereitwilligst hergeben wollte. Herr A. saß in einem Lehnsessel. Ich stand vor ihm und hielt ihn bei den Händen, hinter mir kicherte in höchst unartiger Weise der übrige Theil der Gesellschaft. Ich befragte Herrn A.

über die Art der Empfindung, die ich ihm verursachte. Er antwortete mir ohne Zögern, daß er Ziehen in den Handgelenken verspüre und das Hindurchrieseln einer feinen Materie durch seine Arme; aber als seine Collegen in ironischem Tone dieselbe Frage an ihn stellten, wagte er ihnen nur stotternd zu antworten und zwar in einem zweideutigen Tone. Ich hielt es nicht für angezeigt, es dabei bewenden zu lassen: ich rief bei Herrn A. einen Asthma-Anfall hervor. Der Husten war sehr heftig. Was ist ihnen denn? riefen nun im höhnischen Tone seine Collegen. Nichts, antwortete Hr. A., ich huste, mein Asthma, ich habe solche Anfälle alle Tage. „Haben Sie dieselben zu der nämlichen Stunde?" rief ich nun meinerseits mit lauter Stimme dazwischen. Nein, sagte er, mein Anfall ist heute früher eingetreten, aber darauf kommt nichts an. „Das glaube ich auch," erwiderte ich kühl und ging von ihm fort, um der lächerlichen Scene ein Ende zu machen.

Ich glaubte wahrzunehmen, daß Herr A. nach dem Weggange mehrerer Zeugen weniger befangen sei. Wir waren jetzt unserer nicht mehr als fünf, Herrn A. miteinbegriffen, ebenso mich und Herrn Le Roi. Ich bot nun diesen Herren einen Beweis dafür an, daß unsere Organisation polaren Einwirkungen unterliege, wie ich es zuvor angedeutet hatte. Sie waren es zufrieden, und ich bat nun in Folge dessen Herrn A., auf seine Augen eine Binde zu legen. Als das geschehen war, fuhr ich verschiedene Male unter seinen Nasenlöchern mit den Fingern vorbei und indem ich abwechselnd die Richtung des Poles veränderte, ließ ich ihn einen neuen Schwefelgeruch einathmen, oder ich nahm ihm selbigen je nach seinem Belieben. Was ich für den Geruch bewirkte, führte ich vermittelst einer Tasse mit Wasser in gleicher Weise für den Geschmack aus. Da diese Versuche durch das förmliche und wiederholte Zugeständniß des Herrn A. ganz deutlich erwiesen waren, so entfernte ich mich, wie man denken kann, sehr wenig erbaut von der Gesellschaft, mit der ich in so unangenehmer Weise Zeit vergeudet hatte."

Wir haben diese Stelle absichtlich in vollständigem Wortlaute nach dem französischen Texte übersetzt hier wiedergegeben, um von der unbeschreiblichen Suffisance eine Probe zu liefern, mit der Mesmer vor aller Welt aufzutreten gewohnt war. An einer andern Stelle der gedachten Schrift beklagt er sich sehr bitter über die Saumseligkeit und

Lässigkeit, welche die Regierung und die wissenschaftlichen Corporationen ihm gegenüber an den Tag legten, und bemerkt dabei, daß alle jene Seuchen, welche fremdländische Matrosen in die französischen Häfen und damit nach ganz Frankreich vor zwei Jahren einschleppten, sicher nicht so verheerend gewirkt haben, ja im Keime erstickt worden sein würden, wenn man damals seinen Magnetismus anerkannt hätte.

Aus dem vorstehenden Fragment wird aber auch die Skepsis ersichtlich, welche unter den Akademikern damals allgemein gegen den Mesmerismus herrschte: höchst wahrscheinlich würden diese Mesmer nicht in so schnöder Weise verhöhnt haben, wenn es unter ihnen nicht als eine längst abgemachte Sache gegolten hätte, daß der sogenannte thierische Magnetismus eitel Humbug sei.

Mesmer ließ trotzdem nicht den Muth sinken. Ohne Zweifel hoffte er dennoch, die kühle, kritische Denkart der Akademiker zu betölpeln. — Unaufhörlich suchte er deshalb auf die einzelnen Mitglieder einzuwirken, indem er denselben Besuche machte und ihnen seine Thesen überreichte; nebenher aber suchte er auch die Gesammtheit der Akademiker durch Exposé's und Petitionen, die er gedruckt einreichte, für sich zu gewinnen.

Der Director der Akademie, Herr Le Roi, der Mesmer stets ein wohlwollendes, wenn auch stark zweifelndes Interesse gezollt hatte, dafür aber von Letzterem wiederholte gehässige Ausfälle als Dank einerntete, machte ihm, weil seine Klagen über die Indifferenz der Akademie gar nicht aufhören wollten, den Vorschlag, er möchte doch, wenn er von der Unfehlbarkeit seiner Gabe so sehr überzeugt wäre, einige Kranke vor Aller Augen in Behandlung nehmen und dadurch die Akademie bekehren. Mesmer machte Ausflüchte, indem er sagte, er wolle nicht als Arzt auftreten, er habe bereits in Wien genug Verfolgung und Unbill erlitten und daher gegen die ärztliche Praxis einen solchen Widerwillen gefaßt, daß er nicht noch einmal dasselbe erdulden wolle. Vielmehr sei die physikalische Seite seiner Lehre dasjenige, was er allein betone, er wolle Physiker und nicht Arzt sein u. dgl. mehr. — Endlich jedoch, als er sah, daß man ohne Beweise von seinem System nichts wissen wolle, verstand er sich dennoch dazu, durch einige „eclatante" Heilungen den Unglauben zu bekämpfen.

„Diese Art von Beweis," sagt er, „scheint keine Anfechtung zu

dulden; das ist aber ein Irrthum. Nichts beweist augenfällig, daß der Arzt oder die Medicin die Kranken heilen. Man wird im weiteren Verfolge dieser Schrift sehen, mit welcher Freimüthigkeit man von dieser Erwägung gegen mich Gebrauch machte."

„Wenn ich aber einen an irgend einem Orte z. B. durch eine Unpäßlichkeit eingewurzelten Schmerz mit meinem Finger hinführe, wo mir's beliebt; wenn ich ihn nach meinem Gutbefinden vom Gehirn in den Magen, vom Magen ins Gehirn treibe, so kann nur die ausgemachteste Narrheit oder eine aufs Höchste getriebene Bosheit den Urheber von diesen Gefühlen verkennen. In meinen Augen ist daher ein unläugbarer Grundsatz: Ein jeder Gelehrte muß in einer Stunde eben so fest von der Wirklichkeit meiner Entdeckung überzeugt sein, als ein Schweizer Bauer, wenn ich ihn viele Monate in der Kur gehabt habe."

Mesmer hatte sich nun freilich bei der Pariser Akademie mit diesem apodiktischen Ausspruch übereilt. Sie wurde trotz aller Memoires und Experimente, die er zu machen — versprach, dennoch nicht eines Besseren belehrt und verblieb bei ihrem Unglauben. Mesmer hatte sich nämlich verpflichtet, den Zustand derjenigen Kranken, an welchen er der Akademie seine Fähigkeiten zu beweisen gedachte, von den Mitgliedern der Pariser Medicinischen Facultät vorher feststellen zu lassen. In seinem „Précis historique" versichert er allerdings auch, er sei dieser Verpflichtung nachgekommen und im Mai 1778 mit einigen Kranken in das 2 Meilen von Paris belegene Dorf Creteil ausgewandert. Als er indessen später die Akademie brieflich eingeladen habe, sich von den erzielten Erfolgen zu überführen, habe er nicht einmal eine Antwort erhalten!

Die Akademie wird sicherlich ihre wohlerwogenen Gründe gehabt haben, alle ferneren Bekehrungsversuche des Herrn Mesmer zu ignoriren. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er die ihm gestellten Vorbedingungen nicht so erfüllt, als es verlangt werden mußte.

Die neugebildete „Königliche medicinische Gesellschaft", die eine Art von wissenschaftlicher Controlbehörde vorstellte und einige Mitglieder der Akademie auch zu den Ihrigen zählte, wollte von Mesmers Wissenschaft ebensowenig hören als die Akademie und zwar aus dem nämlichen Grunde wie diese letztere. Mesmer sollte sich nämlich dazu

verstehen, von den Mitgliedern dieser Gesellschaft, die dazu eigens eine Commission ernennen wollte, vor dem Beginne der Behandlung den Zustand seiner Kranken amtlich feststellen zu lassen und den Commissären auch ab und zu freien Zutritt zu seinen Patienten zu gestatten. Er lehnte diese Bedingung indessen rundweg ab und wollte nur das eine Zugeständniß machen, durch andre Aerzte eine Aufnahme des Krankheitsbestandes zu gestatten und die betreffenden Berichte dann der Gesellschaft vorzulegen. Diese bestand aber darauf, durch ihre eigenen Mitglieder die betreffenden Untersuchungen und Feststellungen zu veranlassen, zumal sie selbst ja die bedeutendsten medicinischen Capacitäten in ihrer Mitte hatte. Mesmer blieb hartnäckig und zog nach dem bereits erwähnten Orte Creteil, von wo aus er nun, ohne Rücksicht auf die voraufgegangenen Verhandlungen, die medicinische Gesellschaft dennoch zu einer Inspection seiner Kranken zu bewegen suchte, indem er eine Darstellung der betreffenden Erfolge und andre Belege, vielleicht auch die von andern Aerzten gemachten Krankheitsberichte einsandte und um Delegirung einer Commission bat. — Die Gesellschaft hielt es nicht für nöthig, die ihr eingereichten Schriftstücke, welche die Belege enthielten, einzusehen, sondern ließ sie an Mesmer mit einem ablehnenden Briefe zurückgeben. Dieser Brief lautet:

Paris, 6. Mai 1778.

Die Königl. medicinische Gesellschaft hat mich in der gestern von ihr gehaltenen Sitzung beauftragt, Ihnen, mein Herr, die ihr von Ihnen zugestellten Zeugnisse zurückzusenden und zwar unter demselben Couvert, das sie absichtlich nicht entsiegelt hat. Die Commissäre, welche sie auf Ihr Gesuch ernannt hatte, um Ihren Experimenten anzuwohnen, können und dürfen kein Gutachten abgeben, ohne zuvor durch eine sorgsame Prüfung den Zustand der Kranken festgestellt zu haben. — Da Ihr Brief nun zur Nachricht giebt, daß diese Prüfung und die nothwendigen Besuche nicht in dem Zwecke Ihres Vorhabens liegen, vielmehr Ihres Erachtens es uns genügen müßte, an Stelle derselben das Ehrenwort Ihrer Kranken entgegen zu nehmen und Bescheinigungen, so erklärt Ihnen die Gesellschaft, indem sie Letztere Ihnen zurückstellt, daß sie den Auftrag, mit dem sie einige ihrer Mitglieder mit Rücksicht auf Ihre Sache betraut hatte, zurückzieht. Es ist ihre Pflicht, über Dinge kein Urtheil abzugeben, die man ihr nicht vollständig und in

ganzem Umfange aus unmittelbarer Nähe kennen zu lernen gestattet, vollends, wenn es sich darum handelt, neue Lehrgrundsätze zu sanctioniren. Sie ist sich diese Vorsicht selbst schuldig, die sie sich immer zum Gesetz gemacht hat und machen wird. Ich bin mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

Vicq d'Azir, beständiger Secretär
der Königl. medicin. Gesellsch. zu Paris.

Mesmer hat in einem Antwortschreiben an die Gesellschaft, das er ebenso wie das vorstehende mit naiver Dreistigkeit in seinem „Précis historique" mittheilt, simulirt, er wisse nichts davon, daß er die Entsendung einer Commission verlangt haben solle. Das müsse ohne seinen Willen von einer andern Person beantragt sein. Hierauf ist natürlich nichts zu geben. Die Thatsache, daß die Gesellschaft geneigt war, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, falls er die nöthigen Vorbedingungen erfüllte, bleibt unangefochten. Der obige Brief des Secretärs der Gesellschaft bedarf keines Commentars, obwohl Mesmer sich die Mühe giebt, die gravirenden Momente desselben durch allerhand spitzfindige Sophismen zu entkräften.

In einem zweiten Briefe versuchte Mesmer dennoch die Mitglieder der medicinischen Gesellschaft wenigstens nachträglich zu einer Autopsie in seiner Wohnung zu Creteil zu bewegen, allein auch diesmal erhielt er einen kurzweg abweisenden Bescheid, und damit war dann sein Verkehr mit dieser Corporation, die er natürlich des Kasten- und Zopfgeistes, des Zunftdünkels und der Parteilichkeit beschuldigt, ebenfalls beendet.

Es blieb jetzt nur noch eine wissenschaftliche Instanz übrig, an die sich Mesmer behufs Sanctionirung seiner Ansichten und Lehrsätze hätte wenden können, und das war die medicinische Facultät der Universität. — Er zögerte lange, ehe er sich entschloß, auch mit dieser Corporation einen letzten Versuch zu machen. War er doch von Wien her mit entschiedener Abneigung gegen den „pedantischen und mißgünstigen" Gelehrtenstand erfüllt worden, der nur darauf ausginge, sich selbst zu glorificiren und andre emporstrebende Forscher, die nicht zur Zunft gehörten, niederzuhalten. — Der Zufall begünstigte ihn indessen in der Anbahnung eines Verkehrs mit der Facultät dadurch, daß er ihm einen Arzt als Schüler zuführte, welcher eine hervorragende Stimme

innerhalb der Letzteren besaß. Es war das der Doctor Deslon (andere schreiben ihn D'Eslon), ein strebsamer, als wissenschaftlicher Forscher geachteter und wegen seines biederen und ehrlichen Charakters angesehener und beliebter Arzt, dessen Stellung noch dadurch an Bedeutung gewann, daß er als Leibarzt des Grafen von Artois, Bruders des Königs Ludwigs XVI., in indirecter Beziehung zum Hofe stand.

Mesmer fand in Deslon einen opferbereiten und durchaus überzeugten Anhänger. Deslon wurde gewissermaßen sein Assistenzarzt und seine rechte Hand. Täglich besuchte er die Kranken Mesmers, beobachtete seine Manipulationen, verfolgte deren Wirkungen und ließ sich auch außerdem in der Behandlung nach Mesmers Grundsätzen unterweisen, woher ihm denn dieser sehr bald die selbstständige Ausübung der neuen Kunst gestattete. Deslon war, wie bemerkt, ein innerlich überzeugter Anhänger Mesmers. Da er zu seiner Lehre die größte Zuversicht hegte und mit felsenfestem Glauben sie sich zu eigen gemacht hatte, ist es begreiflich, daß in ihm der Wunsch rege ward, sie auch von den Vertretern der Wissenschaft, den Mitgliedern der medicinischen Facultät, anerkannt zu sehen und daß er sich daher Mesmer gegenüber bereit erklärte, dieserhalb die nöthigen Schritte zu thun. Mesmer versichert zwar, er hätte nur mit Widerstreben und in Folge hartnäckigen Andrängens seitens Deslons hierzu seine Genehmigung gegeben, indessen dürfte dieses nur eitle Renommage sein, denn in Wirklichkeit wünschte er selbst nichts so sehnlich, als auf irgend einem Wege von der Regierung anerkannt und von Staatswegen zum Gründer einer ganz neuen medicinischen Schule angestellt zu werden. Das konnte er aber nur durch die Vermittelung eines der drei maßgebenden wissenschaftlichen Tribunale erlangen. Es lag also durchaus in seinem Plane, auch bei der medicinischen Facultät anzuklopfen.

Mesmer hatte zu diesem Behufe sein mehrerwähntes Mémoire sur la découverte du magnétisme animal verfaßt, das er der Facultät einzureichen beabsichtigte. Deslon, dem er es zunächst zur Kenntnißnahme mittheilte, adoptirte alle darin enthaltenen Lehrsätze und versprach, für die Lehre Mesmers in der Plenarsitzung zu plaidiren.

Mesmer sorgte dafür, daß seine Schrift gehörig verbreitet wurde und sandte sie nicht nur in Paris an die geeigneten Adressen, sondern

auch nach dem Auslande an Universitäten und Akademien. Wie man aber vordem in Wien die Ansichten Mesmers als Phantastereien und nebulose Gebilde bezeichnet hatte, so urtheilte man auch in Paris über das Lehrgebäude des neuen Messias meist absprechend und bezeichnete seine Auseinandersetzungen als unverständlich. In der That haben alle Schriften Mesmers das gemeinsam, daß sie den Eindruck eines bombastigen Wustes unklarer Redensarten und hohler naturwissenschaftlicher Gemeinplätze machen; physikalische und kosmische Lehrsätze sind mit physiologischen und psychologischen confundirt und ein buntes Chaos von naturwissenschaftlichen und philosophischen Gedanken brodelt darin in wildem Durcheinander vor den Augen desjenigen, der sich nicht durch die phrasenhafte Anwendung physikalischer Grundsätze auf die Medicin von vornherein imponiren läßt, sondern die Gedanken schrittweise auf ihren inneren Gehalt hin prüft.

Mesmer zuckt allerdings mitleidig die Achseln über die Schwachköpfe, welche nicht im Stande sind, dem Fluge seines Geistes zu folgen; allein die Mehrzahl der damaligen Gelehrten laborirten an diesem Gebrechen und selbst der Decan der medicinischen Facultät, Désessarts, ein renommirter Professor, zählte zu diesen Beklagenswerthen, denn er hielt es nicht einmal der Sache für werth, die Schrift Mesmers der Facultät zu überreichen, ja mehr noch, er war so unhöflich, auf ein ihm persönlich mit einem Schreiben eingesandtes Exemplar nicht eine Silbe zu erwidern. Unter so wenig tröstlichen Auspicien begannen die Vorverhandlungen mit dieser dritten Instanz. Wir werden gleich sehen, daß der Ausgang derselben für Mesmer ebensowenig zufriedenstellend war.

Mesmer hatte, um sich schon im Voraus einige Anhänger für seine Sache in der Facultät zu sichern, zwölf Mitglieder derselben zu einem Diner einladen lassen, bei dem er seine Schrift über die Entdeckung des Magnetismus vorlesen wollte. Wenn solches geschehen sein würde, wollte er die betreffenden Gäste bitten, mit ihm in einzelne Hospitäler zu gehen, damit er ihnen an den dortigen Kranken auch die praktische Anwendung seiner Lehre und deren Erfolge vorführen könnte. — Die Geladenen erschienen in der That an der Tafel, hörten die Vorlesungen des Memoires an, aßen und tranken recht fidel — aber als sie in das Hospital gehen sollten, verspürten

sie dazu gar wenig Lust und die Ausführung dieses Vorschlages unterblieb daher.

Herr Deslon, der alle diese Arrangements bisher geleitet hatte und eifrig bemüht war, seine Collegen für die Sache zu interessiren, ließ die Hoffnung nicht sinken, sondern schlug nun einen andern Weg ein. Er wählte drei von seinen Collegen, von deren Wahrheitsliebe, Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit er überzeugt war, und bat dieselben, sie möchten die Kuren Mesmers an dessen Kranken in seinem eigenen Hause verfolgen und sich durch täglichen Augenschein von den Erfolgen derselben überführen. Die drei Aerzte: Bertrand, Malloët und Sollier de la Rominais verstanden sich dazu und kamen nun täglich in Mesmers Klinik, um dort ihre Beobachtungen und Prüfungen auf die gewissenhafteste Weise anzustellen.

Mesmer führte ihnen mehrere an Lähmungen leidende Personen vor, die er geheilt haben wollte. Die Aerzte untersuchten die betreffenden Individuen, konnten aber nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die Heilung, die allerdings nicht bezweifelt wurde, nicht vielleicht durch bloße Selbsthilfe der Natur bewirkt sein mochte. Allerdings kamen ihnen auch einige Fälle vor Augen, die ihr Erstaunen wach riefen. So wurde u. A. ein Mann auf einer Tragbahre zu Mesmer gebracht, der auf der ganzen rechten Seite gelähmt war, nach vier Wochen aber ohne fremde Beihilfe bereits gehen konnte. Die Aerzte konnten die Thatsächlichkeit dieser Heilung nicht in Abrede stellen, fanden sie überraschend — aber verblieben bei ihrem Mißtrauen. Auch noch andre Kuren, wie z. B. die Heilung mehrerer skrophulöser Kranken, die bereits zum Theil erblindet waren, überzeugten die Aerzte nicht: sie verharrten bei ihren Zweifeln und meinten immer, die Natur habe allein die Heilung bewirkt. — Das wurde Mesmer denn doch zu arg. Die Aerzte examinirten, prüften, betasteten und besahen seine Patienten in der rücksichtslosesten Weise und wollten gleichwohl nichts von seiner Wunderkraft gelten lassen — was nützte es ihm also, wenn er sie noch weiter gewähren ließ? Sie waren und blieben Ungläubige. Am liebsten hätte er ihnen wohl sofort die Thür gewiesen. Allein sie waren ja Mitglieder der Facultät und das erforderte einige Rücksichtnahme. Mesmer beschloß also auf die eindringliche Fürsprache Deslons hin, den Herren noch einige Proben seiner Wunderkraft zu

geben, die er diesmal an vornehmen Personen und in Gegenwart der vier Aerzte vornahm und die er in seinem Précis historique p. 97 fg. und Anhang genauer beschreibt. Die betreffenden Personen haben ihm überdies eigenhändige Atteste darüber ausgestellt, die dort ebenfalls mitgetheilt werden. Obwohl die Proben äußerst glücklich ausfielen — so verharrten dennoch auch jetzt noch die drei Aerzte in ihrer Ungläubigkeit und das brachte den Mesmer derart in Zorn, daß er ihnen den ferneren Zutritt zu seinen Krankensälen verbot.

Deslon war nach diesem abermals mißlungenen Versuche, für den animalischen Magnetismus Propaganda zu machen, bedacht, in andrer Weise der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Er verfaßte nämlich jetzt eine Schrift, in welcher er alle seine unter Mesmers Anleitung gemachten Erfahrungen über den Magnetismus niederlegte und die Lehrsätze des Meisters durch sein Zeugniß bekräftigte. Die Schrift erhielt den Titel: „Observations sur le magnétisme animal“ Paris 1779 (deutsch: Carlsruhe 1781) und behandelte eine Anzahl glücklicher Heilungen, die unter Deslons Augen von Mesmer ausgeführt worden waren, insbesondere auch die, welche jene drei skeptischen Collegen nicht hatten gelten lassen wollen.

Die Schrift rief eine Anzahl nicht eben günstiger Beurtheilungen hervor und nützte der Sache des Magnetismus in keiner Weise; im Gegentheil: die Gelehrtenwelt wurde durch das, was namentlich zwischen Mesmer und den drei Mitgliedern der medicinischen Facultät vorgefallen war, nur noch mehr in ihren Bedenken und Zweifeln bestärkt.

Herr Deslon ließ sich aber durch das Alles nicht beirren. Er hoffte seiner Sache — denn in der That hatte er die Mesmers zu der seinigen gemacht — dennoch den Sieg zu verschaffen, weil er selbst eben zu fest an sie glaubte.

In Folge dessen beantragte er bei dem Decan der medicinischen Gesellschaft eine Plenarsitzung, in welcher er einen Vortrag über sein Thema zu halten beabsichtigte und zugleich auch eine Petition Mesmers an die Facultät vorlesen wollte. In derselben verlangte dieser, die Facultät sollte sich für ihn bei der Regierung verwenden, zuvor jedoch seine Wissenschaft in der Weise praktisch prüfen, daß 24 Kranke von ihr gewählt würden, von denen 12 nach der gewöhnlichen medicinischen Methode und 12 nach dem System des animalischen Magne-

tismus behandelt werden sollten. Man sollte dann über die einzelnen Krankheitsphasen aller Patienten ein genaues Protocoll führen und zwei Regierungscommissäre zu den Prüfungen des Bestandes hinzuziehen. Letztere sollten aber keine Medicinal-Personen sein.

Die gewünschte Facultätssitzung wurde anberaumt und Deslon trug seine Sache in aller Form vor. — Von vornherein regte sich gegen den Gegenstand die offenkundigste Abneigung. Namentlich machte es einen sehr ungünstigen Eindruck, daß Deslon, ein bisher hochgeachtet dastehendes Mitglied, sich für eine Sache engagirt hatte, die allgemein für eine Betrügerei oder eine Phantasterei galt. Man machte aus seiner Meinung durchaus kein Hehl, sondern sprach ganz offen aus, was man dachte. Deslon verzagte nicht, sondern trat mit aller Zuversicht, welche ihm die Ueberzeugung verlieh, für seine Sache ein, da er dennoch auf ihren Triumph rechnete. Da erhob sich aber ein jüngeres Mitglied, ein Herr Roussel de Vauzesmes, um Mesmer in seiner wahren Gestalt zu schildern. Er that das in einer sehr wuchtigen, durch thatsächliche Belege unterstützten Rede, in welcher er das Treiben Mesmers in Wien, die Stellung der Wiener Universität zu ihm, und namentlich die skandalöse Heilungsgeschichte des Frl. Paradis bloßlegte und demgemäß Mesmer als einen argen Betrüger und Charlatan charakterisirte. — Der Eindruck dieser in der That vernichtenden Rede war gewaltig. Herr Vauzesmes hatte an der Hand einer Reihe unbestreitbarer Facta, die er offenbar in Folge sorgsamer Beobachtung gesammelt, nachgewiesen, daß das Verhalten Mesmers nichts weniger als ehrenwerth sei, daß er nach Art aller Charlatane in der Provinz umherreise und dort nach Möglichkeit Reclame mache, daß er die Wissenschaft von vornherein mit Verachtung und tendenziöser Gehässigkeit behandele, daß er keine gewissenhafte Untersuchung seiner Methode dulden wollen — kurz, daß er ein ausgemachter Gauner und Humbugmacher sei, mit dem sich die Wissenschaft nicht abgeben dürfe.

Wir würden gerne diese ungemein kraftvolle und wirksame Rede im Wortlaute mittheilen, wenn wir nicht zu ermüden fürchteten, da sie über fünfzehn eng gedruckte Seiten umfaßt und im Ganzen wenig thatsächliche Angaben umfaßt, die nicht bekannt oder doch Wiederholungen bereits bekannter ähnlicher Thatsachen wären.

Nach Vauzesmes trat Deslon auf. Man kann sich denken, unter welchen Empfindungen; denn der Eindruck, den sein Gegner erzielt hatte, war entscheidend gewesen. — Obwohl er Mesmer mit allem Aufwande an Wärme und Aufrichtigkeit vertheidigte, so vermochte er doch nichts auszurichten. — Die Facultät, die nach seiner Rede in geheimer Berathung Beschluß faßte, eröffnete ihm Folgendes:

1) Fordere sie ihn auf, für die Zukunft umsichtiger zu sein; 2) suspendire sie ihn auf ein Jahr von dem berathenden Stimmrecht in Facultätssitzungen; 3) streiche sie ihn auf die Dauer eines Jahres aus der Liste der Facultätsärzte, wenn er nicht innerhalb dieser Zeit seine „Beobachtungen über den animalischen Magnetismus" widerrufen haben sollte; 4) würden die Vorschläge Mesmers abgewiesen.

Während die Akademien, die Gelehrtengesellschaften und die Facultäten Mesmers Erfindung stolz von sich wiesen, erfreute sich diese im Publikum einer um so größeren Anerkennung. Das Publikum kümmerte sich wenig um physikalische und medicinische Doctrinen. Der Erfolg galt ihm mehr als alle Lehrsätze des Hippokrates oder der modernen Koryphäen der Wissenschaft. Und in der That schien ja allen gelehrten Skrupeln und Einwürfen zum Trotz die Heilkraft der neuen Methode unbestreitbar und bis zur Evidenz erwiesen. Wie viele Erfolge hatte Mesmer aufzuweisen und wie häufig bekräftigten die genesenen Patienten durch ihr eigenes Zeugniß die an ihnen geschehenen Wunder! Wie der bayerische Kanzler und Director der Akademie der Wissenschaften, der in einer kleinen Flugschrift seine Heilung durch Mesmer publicirte, verfuhren auch noch andre Personen. Die drei zu Ende des „Précis historique" angefügten Zeugnisse der Madame de la Malmaison, de Berny und des Chevalier du Haussay sind Beispiele dafür, wie selbst Standespersonen durch öffentliche Kundgebungen dazu beitrugen, den Ruf des Wunderarztes zu heben.

Uebrigens wandte dieser selbst auch alle nur irgend zweckdienlichen Mittel und Kunstgriffe an, um sein Metier populär zu machen. So wird unter Anderm von dem bereits erwähnten Vauzesmes mitgetheilt, Mesmer und Deslon seien zusammen in die Provinz gereist und hätten dort für einander Reclame gemacht, indem sie große Placate drucken und an den Straßenecken anheften ließen, in welchen die neue

Methode angepriesen wurde; außerdem aber hätte Mesmer noch die Schrift Deslons über die Mesmer'schen Kuren durch Hausiren vertrieben, während Deslon ein Gleiches mit dem „Mémoire sur la découverte du magnétisme animal“ gethan, von welchem sogar die wichtigsten Stellen in die Straßenplacate aufgenommen waren.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß sich auch unter der Provinzialbevölkerung für Mesmers Methode viele Verehrer fanden, die sich entweder an Ort und Stelle bei Mesmers Besuchsreisen von deren Wirksamkeit überführt hatten oder auch zu ihm nach Paris gereist waren. Die Presse, durch die Mesmer jedenfalls am kräftigsten für seine Methode hätte agitiren können, verhielt sich zu derselben ebenfalls passiv. Mesmer hatte allerdings im Journal de Paris, der damals verbreitetsten und angesehensten Pariser Zeitung, die Hauptsätze seiner Lehre auf seine Kosten bekannt machen lassen: allein nicht eine einzige Zeitung oder Zeitschrift fand sich bewogen, davon auch nur Notiz zu nehmen, geschweige denn den Artikel zu kritisiren.

Mesmer selbst führt diese Thatsache nicht ohne bittere Kritik dieses Verhaltens an. Sie ist sehr charakteristisch, weil sie beweist, daß die wirklich gebildete Welt, soweit deren Urtheil in dieser Sache überhaupt in Betracht kommen durfte, sich offen negirend gezeigt haben muß. — Es widerspricht solches keineswegs dem oben hervorgehobenen Umstande, daß gerade die „Gesellschaft“ par excellence, die tonangebenden Kreise der Pariser „monde“, zu den Baquets ein sehr starkes Contingent stellten; denn bekanntlich haben diese Schichten der menschlichen Gesellschaft, insbesondere in den großen Hauptstädten, vor Allem aber in Paris, durch ihr Verhalten in Sachen des Urtheils und des gesunden Denkvermögens, welches doch das Endziel aller sogenannten Bildung sein soll, stets bewiesen, daß man bei ihnen eben die letztere nur in verhältnißmäßig geringem Maße voraussetzen darf, — eine Behauptung, die zwar sehr pessimistisch und absprechend klingen mag, aber gleichwohl auch durch die Statistik ihre Bekräftigung findet.

Mesmer hatte übrigens, wie bereits angedeutet worden, hier in Frankreich die Aeußerlichkeiten seiner Behandlung ganz dem Geschmacke und den Passionen des Volkes angepaßt. Er wohnte in einem eleganten Hotel, das mit allem Comfort eingerichtet war; an den Wänden der reich decorirten Säle befanden sich große Spiegel und in den Neben-

räumen concertirte entweder ein ausgesuchtes Orchester oder Mesmer trug Einiges auf der Harmonika vor; in den Abendstunden wurden die Säle durch matte Ampeln mit einem magischen Zwielicht erhellt und mit berauschenden Gerüchen erfüllt — alles Umstände, die darauf berechnet waren, auf die ohnedies schon leicht erregbare Phantasie der französischen Patienten einen gewissen Reiz zu üben, was um so leichter erzielt werden konnte, als die Mehrzahl der zu Mesmer hinströmenden Kranken dem weiblichen Geschlechte angehörte und überdies an allerhand Nervenübeln laborirte. — Mesmer gab allerdings andre Gründe für diese Vorkehrungen an. Die Spiegel dienten seiner Versicherung nach dazu, die magnetische Kraft zurückzuwerfen, während die Musik dazu verwendet wurde, um dieselbe aus einem Zimmer in andre zu verpflanzen, da nach Mesmers Theorie die Schallwellen Träger des Magnetismus sein sollten.

Jemand, der die in Mesmers Krankensälen sich abspielenden Scenen entweder aus eigener Anschauung oder jedenfalls aus der Schilderung eines verläßlichen Augenzeugen kennen mochte, beschreibt dieselben in ziemlich drastischer Weise*) wie folgt:

„Hier saßen Menschen beiderlei Geschlechts, von allen Ständen und Krankheiten um einen großen hölzernen Kasten herum, der der Behälter der magnetischen Kraft war und den Namen Baquet hatte. Sein Obertheil war mit einer Menge Löcher durchbohrt, aus welchen eiserne Stangen ausgingen, die die geheime Kraft auf die Kranken leiteten. Jeder hielt eine solche Stange, die mit Hilfe eines Gelenkes gerade auf den leidenden Theil gerichtet werden konnte, und ein um den Leib geschlungenes Seil verband sie alle miteinander, um die magnetische Kraft durch die Vereinigung zu verstärken. In eben dieser Absicht machten sie von Zeit zu Zeit die magnetische Kette mit den Händen, indem ein Jeder seinen Daumen zwischen den Daumen und Zeigefinger seines Nachbars legte und den Daumen, den er so hielt, drückte. Um sie herum gingen die Priester des Magnetismus, mit eisernen Stäben in der Hand und magnetisirten sie durch folgende Manöver. Bald richteten sie den Finger oder den eisernen Stab auf das Gesicht, über oder hinter den Kopf und auf die kranken Theile;

*) Deutscher Mercur 1784. 4. 81 ff.

bald sahen sie die Kranken mit starren Blicken an, bald berührten sie die magnetischen Pole des Körpers, d. h. sie kitzelten die empfindlichsten Stellen des Leibes: die Herzgrube, die Gegend der kurzen Rippen und den Unterleib, und dieses Manöver war das gewöhnlichste und wurde oft ganze Stunden fortgesetzt.

Außer dieser Methode gab es noch eine andre, die Mesmer in der Folge vorzuziehen schien, wo die Kranken durch Hilfe eines Baumes magnetisirt wurden. Sie war von jener in Nichts verschieden, als daß die Scene unter freiem Himmel in einer schönen Gegend war und daß die Stelle des Baquets ein alter ehrwürdiger Baum vertrat, den ein Geweihter mit dem Magnetismus begabt hatte und von dem auf die oben beschriebene Weise magnetische Ausflüsse auf die um ihn herumsitzenden Kranken geleitet wurden.

Man kann sich keinen Begriff von den wunderbaren Erscheinungen machen, die dies Verfahren hervorbrachte. Eine begeisterte Quäkerinnung ist nichts dagegen und kaum kann man Gaßner's Besessene den magnetisirten Franzosen an die Seite stellen. Einige empfanden Schmerzen und Erhitzung, andre verfielen in die außerordentlichsten und heftigsten Convulsionen, die oft drei Stunden anhielten, andre geriethen in einen Zustand von Betäubung und Ohnmacht, nur Wenige blieben unbewegt. Man sah die gewaltsamsten, unwillkürlichen Verdrehungen der Glieder; halbe Erstickungen, Auftreibungen des Leibes*), verwirrte Blicke; hier stößt Einer das durchdringendste Geschrei aus, dort will Einer vor Lachen bersten, da zerfließt ein Andrer in Thränen. Unter manchen entstehen geheime Sympathien; sie suchen sich auf, werfen sich einander in die Arme, bezeigen sich die lebhafteste Zuneigung und suchen sich gegenseitig ihren Zustand zu versüßen. Das geringste Geräusch verursacht neue Erschütterungen und jede Veränderung des Tones oder des Tactes der Musik zeigt die sichtbarsten Einflüsse auf die Modification oder Verstärkung der Zufälle. — Nichts kann diese Bezauberung aufheben, als der Befehl des Magnetisten und die Kranken mögen sich nun in der heftigsten Raserei oder in der tiefsten Betäubung befinden — so ist ein Wort, ein Blick, ein Wink des Meisters hinreichend, sie zu sich zu bringen. Dieser gewaltsame Zustand hieß

*) Mesmer selbst gesteht diese Symptome ebenfalls ein. D. Verf.

in der Kunstsprache Krisis und beraubte die Kranken alles Bewußtseins, so daß sich keiner nachher auch nur des mindesten von dem erinnern konnte, was er während desselben gehört, gefühlt oder gethan hatte. Und doch hatten sie darin eine solche Empfindlichkeit, daß man sie nicht berühren, ja selbst den Stuhl, worauf sie saßen, nicht anfassen durfte, ohne ihnen Angst und Convulsionen zu verursachen, die nur der Meister beruhigen konnte. Die Macht desselben auf diese Sinnestrunkenheit war so groß, daß er nur den Finger von weitem auf einen auszustrecken brauchte, und dieser, ungeachtet seiner Betäubung und verschlossenen Augen, folgte ihm, wohin er wollte, oder ging, wohin er ihn wies. Und was das Sonderbarste war, die Kranken hatten während der Krisis die Gabe, jedem, den sie berührten, aufs pünktlichste zu sagen, was er für Krankheiten habe und welcher Theil, welches Eingeweide in ihm ungesund sei.

Man sollte denken, eine so gewaltsame Kurart müsse mehr abgeschreckt als angezogen haben. Aber so groß war die Kraft des Magnetismus, daß, wer einmal diesen Rausch geschmeckt hatte, kaum die Zeit erwarten konnte, wo er ihn wieder genießen würde. Und zwei Damen, die ungeachtet aller Convulsionen, die sie in der Krisis litten, sich doch eifrig bei dem Baquet einfanden, sagten: Wenn ein gewöhnlicher Arzt uns nur den hundertsten Theil von dem ausstehen ließe, was wir da leiden, so würden wir ihn auf immer fliehen oder vielmehr er würde uns bald zerstört haben; aber hier steht der Trost dem Leidenden zur Seite und am Ende jeder Krisis haben wir einen Schritt näher zur Gesundheit gethan. Genug, die darauf folgenden Empfindungen hielten für alles Leiden vollkommen schadlos. Man fühlte sich leichter, neu belebt, man empfand eine wohlthätige Wärme in allen Adern, Munterkeit und Thätigkeit verbreiteten sich über Leib und Seele &c."

Es werden nun einige von den eclatantesten Wunderkuren Mesmers erwähnt, die das meiste Aufsehen erregten.

„Eine der ersten war die des Grafen C. P., welcher an einer krankhaften Engbrüstigkeit litt, gleich nach der ersten Mesmer'schen Berührung eine Stunde lang alles Bewußtsein verlor, aber beim Erwachen sich so frisch und munter fühlte, als käme er aus dem Bade, und nach fortgesetzter Behandlung völlig hergestellt wurde. Aus Dank-

barkeit ließ er die ganze Kur im J. 1780 drucken mit der kräftigsten Aufforderung an das Publikum, ihm nachzufolgen. Noch erstaunlicher war die Genesung des Fräuleins de Berlancourt, welche im J. 1771 stumm, blind und lahm nach Paris kam und völlig geheilt abreiste, bei welcher Gelegenheit Mesmers Name in folgendem Distichon verherrlicht wurde:

Infans, caeca, trahens gressum, te Mesmer posco
Verba pedes oculos, ambulo, cerno loquor.*)

Aber den größten Lärm machte die Kur des Herrn Court de Gebelin, Verfasser des monde primitif. Dieser Gelehrte hatte sich durch übertriebene Geistesarbeit endlich eine allgemeine Ermattung, Hämorrhoiden, schlechte Verdauung und schmerzhafte Geschwulst mit Lähmung des Fußes zugezogen und litt nun schon seit fünf Monaten aufs elendeste. Mesmer besucht ihn im März 1783 und verspricht ihm Nutzen von seiner Methode. Sie wird also gebraucht und die Zufälle verschwinden mit unglaublicher Schnelligkeit; nach zwei Tagen der Durst und binnen 8 Tagen Geschwulst und Schmerz am Fuße sammt der Magenschwäche. Doch ist wohl zu merken, daß auch Mesmer als eine Nebensache die stärkende Binde um den Fuß und häufiges Trinken von Cremor Tartari anwendete, Mittel, die schon oft bei dergleichen Zufällen geheilt haben. Genug, Court de Gebelin war nach seiner Meinung vollständig geheilt und da er zugleich fand, daß Mesmer voll alter egyptischer Weisheit und ein Mann ganz im Geschmack des monde primitif sei, so ward er dessen Anhänger und schrieb seine Apologie mit blindem Enthusiasmus. Er geht darin soweit, daß er blos aus dem thierischen Magnetismus die Gewißheit der Sterndeuterei beweist, daß er die Kraft mancher Könige, durch das Anrühren zu heilen und die Einflüsse mancher Blicke auf die Ruhe und das Wohl der Menschen als Wirkungen desselben erklärt. (Man muß sich wundern, daß dieser Schwärmer nicht auch die bekannten Wunder Christi auf den thierischen Magnetismus zurückführte. Wie nahe lag doch das!)

---

*) Mesmer erwähnt dieser Kur ebenfalls auf S. 84 seines „Précis historique“. Diese Person litt an einer Lähmung, welche die Zunge und die Augen befallen hatte. Lahm war sie indessen nicht. — Man sieht, wie der Volksmund die Sache sofort vergrößerte. Anm. d. Verf.

In eben dem Tone posaunte ein gewisser Pater Hervier seine Heilung aus. Er versicherte, er sei noch viel kränker gewesen, als Court de Gebelin, und machte bei dieser Gelegenheit der deutschen Nation folgendes Compliment, das sie sich nun gewiß verbitten wird: „Drei Entdeckungen sind in diesem Jahrhundert des Lichts gemacht worden. Jede trägt den Charakter der Nation, wo sie entstand. Der Engländer erfand die Kunst, im Wasser zu leben (Taucherglocken); der Franzose die Luft zu beschiffen; der Deutsche zieht aus der Natur selbst das erhaltende Wesen hervor und fixirt es auf der Erde." — Am Ende seiner Lobrede auf den Magnetismus giebt er den Rath, die nun so sehr vereinfachte Arzneikunst so wie vor Alters mit dem Priesterthum zu vereinigen und den Magnetismus zum Eigenthum der Klerisei zu machen."

Wir müssen hier ein paar Worte einschalten. Die eben citirte Stelle dürfte noch deutlicher zeigen, wie sehr die Entdeckung Mesmers den Plänen des Obscurantismus gelegen kam und wie sehr sie im Sinne des Jesuitismus war. — Mesmer hat den hier gegebenen Wink nicht unbeachtet gelassen. Er hat thatsächlich späterhin in einer andern Schrift: „Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen; herausgegeben von Dr. K. Wolfart, Berlin 1814", jenen Gedanken verwendet. Dort findet sich nämlich ein Anhang, in welchem Mesmer ein vollständiges System eines Normalstaates, nach seinen ureigenen Ideen componirt, entwickelt. Man wird sich erstaunt fragen, wie denn die neue Heilmethode mit der Politik im organischen Zusammenhange stehe. Wir sind außer Stande, hierauf eine Antwort zu geben, denn auch uns fehlt das vermittelnde Glied in jener Ideenassociation. Mesmer mochte meinen, daß er, der gewissermaßen in der Medicin als ein neuer Messias auftrat und alle Physik und Kosmik auf den Kopf stellen konnte, das gleiche Recht auch hinsichtlich der staatlichen Ordnung für sich in Anspruch nehmen dürfe, denn in der That hat er in jenem Anhange ein solch confuses und abstruses Gewirr von unreifen und unverdauten Ideen über die Einrichtung eines Staates zu Tage gefördert, daß man an seinem Verstande zweifeln möchte und sich nur über die Dreistigkeit und das Unfehlbarkeitsbewußtsein wundert, mit welchem er damit vor das Forum der Oeffentlichkeit zu treten wagte. In diesem Lehrgebäude

vom Staate nun überrascht er uns mit dem höchst bemerkenswerthen Vorschlage, die Geistlichen in seiner Lehre zu unterweisen und ihnen die gesammte ärztliche Praxis zu übergeben! (p. 296.) Hier haben wir also den handgreiflichsten Beweis, wie bereitwillig Mesmer auf die Ideen des Paters Hervier einging, um dem Clerus in die Hände zu arbeiten. Uebrigens könnten wir auch noch aus mehreren andern Lehrsätzen jener Schrift den Beweis führen, daß Mesmer ganz im Sinne des Jesuitismus, freilich unter dem bestechenden Deckmantel demokratischer Ideen, seinen Idealstaat arrangiren wollte. So macht er unter Anderm den Vorschlag, man solle beim Gottesdienste die Grundsätze der Physik und Astronomie lehren, aber sie insgesammt auf das „höchste Wesen" zurückführen, also doch wohl erläutern; ferner will er die Sonne beim Gottesdienst als Symbol der Gottheit verehren lassen! Diese Proben werden genügen.

Doch kehren wir wieder zu den Kuren Mesmers nach Paris zurück. — Wir haben soeben gehört, daß der Wundermann sich nicht immer allein auf seine Kraft beschränkte, sondern zuweilen auch recht materielle Arzeneien daneben anwendete. Mesmer selbst hat diese Thatsache zugeben müssen. Er verordnete aber auch noch andere Mittel, wenn es ihm gut schien, so namentlich Bäder, kalte und warme, Aderlässe, Brechmittel, Purganzen, mineralische Wasser; auf p. 155 seines précis historique führt er in dieser Beziehung an, daß er derlei nur „sehr selten" anwende, daß seine Bäder keine gewöhnlichen seien — kurz er sucht sich mit schwachen Ausflüchten zu helfen, ohne das Thatsächliche der Behauptung zu entkräften. — Man wird sich erinnern, daß er schon in Wien noch andre Arzeneien zu Hilfe nahm.

Die Kranken, die ihm ihre Genesung dankten, zählten allerdings nach Hunderten, wenn nicht gar Tausenden. Allein es gab auch viele, die er nicht zu heilen vermocht hatte, und einige waren sogar in seiner Behandlung verschieden. — So starb die Gattin eines Mitgliedes der Akademie unter den Händen Mesmers; und die Marquise v. Fleury, die von dem Magnetiseur wegen eines Augenübels behandelt wurde, wurde völlig blind. Außerdem lieferte eine pikante Geschichte, welche bei den Baquets vorkam, zu den bereits gegen den Magnetismus erhobenen Klagen wegen Gefährdung der Sittlichkeit,

neuen Stoff. Ein junger Mann, der mit einem sehr hübschen Mädchen Glieder der Kette bildete, umarmte öffentlich seine Nachbarin. Die Mutter der jungen Dame, die dem Vorfalle mit anwohnte, stand auf, um sich ins Mittel zu legen. Deslon aber rief ihr zu, sie möchte das unterlassen, denn wenn das magnetische Fluidum so plötzlich unterbrochen würde, könne das den Tod zur Folge haben. Die Mutter kehrte sich nicht daran, sondern trennte das zärtliche Paar, und der Tod trat dennoch nicht ein.

Mittlerweile erschien auch noch eine anonyme Broschüre unter dem Titel: „Von den Mißbräuchen, zu denen der Mesmerismus Anlaß gegeben hat", worin alles hervorgehoben wurde, was in der Kette und den Krisen für die Sittlichkeit Gefährliches läge. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieser Schrift begab sich der Chef der Polizei zu Deslon und richtete an diesen folgende Frage: „Mein Herr, in meiner Eigenschaft als oberster Polizeibeamter fordere ich Sie auf, mir zu sagen, ob es möglich sein könnte, ein magnetisirtes oder im Zustande der Krisis befindliches Frauenzimmer zu mißbrauchen?" Deslon antwortete ohne Zögern bejahend,*) was natürlich den durch jene Broschüre hervorgerufenen Argwohn verstärkte. Es erschienen indessen noch mehrere Flugschriften, in welchen auf das bedenkliche Treiben der Magnetiseure und ihrer Patienten hingewiesen und allerhand Skandalosa denuncirt wurden, was denn endlich zur Folge hatte, daß die Behörde, resp. die Regierung der Sache eine ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden für nöthig erachtete. Indessen verblieb es vorderhand bei dem Willen hierzu. Man zögerte wahrscheinlich deshalb mit der Ausführung, weil man vermuthete, daß Mesmer bei Hofe hohe Gönner habe, die solches nicht wünschten. In der That interessirte sich die Königin für Mesmer sehr lebhaft und hätte es gern gesehen, daß seine Kunst anerkannt würde. Mesmer wußte das und verstand diesen Vortheil recht schlau zu seinen Zwecken auszubeuten.

Mesmer hatte sich nämlich nunmehr, nachdem alle unteren Instanzen erschöpft waren, an den Leibarzt des Königs gewendet, der einen sehr großen Einfluß auf den Monarchen besaß, außerdem aber

*) Debay, die Mysterien des Schlafes und des Magnetismus. Aus dem Französischen. Stuttgart 1855. J. Scheible. 2 Bde. 12.

eine ähnliche Function bekleidete, wie Herr v. Störk in Wien, also eine Art von Minister des Medicinalwesens war. Der Leibarzt hatte ihm anscheinend versprochen, sich der Sache anzunehmen, wollte auch eine Commission von Sachverständigen zu Mesmer senden — ließ es aber bei seinen Versprechungen bewenden, denn in Wirklichkeit geschah nichts derart. — Das hatte nun Mesmer, der unter der Hand erfuhr, der Leibarzt habe ihn nur mit leeren Versprechungen abfinden wollen, derart erzürnt, daß er nunmehr Frankreich verlassen zu wollen erklärte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er damals die Hofdame der Königin, die Herzogin von Chaulnes noch in seiner Behandlung hatte und daß durch Letztere Marie Antoinette von seinem angeblichen Vorhaben Kenntniß erlangte. Die Hofdame mochte sich wohl bei der Königin beschwert haben, daß durch das negirende Verhalten der Regierungsmänner der „Wohlthäter der Menschheit" — so pflegte sich Mesmer selbst zu nennen — von Frankreichs Boden vertrieben würde, und so wurde denn Marie Antoinette veranlaßt, für Mesmer sich ins Mittel zu legen. Möglich auch, daß dieser durch den Grafen v. Artois, den Bruder des Königs, der Mesmer ebenfalls ein sehr warmes Interesse zollte, noch außerdem die Königin um ihren Beistand hatte anflehen lassen. Genug, es erschien bei Mesmer nach kurzer Zeit der königliche Hausminister, Baron v. Breteuil, um in einer privaten Unterredung mit Mesmer die Bedingungen seines ferneren Verbleibens in Frankreich zu vereinbaren. Breteuil kam in directem Auftrage der Königin, die es ja bekanntlich liebte, sich in Regierungsangelegenheiten einzumischen (cf. Schlosser, Gesch. d. XVIII. Jahrh. IV. 529) und auch in diesem Falle einen wirksamen Schritt zu thun wünschte. Mesmer vereinbarte nun mit dem Abgesandten der Königin die weiteren Schritte. Er setzte eine Eingabe an den Premierminister v. Maurepas auf, in welcher er folgende Forderungen stellte. Die Regierung sollte fünf Commissäre, von denen nur zwei Aerzte sein sollten, ernennen und sich durch die Letzteren über den animalischen Magnetismus die nöthigen Berichte einholen. Diese Commissäre sollten dann eine bestimmte Zahl von Kranken, welche Mesmer behandelte, prüfen, d. h. sie über die Art ihres Leidens befragen, nach den durch Mesmers Kur bewirkten Veränderungen sich erkundigen, Atteste andrer Pariser Aerzte mit in Berücksichtigung nehmen, und bei den noch

in der Behandlung befindlichen auch sich von den sichtbaren Wirkungen der Behandlung überführen dürfen. Wohlgemerkt, also von den äußerlichen, was nicht mit den Augen sichtbar war, mußten sie durch ihre Fragen, die sie an die Kranken richten sollten, herauszubringen suchen. Es bedarf nicht der besonderen Beweisführung, wie unzuverlässig, ja wie vollständig illusorisch die Resultate einer solchen Untersuchung bleiben mußten. Ebendieselben Forderungen hatte Mesmer auch an die wissenschaftlichen Gesellschaften gestellt. Letztere aber, in der Methode solcher Untersuchungen wohl erfahren, hatten von vornherein daraus ersehen, daß Mesmer sich recht bequeme Schleichwege offen gehalten hatte, auf denen er sie zu täuschen hoffte. Sie verlangten daher, sich selbst durch genaue Untersuchung von allem überzeugen zu dürfen, was Mesmer aber nicht gestatten wollte.

Wenn die gedachten Commissäre einen der Methode Mesmers günstigen Bericht abstatteten, sollte die Regierung dieselbe patentiren und sich außerdem verpflichten, die Lehre in Frankreich bekannt zu machen. Ferner sollte der König ihm als Eigenthum eine Stätte anweisen, die ihm zur Behandlung seiner Kranken und zugleich auch zur Ausbildung von Aerzten nach seinem System dienen würde. Als das hierzu geeignetste Grundstück bezeichnete Mesmer ein Landgut mit einem Schloß, dessen Name nicht angegeben wird. Ferner sollte, um ihn an Frankreich zu fesseln, ihm eine lebenslängliche Pension von 20,000 Livres bewilligt werden. Außerdem wurde ihm das Verbleiben in Frankreich wenigstens für so lange zur Pflicht gemacht, bis er seine Lehre genügend verbreitet haben würde, und auch nach diesem Termine sollte er nur mit Bewilligung des Königs das Land verlassen dürfen.

Das waren die Hauptpunkte des Contractentwurfes, welchen Mesmer dem Abgesandten der Königin einhändigte. Es wurde in demselben noch die Clausel angebracht, daß bis zum 15. April 1781 über die Sache eine Entscheidung getroffen sein müßte.

Höchstwahrscheinlich waren ihm nachträglich die scheinbaren Zugeständnisse, welche er hinsichtlich der Prüfung seines Geheimnisses gemacht hatte, leid geworden und er hatte daher wohl durch seinen Unterhändler in diesem Punkte noch Schwierigkeiten erhoben; denn als er einige Tage nach der Einreichung seines Contractentwurfes zum Minister Maurepas gerufen wurde, theilte ihm dieser mit, der

König habe ihn in Anbetracht seiner Abneigung gegen eine Prüfung seiner Sache durch die Commissäre von dieser Forderung in Gnaden entbunden und bestimmt, ihm eine lebenslängliche Pension von 20,000 Livres, außerdem aber noch 10,000 Livres jährlichen Miethszins für ein Haus zu gewähren, welches er für seine Kranken und zur Heranbildung seiner Schüler miethen sollte. — Mesmer sollte sich verpflichten, auch drei von der Regierung ihm zugewiesene Personen in seiner Kunst zu unterweisen, wobei es ihm freigestellt blieb, noch eine beliebige Zahl Schüler privatim zu haben. Wenn jene drei von der Regierung ihm gestellten Schüler seine Entdeckung für zweckdienlich erklärt haben würden, sollte ihm auch das Andre, was er gewünscht, bewilligt werden.

Mesmer besaß die unerhörte Unverschämtheit, diese Vorschläge der Regierung mit kühler Vornehmheit zurückzuweisen. Es sei geradezu für ihn eine Beleidigung, meinte er, wenn man in seine Entdeckung Zweifel setze und sie auf die eine oder die andre Weise erst prüfen lassen wolle. Der Magnetismus und sein förderlicher Einfluß auf die Gesundheit sei nachgerade notorisch und von unbestreitbarer Wahrhaftigkeit; es würde gewissermaßen kindisch sein, darin auch nur noch den leisesten Zweifel setzen zu wollen (Précis historique pag. 207).

Wenn man überhaupt nicht fest an seine Gabe glaube, so sei es schon ein Fehler, daß man ihm dennoch ohne Weiteres 30,000 Livres jährliche Rente aussetzen wolle. Nachdem man ihm die Prüfung durch die Commissäre erlassen, müsse es unbegreiflich erscheinen, daß man nun dennoch von der Beurtheilung seiner Schüler den Werth seiner Entdeckung abhängig machen wolle. Er könne das unter keinen Umständen zugeben. — Wenn man aber an seine Fähigkeit glaube, so dürfte das Loos der Menschheit (!) nicht von dem Egoismus einiger wahnwitziger Gelehrten (sic), auch nicht von der Furcht vor einigen unvermeidlichen Ausgaben abhängig gemacht werden. Uebrigens finde er es erniedrigend, daß man von ihm glaube, er könnte 20-, 30-, 40-, oder selbst 100,000 Livres Jahresrente annehmen, wissend, daß die betreffende Sache in Wahrheit gar nicht vorhanden sei. — Sein letztes Wort sei dieses: er könne unter keinen Umständen mit der Regierung einen Vertrag abschließen, wenn nicht zuvor formell und unwiderruflich das Vorhandensein und die Nütz-

lichkeit seiner Erfindung anerkannt sei (l. c. 209). Endlich müsse er auf dem zuvor gestellten Verlangen, betreffend die Schenkung des bewußten Landgutes, beharren. Freilich wisse er, daß er eine bedeutende Aufwendung der Regierung zumuthe, allein seine Entdeckung sei auch unbezahlbar.

Solche Ansprüche schienen denn doch selbst der sehr zum Nachgeben geneigten Regierung zu hoch und sie wies Mesmer daher ab.

Nachdem Mesmer auch diese neue Niederlage sich zugezogen, sah er wohl ein, daß er endlich mit seiner Drohung, Frankreich zu verlassen und ein andres Land aufzusuchen, in welchem man seine Fähigkeiten mehr zu schätzen wisse, werde Ernst machen müssen. Er that das denn auch und begab sich nach Spa in Belgien, wo er seine Praxis fortsetzte.

Mittlerweile hatte sein getreuer Pylades Deslon sich in der Kunst des Magnetisirens soweit vervollkommnet, daß er daran denken konnte, sich nunmehr auf die eigenen Füße zu stellen. — Vielleicht auch hatte ihn Mesmer, dessen Insolenz bereits aus seiner Verbindung mit dem Wiener Jesuiten Hell bekannt ist, durch seine Ueberhebung und sein herrisches Wesen sich entfremdet, so daß er dem Meister nicht zu folgen Lust hatte. Zudem hielten ihn aber auch andre Gründe in Paris zurück. — Genug, Deslon unternahm es nach Mesmers Weggang, dessen Geschäft unter eigener Firma weiterzuführen, indem er eine Klinik einrichtete und dort tapfer magnetisirte. Auch Deslon fand unter den Parisern großen Anhang. Seine Krankenzimmer waren stets dicht gedrängt voll von Patienten und der Ruf seiner Kuren kam dem Mesmers bald beinahe gleich. Als Mesmer in Spa von seinem Concurrenten hörte, gerieth er außer sich und ließ es laut und nach allen Weltgegenden hin verbreiten, Deslon sei ein gemeiner Betrüger: er allein besitze nur das Geheimniß des Magnetismus und Niemand außer ihm; Deslon verstehe gar nichts von seiner Methode und wolle sich unter seiner Firma nur bereichern, während er, der Vater und alleinige Besitzer des thierischen Magnetismus, in Armuth lebe 2c. — Man muß die Stellen gelesen haben, an welchen Mesmer in seiner Broschüre „Précis historique“ über Deslon sich ausläßt, um die ganze Gemeinheit dieses Benehmens würdigen zu können. Während er dort seinen getreuen Gehülfen in den rührendsten Freund-

schaftsbezeichnungen feiert, während er seine wahrhaft uneigennützige und werkthätige Opferwilligkeit für die Sache Mesmers in den wärmsten Ausdrücken anerkennt, während er ihn dort als seinen Schüler, als sein zweites „Ich" auch in der Krankenbehandlung rühmt, ja während er ihm gestattet, sogar vor dem Forum der Wissenschaft als sein Anwalt zu erscheinen und ihm also seine Sache völlig anvertraut, — beschuldigt er ihn jetzt, nachdem der Brodneid über ihn gekommen, in der Weise aller Marktschreier und Geheimmittelkrämer der schimpflichsten Handlungsweise, die man einem Manne von Ehre nur vorwerfen kann! Und wie viel hatte dieser Letztere für ihn geopfert! Seinen wissenschaftlichen Namen, seine Ehre als Arzt, seine Mitgliedschaft bei der medicinischen Facultät — kurz Alles. Wie contrastirt doch hier wieder dieser widerliche Zug mit der bis zum Ueberdruß betonten Menschenliebe, die Mesmer in allen seinen Unterhandlungen mit den gelehrten Corporationen und der Regierung immer und immer im Munde führt und auf die er alle seine Handlungen bezogen wissen will! Und doch wagen seine Anhänger, wie Wolfart und Kerner, ihn fast als einen Abklatsch Christi zu beweihräuchern!

Auf den gewaltigen Lärm hin, den Mesmer über Deslon erhob, fühlten sich einige seiner Schüler, darunter Bergasse, bewogen, für Mesmer eine Art von Nationalsubscription zu eröffnen, indem sie Actien zu 100 Louisd'or austheilten und jedem Inhaber die Berechtigung zusicherten, an demnächst von Mesmer zu eröffnenden Cursen über den Magnetismus sich zu betheiligen.

Mesmer wurde nach Paris zurückberufen und stiftete nun eine neue Gesellschaft aus diesen Actieninhabern, der er unbedingte Verschwiegenheit auferlegte und seine Wissenschaft vortrug. Man nannte sie die Gesellschaft der Harmonie. — Die Theilnahme daran war sehr zahlreich; in nicht allzulanger Zeit hatte Mesmer auf diesem Wege 340,000 Livres erworben. Zu seinen Schülern zählte u. A. auch der Marquis de Lafayette und der leidenschaftliche Oppositionsmann d'Epresmenil, welch Letzterer später sogar selbstständig Vorlesungen über den Magnetismus hielt.*)

Mesmer begnügte sich nicht mit diesem neuen Erfolge seiner Lehre,

*) Biogr. universelle Bd. 28. p. 413.

sondern sann nun darauf, seinen Ideen auch in der Provinz Pflanzstätten zu bereiten. Er wendete daher eine sehr beträchtliche Summe auf, um durch seine Schüler, die auch aus der Provinz zu ihm nach Paris geströmt waren, in ganz Frankreich eine bedeutende Zahl von Filialen der Pariser harmonischen Gesellschaft errichten zu lassen. So entstanden über dreißig solcher Herde der Phantasterei und des Humbugs. — Es kam aber noch außerdem eine Menge von Magnetiseuren zum Vorschein, die nicht das hohe Lehrgeld von 100 Louis bezahlt hatten und dennoch auch das wahre Geheimniß des Magnetismus zu besitzen vorgaben. Echte und unechte Magnetisten fanden ihre Jünger, und beide Kategorien vollführten ihre Wunder in der gleichen Vollkommenheit. So überzog denn die Manie des Magnetisirens ganz Frankreich wie eine Pest und das Baquet wurde ein ebenso populäres Spielzeug wie heutzutage das Billard.

Nun erhoben sich endlich auch die gelehrten Gesellschaften und die Männer der Wissenschaft, um dem Unwesen zu steuern. Die Zahl der Flugschriften, welche auf die Gefährlichkeit des Treibens hinwies, wuchs, und zudem kamen auch an manchen Orten allerhand Unruhen vor, die der Regierung ernste Besorgnisse einflößten — alles Umstände, welche es unvermeidlich erscheinen ließen, daß die Regierung die Beaufsichtigung dieses Treibens anordnete. Man wies mit Recht darauf hin, daß die gewaltigen Convulsionen, wie sie durch den Magnetismus hervorgerufen wurden, für die Gesundheit und das Leben gefahrbringend werden könnten. War doch die Herzogin von Chaulnes, deren Vermittelung Mesmer die Gunst der Königin dankte, trotz aller magnetischen Behandlung während derselben am Schlagflusse gestorben; ein gleiches Schicksal traf den Marquis de Bourgades und mehrere andre Personen von Stande; auch war der bereits erwähnte Court de Gebelin, jener Theosoph und Schwärmer, der für Mesmer eine Apologie schrieb, in dessen Hause verstorben, Vorfälle, die nicht verfehlen konnten, das peinlichste Aufsehen zu erregen.

Die Regierung sah sich nun endlich bewogen, von amtswegen eine Commission zu ernennen, welche über den Magnetismus Untersuchungen anstellen und die Wesenheit desselben ergründen sollte. Es wurden zu diesem Behufe vier Mitglieder der medicinischen Facultät, nämlich

die Doctoren Guillotin, Sallin, de Arcet und Majault ausgewählt und ihnen noch fünf Akademiker beigesellt, die ebenfalls Sachverständige waren, nämlich: Franklin, Le Roi, Bailly, de Bory und Lavoisier. Diese Commission, die, wie man sieht, aus lauter Celebritäten der medicinischen und der Naturwissenschaft bestand, begab sich nun zu Anfang Mai 1784 in die Klinik des Doctor Deslon, der sich anheischig gemacht hatte, nicht nur alle wünschenswerthen Untersuchungen zu gestatten, sondern ihnen sogar zu Hilfe kommen zu wollen und die Commissäre von der Existenz und Heilkraft des thierischen Magnetismus zu überzeugen. Man stellte diese Untersuchungen aus dem Grunde nicht bei Mesmer an, weil derselbe ein Ausländer war und wie man angiebt, nach den damals geltenden Bestimmungen nicht gezwungen werden konnte, sich einer Untersuchung zu unterwerfen. — Da jedoch Mesmer früher öffentlich erklärt hatte, Deslon sei sein Schüler und habe sein Geheimniß von ihm erhalten, und da ferner auch die Thatsachen diese Angabe unterstützten, so durften die über Deslons Verfahren gemachten Beobachtungen ohne Weiteres auch auf das Mesmers Anwendung finden.

Da uns der von dieser Commission erstattete Bericht vorliegt, so werden wir Einiges daraus mittheilen. Er erschien unter dem Titel: Rapport des commissaires chargés par le roi de l'examen du magnétisme animal. Imprimé par ordre du Roi à Paris de l'imprimerie royale 1784. 4. Der Verfasser desselben ist Bailly.

Die Commission fand in den Sälen Deslons die nämlichen Scenen, wie sie uns bereits von einem andern Berichterstatter geschildert worden sind, nur mit dem Unterschiede, daß hier ein Piano die Stelle der Harmonika vertrat und daß mit den Klängen desselben sich zuweilen noch eine zarte, sanfte Singstimme hören ließ. Auch Deslon besaß die Kraft des Magnetismus in so hohem Grade, daß seine Patienten oftmals schon beim bloßen Blicke Deslons in ihre Krisen verfielen. In der Regel aber dauerte es mehrere Stunden, bis bei einer oder der andern Person sich der Beginn der Krisis zeigte. Sobald diese aber eingetreten war, pflegten auch die übrigen Anwesenden in rascher Aufeinanderfolge davon ergriffen zu werden und zwar in so heftigem Maße, daß manche eine trübe, wässrige Flüssigkeit von sich gaben, andre sogar Blut erbrachen.

Die Commission untersuchte nun zuvörderst das Baquet. Es wurde ein außerordentlich empfindliches Elektrometer und eine freischwebende feine Magnetnadel angewendet, um den etwaigen Gehalt an Elektricität oder mineralischem Magnetismus innerhalb des Baquets festzustellen. Es fand sich aber keine Spur davon; auch vermochte man sonst keine physische Ursache ausfindig zu machen, welcher man das Vermögen hätte zuschreiben können, Etwas von dem zu bewirken, was man dem Magnetismus zuschrieb. — Nachdem die Commissäre sich genugsam von den durch Deslon an seinen Kranken erzielten Wirkungen, nämlich den verschiedenen Arten der Krisen überzeugt hatten, beschlossen sie, zunächst an sich selbst Versuche anstellen zu lassen, um zu sehen, ob sie selbst auch nur Etwas von den beobachteten Symptomen verspüren würden. Deslon räumte ihnen in Folge dessen ein besonderes Zimmer und ein eigenes Baquet ein. Sie kamen hier wöchentlich einmal zusammen und blieben zwei und eine halbe Stunde lang vor dem Baquet sitzen. — Die eiserne Stange, welche aus dem Baquet herausragte und sich vermittelst eines Gelenkes an den Leib bringen ließ, war links an den weichen Theilen unter den Rippen und die Gurte um den Leib angebracht; außerdem hatten sie auch noch die „Kette" durch die Verbindung von Daumen und Zeigefinger hergestellt. Sie wurden bald durch Deslon, bald durch einen seiner Schüler magnetisirt und zwar bald mit dem Finger, bald mit dem eisernen Stäbchen, welche beide auf verschiedene Theile des Leibes hingerichtet und dort — immer in einiger Distanz und ohne zu berühren — herumgeführt wurden; bald wiederum durch Auflegen der Hände und durch den Druck der Finger, entweder an den weichen Stellen unterhalb der kurzen Rippen und auf die Herzgrube — allein keiner von ihnen empfand das Geringste, wenigstens nichts, was dem Magnetismus hätte zugeschrieben werden können. Einige von ihnen hatten einen stärkeren Körper, andre einen schwächeren. Die Letzteren waren manchen Zufällen unterworfen. So empfand einer derselben einige geringere Schmerzen in der Herzgrube, die eine Folge des dort geübten Druckes waren. Die Schmerzen hielten den ganzen Tag und noch den darauf folgenden Morgen an und waren mit Schwäche und Uebelbefinden verbunden. Ein andrer empfand an einem Nachmittage, als er magnetisirt wurde, einen leichten Reiz in den Nerven, ein Zustand,

der bei ihm aber auch sonst häufig einzutreten pflegte. Ein dritter, der reizbarere Nerven hatte, empfand auch intensivere Schmerzen. Diese kleinen Zufälle waren aber nur die Folge des Druckes in der Magengegend. — Im Uebrigen war aber nicht das Mindeste vorgekommen, was einer jener zahlreichen Krisen, die im öffentlichen Consultationssaale täglich eintraten, hätte ähneln können. Man wollte nun erfahren, ob vielleicht nur das verhältnißmäßig seltene Magnetisiren daran Schuld wäre und kam von jetzt an dreimal wöchentlich bei dem Baquet zusammen, später sogar an drei aufeinanderfolgenden Tagen, allein in beiden Fällen war der Erfolg ebenso negativ wie zuvor. Man schloß hieraus, daß der Magnetismus auf gesunde Personen gar keinen Einfluß habe und ging nun daran, denselben an Kranken zu probiren. — Herr Franklin litt damals gerade an Gicht in den Füßen und mußte in Passy das Zimmer hüten. Man stellte also bei ihm einige Versuche an, um seine Zeugenschaft dabei zu haben. Es wurden sieben Kranke zu ihm geführt, die Deslon in Gegenwart der übrigen Commissäre dort magnetisirte. Zwei Frauen, die an Anschwellungen der Gliedmaßen litten, empfanden dabei gar nichts, ebensowenig ein mit Drüsen behafteter, etwas schwindsüchtiger Knabe von 6 Jahren und ein an Krämpfen leidendes 9jähriges Mädchen. Ein andrer Kranker, der ein Augenübel hatte und auf einem Auge fast gar nichts sah, fühlte aber doch Etwas. Als man das linke Auge magnetisirte und den Daumen in der Nähe und längere Zeit hinhielt und bewegte, so empfand er Schmerzen am Augapfel, worauf einige Thränen folgten. Als man aber das rechte Auge, welches das kränkere war, behandelte, so fühlte er eben so wenig daran, als sonst am ganzen Körper, den Schmerz am linken Auge allein ausgenommen.

Ein Bauerweib, das vor zwei Jahren von einer Kuh gegen einen Balken zur Erde geworfen worden, litt an mehreren übeln Folgen von diesem widrigen Zufalle. Sie verlor das Gesicht, das sie zum Theil zwar wieder erhielt, sie blieb aber in einem Zustande von anhaltender Gebrechlichkeit und hatte zwei Brüche und dabei so reizbare Nerven, daß sie auf dem Bauche die Gurte ihrer Röcke nicht dulden konnte, welches also der starken Empfindsamkeit ihrer leicht erregbaren Nerven zuzuschreiben ist. Der geringste Druck, wenn er in der Gegend des

Bauches gemacht wurde, konnte diese Erregung veranlassen und Wirkungen im ganzen Leibe hervorbringen.

Dieses Weib wurde gleich den andern Kranken mittelst Anlegung und Drücken der Finger magnetisirt, welches ihr Schmerzen verursachte; als man nachher den Finger gegen den Bruch richtete, beklagte sie sich über Kopfschmerzen und als man den Finger vor das Gesicht hielt, fing sie schwer zu athmen an. Bei wiederholten Bewegungen des Fingers von oben gegen unten hatte sie so jähe Zuckungen am Kopfe und Achseln, daß sie das Ansehen hatte, als wenn man ihr einen jähen Schrecken eingejagt oder kaltes Wasser ins Gesicht gegossen hätte. Es schien auch, daß sie bei geschlossenen Augen die nämlichen Bewegungen haben würde. Man hielt ihr die Finger unter die Nase und hieß sie die Augen schließen, als sie sich äußerte, es würde ihr übel werden, wenn man länger damit anhalten möchte. — Bei dem siebenten Kranken offenbarte sich der nämliche Erfolg, wiewohl in geringerer Heftigkeit.

Unter diesen sieben Kranken waren nun vier, die nichts empfanden, und drei, welche einige Wirkung verspürten. Dieser Erfolg war also der genauern Aufmerksamkeit und einer schärferen Untersuchung allerdings werth.

Die Commissäre faßten den Entschluß, es mit solchen Kranken zu versuchen, die aus einer vornehmern Klasse stammten und auf die auch nicht der Verdacht des Conspirirens mit Deslon fallen konnte, deren Verstand fähig sei, ihr eigenes Empfinden richtiger zu erklären. Drei adlige Frauen und zwei Herren wurden von den Commissären in ihre Gesellschaft geführt, man bat sie, alles das, was sie empfinden würden, wohl zu beobachten, ohne jedoch eine zu gespannte Aufmerksamkeit anzuwenden. Ein Herr und eine Dame waren die einzigen, welche etwas bei der Behandlung verspürten. Herr M. hatte an den Gelenken des Knies eine kalte Geschwulst und Schmerzen an der Kniescheibe. Nachdem er magnetisirt war, sagte er frei heraus, daß er im ganzen Körper nichts gefühlt habe, den Augenblick ausgenommen, als man den Finger vor dem kranken Knie vorbeigeführt. Er glaubte an dem Orte, wo er gewöhnlich Schmerzen litt, einige Wärme gefühlt zu haben. Frau v. B., die an Nervenkrankheiten litt, war öfters auf dem Punkte einzuschlafen, während man sie magnetisirte; nachdem sie

eine Stunde und neunzehn Minuten lang, ohne auszusetzen, magnetisirt worden war, und zwar meistens mit Auflegung der Hände, so empfand sie nur einige innerliche Bewegung und Uebelkeit.

Die Commissäre hatten hieraus die Ueberzeugung gewonnen, daß theils moralische Einflüsse, theils auch Aeußerlichkeiten die eben erwähnten Vorfälle erklärten, namentlich bei jener Bauerfrau und bei dem Augenkranken; wie wäre es sonst möglich gewesen, daß gerade diejenigen, auf welche der Magnetismus am ehesten wirken sollte, die an Krämpfen Leidenden, gar nichts empfanden? Sie waren Kinder, die unbefangen waren, während bei den Erwachsenen die Einbildung, bei den Landleuten noch dazu innere Aufregung und Spannung und ähnliche Momente wirkten.

Um die Macht der Einwirkung, welche die Einbildung übte, recht augenfällig zu demonstriren, wurden nun eine Reihe wohlausgedachter Versuche angestellt, die zu den überraschendsten Resultaten führten.

Man magnetisirte mehrere Frauen und Männer. Sie verspürten sofort Wärme an den magnetisirten Stellen, ebenso leichte Schmerzen, Kopfweh, Uebelkeit und Schlafsucht. — Hierauf verband man ihnen die Augen und magnetisirte sie wieder. Jetzt aber empfanden sie die Wärme und die Schmerzen an ganz andern Stellen, an denen man sie nicht magnetisirte. Dann, als man sie glauben machte, man höre auf, ließen auch die Empfindungen nach, während man gleichwohl die nämliche Procedur noch ununterbrochen fortsetzte. So trat auch Schlafsucht und Uebelkeit ein, wenn man ihnen eingebildet hatte, daß der Magnetismus auf sie wirke, ja es wurde constatirt, daß sogar heftige Schmerzempfindungen, wie Reißen und Stechen und intensive Hitze, welche die behandelten Personen dabei zu verspüren angaben, lediglich auf die Einbildungskraft zurückgeführt werden mußten. Was die Einbildungskraft überhaupt in Hinsicht der magnetischen Wirkungen zu leisten vermochte, davon giebt Dr. Sigault eine sehr interessante Darstellung, die er einem der Commissäre zugehen ließ. Wir theilen sie hier mit:

„Da ich Personen in einem vornehmen Hause glauben machte, daß ich ein Lehrling des Herrn Mesmer sei, brachte ich bei einer Dame verschiedene Wirkungen hervor. Der fremde Ton, in welchem ich sprach, die ernstliche Miene, die ich annahm, und das

besondere Ansehen, das ich mir gab, machte einen sehr starken Eindruck auf sie, den sie mir zwar anfänglich verhehlen wollte, allein da ich ihr meine Hand an das Herz hielt, merkte ich ein heftigeres Pochen. Ihr ängstlicher Zustand schien mir übrigens ein Zusammenziehen der Brust zu verrathen. Zu diesem Kennzeichen gesellten sich bald noch andere. Ihre Gesichtsmuskeln fingen an, sich zusammenzuziehen; die Augen wurden trübe; sie fiel endlich in eine Ohnmacht, gab ihr Mittagessen von sich, ging mehrmal zu Stuhle und befand sich in einer unglaublichen Schwachheit und Beklemmung. Ich wiederholte diese nämliche List mit größerem oder geringerem Erfolge auch bei andern Personen nach Maaß ihres Glaubens oder der Reizbarkeit ihrer Nerven.

Ein berühmter Künstler, welcher der hohen Familie eines unserer Prinzen im Zeichnen Unterricht giebt, spürte seit einigen Tagen ein starkes Kopfweh an der einen Seite und klagte mir solches, da er mir auf der Brücke Pont-royal begegnete. Ich überredete ihn, daß ich in den Geheimnissen des Herrn Mesmer bewandert wäre, machte gewisse Wendungen und Geberden, und befreite ihn zu seiner größten Verwunderung, beinahe in dem nämlichen Augenblicke, von seinen heftigen Kopfschmerzen. Ebenso ging es mir mit einem Hutmacherjungen, der mit dem nämlichen Zustande geplagt war; allein, da dieser gleich anfangs bei meinen Grimassen nichts empfand, so griff ich ihn an den falschen Rippen an und befahl ihm, mich steif anzusehen. Im Augenblicke fühlte er ein Zusammenziehen auf der Brust, das Herz klopfte stärker, er fing an zu gähnen und es wurde ihm sehr schlimm. Er zweifelte nun keinen Augenblick, daß ich über ihn vollkommene Gewalt habe; und in der That, da ich den leidenden Theil mit dem Finger berührte und fragte, ob er etwas empfinde, so gab er mir zur Antwort, daß der Schmerz abwärts gehe. Ich versicherte ihn, daß ich solchen gegen den Arm hinrichten und machen wollte, daß er bei dem Daumen, den ich ihm zu gleicher Zeit stark drückte, herausgehen muß. Er glaubte mir auf mein Wort und seine Schmerzen blieben zwei Stunden lang weg. Nach Verlauf derselben begegnete mir aber leider der Hutmacher wiederum auf der Straße und erzählte mir kläglich, daß sein rasendes Kopfweh wieder zurück gekommen sei. Mir däucht, daß hierin viele Aehnlichkeit mit einem Zahnarzt anzutreffen sei, der

diejenigen, die zu ihm kommen sich einen Zahn ausreißen zu lassen, mit vielen Trostsprüchen nach Hause schickt.

Als ich noch jüngsthin in dem Sprechzimmer eines Klosters in der Gasse Colombier war, fragte mich eine junge Dame F. S. G., ob ich auch ein Schüler des Herrn Mesmer wäre? Ich beantwortete die Frage mit ja und fügte hinzu, daß ich sie durch das Gitter hinein magnetisiren könnte. Ich reichte ihr zu gleicher Zeit den Finger hin; sie entsetzte sich dergestalt, empfand Schmerzen und bat mich aufzuhören, sie zu magnetisiren. Sie war so sehr in Bewegung, daß sie ungezweifelt in Convulsionen gefallen wäre, wenn ich länger würde angehalten haben."

Sigault erzählt, daß er die Macht der Einbildung an sich selbst erfahren habe, denn da man ihn einstmals, um ihn von der Kraft des Magnetismus zu überzeugen, zu magnetisiren sich wirklich anschickte, spürte er in eben dem Augenblicke, als er berührt ward, ein Zusammenziehen auf der Brust und stärkeres Herzklopfen. Nachdem er sich aber wiederum gefaßt hatte, so machten weder Geberden noch die ganze magnetische Behandlung den geringsten Eindruck auf ihn.

Die Commissäre sollten noch drastischere Beweise von der Wirkung der Selbsttäuschung durch ihre eigenen Experimente erzielen. Es handelte sich jetzt, nachdem man nachgewiesen, wie alle die kleineren Symptome recht gut auf die Einbildung zurückgeführt werden könnten, noch darum, auch die größeren, insbesondere aber die Krisen und was damit verbunden war, ebenfalls als Producte desselben Factors zu erweisen.

Nach Mesmers Lehre kann man bekanntlich jeden Gegenstand mit dem magnetischen Fluidum erfüllen, namentlich auch Bäume, wie das ja bereits umständlich auseinandergesetzt worden ist. Jede Person, die sich in der Nähe eines solchen magnetisirten Baumes aufhält, muß mehr oder minder die Einwirkung des Fluidums auf die eigene Individualität verspüren, behaupteten die Magnetisten. Ja, mehr noch, sie versicherten, daß bei sehr reizbaren Nerven sogar Krämpfe eintreten müßten. Deslon wurde von der Commission nun ersucht, eine solche Person zu stellen. Er wählte einen zwölfjährigen Knaben, den man mit nach Passy nahm. Deslon magnetisirte dort in einem Garten einen Aprikosenbaum, während man den Knaben von ihm fernhielt

und bewachte, so daß kein Einverständniß zwischen ihm und Deslon verabredet werden konnte. Dann brachte man den Knaben mit verbundenen Augen herbei, führte ihn nach einander zu vier nicht magnetisirten Bäumen, von denen er jeden 2 Minuten lang umfassen mußte, wie Deslon es angeordnet. Als man nachher den Knaben zum ersten Baume hinführte und nach einer Minute fragte, ob er etwas fühle, antwortete er, daß er stark schwitze. Er hustete zugleich, spie aus und klagte über Kopfweh. Und doch betrug der Abstand dieses Baumes von dem magnetisirten 27 Fuß. Beim zweiten Baume wurde er gleichsam betäubt und behauptete, daß die Kopfschmerzen stärker würden. Dieser Baum war 36 Fuß von dem magnetisirten entfernt. Beim dritten wurde die Betäubung größer, das Kopfweh noch heftiger und er glaubte jetzt sich dem magnetisirten Baume zu nähern, während er in Wirklichkeit 48 Fuß davon entfernt war. Bei dem vierten Baume, der von der Magnetismusquelle nur 24 Fuß abstand, verfiel er in eine Krisis und gerieth außer Fassung; seine Glieder wurden starr und man mußte ihn auf eine Rasenbank tragen, wo ihn Deslon wieder zu sich brachte. — Obwohl diese Versuche bereits hingereicht haben würden, die Macht der Einbildung darzuthun, ließen es die Commissäre dabei dennoch nicht bewenden, sondern bemühten sich, noch weitere Beweise beizubringen. Sie ersuchten jetzt Herrn Deslon, zwei recht reizbare Kranke ihnen zur Verfügung zu stellen, auf die die magnetische Kraft eine besonders kräftige Einwirkung übe. Deslon wählte zwei Frauen aus den untern Ständen, von denen die eine auf dem einen Auge blind war. Man verband dieser die Augen und bildete ihr ein, daß man Deslon zu ihr führe, um sie zu magnetisiren. — Einer von den Commissären stellte die erforderlichen Fragen an sie, die ein Andrer aufschrieb, während ein Dritter die Rolle Deslons übernahm. Sie glaubte also, sie würde magnetisirt. In Wahrheit aber geschah nichts derart. Dennoch stellten sich alsbald Symptome einer Krisis ein. Nach Verlauf von drei Minuten bekam sie Schauer, die durch alle Nerven gingen, dann fühlte sie am Kopfe und am Arme Schmerzen, an den Händen Kitzeln und Jucken, „als wenn Ameisen unter der Haut umherliefen.“ Später wurde sie starr, schlug mit den Händen zusammen; stand von ihrem Sitze auf und stampfte mit den Füßen, daß es im Nebenzimmer zu

hören war. — In einem andern Zimmer stellte man während dessen Versuche mit der zweiten Kranken an, die an einem Nervenübel litt. Man ließ sie vor einer verschlossenen Thüre sich niedersetzen und gab vor, daß hinter derselben Deslon stehe, um sie zu magnetisiren. Sie hatte kaum eine Minute gesessen, als sie schon einen Schauer spürte, gleich darauf bekam sie Zähneklappern und klagte dabei über Hitze, nach der dritten Minute aber schon stellte sich auch bei ihr eine Krisis ein. Sie holte schwer Athem, streckte beide Arme auf den Rücken, verdrehte sie sehr stark und hing mit dem Leibe nach vorne über. Endlich zitterte sie am ganzen Körper und das Zähneklappern wurde so laut, daß man es im Vorzimmer hören konnte, auch biß sie sich so stark in die Hände, daß deutliche Merkmale zurückblieben. Wohlbemerkt hatte man sie weder angerührt, noch ihr die Augen verbunden. Die einzige Vorstellung, daß Deslon jenseits der Thüre auf sie einwirke, hatte alle diese gewaltsamen Symptome hervorgerufen. — Mit der ersterwähnten Frau stellte man übrigens noch andre Versuche an. Da die magnetische Kraft auch vermittelst magnetisirter Schalen oder Tassen von Porzellan, Glas u. dgl. sehr bequem mittheilbar sein sollte, — hatten doch Kranke bei Berührung solcher magnetischer Gefäße sofort heftige Krisen empfunden — so ließ man die Kranke in das Laboratorium des Herrn Lavoisier kommen, wo sich auch Deslon einfand, um nun an ihr bei Anwendung magnetischer Tassen die Wirkung des Magnetismus zu prüfen. — Schon im Vorzimmer verfiel diese Person in eine Krise, noch ehe sie Deslon oder einen der Commissäre gesehen hatte, nur weil sie wußte, Deslon sei dort. — Nachdem die Krisis beseitigt war, hielt man ihr mehrere Tassen von Porzellan vor, die nicht magnetisirt waren. Bei Annäherung der zweiten schon gerieth sie in Aufregung und bei der dritten und vierten verfiel sie in die Krisis. — „Man kann einwenden,“ bemerkt hierbei der Bericht, „daß ihr damaliger Zustand nichts andres als eine Krisis war, die schon im Vorzimmer angefangen und sich dann von selbst erneuert habe; allein als Erwiderung hierauf muß angeführt werden, daß sie, als sie später Wasser begehrte, solches in einer von Deslon selbst magnetisirten Schale erhielt und ganz ruhig trank, ja dabei versicherte, ihr werde nun bedeutend wohler!“ — Wo waren nun die Wirkungen des Magnetismus? — Noch überraschender war

das folgende Beispiel von Idiosynkrasie. Ein Magnetiseur, Jumelin, machte der Commission von einem Mädchen Mittheilung, dem er durch die magnetische Kraft die Sprache benommen haben wollte. — Die Commissäre gingen zu Jumelin und erlangten von der Patientin die Einwilligung, den Versuch bei ihr noch einmal zu machen. Man verband ihr die Augen und gedachte nun ohne Magnetismus die erwünschte Wirkung zu erzielen. Allerdings gab die Person vor, sie fühle das magnetische Fluidum, aber bis zum Verlust der Sprache brachte sie es doch nicht durch ihre bloße Einbildung. — Auch als man sie nun in der That magnetisirte, erzielte man keinen stärkeren Erfolg.

Man nahm ihr nun die Binde ab und magnetisirte sie abermals. Die Wirkungen waren wesentlich kräftiger — aber die Sprache verlor sie dennoch nicht. Sie gab nun selbst an, daß man mit der Hand, mit der man ihre Stirne magnetisirte, von der Nase herabfahren müßte, weil sie sich erinnere, daß sie beim ersten Male ebenfalls in Folge dieser Manipulation die Sprache verloren hätte. Man that es und — in kaum einer Minute war sie stumm!

Man hörte nichts mehr als einen undeutlichen, dumpfen Laut, der sich mühsam über die Zunge zwischen den Lippen herauswand. Der Zustand dauerte aber auch nur eine Minute, dann wich die Krisis.

Man ging nun zur Untersuchung der Wirksamkeit des Fluidums durch Wände über. Mesmer hat für diese Variation der magnetischen Behandlung bei dem ungarischen Magnaten uns mehrere recht augenfällige Proben geliefert. Die Commissäre nun wendeten bei dem folgenden Experimente nicht eine massive Ziegelwand an, sondern eine aus Papier hergestellte. Wenn sich durch ein so dünnes Medium der Magnetismus nicht Bahn zu brechen vermochte, so war solches bei einer festeren Wand sicherlich noch viel weniger möglich. Man ließ also durch ein Zimmer eine spanische Wand ziehen und brachte in derselben eine Thüre an, die nur aus einem Holzrahmen und einem doppelten Papierüberzuge bestand. In der Thürnische ließ man auf einem Stuhle die Kranke, eine mit sehr empfindlichen Nerven ausgestattete Näherin, Platz nehmen. In der andern Abtheilung befand sich ein geschickter Magnetiseur, zugleich Mitglied der Commission, und magne-

tisirte das Mädchen nun durch die geschlossene Thüre hindurch, während einer vollen halben Stunde genau nach Deslons Regeln; sie merkte aber an sich nicht das Mindeste, im Gegentheil, sie versicherte, sie befände sich ausnehmend wohl. Man hatte ihr nämlich nicht gesagt, was hinter der Thüre vorgehe. Um dem Einwande zu begegnen, die Patientin sei an jenem Tage vielleicht für den Magnetismus überhaupt nicht empfänglich gewesen, trat einer der Commissäre nach Beendigung der Procedur in den Theil des Cabinets, in welchem das Mädchen saß und bewog sie, sich magnetisiren zu lassen. Er erhielt die Erlaubniß dazu und begann nun seine Operation just in derselben Distanz wie zuvor durch die Thüre, in einer Entfernung von 1½ Fuß. Nach drei Minuten trat bei der Person bereits eine Beengung der Brust ein, dann Zusammenziehen des Halses und starkes Kopfweh, nebst Schmerzen in den Lenden. Dann fing sie an, sich auf dem Sessel unruhig hin- und herzubewegen, stieß mit den Füßen auf die Erde, drehte die Arme auf den Rücken und krümmte sie wie in einer Krise, die in der That mit allen andern Symptomen hervortrat. Das Alles passirte in 12 Minuten: könnte es einen augenfälligeren Beweis geben, wie unglaublich die Einbildungskraft wirkt? Man suchte nun die Krisis, die man durch die Einbildung hervorgerufen hatte, auf dieselbe Weise wieder zu beseitigen. Der Commissär, welcher die Kranke magnetisirte, sagte daher endlich, daß es Zeit wäre, ein Ende zu machen und reichte ihr also die quer übereinandergelegten Zeigefinger. Man muß hier bemerken, daß er sie auf diese Art, sowie bisher geschehen, nach den geraden Polen magnetisirte, daß also der Zustand, statt aufzuhören, hätte kritischer werden müssen. Es wurde aber Nichts derart bemerkt. Der bloße Vorsatz, die Krisis zu bemeistern, war schon hinlänglich, um solches auch in der That zu bewirken. Die Hitze und das Kopfweh verloren sich. Man verfolgte immer das Uebel von einem Orte zum andern mit dem tröstlichen Zusprechen, daß es gleich gänzlich werde weichen müssen. Auf solche Art verschwand der Schmerz am Halse, nach und nach die Beklemmung der Brust, das Weh in den Seiten und den Armen und endlich nach drei Minuten versicherte die Näherin, daß sie gar nichts mehr fühle und sich jetzt so gut wie vor dem Magnetisiren befinde.

Wir haben uns gewissenhaft an den Bericht der Commission gehalten und an verschiedenen Stellen wörtlich citirt. — Diese Thatsachen, welche von den Commissären festgestellt waren, mußten selbst den enragirtesten Anhänger des Magnetismus wankend machen. Die Commissäre bewiesen außerdem noch durch eine scharfsinnige medicinische Deduction, wie es zu erklären, daß bei den öffentlichen Consultationen so heftige Anfälle und so starke Exaltationen hervortreten könnten, indem sie auf die Einwirkung auf das Nervensystem näher eingingen, welche das Drücken in den Weichen, auf das Zwergfell und die Unterleibsgegend üben müßte, und kamen nun zu dem Schlusse, daß die magnetische Kraft lediglich in der Einbildung beruhe, daß die dadurch hervorgerufenen Krisen höchst gefährlich für die Gesundheit werden könnten, und daß etwa dennoch bewirkte Heilungen auf die Selbsthilfe des natürlichen Organismus zurückzuführen wären.

Zum Beweise übrigens, wie sehr an den Baquets das Beispiel ansteckend wirke, wurde auf folgende analoge Vorgänge verwiesen:

An dem Tage, als vor einigen Jahren (1780) in der Pfarrkirche des H. Rochus mit größter Feierlichkeit die erste Communion gehalten worden, ging man Abends nach dem letzten Segen, wie es sonst gewöhnlich ist, mit einer Procession aus. Kaum kamen die Kinder wiederum auf ihren gewöhnlichen Platz zurück, als einem jungen Mädchen übel wurde und Krämpfungen zustießen. Dieser Zufall griff mit einer solchen Geschwindigkeit um sich, daß in Zeit von einer halben Stunde 50 bis 60 Mädchen von 12 bis 19 Jahren in die nämlichen Zuckungen verfielen, das ist: sie fühlten eine Beklemmung um die Brust, der Magen schwoll an, sie holten schwer Athem, und dieses war mit Schlucksen und mehr oder minder heftigen Krämpfen verbunden. Diese Zufälle kamen während selbiger Woche bei einigen wieder; allein den darauf folgenden Sonntag, als sie bei den Nonnen, bei St. Anna, die nach ihrem Institut die Mädchen zu unterrichten haben, versammelt waren, fielen zwölf davon wiederum in die nämlichen Convulsionen, und ohne Zweifel würden ihnen noch mehrere nachgefolgt sein, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht hätte, jedes Kind zu seinen Eltern auf der Stelle nach Hause zu schicken. Man sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, mehrere Schulen aufzurichten und auf diese Weise die Kinder in kleinere Zahlen abzu-

theilen, wodurch man es in drei Wochen dahin gebracht, daß diese convulsivischen, ansteckenden Zufälle gänzlich vertilgt worden. Mehrere Beispiele hiervon sind bei Hecquet in seinen Naturalisme des Convulsions nachzulesen.

Der überführenden Kraft solcher Argumente gegen die Existenz des Magnetismus, wie sie die königlichen Commissäre zusammengestellt hatten, konnte sich selbst Deslon, der offenbar ein ehrlicher Mann war, nicht verschließen. Er mußte zugeben, daß die Macht des thierischen Magnetismus nichts Andres als eben die Macht der Einbildung sei. Aber er behauptete dennoch, daß diese Macht, die so viele Heilungen bewirkt habe, mindestens ein sehr wohlthätiges Agens für die ärztliche Wissenschaft sei, weil sie künstlich heraufbeschworen der Natur zu Hilfe komme, welches Letztere indessen die Commissäre entschieden in Abrede stellten, da die Gefahren ungleich größer seien als der sich hin und wieder ergebende Nutzen.

Die Commissäre fanden sich bewogen, zu diesem für die Veröffentlichung bestimmten Berichte noch einen Appendix aufzusetzen, den sie dem Könige ebenfalls einreichten. In diesem Anhange wurde auf die sittlichen Gefahren aufmerksam gemacht, welche in dem Treiben der Magnetiseure lägen. Sie brachten dort eine Reihe von Vorfällen zur Kenntniß des Monarchen, durch welche die ganze Sache in ein höchst bedenkliches und verfängliches Licht trat. — Der betreffende Anhang wurde, wie Beuchot, Biogr. univ. Tom. 28. berichtet, später auch gedruckt und von François de Neufchateau unter dem Titel Receuil d'un conservateur mit andren Schriften anonym veröffentlicht. Nunmehr regte sich auch die Königl. medicinische Gesellschaft. Auch sie beschloß, durch eine Commission Untersuchungen anstellen zu lassen und ernannte dazu die Aerzte Poisonnier, Caille, Mauduit und Andry. Der Bericht, den der Verf. leider nicht auftreiben konnte, trägt den Titel Rapport des Commissaires de la Société royale de Médicine, nommés par le Roi pour faire examen du magnétisme animal, imprimé par ordre du Roi à Paris 1784. 4. — Die Resultate, zu welchen diese Commission gelangte, waren von denen der ersten nicht unterschieden. Auch sie zeigten deutlich die Nichtigkeit der ganzen Theorie und die Gefährlichkeit der Ausübung. — Die Regierung sorgte nun dafür, daß das Land über diese Angelegenheit auf-

geklärt würde, und ließ beide Berichte in mehr als zwanzigtausend Exemplaren verbreiten. Sie wirkten auf die dem Magnetismus ergebenen Geister wie ein Hagelschauer auf die keimende Saat. — Mesmer war von jetzt an unmöglich geworden. Zwar erhob er abermals ein großes Geschrei über Deslon, über die Regierung und die Commissäre, zwar protestirte er dagegen, daß der Magnetismus Deslons mit dem seinigen auf eine Linie gestellt werde, aber er richtete doch wenig damit aus. Die Beweise waren zu vernichtend. Seine Anhänger versuchten ihrerseits auch für den Meister eine Lanze zu brechen, indem sie Vertheidigungsschriften vom Stapel ließen, ja Mesmer selbst griff wieder zur Feder, um eine Beschwerde an das Parlament zu richten und um dessen Schutz für seine Entdeckung zu bitten, allein es nützte nichts, der Magnetismus war mit einem Schlage bei allen denkenden Leuten durch jene Berichte zu einer Sache des Spottes geworden — und bekanntlich ist die Lächerlichkeit in Frankreich unbedingt tödtlich.

Wir ersparen dem Leser den zweifelhaften Genuß, von der Petition Mesmers an das Parlament noch genauere Kenntniß zu geben. Das betreffende Aktenstück — wir haben es zur Hand — ist von Anfang bis zu Ende ein wuthschnaubendes, freches Pamphlet gegen die Commissäre, die Regierung und alle Männer der Wissenschaft, insbesondere aber die Aerzte, außerdem auch gegen Deslon, den er nicht einmal als seinen Lehrling anerkennen will und dessen Kenntnisse vom Magnetismus er mit Verachtung als crasse Ignoranz bezeichnet, während er die Arzeneikunst eine tyrannische, schädliche und abergläubische Wissenschaft, die Commissäre parteiisch und die Handlungen der Regierung ungereimt nennt. — Es ist nicht bekannt, daß das Parlament es für würdig erachtete, sich mit dem Schriftstück zu befassen oder wohl gar eine Antwort darauf zu ertheilen.

Mesmer fand es nunmehr gerathen, sich auch von hier aus dem Staube zu machen. — Er begab sich nun nach England, wo er einige Zeit unter angenommenem Namen gelebt haben soll (Beuchot, biogr. univers. tom. 28 p. 416). Auch wird angeführt, er habe das von seinen Subscribenten gezeichnete Honorar eingestrichen, ohne ihnen die noch schuldigen Vorlesungen zu halten. Hinterher aber habe er sie in einer Schmähschrift noch beschuldigt, sie hätten ihm sein Geheimniß entwendet.

Mit dem Weggange Mesmers von Paris ist seine Geschichte, so-weit sie eben zugleich die Geschichte seiner prätendirten Entdeckung bildet, ziemlich zu Ende. — Seine weiteren Schicksale sind nur noch von secundärer Bedeutung, weil er es nicht noch einmal gewagt hat, als Apologet der neuen „Kraft" vor das Publikum zu treten. Die schlimmen Erfahrungen, welche er gemacht, mochten ihn endlich wohl zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß es denn doch nicht gerathen sei, gegen die scharfen Waffen der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes anzukämpfen. Er gab es daher auf, fürder als Begründer eines neuen medicinischen Systems sich Geltung zu verschaffen und zog sich nach der Schweiz in ein stilles Privatleben zurück. — Was von seinen Lebensumständen noch weiter der Erwähnung werth erscheint, soll im folgenden Abschnitte Berücksichtigung finden.

Mesmers Jünger. — Der Magnetismus in Deutschland.

Durch die Feststellungen der Commissäre wurde allerdings dem weiteren Umsichgreifen der neuen Manie in wirksamster Weise entgegengearbeitet. Allein die bereits bestehenden Gesellschaften zur Harmonie (sie leiteten ihren Namen von ihrem Streben her, die Harmonie der Naturkräfte untereinander zu ergründen) wurden davon nicht berührt. Wer einmal sich zum Magnetismus bekehrt hatte, pflegte demselben für immer verfallen zu sein. Während also die übrige Welt sich bald mit Spott von der neuen Modethorheit abwandte, arbeiteten die dreißig magnetischen Clubs unbekümmert um das allgemeine Urtheil flott weiter. — Man muß übrigens nicht glauben, daß sich nach Mesmers Weggange nun Niemand mehr um sie kümmerte. Es war gleich bei ihrem Entstehen Vorsorge getroffen worden, daß sie in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse von der Pariser Muttergesellschaft verblieben. Der Präsident der Letzteren war zugleich auch das Oberhaupt der übrigen Vereine. Ohne seine Zustimmung resp. die der Hauptgesellschaft durfte kein Zweigverein neue Lehrsätze aufstellen. Außerdem fand jährlich eine Generalconferenz statt, in welcher über die Ergebnisse der „Arbeit" Bericht erstattet und gemeinsame, auf den Magnetismus bezügliche Angelegenheiten berathen wurden: genug, die Organisation war eine völlig centralistische, auf eine einheitliche Leitung durch ein gemeinsames Oberhaupt hin berechnet. Durch ihre Secretäre unterhielten die Gesellschaften untereinander und mit der Pariser einen steten Verkehr, während sie durch gemeinsame Jahresbeiträge zur Pariser Hauptkasse von dieser in directer Abhängigkeit erhalten wurden.

Der „Ritus" übrigens, nach dem diese Clubs „arbeiteten", war keineswegs bei allen der nämliche. Allerdings waren allesammt geheime Gesellschaften. Allein einige von ihnen hielten sich an die Lehren Deslons, andre an die Baberins, noch andre an die Jumelins, während Einige dem Marquis v. Puysegur oder dem Chevalier de St. Martin, dem berüchtigten Verfasser des jesuitischen Buches des Erreurs et de la vérité, anhingen. So entstanden also eine Menge von Secten, welche den Magnetismus noch mit andern Zwecken und Lehren verbanden und häufig in das Gebiet der Theosophie und des Mysticismus hinübergriffen. — Hierzu kam noch das Hineintragen maurerischer Sitten, wodurch das ganze Treiben einen mystischen Nimbus erhielt und die Neugier noch mehr als zuvor reizte, zugleich aber noch geeigneter wurde, leichtgläubige Gimpel zu fangen und in den Netzen des Obscurantismus zu verstricken.

Außer Lyon war noch Straßburg ein Hauptsitz der magnetischen Geheimbündelei. Hier hatte nämlich der Marquis von Puysegur eine ganz neue Variation des Magnetismus in Aufnahme gebracht und damit die ganze Sache in eine neue Phase versetzt. Puysegur, der schon in Paris zu den ersten und eifrigsten Schülern Mesmers gehörte, war auch einer der Ersten gewesen, die für die neuen Ideen in Zweigvereinen agitirten, aber auch dabei zugleich seine eigenen Zusätze und Abänderungen einschmuggelte. Puysegur hatte nämlich beobachtet, daß die Kranken, die während des Magnetisirens scheinbar einschliefen, in eine Art von Erstarrung verfielen, in welcher sie nicht eigentlich schliefen, sondern im Gegentheil sich in einem Zustand träumerischen Wachens befanden; in demselben gaben sie auf ihnen vorgelegte Fragen stets richtige und präcise Antworten, zeigten ein empfindlicheres und schärferes Wahrnehmungsvermögen vermittelst der äußeren Sinne und außerdem eine innere Erleuchtung, die sie Dinge und Umstände mit überraschender Genauigkeit und Schärfe erfassen und erkennen ließ, welche dem Erkenntnißvermögen im wachenden Zustande oft völlig entrückt waren. Sie verriethen eine offenkundige Divinationsgabe und ein Hellsehen, das sie in den Stand setzte, nicht nur ihre eigenen Krankheiten und deren richtige Heilmittel zu nennen, sondern auch die Andrer, ja sie gaben auch öfters Aufschlüsse über zukünftige Dinge, sagten die Entwicklungsphasen ihrer Leiden auf

Stunde und Minute voraus und verkündeten überhaupt Dinge, die eine Sehergabe voraussetzten. — Man nannte diesen Zustand Somnambulismus.

Man kann leicht errathen, wie jubelnd alle unklaren und die für den Obscurantismus arbeitenden Köpfe eine solche Entdeckung hinnahmen und wie sie beflissen waren, derselben sofort Publicität zu verschaffen. Welch' herrliche Waffe gab sie ihnen gegen die verschrienen Freigeister und Aufklärer in die Hand, die alles verwarfen, was nicht innerhalb der Sphäre des gesunden Menschenverstandes lag! Da war es ja offenkundig und handgreiflich, daß es auf dieser Erde noch Dinge gäbe, von denen sich die pedantische Schulweisheit der neueren Philosophen Nichts träumen ließ. Da wirkte ja eine übersinnliche Macht Wunder, vor denen der menschliche Geist rathlos dastand, wie ein Pygmäe vor dem Montblanc! Wie vortrefflich ließen sich die begnadeten Somnabulen zu den Zwecken der alleinseligmachenden Kirche verwenden, wie bequem war hier die Gelegenheit, durch ihren Mund der gläubigen Menschheit das was Noth thue kund werden zu lassen und sie zu Werken aufzufordern ad majorem dei gloriam!

Die Leser wissen aus eigener Erfahrung, daß noch heutzutage jene preisliche Entdeckung des sinnreichen Marquis von Puysegur an den verschiedensten Orten unserer civilisirten Welt, namentlich in katholischen Ländern, in der angegebenen Richtung ausgenutzt wird. Bald ist es das benachbarte Oesterreich, bald Frankreich, bald irgend ein Theil unsres deutschen Vaterlandes, wo Somnambulen auftauchen und unter dem Schutze eines gleißnerischen Priesters von der stupiden Menge wie Heilige verehrt und über allerhand mögliche und unmögliche Dinge consultirt werden. Das sind die Früchte jener Saat, die von Straßburg aus Marquis von Puysegur in die Welt streute und die so üppig aufging, daß sie namentlich im folgenden Jahrhundert wie die Wasserpest wucherte und sich bis in die entferntesten Winkel verpflanzte. Eine ungeheure Literatur giebt davon Zeugniß, wie diese Neuerung alle Kreise und Gesellschaftsclassen beschäftigte und wie sie diesseits und jenseits des Oceans später zu einer universellen Modekrankheit sich herausbildete, welche eine Unzahl von Leuten um den Verstand brachte, den — sie nicht hatten!

Bevor wir der weiteren Entwickelung unsres Gegenstandes nach-

gehen, wollen wir hier einige flüchtige Notizen über die Lebensumstände Puysegurs einschalten.

Puysegur stammte aus einem altadligen und bewährten Geschlechte, dessen Name besonders durch den Großvater, der Marschall von Frankreich war, eine historische Bedeutung erlangte. Er war im J. 1752 geboren, also zur Zeit, als der Magnetismus in Frankreich eine Modesache wurde, etwa dreißig Jahre alt. Bereits im Alter von 16 Jahren war Puysegur in die Armee eingetreten, in der er es im Laufe von 15 Jahren bis zum Artillerie-Major brachte. Seine Fähigkeiten scheinen nicht allzu hervorragend gewesen zu sein, denn erst bei der Belagerung von Gibraltar im J. 1786 wurde ihm der Majorsrang ertheilt. Später wurde er Commandeur des Regimentes Straßburg, dann Generalstabsoffizier und Director der Artillerie-Schule von La Fère. Wegen der revolutionären Stürme nahm er im J. 1792 seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück.

Man schildert Puysegur als einen Mann von außerordentlich mildem und gemäßigtem Charakter, allerdings aber auch von nicht eben hervorragender geistiger Bedeutung. Anfangs soll er einige Sympathie mit den revolutionären Ideen gezeigt haben, was sich wohl daraus erklärt, daß er sich von der Regierung nicht genügend anerkannt wähnte, da er während seiner ersten Dienstjahre zu keinem Avancement gelangen konnte. Später jedoch, als er die Leidenschaftlichkeit der Parteien erkannte, die einander im Convente das Regiment zu entreißen strebten, als er sah, wie die Flammen des politischen Fanatismus über dem Staate zusammenzuschlagen drohten, da erfaßte ihn ein tiefer Abscheu gegen das ganze Treiben und er zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, um ganz seinen Studien obzuliegen. — Er scheint ein ziemlich excentrischer Kopf gewesen zu sein, mit einer angeborenen Vorliebe für das Phantastische; wenigstens muß man solches aus seinen mystisch-cabalistischen Studien schließen, denen er seit frühester Jugend ergeben gewesen sein soll. Die mit der exacten mathematischen Wissenschaft so nahe verwandte Artilleriekunde mochte sich allerdings mit einer solchen, dem Uebersinnlichen nachhängenden Geistesrichtung nicht recht vertragen und es erscheint hiernach erklärlich, weshalb Puysegur es lange Zeit zu nichts Rechtem bringen konnte. — Im Jahre 1784 gab er sein erstes größeres Werk über den Somnambulismus

heraus, unter dem Titel: Mémoires pour servir à l'histoire et à l'établissement du magnétisme animal. 3 Bde. — Dasselbe ist für alle Magnetisten und Schwärmer zum Evangelium geworden und hat recht eigentlich dazu beigetragen, dem Somnambulismus seine Verbreitung über ganz Europa zu geben. Puysegur ist seitdem unaufhörlich thätig gewesen, um für seine Entdeckung noch in weiteren Schriften Propaganda zu machen. Eine Menge kleinerer und größerer Broschüren tragen seinen Namen, die dazu bestimmt waren, die Gegner des Magnetismus zu widerlegen und den Letzteren zu Ehren zu bringen, worauf dann später, im J. 1805, zu den Mémoires noch eine mehrbändige Fortsetzung erschien, auf welche im J. 1811 die in 5 Bänden geschriebenen Recherches, expériences et observations physiologiques sur l'homme dans l'état du somnambulisme naturel et du somnambulisme provoqué par l'acte magnétique folgten. — Wer die unermüdliche literarische Thätigkeit des wunderlichen Mannes in ihrer ganzen Umfänglichkeit kennen zu lernen wünscht, findet in Quérard's umfassender Encyklopädie La France litéraire das vollständige Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften über dieses mysteriöse Thema. — Puysegur war entschieden ein höchst origineller Mensch, nicht nur was seine geistige Richtung, sondern auch was seinen Charakter anlangt. — Sein lebhaftes Mitgefühl für Alle, welche von den Revolutionären verfolgt wurden, sein theilnehmender menschenfreundlicher Sinn für fremde Leiden brachten ihn in den Verdacht, mit den Royalisten insgeheim zu sympathisiren und veranlaßten, als man vollends seine Correspondenz mit seinen emigrirten und der Monarchie anhängenden Brüdern entdeckte, seine Verhaftung und zweijährige Internirung in Soissons. Die gegen ihn erhobene Anklage wurde indessen wegen Mangels an Beweismaterial fallen gelassen. — Als er aus seiner Gefangenschaft, die mit ihm Weib und Kind getheilt hatten, in Freiheit gesetzt wurde, begann er sofort wieder seine humanitären Zwecke zu verfolgen, indem er nicht nur die confiscirten und zum öffentlichen Verkauf gestellten Güter seiner Familie in der Licitation erstand, sondern auch zahlreichen Verfolgten auf seinem Landgute Buzanzu Zuflucht gewährte und viele Unglückliche aus seinem beträchtlichen Vermögen unterstützte. — Als später die emigrirten Angehörigen nach Frankreich zurückkehrten, stellte er ihnen ihre Güter unentgeltlich

13*

zurück und sorgte namentlich für seine Eltern in pietätvollster Weise. Ein andrer sehr bezeichnender Zug von außerordentlicher Herzensgüte war der, daß er seinem Schwiegervater, einem sehr bedeutenden Finanzmanne — wenn wir nicht irren, in London — über den plötzlich der Concurs hereinbrach, das von seiner Frau angeheirathete Vermögen in Höhe von 1,200,000 Frs. wieder zurückgab, um ihm aus der Noth zu helfen.

Für seine excentrischen Launen und Sonderlichkeiten liefert übrigens sein Tod den sprechendsten Beweis. Als Karl X., den Puysegur wie einen neuen Heiligen verehrte, nach Rheims kam, um sich krönen zu lassen, war auch Puysegur dorthin gereist und hatte sich an der Promenade, welche der König bei seinem Einzuge in die Stadt passiren mußte, ein ledernes Zelt aufschlagen lassen, wo er, wie ehedem die Kreuzritter, Tag und Nacht auf der bloßen Erde zubrachte, nur in seinen alten Mantel gehüllt, den er schon bei der Belagerung von Gibraltar, also vor vierzig Jahren, getragen hatte. Wie es scheint, wollte er durch diese mittelalterlich-romantische Selbstkasteiung dem Könige eine Reminiscenz an das treu zu seinem Lehnsherrn haltende und sich für denselben opfernde ritterliche Vasallenthum bieten, als dessen letzten Vertreter er sich vielleicht betrachtet zu sehen wünschte, er wollte zeigen, daß die alte Rittertugend und Abhärtung noch nicht ganz aus Frankreich geschwunden sei. Das Bravourstück bekam dem dreiundsiebzigjährigen Greise aber doch nicht so gut, als er erwartet haben mochte. Die Mainächte waren in jenem Jahre (1825) ausnahmsweise rauh und kalt. Puysegur hatte sich in seinem Zelt in Folge dessen eine heftige Erkältung zugezogen, die seinen Tod veranlaßte. Der Gedanke, für seinen König in der Ausübung der edlen Rittertugend sein Leben geopfert zu haben, tröstete ihn noch in seiner letzten Stunde, und ohne Klage schied der sonderbare Kauz von den Seinigen.

Die ziemlich hervorragende sociale Stellung, die Puysegur in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Straßburg einnahm, war wohl mit ein Grund, daß sich der von ihm gestifteten Gesellschaft zur Harmonie sofort eine beträchtliche Anzahl angesehener und wohl im Uebrigen auch verständiger und ehrenwerther Personen anschloß. Hauptsächlich gehörten dazu einige Offiziere der Straßburger Garnison, einige Rentiers und mehrere höhere Beamte. — Allerdings existirte außer der

Puyſegur'ſchen noch eine nach Mesmers Syſtem organiſirte Geſellſchaft daſelbſt, unter Leitung des Dr. Würz, eines Schülers von Mesmer. Da indeſſen die Lehre Mesmers durch die Enthüllungen der Pariſer Commiſſionen ſehr an Vertrauen und Anſehen verloren hatte, ſo vermochte die letztere der erſteren keine Concurrenz zu machen. Eine dritte Geſellſchaft, die ſogar ganz zu theoſophiſchem Myſticismus übergegangen war und die Somnambulen zur Weiſſagung über religiöſe Fragen verwendete, kam ebenſowenig in Betracht, obwohl ſie die durch ihre Clairvoyants erzielten Reſultate ſogar durch den Druck bekannt machte und von allerhand erſtaunlichen und wunderbaren Aufhellungen und Orakeln zu berichten wußte, welche namentlich eine gewiſſe Stamm in Straßburg während der ſomnambuliſchen Ekſtaſe gegeben haben ſollte (vgl. Auszug aus dem Tagebuch einer magnetiſchen Cur. Frankfurt und Leipzig 1787. 8 Bogen in 8.).

Puyſegur bildete nun ſeinerſeits auch wieder eine Anzahl Schüler heran, die theils nach Paris, theils auch nach der Schweiz und nach Deutſchland gingen, um Kranke durch Verſetzung in ſomnambulen Zuſtand zu heilen. Uebrigens reiſten auch nach Mesmers Syſtem prakticirende Emiſſäre umher und ſuchten in Deutſchland Anhang zu gewinnen. Im Ganzen aber blieben ihre Anſtrengungen vorläufig noch ohne nennenswerthe Erfolge.

Erſt durch Lavater, den bekannten Züricher Diakonus und Phyſiognomen, wurde dem Magnetismus und Somnambulismus in Deutſchland die umfängliche und allgemeine Verbreitung geſchaffen, welche ihn auch dort zu einem culturgeſchichtlich bedeutſamen Element gemacht hat. — Lavater, deſſen Teufels- und Wunderglaube, Vorliebe für Phantaſtereien und abergläubiſche Befangenheit im wunderlichſten Contraſte mit ſeiner oſtentativen religiöſen Toleranz und theologiſchen Aufklärung ſtand, der die Exiſtenz von Geiſtern und Geſpenſtern ſowie von übernatürlichen Kräften und Erſcheinungen in faſt allen ſeinen theologiſchen und profanen Schriften mit größtem Ernſte und einer faſt fanatiſchen Leidenſchaft zu behaupten pflegte, der ſich mit allen möglichen Schwindlern und Theoſophen, mit Cabaliſten und Exorciſten in Verbindung ſetzte und den Glauben an ſie zu beſtärken ſuchte, — hatte ſelbſtverſtändlich auch das Aufkommen des Magnetismus nicht unbemerkt gelaſſen, ſondern demſelben vielmehr das lebhafteſte

Interesse entgegengebracht. Wie er mit Gaßner, Schröpfer und Cagliostro Verbindungen unterhielt, so hatte er auch mit Puysegur einen Briefwechsel angefangen und sich von diesem in die neue Wissenschaft einführen lassen. — Als er sich im J. 1785 einige Zeit in Lausanne aufhielt, hatte er Gelegenheit, den Somnambulismus aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Was er dort sah, nahm ihn sofort derartig für denselben ein, daß er von Stunde an ein begeisterter Anhänger dieser neuen Kunst wurde und sich selbst darin unterweisen ließ. — Als er wieder nach Zürich zurückkehrte war das Erste was er that, daß er sofort an seiner eigenen Gattin eine Probe von seiner Fähigkeit machte. Wie dieselbe ausfiel, erfahren wir aus einem Briefe, den er darüber an den hannoverschen Hofarzt Dr. Marcard schrieb und von dem er in Bern, Zürich, Lausanne und andern Städten zahlreiche Abschriften circuliren ließ, so daß die Sache also ziemlich bekannt wurde und in Anbetracht der Autorität, welche Lavater in jenen Städten in nur allzu reichlichem Maße besaß, nothwendigerweise großes Aufsehen machen mußte. Der betreffende Brief lautet wörtlich folgendermaßen:

Lieber Marcard!

Sie mögen nun wollen oder nicht, Sie müssen nun einmal lieb heißen; lieber Marcard, ich dictire einen Brief an Sie, theils um meiner gegenwärtigen Situation willen, theils weil in zweier Zeugen Munde eine Sache besteht. Dr. de Neufville von Frankfurt schreibt diesen Brief und kann nebst dem expreß in die Stadt berufenen Dr. Hotzen Ihnen bezeugen, daß meine von mir magnetisirte Frau in den famosen Zustand des Schlafredens gekommen ist, daß sie in demselben die Methode ihrer Heilung theils freiwillig dictirt, theils auf bestimmte Fragen das Nöthige zur Erläuterung geantwortet. Zehn Tage, sagte sie, soll ich sie Morgens und Abends von Sonntag den 3. September an eine halbe Stunde magnetisiren; am Dienstag soll man ihr 4 bis 5 Blutsauger hinter den Ohren ansetzen, am Donnerstag ihr ein solches und ein Klystier geben, am Freitag müsse sie einen Kräuterthee nehmen; wenn dieses nicht hinlänglich sei, so müsse sie noch ein (ihr und uns bekanntes) Theepulver gebrauchen, — aber beileibe nichts anderes. Vierzehn Tage nach ihrer ersten Reinigung müsse sie zur Ader lassen, alle Wochen zweimal, Dienstag und Freitag, magnetisirt

werden, oft bis an den Hals hinauf baden in beinah kaltem Wasser, das Haar auf dem Kopfe müsse ihr abgeschnitten werden und sie müsse sich täglich vor Schlafengehen mit kaltem Wasser Kopf, Bauch und Rücken waschen. Vierzehn Tage lang vom künftigen Dienstag (den 13.) an müsse sie Schwalbacher Wasser mit Milch, täglich vier Gläser voll, trinken. Sie müsse wenig Fleisch und mehr Gemüse essen, das Wasser müsse ihr magnetisirt werden und über dem Mittagessen werde ihr ein Spitzgläschen alten guten Weins, aber er müsse nicht süß sein, wohl bekommen; täglich müsse sie beim Dejeuniren, auch des Abends zwei Theelöffel voll Milchzucker nehmen und das alles werde ihr zur möglichsten Gesundheit helfen. Völlig gesund und beschwerdelos werde sie nie werden, aber so, daß sie gar wohl zufrieden sein könne. In drei Wochen werde sie ganz gesund ausgehen und dieses Jahr keine Hauptkrankheit mehr haben.

Das alles sagte sie zu wiederholten Malen vor mehren Zeugen in tiefstem Schlafe, dessen Länge sie immer genau bestimmte. Sie wußte wer im Zimmer und Vorzimmer war, wofern sie nämlich die Personen sonst gekannt hatte. Sie kannte durch das bloße Gefühl alle ihr auf die Hand oder zwischen die Finger gelegten, ihr sonst bekannten Handschriften; waren sie von einem Unbekannten, so sagte sie's, waren sie französisch, desgleichen. Ich legte ihr unter die Fingerbeeren ein Blatt des griechischen Testaments; „das ist nicht deutsch, nicht latein, es wird griechisch oder hebräisch sein, das ist für dich, nicht für mich."

Für verschiedene andre Kranke, über die wir sie consultirten, gab sie uns die bestimmtesten und vernünftigsten Räthe, die nur von einem wachenden, äußerst besonnenen Menschen erwartet werden können, und deren Erfolge nun über die Wahrheit ihrer Divination entscheiden werden.

Sie sagte von einer gewissen Person, sie werde durch die Magnetisirung in Schlaf, aber nicht zum Sprechen kommen. Beides erfolgte.

Wider den Keuchhusten der Kinder schlug sie mit den Worten: lachet oder lachet nicht! Milchzucker des Morgens und Magnetisirung auf den Nabel vor.

Ich übergehe, mein Lieber, manche andre Divinationen, Aeuße-

rungen, Räthe, Urtheile, Sentiments, Gebete, Herzensleerungen, die wir in diesem exaltirten Zustand von ihr vernahmen, die alle aufgezeichnet sind und die die Zeit bestimmen muß. Alles ist wörtlich aufgeschrieben worden; auf die Wahrheit dessen, was ich Ihnen schreibe und was sonst verzeichnet wurde, können Sie Sich wie auf Gottes Wort verlassen.

Ich mache nun weiter keine Anwendung. Was ist, ist wahr; was wahr ist, ist annehmungswerth. Philosophie und Wahrheitsliebe ist eins. Ich sage nun nichts mehr, Männer wie Tissot, Zimmermann, Marcard sollen untersuchen, wenn es möglich wäre, daß sie in das Zeugniß Lavaters und dreier gegenwärtigen Aerzte ein Mißtrauen setzten.

Mein Zweck ist erreicht, wenn meine Frau den möglichsten Grad der Gesundheit erreicht, und die Absicht dieses Schreibens, wenn Sie auch nur einen Moment im Innersten Ihrer Seele nun fühlen: daß es Facta giebt, vor denen die Weltweisheit den Finger auf den Mund legen muß.

Leben Sie wohl, lieber Marcard! und lieben mich — nicht zu viel.

Zürich den 10. Sept. 1785 Joh. Caspar Lavater.
Morg. um 10 Uhr.

Antwortschreiben des Herrn Hofmedikus Marcard aus Hannover an den Herrn Pfarrer Lavater in Zürich:

Der merkwürdige Brief, mein lieber und sehr verehrter Lavater, den Sie unterm 10. Septbr. an mich richteten, hat ein sonderbares Schicksal gehabt. In der Schweiz bin ich beinahe einer von den letzten gewesen, in dessen Hände er kam. Am Tage vor meiner Abreise aus Bern erfuhr ich zwar schon, durch eine von Ihnen dahin geschickte Abschrift desselben, daß ein solcher Brief vorhanden sei und begierig gelesen werde. Weil aber in der Ueberschrift dieser Copie der Name verschrieben war und an einen Herrn Manard in Lausanne lautete, so konnte ich kaum muthmaßen, der Brief sei an mich; worauf mich sonst meine Ihnen in Zürich geäußerten Zweifel an die Existenz eines thierischen Magnetismus hätten leiten können. Ich erhielt endlich diesen Brief verschiedene Tage nach meiner verspäteten Ankunft in Lausanne aus den Händen des jüngern Herrn Spalding und daher erfolgte meine Antwort so spät.

Ich will Ihnen, vortrefflicher Mann, meine Gedanken über den auffallenden Inhalt desselben sagen, so gut ich's jetzt kann. Wenn Sie mich auch nicht auf Ihrem Wege finden, so sollen Sie doch hoffentlich nicht unzufrieden mit mir sein.

Ihre Facta zu leugnen, Ihnen und den drei gegenwärtig gewesenen vortrefflichen und einsichtsvollen Aerzten nicht glauben zu wollen, was Sie sagen, hörten und beobachteten — wenn ich auch annehme, daß Sie alle schon vor diesen Begebenheiten dem Magnetismus geneigt waren — das sei ferne! Aber in den Schlüssen, die ich aus dem ziehe, was Sie erfuhren, werde ich mich nicht übereilen.

Sehe ich den Magnetismus nur an als ein Arzneimittel, so gebietet mir die Kenntniß der Arzneiwissenschaft und ihre Geschichte große Behutsamkeit. Wie oft erlebte ich nicht, daß gute und glaubwürdige Aerzte die größten Wirkungen von gewissen Mitteln rühmten und wiederholt erfahren zu haben glaubten, die sich in der Folge nicht bestätigten. Muß man aber schon so vorsichtig sein in Sachen, die gar nicht außerhalb dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sind, wie viel mehr ist dazu Grund, wenn die Rede von Begebenheiten ist, die allem widersprechen, was wir bisher von gewissen Kräften wissen?

Seit vielen tausend Jahren haben sich so viele Milliarden von Menschen auf so unendlich mannigfaltige Weise befühlt, betastet, bestrichen, berührt und begriffen, und es entstand daraus nie eine andere Wirkung, als was wir etwa Alle erfahren haben und kennen. Sehr schwer muß es daher eingehn, zu glauben: eine größere Wirkung daraus sei möglich, und man habe in diesem Jahre eine Weise, den Körper mit den Händen zu streichen erfunden, die von erstaunlichen und unerhörten Folgen sei.

Alles was man zur Begreiflichmachung solcher Dinge von gewissen Ausflüssen des Menschen sagt, die so wirken sollen, ist unerwiesen, und die Beispiele von Menschen, die durch Auflegen der Hände Krankheiten heilten (durch sogenanntes Segnen), beweisen viel zu wenig, um eine so schlechte Theorie zu begründen. Wirkt auch unter gewissen Umständen der Dunstkreis des einen Menschen etwas auf den andern, so ist es sehr wenig, und vielleicht ist dieses Wenige noch bloße Elektricität, die sich mittheilt und die bei einigen Menschen sehr stark

werden kann (wie ich aus Exempeln weiß), ohne daß daraus eine beträchtliche Wirkung entstünde.

Durch solche Begriffe vorbereitet, können mir die außerordentlichen und unerhörten Wirkungen, die man jetzt von dem Streichen mit der Hand rühmt, nicht anders als höchst befremdlich und verdächtig sein. Das Wenigste, was man unter solchen Umständen thun kann, ist: sein Urtheil aufschieben und warten, bis viele ganz evidente Beispiele alle Zweifel heben. Bei einer Sache, die so gründlich ausgemacht werden kann wie diese, die nicht wie historische Facta nur einmal, so zu sagen nur einen Augenblick wahr sind, sondern die man so oft wahr machen kann als man will, verliert man gar nichts, wenn man mit seiner Entscheidung zögert, vielmehr wäre es Leichtsinn, sich zu frühe zu überzeugen. Je unwahrscheinlicher ein Ding ist, je mehr es von der gewohnten Ordnung und dem Laufe abgeht, desto stärker und schärfer muß seine Wahrheit bewiesen werden; das ist ein Gesetz, nicht der Philosophen, sondern der Vernunft, dem jeder Mensch täglich in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens folgt. Sie sehen nun leicht, mein verehrter Freund, was ich will. Ich gebe Ihnen alle Phänomene zu, die Sie an Ihrer Gattin bemerkt haben, aber zweifeln werde ich vor der Hand noch, ob sie wirklich die F o l g e der an ihr vorgenommenen Manipulation waren, die man mit dem nicht recht paßlichen Namen Magnetisation benennt. In einem exaltirten Zustande war Ihre Frau Gemahlin. Ein exaltirter Zustand der menschlichen Seele bei Krankheiten ist nicht selten. Prosaische Menschen machten in Krankheiten Verse bei Tausenden, andere hielten Reden und sagten Dinge, von denen Niemand vermuthete, sie lägen in ihnen, andere zeigten Kenntniß von Sprachen, die sie nur in ihrer Kindheit gehört, kaum gelernt hatten. In allen solchen Fällen wachten nur Vorstellungen auf, die ehemals schon in der Seele waren und die wirklich zu wichtigen und tröstlichen Betrachtungen über Gedächtniß, Vergessenheit und einige andere Dinge Stoff geben können.

Sollten nun Mittel vorhanden sein, den Menschen durch Kunst in einen solchen widernatürlichen Zustand zu versetzen? Sollte dieses Mittel die Magnetisation sein? — Die Zeit wird es lehren. Aber die Magnetisation soll Dinge im Menschen hervorbringen, die, soviel wir wissen, nicht im Menschen liegen, soll einen Divinationsgeist

erwecken. Hier stehe ich still. Unter solchen Umständen, so wie bei vielen andern ist es rathsam, sich in Gedanken einige Jahre weiter hinaus zu versetzen, und indem man sich erinnert, wie man etwa über gewisse ähnliche Dinge aus der Vorzeit denkt, zu fragen, wie wird dieses nach soviel Jahren aussehen. Bisher, dünkt mich, kann ich den Zustand Ihrer Frau Gemahlin aus lauter bekannten Ursachen und Kräften erklären. Sie wußte, was man für Wirkungen von der Magnetisation vorgiebt, und glaubte daran. Durch die etliche Wochen lang an ihr vorgenommenen Operationen ward endlich ihre Einbildungskraft in den höchsten Flug gebracht und daraus konnte leicht entstehn, was Sie sahen, zumal bei einer Art von Nervenkrankheit, wo der Kopf durch Schmerzen heftig leidet. Ihre Vorhersagungen in Absicht auf ihre eigne Gesundheit werden ohne Zweifel alle eintreffen, weil bei allen Nervenkrankheiten alles möglich ist und geschieht, was man fest glaubt. Sie haben daher auf jeden Fall etwas Großes und Wichtiges gethan, wenn Sie sich der Einbildungskraft mit solcher Gewalt bemeisterten, daß sie ihre großen Kräfte zu so nützlichen Endzwecken hergeben mußte. Von den andern Dingen, die sie vorhersagte, wird einiges wahr werden, anderes nicht, wie es immer geschieht, wenn man über viele Dinge die Zukunft erräth. Wegen der Kenntniß der Schriften durch bloßes Gefühl bin ich in einigem Zweifel. Bei Blinden wird zwar das Gefühl bis zu einem solchen Grade fein, aber nie bei Sehenden. Sollte sich nicht etwa in dem ekstatischen Halbschlummer, ohne daß die Umstehenden es bemerkten, oder sie selbst es wußte, zuweilen ein Auge geöffnet haben? Ein einziger kleiner Blick (und wie leicht ist der möglich) vermag in einem solchen gespannten Zustande alles. Bis jetzt sage ich, sehe ich alle in Ihrem Briefe beschriebenen nach der Magnetisation erfolgten Erscheinungen für bloße Wirkungen der in Aufruhr gebrachten und auf einen Punkt geleiteten Imagination an, nicht für physische Folgen des Magnetismus. Wer weiß, was Einbildungskraft ist und was sie wirkt, den wird dieses nicht wundern, sie hat schon erstaunlichere Dinge hervorgebracht als diese. Aber ich will mich gern bequemen, an physische Folgen des Magnetismus, an Krisiaken und künstlichen Somnambulismus zu glauben, sobald an jeder Person, die ich oder Jeder, der hierüber so denkt wie ich, Ihnen oder dem Herrn v. Puysegur oder

wem Sie wollen, bringt, eine gleiche Wirkung entsteht. Dieses ist kurz mein Glaubensbekenntniß in Ansehung des thierischen Magnetismus der neuen Art, denn daß der alte Mesmerische Magnetismus sowie seine ganze Theorie und die ganze Geschichte des Baquets aus der Luft gegriffene Dinge, bloße Charlatanerie und Staub für die Augen der Einfältigen, versteht sich von selbst. Ich habe das Vergnügen, mich hier zu überzeugen, daß Herr Tissot, dem doch Alles bekannt ist, was man jetzt über diese Dinge weiß, nicht verschieden von mir denkt. Auch wollte ich kühnlich behaupten, ich sei nicht weit von der Meinung des Herrn Zimmermanns über diesen Punkt entfernt, und das wären denn doch die beiden großen Aerzte unsrer Zeit, die Sie selbst auszeichnen. Sie nennen die Weltweisheit am Ende Ihres Briefes. Ich glaube, über diesen Punkt werden wir uns leicht vereinigen. Die ganze Schulphilosophie war niemals mein Idol. Das Seiltanzen der Vernunft, sowie das Seiltanzen auf dem Markte fördert zwar zum Besten der Welt nicht viel; doch laßt immer die Köpfe und Füße derer wirksam sein, deren Hände, weil sie zum Ackerbau überflüssig sind, aus langer Weile sich Geschicklichkeit erwerben möchten, ihren Nächsten des Geldbeutels zu berauben. Ehrwürdig aber ist die Philosophie des vernünftigen Mannes. Alle Dinge in dieser Welt aus dem Gesichtspunkt eines vernünftigen, weder von Aberglauben und Vorurtheilen noch von Schulweisheit verwirrten, blos durch das Leben in der Welt gebildeten Mannes anzusehen — (ich möchte sagen eines Mannes, so wie er zuweilen hinter dem Pfluge hergeht, aber öfter in Cabinetten sitzt) das war immer mein Wunsch und mein Bestreben. Das ist nicht die Ueberphilosophie, die keine Wahrscheinlichkeit gelten läßt, die so fein untersucht, bis man vor Subtilität nichts mehr glaubt, aber auch nicht die Unphilosophie, die auf jeden Schein hin alles annimmt, was eben in ihren Kram paßt.

Diese Art von Weltweisheit, die einzig wahre wie mich dünkt, legt zwar vor Factis oft den Finger auf den Mund, aber durch Erfahrung gewarnt, wird sie sich auch wohl hüten vor zu eiliger Ueberzeugung. Zumal wird sie sich davor hüten in unsern Tagen. Eine unbändige Leichtgläubigkeit gehört zu den ärgsten und schädlichsten Frivolitäten unsrer Zeit und nirgends herrscht diese ärger als wo alle Frivolitäten am besten gedeihen: unter den Vornehmeren, die sonst

Cultur genug haben könnten, um gegen diese Schwachheit verwahrt zu sein. Sie wollen nicht dagegen verwahrt sein. Es sei die Folge der Langenweile, welche der lange Frieden über diese Classe von Menschen verbreitet, die die Künste des Friedens nicht häufig übt; oder es sei die Begierde, mit dem kleinsten Aufwande von Kräften und von Anstrengung am stärksten beschäftigt und erschüttert zu sein; genug, es ist wahr, daß man unter der ersten Classe von Menschen in Deutschland und in Frankreich die Köpfe voll von den tollsten Dingen hat. Die Absichten gewisser Menschen, deren Interesse darunter befördert werden mag, daß solche Dinge im Schwange gehen, sind über alle Erwartungen erfüllt worden. In Deutschland treibt man alle von allen Vernünftigen seit langer Zeit verlachten übernatürlichen Künste und sogenannten höheren Wissenschaften, das heißt man citirt Geister, macht Gold, Universaltinctur, den Stein der Weisen, zaubert den Mond herab, reißt die Welt aus ihrer Achse — greift nach Schatten in der Luft; und ob man gleich Schröpfer, Saint-Germain und andere jetzt für Betrüger gelten läßt, glaubt man doch steif und fest an die Wahrheit ihrer Künste. Freilich hat noch Niemand einen Grashalm aus der Stelle gebracht, ohne auf die gewöhnliche Weise; aber man glaubt immer nahe dabei zu sein. Mit Wehmuth sieht man doch immer solche Raserei unter vielen sonst guten und nur auf diesem Fleck thörichten Menschen. Aber dieser Verfall meines Vaterlandes würde mich noch mehr betrüben, wenn wir nicht sähen, daß es in Frankreich beinah noch ärger hergehe. Viele tausend Menschen in Paris glauben fest was der Cardinal von Rohan auch glaubte: daß Cagliostro ihn kurz vor seiner Haft wirklich mit Heinrich IV. und andern berühmten Todten zu Abend essen und die Nacht in den Armen der Königin Cleopatra hinbringen lasse.*) Was sagt wohl zu solchen Dingen die Weltweisheit des vernünftigen Mannes? Wird sie sich hinreißen lassen von dem Strome, von der frivolen Leichtgläubigkeit der Zeit und von dem Ansehen der Vornehmen und Großen? Mich dünkt, ich höre sie ausrufen: „das ist des Unsinnes zu viel!“ Und zu

---

*) Ist nicht begründet gewesen. Diese sich sehr häufig in zeitgenössischen Schriften vorfindende Angabe stammt aus einer ganz unzuverlässigen und mit vielen Abenteuerlichkeiten ausstaffirten französischen Sensationsbroschüre. Anm. d. Verf.

Jedem, der einen besseren Funken in sich fühlte, höre ich sie sagen: „nehmt in Eure Hand, was sie zu führen gewohnt ist: Lavater den Palmzweig, ein andrer die Stachelpeitsche, und bändigt oder besänftigt damit das rasende Volk. Niemand aber thue Etwas, auch nicht das Geringste, um diesen Unfug zu befördern, oder er sei des Unwillens der Zeitgenossen und der Mißbilligung der Nachwelt gewiß!"

Hier haben Sie, mein Freund, meine Antwort auf Ihren Brief, so gut meine jetzige Lage auf einer Reise sie zuläßt. Ich wünsche sehr, daß Sie damit zufrieden sein mögen; ich wünsche es sehr, denn Sie sind mir herzlich lieb. Wie verschieden wir auch über einige Punkte denken mögen, so erfreulich ist mir Ihre Bekanntschaft und so äußerst angenehm jede Viertelstunde gewesen, die Sie mir haben schenken wollen. Ohngeachtet alles Guten, was mir immer unser Zimmermann von Ihnen sagte, so kam ich doch nicht ohne Vorurtheil gegen Sie nach Zürich. Aber seitdem ich Sie zum ersten Male sah, da Sie mir an Ihrer Kirchhofsmauer begegneten, ohne mich zu kennen, seitdem ich Ihren ersten, mir unendlich angenehmen Blick empfing — seit dem Augenblicke und noch mehr seitdem ich Ihres näheren Umganges genoß, liebe ich Sie wahrlich und seitdem werde ich mich immer sehnen, Sie wiederzusehen. Leben Sie wohl, lieber Lavater, und bleiben mir freundschaftlich gewogen.

Lausanne, 27. Septbr. 1785. H. Marcard.

Wir haben aus mehrfachen Gründen die Antwort Marcards in ihrer ganzen Ausführlichkeit mittheilen zu müssen geglaubt. Zunächst, weil sie zeigt, welche gegründete Einwendungen sich gegen alle solche äußerlich unanfechtbar scheinende Berichte von Leuten machen lassen, die mit der wünschenswerthen Sachkenntniß auch die genügende Schärfe der Auffassung und des Urtheils verbinden; dann aber auch, weil der in Rede stehende Brief einen recht hellen Reflex auf die Zeitlage wirft und diejenigen Bemerkungen vollständig bestätigt, die von uns an früheren Stellen über das gleiche Thema gemacht wurden; endlich aber — und das ist vielleicht der am schwersten wiegende Grund — um ein recht augenfälliges Beispiel für die merkwürdige Erscheinung zu bieten, daß dem Magnetismus gerade aus den Reihen seiner Gegner späterhin die eifrigsten Vertheidiger erstanden. — Wer möchte es nach dieser so scharfen Verurtheilung, nach dieser so nüchtern zersetzenden

Kritik aller damit in Verbindung stehenden Verhältnisse für möglich hälten, daß dieser selbige Mann, an dessen geistiger Schärfe wir uns erfreut haben, dreißig Jahre später in einen gläubigen Apologeten des Somnambulismus in seiner crassesten Form verwandelt in die Oeffentlichkeit tritt und so seine Vergangenheit vollständig desavouirt? — Was Marcard widerfuhr, wiederholte sich aber noch an hundert andern Berufsgenossen, und so dürfen wir uns denn nicht wundern, daß später angesehene Aerzte wie Hufeland, Gmelin, Ennemoser und eine Reihe andrer auf dieselben Abwege geriethen. Es lag in der That in der neuen Theorie etwas Magisch-Magnetisches, was gerade die ihr entgegengesetzten Elemente heranzog und diejenigen am stärksten fesselte, die zuvor am lautesten negirt hatten: eine durchaus normale Erscheinung. Das Renegatenthum hat zu jeder Zeit und in allen Lebensverhältnissen die meiste Leidenschaftlichkeit und Parteiwuth bewiesen. — Immer aber bleibt es eine betrübende Erfahrung, wenn man Leute von bedeutenden geistigen Eigenschaften später sich selbst ein Mißtrauensvotum ertheilen und die eigenen Anschauungen verläugnen sieht. — Marcard wurde indessen wohl durch sein Alter entschuldigt, denn als diese Wandlung mit ihm vorging, war er ein Greis von nahezu achtzig Jahren.

Lavater ließ sich durch die äußerst verständigen Gegenvorstellungen Marcards selbstredend von seiner einmal gefaßten Meinung nicht abbringen. Dazu war er ein zu heftiger Fanatiker und ein zu eigensinniger Starrkopf. Wo sich ein Magnetiseur in seiner Nähe blicken ließ, da mußte er hin, um sich durch den Augenschein von den wunderthätigen Wirkungen des Somnambulismus zu überführen, und dazu ward ihm, da die Agenten Mesmers und namentlich Puysegurs in Schaaren die Schweiz durchzogen, recht häufig Gelegenheit.

Eben in dieser Zeit erhielt Lavater einen Ruf an die Stadtkirche zu Bremen. Allerdings lehnte er denselben ab, allein er konnte es doch nicht unterlassen, seinen Bremer Freunden für das ihm gemachte Anerbieten persönlich seinen Dank abzustatten und er reiste daher selbst dorthin, um dieselben zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wurde er auch mit den Doctoren Wienholt und Olbers bekannt und hörte u. A. von diesen, daß sie ein junges Mädchen aus guter Familie und von guter Erziehung in der Behandlung hätten, bei welchem alle ärzt-

liche Kunst vergebens sei, da sie an Krämpfen leide, gegen welche noch bisher kein Mittel sich wirksam erwiesen habe.

Lavater wär sogleich mit seinem Magnetismus bei der Hand und ließ sich die junge Dame vorstellen. Da er der Ansicht war, sie könne durch Manipulation geheilt werden, zeigte er Wienholt die neue Methode und empfahl ihm deren Anwendung bei seiner Patientin.

Wienholt war dazu sogleich bereit und ersuchte seine Collegen Olbers und Bicker um deren Assistenz. Olbers sollte das Protokoll über die Fortschritte der Kur führen, Bicker den unparteiischen Beobachter spielen. Sechs Wochen lang magnetisirte man vergebens, endlich in der siebenten begannen sich Symptome zu zeigen, welche auf eine Wirksamkeit des Magnetismus schließen ließen. Dann traten Convulsionen und Verzückungen ein und später der sogenannte magnetische Schlaf, in welchem die Kranke ganz genau ihren Zustand darlegte und sich selbst die nöthigen Heilmittel vorschrieb. — Diese Apoplexie stellte sich von jetzt an in kürzeren Zwischenräumen ein und führte angeblich eine entschiedene Besserung in dem Leiden der jungen Dame herbei. So wenigstens berichtet Dr. Bicker in zwei im hannoverschen Magazine von 1787 abgedruckten Briefen an Prof. Baldinger in Marburg. — Baldinger antwortete darauf indirect in der Berliner Monatsschrift von Gedicke und Biester im Jahrgang 1787 (Bd. I.) und bezeichnete die ganze Geschichte als hirnverbrannten Unsinn: ein Urtheil, das aus dem Munde einer Capacität von nicht geringer Bedeutung für die Sache war und gewaltiges Aergerniß unter den Bremer Magnetisten erregte. Das Aergerniß wuchs indessen noch durch einige andre Artikel der genannten Zeitschrift, in welcher bewiesen wurde, daß vieles Verdächtige bei der Affaire vorgekommen sei; so namentlich, daß eine unparteiische Prüfung des angeblichen Sehvermögens der Kranken bei festgeschlossenen Augen im Beisein von Zeugen, wie sie von Dr. Dunz vorgeschlagen wurde, abgelehnt worden sei, daß ferner mehrere Unrichtigkeiten in den sogenannten Voraussagungen der Dame nachweislich seien, daß endlich einige kleine Verlegenheiten, die man ihr bereitete, das höchste Mißtrauen gegen ihre Ehrlichkeit regen müßten und daß eine viermonatliche Kur noch immer keine Befreiung von der Krankheit erwirken gekonnt.

Es würde zu sehr ins Detail führen, wenn wir alle jene Um-

stände angeben wollten, auf die sich das obige Resumé stützte. Der unbefangene Leser wird, wenn er sich die Mühe nimmt, die betr. Artikel in dem angegebenen Jahrgange der Berliner Monatsschrift selbst nachzulesen, schwerlich einen Augenblick zweifeln, daß bei der magnetischen Procedur ebensoviel Selbsttäuschung und künstliche Erregung der Nerven als Unehrlichkeit mitspielte. Hatte man doch die junge, sehr reizbare und jedenfalls auch etwas eitle Dame durch Lecture aufregender magnetischer Schriften gewissermaßen geistig dressirt, damit auch ihre Einbildungskraft dieselben Wirkungen an ihr hervorbringen möchte, die bei Andern zuvor eingetreten waren, und hatte man doch ihre Phantasie auch noch durch mündliche Mittheilungen, namentlich durch Vorherverkündigung jenes Zustandes, der bei ihr in Folge des Magnetisirens eintreten würde, recht geflissentlich in Aufruhr zu bringen gesucht! Unter solchen Umständen war es nicht allzu verwunderlich, daß der Erfolg den Erwartungen entsprach.

Trotzdem die Betheiligten über die ganze Sache mit ängstlicher Sorgfalt den Schleier des Geheimnisses zu breiten strebten, wurde das Meiste dennoch offenkundig und erregte großes Aufsehen, welches soweit ging, daß selbst die Geistlichen von der Kanzel herab den Lavater'schen Magnetismus — so nannte man in Bremen jene Proceduren — in ihren Predigten kritisirten. Lavater genoß in Bremen eines außergewöhnlichen Ansehens, das bereits an eine begeisterte Verehrung grenzte. Es war daher ganz natürlich, daß die Geistlichen, die der Mehrheit nach seiner Richtung huldigten, die von dem verehrten Amtsbruder importirte Erfindung ungemein anpriesen. Nur ein Einziger, der gesinnungstüchtige und aufgeklärte Pfarrer Nicolai wagte es, in mannhaften Worten gegen den Unfug aufzutreten, wofür er aber von allen Seiten Anfeindungen und Angriffe in der Tagespresse, ja sogar Pasquille und Schmähschriften einerntete.

Die ganze Angelegenheit artete in einen sehr erbitterten Zeitungskampf aus, als Nicolai gegen das magnetische Treiben in einem öffentlichen Sendschreiben auftrat, welches eine sehr gehässige Erwiderung Wienholts zur Folge hatte, in der dieser sich nicht auf eine sachliche Widerlegung einließ, sondern sich nur in Schmähungen und Verdächtigungen seines anonymen Gegners erging. Nicolai trat hierauf mit einer unter seinem Namen veröffentlichten Replik hervor, in welcher

er Wienholts Gebahren derart beleuchtete, daß dadurch das ganze magnetische Unwesen an den Tag kam und viele Anhänger desselben wieder abtrünnig wurden, trotzdem Wienholt später in einem eingehenden Berichte über seine Kuren und deren Resultate sich zu rechtfertigen suchte. — Die Thatsache, daß die Manipulationen an seinen Kranken nur einen temporären Erfolg hatten, daß ferner das Divinationsvermögen derselben einerseits auf Betrug, andererseits auf Zufall zurückzuführen sei und daß überdies eine Menge von bedeutsamen Voraussagen gar nicht zutraf, konnte auch durch Wienholts Rechtfertigungsversuche nicht erschüttert werden, und so war es denn ganz naturgemäß, daß sich der Schwindel, welcher die Geister in Bremen mit der Einführung des Magnetismus befallen, alsbald wieder legte und die Sache ziemlich schnell wieder in Vergessenheit gerieth, wenigstens im großen Publikum. — Die zu einer Gesellschaft zusammengetretenen Anhänger des Magnetismus setzten ihre Versuche damit wohl im Geheimen an ihren Adepten fort, schickten auch eine Anzahl Emissäre nach der Umgegend und sogar bis nach Ostfriesland — allein es gelang ihnen doch nicht, neue Etappen zu bilden, zumal in Hamburg und Altona, wo von London herübergekommene Agenten des Magnetismus ihre Künste geltend zu machen bemüht waren, nach kurzer Zeit von Seiten der Behörde die weitere Anwendung des Magnetismus kurz und rundweg untersagt worden war, was nicht verfehlen konnte, auch andre Kreise mit Verdacht gegen diese Sache zu erfüllen.

Einen sehr fruchtbaren Boden fand indessen diese Thorheit in Baden und Würtemberg. Im erstgenannten Staate hatte der Herzog selbst die Ausbreitung dadurch begünstigt, daß er persönlich sich nicht nur dem Magnetismus sehr geneigt zeigte, sondern selbst für denselben thätig war, indem er ihn wissenschaftlich anerkennen ließ. Allerdings protestirten die Aerzte dagegen sehr laut, indessen wurde dadurch in der Sache nichts geändert, da der Hauptapostel des Magnetismus, Geh. Hofrath und Professor Böckmann, nicht nur zahlreiche Kranke in einer eigens dazu hergestellten magnetischen Klinik behandeln, sondern auch eine Zeitschrift herausgeben durfte, in welcher er alles, was auf den Magnetismus und Somnambulismus Bezug hatte, zur Kenntniß des Publikums und der Aerzte brachte — natürlich

nur insoweit als es demselben zum Vortheil gereichte. Aehnlich machte es der bekannte Arzt Gmelin in Heilbronn. — Auch in andern Theilen Deutschlands schaffte sich der Magnetismus auf einige Zeit Eingang. Im Ganzen aber blieb er doch nur auf das ärztliche Publikum beschränkt, da es ihm damals noch nicht gelang, die Oeffentlichkeit so sehr in Anspruch zu nehmen, um zur Modesache zu werden. Erst dem folgenden Jahrhundert war es vorbehalten, auch hierin Frankreich nachzueifern und in Deutschland eine Sache wieder zu beleben, die dort bereits längst abgethan und unter das Modegerümpel geworfen war. Aber auch in den dem Magnetismus günstigsten Zeiten ist man niemals so weit gegangen, demselben in wohlorganisirten Associationen eine systematisch geleitete Propaganda zu machen. Es gehörte exaltirt-provençalisches Blut dazu, um für dergleichen Thorheiten ein nationales Interesse zu fassen.

Man hat behauptet, daß in Frankreich vornehmlich die Jesuiten dem Magnetismus zu seinen größten Erfolgen, namentlich in den Provinzen, verholfen hätten. Es mag das möglich sein; ja es ist sogar ziemlich wahrscheinlich, aber beweisen läßt es sich nicht, da alle genaueren Nachrichten über die Stifter und Beförderer der Harmonie-Gesellschaften fehlen. Freilich fällt in dieser Beziehung der Umstand auf, daß der Magnetismus nach Deutschland gerade durch einen Mann verpflanzt wurde, von dem es notorisch ist, daß er katholisirenden, in specie jesuitischen Doctrinen sehr zugeneigt war, und von dem mit Bestimmtheit behauptet wird, er sei, wenn auch vielleicht unwissentlich, den Anschlägen der Jesuiten dienstbar gewesen. Daß schon Lavaters Zeitgenossen diesen Verdacht hegten, beweisen zahlreiche Artikel in Berliner und andern Zeitschriften und ferner eine Menge Broschüren. Jedenfalls gaben seine Schriften zu solchen Vermuthungen gegründeten Anlaß, denn es finden sich thatsächlich darin Stellen, die im höchsten Maße befremdlich erscheinen und offen und rückhaltslos specifisch katholische Einrichtungen verherrlichen. Wenn also ein solcher Mann, der sich bei Katholiken und Protestanten, wenigstens bei urtheilslosen, einer gleich großen Verehrung erfreute, dessen Worte von seinen Gläubigen beinahe wie göttliche Orakel hingenommen wurden, von den im Geheimen unbekümmert fortarbeitenden Jesuiten als ein passendes Werkzeug befunden und benutzt wurde, so wäre hierbei durchaus nichts Auf-

fälliges, vielmehr bewiese solches nur abermals die außerordentlich verschmitzte Taktik, durch die sich die Jesuiten in ihren Operationen von jeher ganz besonders ausgezeichnet haben und der sie so gewaltige Erfolge verdanken, wie kein andrer Orden nach ihnen.

Noch mehr an Bestand gewinnt aber diese Hypothese, wenn man damit andre Vorfälle zusammenhält. Es ist nämlich wiederholt vorgekommen, daß in Deutschland verkappte Apostaten, welche die Erlaubniß hatten, sich noch als Protestanten zu geriren, zu Landpfarrern umherreisten, denselben allerhand lockende Schilderungen von Magnetismus, einem neuen Maurerorden und schließlich von den Verdiensten der Gesellschaft Jesu machten, jesuitische Bücher, wie z. B. die Schrift St. Martins: Des erreurs et de la vérité und Saint-Nicaise: Sammlung merkwürdiger maurischer Briefe für Maurer und die es nicht sind (1785) empfahlen und schließlich sogar noch um die Erlaubniß baten, die Kanzel betreten zu dürfen. Es ist bis zur Evidenz erwiesen worden, daß diese Emissäre jesuitischen Zwecken dienten, was ja auch schon aus den bloßen Thatsachen hervorgeht. Liegt es nun nicht sehr nahe, daß auch anderwärts die aufgelöste Gesellschaft Jesu in derselben Manier für sich arbeitete, indem sie durch Scheinprotestanten unter dem Aushängeschilde des Magnetismus und Somnambulismus Wunderglauben und Gespensterspuk, ihre schätzbarsten Hülfsmittel, verbreiten und befördern ließ? Und wer eignete sich hierzu besser als gerade Lavater, der ohnedies schon halb zu den Ihrigen zu rechnen war und von dem man wußte, daß er mit dem Exjesuiten Gaßner und dem Geisterbeschwörer Schröpfer, sowie auch mit Cagliostro und dem andern Gelichter der Thaumaturgen und Cabalisten eng liirt war, das mittelbar oder unmittelbar dem Jesuitismus vorarbeitete? — Wie gesagt, die Wahrscheinlichkeit dafür liegt sehr nahe, wennschon sie sich eben nur auf Vermuthungen und Combinationen gründet. — Treibt nicht auch noch heutzutage der Jesuitismus mit Somnambulen sein Wesen und sind sie nicht auch gegenwärtig noch die wirksamsten Helfershelferinnen des Gauner- und Schwindlerthums im Chorrock?

Mesmer saß während dieser Vorgänge in stiller Verborgenheit in Frauenfeld in der Schweiz, ohne sich um die neue Phase, in welche seine Lehre getreten war, zu kümmern. Daß er mit der Neuerung

nicht einverstanden war, sondern auf Puysegur, wie ehedem auf Deslon in gehässigster Weise schalt, versteht sich von selbst. Er unterließ es jedoch, sich in das Treiben öffentlich einzumischen, höchst wahrscheinlich, weil er einsehen mochte, daß seine Zeit vorüber sei. In der Schweiz beschränkte er seine Thätigkeit auf seine nächste Nachbarschaft, so daß man also in der Außenwelt von seiner Existenz kaum noch Etwas wußte. So schnell wie er berühmt geworden, gerieth er auch wieder in Vergessenheit. Er theilte mit vielen Dichtern und Denkern das wenig beneidenswerthe aber von ihm verdiente Loos, daß er sich selbst überlebte. — Außer diesem Schicksal traf ihn noch ein andres Ungemach. Da er nämlich einen sehr bedeutenden Theil seines in Frankreich erworbenen Vermögens — man behauptet eine halbe Million Francs — in Staatsrente angelegt hatte und mittlerweile die Revolution hereingebrochen war, die alles Bestehende umstürzte, verlor Mesmer sein Capital und konnte späterhin nur mit Mühe bei der französischen Regierung durchsetzen, daß ihm eine jährliche Abschlagssumme bewilligt wurde. Er hatte sich dieserhalb zu Ende des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts nach Frankreich begeben und dort von Neuem seinen Aufenthalt genommen. Allein an eine Wiederaufnahme seiner Thätigkeit dachte er diesmal nicht. Das Gewitter von 1789 hatte die mit allerhand giftigen Dünsten geschwängerte Luft gereinigt und die politische wie die geistige Beklommenheit war gewichen. Für solche mystische Phantasmagorien, wie sie Mesmer, St. Germain und Cagliostro vordem mit so erstaunlichem Glücke hatten treiben dürfen, war jetzt kein Geschmack mehr vorhanden.

Nach seiner Rückkehr siedelte sich Mesmer in Constanz an und hat hier, abwechselnd mit dem Dorfe Riedetsweiler, seine letzte Lebenszeit verbracht.

Kurz vor seinem im J. 1814 erfolgten Tode hat Mesmer noch den Triumph gehabt, daß auch die preußische Regierung seiner Lehre Beachtung zollte, indem sie eine Commission unter dem Vorsitze des Dr. Hufeland bilden ließ, welche damit betraut wurde, die Wirkungen des Magnetismus zu untersuchen, und eigens einen Delegirten, Prof. Wolfart, zu Mesmer entsendete, der sich über die Methode des Letzteren und deren Nutzen aus eigenster Beobachtung unterrichten sollte.

Wolfart sowohl wie Hufeland waren entschiedene Parteigänger Mesmers. Man kann sich also denken, wie das Urtheil ausgefallen wäre, falls die Commission ein solches abzugeben gehabt hätte. Es ist fast als eine glückliche Fügung der Umstände zu betrachten, daß mittlerweile die Kriegsunruhen den ruhigen Fortgang der Untersuchung störten und daher die Fortsetzung derselben aufgegeben werden mußte. Welches Unheil hätte aus einer officiellen Anerkennung dieses nebulosen Wustes von aberwitzigen Hirngespinnsten nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Aufklärung und den gesunden Menschenverstand sich entwickeln können! — Daß die öffentliche Meinung übrigens gegenüber jener auffälligen Maßnahme der preußischen Regierung nicht gleichgiltig blieb, beweist der nachfolgende von Dr. Wolfart nach seiner Zurückkunft aus der Schweiz an Mesmer geschriebene Brief, aus welchem überdies noch hervorgeht, daß jener Regierungsbeschluß keineswegs mit voller Einhelligkeit aller Regierungsmitglieder, sondern vielmehr in Folge einseitiger Parteinahme gefaßt wurde. — Der Brief lautet:

Berlin, den 20. Nov. 1812.

Mein werthester, theuerster Freund!

Seit dem 10. dieses Monats bin ich glücklich hier eingetroffen. Die ersten Tage meiner Anwesenheit brachte ich mit Erstattung des Berichtes zu, worin nicht blos der große Gegenstand in dem Sinne des mitgetheilten Systems nebst Ihrer Heilart der königlichen Commission vor Augen gelegt, sondern auch Alles dessen gedacht wurde, was ich Nützliches und Gutes so vielfältig zu beobachten bei Ihnen Gelegenheit hatte. Die meisten Krankenbeobachtungen führte ich als Belege und neue Bestätigungen hiebei mit an, sowie ich in der treuen Schilderung des Entdeckers selbst, seinem tiefforschenden Geiste, seinen seltenen Kenntnissen, seinem Biedersinn und all den Tugenden, welche ihn umstrahlen, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und so meinem Herzen eine Genugthuung gab, welche ich Ihnen, zugleich edler und verehrter Freund! schuldig war, — dieser dreizehn Bogen starke Bericht liegt seit zehn Tagen vor, und erst nach dessen Beendigung und Uebergebung ging ich zu den gewohnten gehäuften Geschäften über. Die Theilnahme, womit ich von aller Welt empfangen wurde, die Angelegentlichkeit, womit Alles sich nach Ihnen bei mir erkundigte, kann ich

Ihnen nicht genug rühmen; diese allgemeine Theilnahme aber sowohl von den angesehensten Aerzten und Gelehrten der Hauptstadt, als auch von dem größeren Publikum ist es, welche die segensreichen Folgen Ihrer wichtigen Mittheilungen auf alle Fälle sichert.

Indeß ruhte der Geist der Finsterniß, des Unglaubens und der Verfolgung nicht so ganz, daß mir nicht Kämpfe für die große Sache nothwendig würden. Wie wahr zeigt sich auch darin, was Sie mir so gründlich auseinandersetzten: wie im Unglauben selbst als Gegenpol der Mesmerismus seine Wirkung zeige; es ist ein solches Bestreben, was sich sogleich in Gegenbewegungen, in Handlungen kund thut. Die „Justice naturelle“ wird aber auf die Urheber des Bösen das Böse zurückfallen lassen.

Aus dem Ihnen bekannten Aufsatz, den Herr Zschokke in die Aarauer Miscellen sogleich auf das Bereitwilligste aufgenommen hatte, wurde das Gift gesogen, welches man gegen mich ausspie. Ein darauf folgender Aufsatz in der allgemeinen Zeitung (von einem Schweizer Arzt eingesendet!) nimmt von jener einfachen wissenschaftlichen Darstellung Gelegenheit gegen den Magnetismus, gegen mich und die preußische Regierung eine von der giftigsten Galle strotzende Sprache zu führen und Beleidigungen auf Beschimpfungen zu häufen. Dieses nun regte auch in dem hiesigen Departements-Chef des Cultus und der allgemeinen Polizei, Herr v. Schuckmann, den langgenährten Haß und Groll gegen den Magnetismus und mich in dem Maaße auf, daß er in der hiesigen Zeitung sich mit Uebergehung des Bekanntmachens meines wirklichen Auftrags von der Commission, sowie des beifälligen Schreibens des Staats-Kanzlers von Hardenberg, welches er Alles ignorirt, zu einem im Allgemeinen gegen den Magnetismus gerichteten und besonders gegen meine Sendung als von Staats wegen protestirenden Publicandum hinreißen ließ, während meine wirkliche commissarische Autorisationsurkunde, wovon die Abschrift in Ihren Händen geblieben, Solches Lügen straft. So erfahre ich ein mit dem Ihrigen in Frankreich ähnliches Schicksal, denn Sie sehen, auch ich habe in Schuckmann meinen Breteuil gefunden, aber ihm wird weniger ein erzwungener Triumph gelingen, denn nicht blos ganz Berlin ist indignirt (?), so daß ich von allen Seiten von Bekannten und Unbekannten Beweise von der dadurch nur vermehrten Achtung für Ihre Sache,

für Sie selbst und mich als Ihren wärmsten Anhänger, Vertheidiger und Freund, erhalte, sondern auch die höchste Behörde verleugnet die Gesinnungen nicht, welche in dem Ihnen gleichfalls im Original vorgelegten und abschriftlich mitgetheilten Schreiben des Staats-Kanzlers ausgedrückt sind.

Es versteht sich, daß ich es nicht dabei beruhen lasse, und daß ich auf die eine oder andere Weise mir Genugthuung verschaffe. Schon sind sofort die nöthigen Schritte geschehen, ich werde, je nachdem die Entscheidungen ausfallen, sogleich mit öffentlichen Erklärungen in allen politischen und wissenschaftlichen Blättern auftreten. Ich würde Ihnen über Alles, geehrter und geliebter Freund! nichts von diesen Elendigkeiten geschrieben haben, wenn es nicht wichtig wäre, Ihnen über jene öffentlichen schmähenden Verhandlungen das gehörige Licht zu geben und Sie nicht im Zweifel zu lassen, wenn Dergleichen Ihnen zu Gesichte kommen sollte. Alle diese Erschütterungen sehe ich als Krisen an, welche die reine lichte Wahrheit um so herrlicher hervorgehen und allgemeiner verbreitet machen werden. Dieses ist mein sicherer, selbst aus Ihrer großen Lehre geschöpfter Trost. — Indeß Ihre wohlthätige Sache, die Feinde mögen darüber urtheilen und sprechen was sie wollen, in der That unter dem Schutz und der Aufsicht des Staates hier steht, jeder Mißbrauch also behindert wird; indeß ich dafür wache, wirke, durch Wort und That streite, mögen Sie, edler verehrter Freund! ruhig sich dem belohnenden Gedanken überlassen, daß Mitwelt und Nachwelt bei der reinen Verbreitung der wahren Lehre, die Sie mir zu übertragen mich gewürdigt haben, Ihren Namen ehrt und segnet.

Ich bitte, nebst meinen verbindlichsten Empfehlungen, den Herrn Präsidenten Arderwert und Morell, auch Herrn Regierungsrath und Dr. Freimut u. s. w. dieses mitzutheilen, damit auch diese Herren bei den erschienenen öffentlichen Schmähungen nicht über das wahre Verhältniß vorläufig in Zweifel bleiben. — Täglich denke ich mich an Ihre Seite in der wohlbekannten Wohnung, wo ich mit die glücklichsten Stunden meines Lebens zugebracht habe. Die mir zur schleunigen Bekanntmachung mitgegebene Schrift über die Pocken und über den Magnetismus und Somnambulismus habe ich schon zum Druck abgesendet, und hoffe Ihnen bald die Exemplare übersenden zu können. Der Himmel erhalte Ihr kostbares Leben noch lange so frisch und

ruhig, als ich es von Herzen wünsche. Der Mde. Marie bitte ich meinen verbindlichsten Gruß zu sagen.

Mit Verehrung, Bewunderung und Liebe

Ihr
wahrer Freund
Dr. Wolfart.

Da es nicht unsre Absicht ist, eine vollständige Geschichte des „Magnetismus" zu liefern, so unterlassen wir es, den weiteren Bemühungen für und gegen denselben, die sich speciell in Berlin in Folge jener Parteinahme der Regierung geltend machten, weiter nachzugehen. Mesmer mußte auch noch diesen Kummer erleben, daß der Staat sich später in Folge der mittlerweile eingetretenen Kriegswirren um die vordem so günstig aufgenommene Sache gar nicht mehr kümmerte, denn er starb erst zu Anfang des Jahres 1815 in dem kleinen Flecken Meersburg unweit von Constanz im Alter von nahezu 81 Jahren. Auf dem Friedhofe zu Meersburg bezeichnet ein Grabstein, auf welchem ein dreiseitiger Marmorblock ruht, die letzte Ruhestätte dieses merkwürdigen Abenteurers.

Fassen wir die culturgeschichtliche Bedeutung des „Magnetismus" in kurze Sätze zusammen, so ergiebt sich zunächst, daß er eine von den Krankheitsformen ist, in welchen sich der zu Ende des XVIII. Jahrhunderts in Europa angehäufte, vornehmlich aber auf Frankreich und Deutschland concentrirte Krankheitsstoff einen Ausweg suchte. Weder Mesmer, noch Gaßner, noch Schröpfer noch auch Cagliostro hätten so lange und in so ausgedehnter Weise ihr Metier treiben können, wenn sie nicht eben Kinder ihrer Zeit gewesen wären; wenn nicht die Zeit eine krankhafte Disposition für alles Phantastische, Uebernatürliche, Unbegreifliche in sich getragen hätte; wenn nicht das Bedürfniß vorhanden gewesen wäre, sich neue Gebiete zu erschließen, welche dem Geiste und dem Gemüthe eine Zufluchtsstätte gewähren sollten, nach der man sich sehnte, weil man mit dem Bestehenden nicht zufrieden war. Alles in die Sphäre des Supranaturalismus Hineinreichende wurde willkommen geheißen, alles Mysteriöse mit Leidenschaft ergriffen.

Daß diese Tendenz eben in der Stimmung des Zeitbewußtseins lag, und daß thatsächlich alle die einschlägigen Erscheinungen wie: der Swedenborgianismus, der Magnetismus, das degenerirte Frei-

maurerthum, die Geheimbündelei, die Ausläufer des Illuminatenthums, die Cabalistik, Goldmacherei und die Geistercitationen — kurz die verschiedenen Manifestationen des Mysticismus sammt und sonders aus diesem einen Punkte zu erklären und aus dieser gemeinsamen Quelle geflossen sind, beweist ihre offenkundige Wahlverwandtschaft zu einander. Allen lag ein und derselbe Ansteckungsstoff zu Grunde, und wie auch in der medicinischen Pathologie ein Contagium die verschiedensten Krankheitsformen hervorbringt, so finden wir auch in dem Culturleben der Völker das Gleiche. Außerdem wird die Gleichartigkeit des Grundcharakters aller dieser anormalen Zustände auch dadurch erwiesen, daß sie alle in einander überzugehen, sich mit einander zu verbinden oder zu vermischen streben. Das sehen wir zunächst hier zwischen dem Swedenborgianismus und dem Mesmerismus. Kaum hatte die Stockholmer philantropisch-exegetische Gesellschaft von den Wundern des Magnetismus und Somnambulismus Kunde erhalten, als sie sich auch sofort beeilte, jene Entdeckung als Beweisgrund für die Richtigkeit der Lehren Swedenborgs auszubeuten. Sie schrieb nämlich sofort an die harmonische Gesellschaft zu Straßburg und erklärte unter großen Lobpreisungen der dortigen Bestrebungen, daß der Somnambulismus aufs evidenteste die Wirksamkeit höherer Geister im Menschen beweise und daß er demgemäß das geeignetste Mittel sei, um über Fragen theologischer und metaphysischer Natur sichern Aufschluß zu erlangen. Die Straßburger Gesellschaft lehnte zwar diese Solidarität zwischen Swedenborg und den Lehren Puysegurs ab, hinderte aber dadurch die Anhänger des Ersteren nicht, nunmehr den Somnambulismus bei ihren „Arbeiten" zu verwenden und demselben so Eingang in Schweden zu verschaffen. Die Swedenborgianer verbanden somit das Maurerthum mit dem Mesmerismus zu ihren Zwecken und schufen auf diese Weise eine neue Art der Geheimbündelei, die, da sie auch in Deutschland, England und Frankreich Zweigvereine besaßen, nun auch in diese Länder importirt wurde. Wir werden später sehen, wie dann wieder andre Mystiker und Schwindler diese neue Variation der Schwärmerei erweiterten, beziehentlich modificirten und zu andern Zwecken zustutzten, und wie auf diese Weise Maurerthum, Magnetismus, Swedenborgianismus, Alchemie, Cabalistik und Illuminatenwesen mit einander verquickt wurden.

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen eines Fachmannes über den „Magnetismus" und dessen Variationen, die als das Urtheil eines ausgezeichneten Arztes und hervorragenden Gelehrten vielen Lesern willkommen sein dürften und zu denen der Verfasser dieser Darstellung in Folge einer directen Bitte gelangte, Platz finden.

Wenn man nämlich die mannigfachen, bis ins minutiöseste Detail ausgeführten Berichte einer Reihe als ehrenwerth und kenntnißreich bekannter Aerzte des vorigen Jahrhunderts liest und dort von den zahlreichen Versuchen und Beobachtungen Kenntniß nimmt, durch die nach ihrer Meinung und dem äußeren Augenschein nach auch thatsächlich das Vorhandensein und die Heilkraft des sogenannten Magnetismus bewiesen zu sein scheint, so verspürt man bisweilen wohl Momente, in denen man sich zweifelnd fragt, ob denn das Alles dennoch pure Selbsttäuschung und Illusion gewesen sei? Sollten Männer, die im Uebrigen in ihrem Berufe ausgezeichnet waren, gerade im Punkte des Magnetismus kurzsichtig und urtheilslos gewesen sein? Wie, wenn der Lehre Mesmers dennoch ein reelles Fundament zu Grunde gelegen hätte, wenn Mesmer vielleicht unbewußt eine neue Art der Nervenerregung entdeckt hätte, die zum Heile der Menschheit verwendet werden konnte und nur in Folge falscher Benennung und Erklärung nicht zur Geltung gelangte; wie, wenn dennoch wenigstens ein Körnchen Wahrheit in seinen Ideen gelegen hätte? Giebt es doch selbst heute noch, trotz der ungeheuern Fortschritte, welche die Medicin und die Naturwissenschaft in den letzten Decennien gemacht hat, vielfache Materien, bei denen die Meinungen selbst der erleuchtetsten Geister einander im schroffsten Gegensatze gegenüber stehen: wir erinnern hierbei z. B. an die Frage über die Blatternimpfung, an die Theorien über die Ursachen des Entstehens der Cholera, an die Darwin'sche Descendenzlehre, an die Frage über die physiologische Bedeutung des Ozons und an hundert ähnliche Themen aus dem Gebiete der Medicin, der Physik, der Chemie und der Kosmik. — Betrachtungen dieser Art waren es, die den Verfasser veranlaßten, sich an den gedachten Gelehrten zu wenden, um von ihm zu erfahren, ob die neuere Medicin über die Mesmerschen Ideen nicht vielleicht andrer Meinung geworden sei, ob nicht vielleicht die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Nervenlehre Mesmer wenigstens in Etwas zu rehabilitiren vermöchten.

Die erwünschte Auskunft wurde in liebenswürdigster Bereitwilligkeit gegeben. Wir lassen dieselbe in ihrem Originaltexte nachstehend folgen und bemerken dazu nur noch, daß unser Gewährsmann ebensowohl als praktischer Arzt wie als Theoretiker, namentlich auf dem Gebiete der Nervenlehre, als eine Capacität ersten Ranges hochgeschätzt und allgemein bekannt ist. Wir glauben auf diese Weise dem Vorwurfe eines leichtfertigen oder vorschnellen Aburtheilens über Mesmer und dessen Lehre ein für alle Mal von vornherein begegnet zu sein und haben damit unser Gewissen salvirt. Das Urtheil über Mesmer lautet — um es gleich vorweg zu sagen — auch heute noch so wie vor nahezu hundert Jahren das der französischen Commissäre. Auch die heutige medicinische Welt, deren Kenntniß von der Function und der Natur der Nerven, von ihrem Connex mit den Eindrücken der äußeren Sinne und dem pathologischen Einflusse dieses Connexes auf die mannigfaltigsten Zustände des Körpers sich zu der zu Mesmers Zeit gangbaren Anschauung etwa ebenso verhält, wie die homerische Vorstellung von dem Weltall zu der eines Copernicus oder Newton, kann nicht anders, als Alles, was auf die Wirkung des sogenannten „thierischen Magnetismus" zurückgeführt wird, für Selbsttäuschung erklären. — „Für die wissenschaftliche Kritik" — so lauten die Worte unsres Gewährsmannes — „ist der Mesmerismus längst als abgethan und seine ganze Lehre als ein Convolut von phantastischen Ideen, Selbsttäuschung und selbst absichtlichem Betrug erklärt worden. Man darf sich nicht wundern, daß auch ausgezeichnete Gelehrte und Aerzte unter dem Einfluß der allgemeinen Stimmung dem Irrthum beipflichteten, denn es ist bekannt, wie selbst erleuchtete Köpfe nicht immer frei von Aberglauben sind und außerhalb ihrer Sphäre nicht immer scharfe Kritik üben. Die anscheinend wunderbaren Heilungen von Nervenleiden frappirten, die merkwürdigen Zustände des Somnambulismus, der Clairvoyance erschienen als zwar unerklärliche, aber nicht zu bezweifelnde Wunder. Alles hat sich im Wesentlichen als Täuschung erwiesen. Die in den letzten Jahrzehnten aufgetretenen Somnambulen, meist hysterische, abenteuernde Frauenspersonen, sind, wo sie sich einer Prüfung unterzogen, leicht entlarvt worden und haben ihr Wesen nur vor einem leichtgläubigen Publikum getrieben. Die anscheinend wunderbaren Heilungen von Nervenleiden, Lähmungen

u. s. w., soweit sie nicht Betrug sind, erklären sich durch den Einfluß, welchen physische Eindrücke auf manche Lähmungsformen ausüben oder durch unberechenbare Zufälligkeiten. Die sogenannte Manipulation ist wohl geeignet, einen besondern psychischen Eindruck, selbst eine Schlaf machende Wirkung hervorzubringen und ich selbst habe z. B. eine Hysterische gesehen, welche schon durch bloßes Hinblicken auf einen blanken Gegenstand in Schlaf verfiel. Die räthselhaften Nervenzustände hysterischer Frauenzimmer haben in der That viel Ueberraschendes und Unbegreifliches und lassen sich von einem geschickten Kopfe zur Hervorrufung wunderbarer Dinge benutzen."

„Somnambulismus ist bekanntlich Schlafwandeln (Mondsucht), eine ziemlich häufige Erscheinung, welche an sich etwas Wunderbares hat. — Die Phantasie kann solchen Zuständen eine höhere Inspiration, eine Clairvoyance zuschreiben, in welcher die betreffende Person Dinge sagen soll, von welchen sie selbst eigentlich nichts weiß; indessen ist es nie vorgekommen, daß die Somnambulen Etwas gesagt hätten, was überhaupt bis Dato Niemand wußte. Diese ganze Clairvoyance ist nichts als ein bloßes Phantasiegebilde. Die besondere Verfeinerung der Nervenempfindung, vermöge deren Somnambulen mit der Magengrube &c. sehen und lesen sollten u. dgl. mehr, ist mit aller Bestimmtheit für nichts weiter als Betrug zu erklären, da eine solche Fähigkeit nach physiologischen Thatsachen absolut unmöglich ist."

Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß uns über den letzten Punkt auch nicht der leiseste Zweifel aufsteigen konnte. Indessen schien uns zweckmäßig, dennoch das betreffende Gutachten in seinem vollen Wortlaute wiederzugeben, weil für manchen Leser das Urtheil eines Fachmannes, zumal eines vor vielen andern competenten, vielleicht ein besonderes Gewicht haben möchte.

Es würde uns gewiß eine große Genugthuung gewähren, wenn die vorstehende Darstellung dazu beitragen möchte, die Zahl der auch noch heute vorhandenen Anhänger des Mesmerischen Phantoms zu verringern!

Johann Joseph Gaßner,

Pfarrer zu Klösterle, Wunderarzt und Teufelsbanner.

Schon im vorigen Abschnitte war Veranlassung genommen worden, den Namen der Persönlichkeit, mit welcher wir uns im Nachstehenden ausführlicher zu beschäftigen haben werden, flüchtig zu erwähnen. Gaßner ist der ins Geistliche übersetzte Mesmer. Was Letzterer durch die Chimäre des „thierischen Magnetismus", das bewirkte Gaßner durch das bloße Aussprechen eines mit dem Namen Jesu verbundenen Commandos. Auch er heilte angeblich Lahme, Taube, Blinde, Gelähmte, Schwindsüchtige, kurz mit allen erdenklichen Leiden und Schäden behaftete Menschenkinder, aber — in majorem dei gloriam. Der im XVIII. Jahrhundert noch immer sehr verbreitete und nicht nur von den Theologen und dem Clerus, sondern auch von den Profanen vielfach cultivirte Glaube an einen persönlichen Teufel und seine Macht über das Menschengeschlecht diente Gaßner zum Untergrunde seiner Operationen.

Bekanntlich hat der Teufel sich stets dazu verstanden, dem Pfaffenthum, und insofern sich das Letztere mit der Kirche identificirt, auch dieser als Famulus zu dienen, da er ihnen sein Dasein verdankt. Was der Knecht Ruprecht, der Wauwau ꝛc. für die Kleinen, das ist Satanas, Beelzebub, Herr Urian oder wie wir diesen „gefallenen Engel" sonst nennen mögen, für die großen Kinder der Kirche, namentlich der alleinseligmachenden, die außer ihrem mannigfachen Spielzeug auch einen Popanz und eine Zuchtruthe braucht, um die

Gemüther gehörig in Raison zu halten. — Selbst das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert, von dem die zeitgenössischen Schriftsteller so gerne und mit so großer Genugthuung zu sprechen lieben, konnte sich trotz aller Anstrengungen dieses unheimlichen Gesellen nicht erwehren, sondern mußte seinen ungeheuren Einfluß erkennen. An der Existenz des Teufels zu zweifeln, galt eben für Ketzerei; wer den Helfershelfer und Vertrauten der Schwarzkünstler in Kutte und Chorrock antastete, beging ein Sacrilegium und eine Todsünde wider die Gesalbten des Herrn selbst, weil damit ihre Allmacht und Oberherrschaft über die Seelen der Gläubigen untergraben und ihnen das wirksamste Mittel zur Drillung des christlichen Gewissens geraubt wurde. Den Priestern den Teufel entreißen und ihn in seiner ganzen lächerlichen Nichtigkeit aller Welt nackt vor Augen stellen, würde als eine Kriegserklärung an die Kirche, an das Christenthum aufgenommen worden sein und sämmtliche Streiter der ecclesia militans zu gewaltigem Ringen gegen den „Unglauben" unter das Banner der heiligen Jungfrau gerufen haben. Wenn es unter so bewandten Umständen nur in den seltensten Ausnahmefällen ein gesinnungsmuthiger und willensstarker Ritter vom Geiste unternahm, aus dem stagnirenden Sumpfe des finstern mittelalterlichen Aberglaubens den Drachen des Fanatismus herauszufordern, auf die Gefahr hin, vielleicht gar selbst ein Opfer solchen Wagnisses zu werden, so konnte er gewiß sein, daß die wilde Meute seiner Widersacher wie die Hornissen über ihn herfallen und ihn erbarmungswürdig zurichten würden, daß er aber im Uebrigen sachlich doch nur einen sehr beschränkten Erfolg erzielen würde, weil die Finsterlinge alle nur irgend anwendbaren Mittel zu versuchen gewohnt waren, um die etwa hier oder dort in die chinesische Mauer der Bornirtheit geschossene Bresche schnell wieder auszufüllen und noch sicherer als zuvor zu verwahren. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß der Teufels- und Hexenglaube trotz der Bemühungen eines Thomasius sich wie eine heimlich schleichende Seuche von Säculum zu Säculum fortpflanzte und sich in allen Schichten der Bevölkerung einnistete, womit die vielgerühmte Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts allerdings in einem sehr crassen Widerspruch steht.

Von denjenigen muthigen und charakterfesten Kämpfern für Licht und Wahrheit, die im XVIII. Jahrhundert dem neuen Geiste einer

herannahenden bessern Zeit die Bahnen geebnet haben, ist an erster Stelle der wackere Theatiner Don Ferdinand Sterzinger zu München zu nennen, der durch seine vom wahren Geiste der Humanität getragenen Schriften wider den Hexen- und Zauberglauben unter den Maulwürfen der Cultur ein gewaltiges Aergerniß und Wuthgeheul erregte. Vorzugsweise verdienen genannt zu werden seine „Akademische Rede von dem gemeinen Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerei", die in der Akademie der Wissenschaften zu München am 13. Oct. 1766 vorgetragen und gleich darauf gedruckt wurde, und ferner seine „Betrügende Zauberkunst und träumende Hexerei oder Vertheidigung der akademischen Rede." München 1767. 4. Wie freimüthig und energisch Sterzinger dem Vorurtheile und der Verblendung zu Leibe zu gehen gewohnt war, wird der Schluß der ersterwähnten Rede zeigen. Derselbe lautet:

„Aus dem bisher Angeführten glaube ich genugsam erwiesen zu haben, wie weit die geträumte Hexerei von der Wahrheit entfernet, der gesunden Vernunft zuwider und der Allmacht Gottes entgegen sei. So lange man glauben wird, daß die Hexerei eine wahre und durch den Beistand des Teufels wunderwirkende Kunst sei, so wird die geistliche sowohl als die weltliche Macht sich vergebens bemühen, das Laster des Aberglaubens zu vertilgen. Es wird allezeit verwegene Menschen genug geben, die versuchen werden, durch abergläubische Ceremonien und Teufelsbeschwörungen ihre lasterhaften Neigungen zu vergnügen. Wenn man aber nach deutlicher Verordnung des vorangegangenen Kanons das Volk gründlich belehren wird, daß sie durch dergleichen Possen und Narrendeutungen nichts erlangen können, daß alle Märchen, die von den Hexen erzählt werden, Betrug, Thorheit und leeres Geschwätz, ja die Hexen nichts Andres als verhexte Närrinnen sind: wer wird so albern und thöricht sein, daß er wegen eines leeren Nichts seine kostbare Seele dem Teufel, seinen Leib aber den Henkern schenken wollte?"

Leider fehlte es aber ebenso sehr an dieser als Vorbedingung angesehenen gründlichen Belehrung, als es am Gegentheil Ueberfluß gab. Wenn demnach der von Sterzinger hypothetisch hingestellte Zeitpunkt noch in recht weiter Ferne lag, als er jene markigen Worte aussprach, so hatte weniger das Volk die Schuld daran zu tragen,

als die zahlreichen Verblender desselben, die es auf die Abwege geistiger Verfinsterung führten.

Gaßner war einer der hervorragendsten von diesen Volksverführern. Seine Erfolge und seine Dreistigkeit stehen zu einander in proportionalem Verhältnisse. Sie sind unerhört und fast unglaublich, und haben in ihrer Art nichts Gleiches im XVIII. Jahrhundert aufzuweisen. Es bewahrheitet sich auch an ihm die alte Erfahrung, daß, wer auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Welt mit der richtigen Unverschämtheit speculirt, meist gewonnenes Spiel hat, er mag seine Sache noch so plump und ungeschickt anfangen. Vor allen Dingen gilt das aber von den geistlichen Charlatanen. Auch unser als rationalistisch oder auch als materialistisch gekennzeichnetes Zeitalter hat dafür manches Beispiel aufzuweisen; wir brauchen unsern Blick nur nach Frankreich oder nach Italien hinüberzulenken, um uns durch die Ereignisse von Paray le Monial, die Gewässer von Lourdes, das Flüssigwerden des Januarius-Blutes, die wunderthätigen Gebeine der h. Gervasius und Protasius, den Lateau-Schwindel und ähnlichen Mummenschanz von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen.

Mit der Auflösung des Jesuitenordens hatte auch die Herrschaft des Teufels einen heftigen Stoß erhalten. Der gesammte fein ausgeklügelte und schlau inscenirte Teufels- und Gespensterspuk, mit dem sonst die jesuitischen Beichtväter die Seelen der Frommen in bußfertige Zerknirschung zu versetzen gewohnt waren, um sie in steter Abhängigkeit von sich zu erhalten, konnte jetzt nicht mehr so offen und unbehindert executirt werden. Außer Sterzinger kämpfte auch noch ein andrer wackrer Recke gegen das Reich des Bösen und seine Macht über die Leiber der Sterblichen an: nämlich der bekannte Hallesche Professor Semler, der in seiner „Abfertigung der neuen Geister und alten Irrthümer &c. nebst Unterricht von dem Ungrunde der gemeinen Meinung von leiblichen Besitzungen des Teufels und Bezauberungen der Christen. 8. Halle 1760“ und in seiner „umständlichen Untersuchung der dämonischen Leute oder sogenannten Besessenen 8. Halle 1762“ dem mannesmuthigen Münchener Gesinnungsgenossen in dankenswerther Weise vorgearbeitet hatte. — Die so in Frage gestellte Herrlichkeit des Teufels mußte, falls man diesen getreuen Bundesgenossen der Gesellschaft Jesu nicht verlieren wollte, schleunigst wieder gefestigt und er selbst daher mit neuem Rüst-

zeug versehen der Welt wieder einmal vorgeführt werden. Dazu eignete sich aber vor vielen andern ganz besonders trefflich Johann Joseph Gaßner, Pfarrer zu Klösterle. Wir werden sogleich sehen, in welcher Weise dieser würdige Knecht des Herrn sich seiner Mission entledigte.

Zum bessern Verständniß des Verfahrens, das Gaßner dabei anwandte, ist es erforderlich, zunächst die Theorie kennen zu lernen, die er sich eigens zu seinem Zwecke ausgeklügelt hatte. Gaßner hat dieselbe in einer kleinen Schrift bekannt gemacht, welche unter dem Titel erschien: „Des wohlehrwürdigen Herrn Johann Joseph Gaßner, der Gottesgelahrtheit und des geistlichen Rechts Candidaten, seeleifrigen Pfarrers zu Klösterle, Weise, fromm und gesund zu leben, auch ruhig und gottselig zu sterben, oder: nützlicher Unterricht wider dem Teufel zu streiten, durch Beantwortung der Fragen: I. Kann der Teufel dem Leibe der Menschen schaden? II. Welchen am mehresten? III. Wie ist zu helfen? Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit. Augsburg 1775. (III. Aufl.) 8."

Daß Gaßner hiermit in der That eine Rehabilitirung des durch seine Widersacher arg bedrängten Teufels bezweckte, beweist die Vorrede dieser eben so seltenen als culturgeschichtlich merkwürdigen Schrift. Wenngleich diese Letztere nicht von Gaßner selbst, sondern von einem Gesinnungsgenossen geschrieben worden, so wird man, wenn man ihren Inhalt mit der Tendenz der Broschüre selbst zusammenhält, doch sofort erkennen, daß der Herausgeber eben nur das Sprachrohr Gaßners gewesen ist, und daß die intellectuelle Autorschaft auch für jene zweifellos diesem Letztern zuzuschreiben sei. Die Vorrede beginnt sofort mit Klagen darüber, daß „schon durch sieben Jahre dem Teufel alle Gewalt in die Leiber der Menschen abgenommen, die Mitwirkung in dem Zauberwerke verlacht und die Hexen von aller Gemeinschaft mit demselben freigesprochen würden." Der weitere Gedankengang culminirt dann darin, daß eben Gaßners Schriften alle Diejenigen, welche solche Neuerungen aufgebracht hätten, des Irrthums überführe, und zwar ebensowohl auf Grund der Bibel als der heil. Kirchenväter; und es wird dann nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß Derjenige, welcher das Besessensein und die Möglichkeit der Teufelaustreibung leugne, einen wesentlichen Bestandtheil der christlichen Kirche geradezu in Frage stelle. Wenn es keine Teufelaustreibung gäbe, wozu würde dann die

Exorcistenweihe in der ganzen Kirche beibehalten? Kurz, der Teufel habe allerdings Gewalt über den Menschen, wiewohl er nicht zu fürchten sei, weil ihm leicht Widerstand geleistet werden könne, wie man aus dem Nachfolgenden werde ersehen müssen. — Wir meinen, daß mit dieser Vorrede zugleich auch der Schlüssel für Gaßners Auftreten überhaupt gegeben sei, und wundern uns, wie man solches hat übersehen können, wenn man dem Treiben Gaßners näher nachspürte, was z. B. dem Verfasser der so verdienstlichen und gründlichen Geschichte des Teufels, Prof. Roskoff, widerfahren ist. Gaßners Auftreten ist durchaus nicht ein so zufälliges gewesen, wie die Darstellung im II. Th. p. 495 l. c. schließen läßt. Im Gegentheil, es war solches einer wirklichen, von dritten Personen ihm ertheilten Mission zuzuschreiben. Daß diese Mission kaum von einer andern Seite als von jesuitischer erfolgt sein kann, werden wir später nachzuweisen suchen.

Wir gehen jetzt zu dem Inhalte jener Schrift selbst über und werden in kurzen Zügen das darin niedergelegte „Teufelssystem" skizziren.

Wenn man diesen wunderlichen Katechismus des finstersten Aberglaubens genauer durchliest, so kann man kaum begreifen, wie eine Zeit, in der solch ein schauerlicher Wust von stupiden, allem gesunden Denkvermögen Hohn sprechenden Sätzen unter der Protection der geistlichen Obrigkeit in die Oeffentlichkeit gelangte, für sich den Ruhm einer aufgeklärten in Anspruch zu nehmen gewagt habe. Man wähnt sich in die schlimmsten Zeiten mönchischer Bornirtheit und mönchischen Obscurantismus versetzt, wenn man sich durch dieses Zeug Satz für Satz hindurchgearbeitet hat.

Nachdem darin in Erinnerung gebracht worden, daß der Mensch gegen drei Feinde, die Welt, das eigene Fleisch und den Teufel hier auf Erden einen steten Kampf auszufechten habe, antwortet der Verfasser zunächst auf die Frage, ob denn der Teufel auch dem Leibe des Menschen schaden könne? und natürlich lautet die Antwort bejahend. Der Teufel verführte schon Eva, die verbotene Frucht zu essen und hat durch sie das ganze Menschengeschlecht ins Verderben gebracht. — Man kann sich ihm nicht durch die Flucht entziehen, weil er allenthalben zu finden ist, sondern man muß gegen ihn streiten und ihn dadurch überwinden. Augustinus, Hieronymus, Thomas, Bonaventura

und viele andere Heilige lehren dieses. — Daß der Teufel die Seele anfechten und durch sie auch auf den Leib wirken könne, indem er die natürlichen Instincte wecke und sie „rebellisch" mache, beweise schon die Stelle in dem zweiten Briefe Pauli an die Corinther, an welcher der Apostel sagt: „mir ist gegeben der Stachel des Fleisches, nämlich der Engel Satanas, damit er mich mit Fäusten schlage." 2. Cor. 12, 7. — Aber auch direct könne der Teufel den Leib des Menschen mit Krankheiten und leiblichen Uebeln bedrängen, und zwar thue er das am meisten, wenn er bei der Seele einen zu starken Widerstand finde, weil er dann wenigstens auf diese Weise seine Wuth auslassen wolle. Beweis dafür sei das Schicksal Hiobs. Dieser sei krank geworden nicht von Natur, sondern vom Teufel. Warum sollte solches also nicht auch andern Menschen passiren können? Man lese nur das Leben der Heiligen, und man werde finden, daß sie vielfältig vom Teufel seien am Leibe geplagt worden. „Denn Gott läßt unsre Seele, als das Bessere, anfechten vom Teufel; warum soll er nicht auch anfechten lassen den Leib, als das Schlechtere?" so fragt unser Exorcist hierbei ganz im Stile der echten Jesuitenmoral, die bekanntlich in der Theorie von der „Zulassung" Gottes ganz besonders Hervorragendes an spitzfindiger und schlau ausgetiftelter Dialektik geleistet hat. Nun folgt die Darlegung, in welcher Weise sich solcherlei leibliche Anfechtungen des Teufels zu äußern pflegen. — Er bediene sich dabei sehr oft der natürlichen Krankheiten, unter denen er sich verborgen halte und die daher unheilbar würden. Die meisten Menschen, die nichts von der Anfechtung auf solche Manier wüßten, bedienten sich, wenn sie davon betroffen würden, gewöhnlicher Heilmittel, statt nach dem einzig wahren und wirksamen, dem heiligen Weihwasser zu greifen, welches ja eigens zu diesem Behufe alle Sonntage geweiht werde mit den Worten: „Auf daß diese Creatur, die deinen Geheimnissen dienet, die Teufel zu verjagen und die Krankheiten zu vertreiben, die Wirkung der göttlichen Gnade empfange" (vergl. das kath. Missale).

Weil nun der Teufel durch Nachahmung natürlicher Krankheiten so viele Menschen am Leibe anfechte, so komme es daher, daß es so viele unheilbare Krankheiten gäbe. Oftmals sei solch einer unheilbaren Krankheit, die von Hause aus eine natürliche gewesen, vom

Teufel auch nur etwas Unnatürliches beigemischt worden, in welchem Falle sie dann dennoch allen Arzneimitteln Trotz biete.

Die dann folgende Auseinandersetzung über die Art, in welcher sich die Einwirkung des bösen Geistes manifestire, ist zu gerieben ausgetiftelt, als daß wir die betreffende Stelle nicht wörtlich wiedergeben sollten. Man wird daraus erkennen, wie listig Gaßner seine Theorie mit allerhand Hinterthüren zu versehen verstand, um für alle Fälle, in denen sich gegen die Wirksamkeit seines Exorcismus hätten Zweifel erheben können, sichere Ausflüchte zu haben.

Wenngleich es viele cachirte Teufelsübel gäbe, sagt er, so wolle er doch nicht damit gesagt haben, daß darum keine natürlichen Krankheiten vorhanden seien, sondern nur andeuten, daß sehr oft unnatürliche vom bösen Geist gemacht würden und zwar durch eine wirkliche Versuchung, die dreierlei Art sei, nämlich erstens: durch wirkliche Schmerzen, zweitens durch eingebildete Schmerzen und drittens dadurch, daß der Teufel „natürliche Feuchtigkeiten, Flüsse, Geblüt und andre Sachen“ von einem Orte an einen andern zu leiten wisse, wodurch das Uebel allerdings ein natürliches, zugleich aber auch ein unnatürliches werde, weil es von des Teufels Kraft bewirkt sei! Zu der zweiten Kategorie rechnet er alle jene Uebel, welche durch die Phantasie oder im Traume entständen, also meist die hypochondrischen. In allen diesen Fällen könne keine nur natürliche Arzenei vollkommene Hilfe schaffen, sondern es seien auch geistliche Mittel zu brauchen.

„Daher kömmt es,“ fährt er dann fort, „daß bisweilen scheint, der Arzt könne helfen und bald ist wiederum die alte Krankheit da, wenn man nicht zugleich auch geistliche Mittel braucht (man muß in Rücksicht bringen, daß Gaßner in seiner schwerfälligen Denkweise gewohnt ist, denselben Gedanken mehrfach zu wiederholen) und geschieht oft den Herren Arzneiverständigen Unrecht, da ihnen die Schuld der nicht geleisteten Hilfe beigemessen wird; weil nicht sie, sondern das verborgene unnatürliche Uebel die vollkommene Genesung hindert, welches ein Arzt nicht wissen kann, es sei denn, er wäre durch lange Erfahrung in dergleichen Zufällen belehrt und durch Gebrauch der geistlichen Mittel in die Erkenntniß gebracht worden. Die Herren Aerzte haben einen Lehrsatz, niemals etwas für unnatürlich zu halten, so lange sie das Uebel oder kränkliche Anliegen natürlich erklären

können. Dies weiß der arglistige Feind sehr wohl, daher er jederzeit das Natürliche nachzuarten pflegt und sich selbst verstellt, wie er es schon im Paradiese angefangen, um die unvorsichtige Eva zu betrügen."

Im Weitern kämpft Gaßner gegen die Meinung an, daß es überhaupt nichts Unnatürliches gebe und sagt dabei in einer Anmerkung: „Es sind viele berühmte Aerzte, die überzeugt sind, daß es maleficia (Hexerei) gebe und dienen hier zum Beweise D. Hofmannus de potentia diaboli in corp. § 24. Fromann, Forestus, Langius, Sennertus, Condrochus, Bartholinus, Merlichinius, der in seiner Abhandlung de incantamentis 60 dergleichen Zufälle, größtentheils aus eigener Erfahrung, beibringt, daß nicht nur Würme, Frösche, Schlangen, Mäuse [!] (welche die Natur vielleicht in dem menschlichen Körper erzeugen kann) [!!] sondern Scheerchen, Nägel, Messer, Haarnadel, Siegellack, Gläser und andere Kunstwerke (sic) aus dem Munde, Schenkeln, Armen, Knieen, Ohren ꝛc. des Kranken hervorgekommen." Nun folgt dann das System der teuflischen Pathologie. Es giebt auch hier wieder drei Gattungen von teuflisch Kranken, nämlich Angefochtene (circumsessi), Verzauberte (obsessi oder maleficati) und Besessene (possessi). „Von den Letzteren giebt es sehr wenige in der That, aber viele in der Einbildung und boshaften Verstellung." Größer sei schon die Zahl der Verzauberten oder Verhexten, am größten aber die der Angefochtenen, sei es an der Seele, sei es am Leibe. „Ja wir alle," sagt er zum Trost, „werden öfters angefochten an der Seele, oft auch am Leibe, doch nicht alle gleich, einige öfter, einige nicht oft, je nachdem der Mensch dem bösen Geiste mehr oder weniger Ursache zum Anfechten giebt. Die andre Weise, durch welche Manchem eine Krankheit zustoßen kann, sind die Teufelskünste und Aberglauben (gleichbedeutend mit Magie). Es giebt Menschen in der Welt, welche öfters durch böse Gesellschaften in fremden oder eigenen Ländern, oder durch Erlangung eines abergläubischen Buches lernen Bestellungen, Gefrörnisse (Frostbeulen), Glasfressen, Krankheiten machen und durch gewisse Worte und Zeichen dieselben heilen. Diese gottlosen Menschen und Teufelskünstler brauchen gewisse abergläubische Sprüche, Fragen und Zeichen, in der Meinung, diese Sachen und Zeichen haben jene Wirkungen, welche sie gewiß hoffen und schon nicht selten erhalten haben; indessen haben sie einen heimlichen Pact mit dem Teufel, und

macht derselbe, wenn ihm Gott Gewalt läßt, die Wirkung, welche sie glauben, daß ihre Künste solche vermögen, da sie doch wissen sollen, daß alles, was nicht von der Natur oder von Gott und der Kirche ist, vom Teufel — mithin verboten sei. Diese boshaften Menschen, wenn sie von wem beleidigt sind oder zu sein vermeinen und Haß tragen, geben demselben Luft durch einen Trunk oder Treibung andrer Teufelskünste und Aberglauben, wegen welcher der Teufel gereizet Menschen und Vieh schadet und eine Krankheit zufügt. Auf diese Weise geschiehet viel Uebels, indem eine Menge dergleichen Künstler in der Welt ist, welche der menschlichen Gesellschaft durch ihre vermeinten Künste Schaden zugefüget." — Dann kommt unser Casuist auf die Hexerei zu sprechen. Auch sie sei der Leugnung so vieler Leute zum Trotze in der Welt. Daß es früher Zauberei und Hexerei gab, stehe fest, denn alle Völker glaubten es und dann spreche dafür auch die Bibel. Was früher war, kann aber auch jetzt noch sein. Uebrigens, wer wollte glauben, daß Richter und Obrigkeiten, die früher so eifrig die Hexerei vertilgt, aus bloßer Ungerechtigkeit oder Unwissenheit so gehandelt haben sollten? Es gäbe allerdings auch jetzt noch „Zauberleute", und diese lehre der Satan seine schwarze Kunst, d. h. Vieh und Menschen krank zu machen u. s. w.

Wir glauben, daß es bei den vorstehenden Stichproben sein Bewenden haben kann. Allerdings docirt und deducirt der Pater noch eine ziemliche Zahl von Seiten hindurch in dieser schwülstigen und unbeholfenen Manier über die Anfechtungsarten fort, aber Neues bringt er doch nicht mehr vor, sondern er kommt immer auf dasselbe zurück: daß der Teufel direct oder durch andre den Menschen allerhand Uebel bereite, und daß namentlich die Furchtsamen, d. h. die zu wenig Vertrauen auf Gott besitzen, der Gefahr am meisten ausgesetzt seien.

„Wie ist zu helfen?" fragt dann Gaßner. Zunächst muß man über die wahre Natur des Uebels im Klaren sein, es also prüfen, und zwar geschieht das am besten durch Anwendung geistlicher Mittel. Wenn hiernach das Uebel nachläßt, so ist es ein vom Teufel bewirktes. Am allersichersten aber fährt man, wenn man einen Priester ruft. Letzterer, der ein erfahrener Mann sein muß, würde zunächst durch das Zeichen des Kreuzes oder durch einen im Namen Jesu auszusprechenden Befehl die Schmerzen zu lindern versuchen müssen, dann

aber, um völlige Gewißheit zu erlangen, die Letztere und das ganze Uebel an einen andern Ort des Körpers leiten, möglichenfalls auch verstärken können, falls dasselbe ein unnatürliches wäre.

Wenn nun ein Patient auf Grund solcher Versuche durch den Priester die Gewißheit gewonnen habe, daß seine Krankheit auf eine Einwirkung des Bösen zurückzuführen sei, so solle er vor allen Dingen nicht weiter zweifeln, sondern den festen Glauben haben, daß sich die Sache in der That so verhalte. Wer nicht hieran glaube, meint Gaßner, werde auch nicht glauben wollen, daß Gottes Wort ihn durch Vermittelung des Priesters heilen werde. Das Letztere aber sei eine unerläßliche Vorbedingung für die Heilung. Ohne den festen Glauben an die Kraft des göttlichen Namens könne kein Priester einem Leidenden helfen. Aber nicht allein auf den Namen Jesu und den Gottes, sondern auch auf die Heilsmittel der Kirche, wie das Zeichen des Kreuzes, Weihwasser und dgl. müsse man vertrauen, wenn man von der Kirche Erlösung erwarten wolle.

In einem der Schlußparagraphen giebt Gaßner dann einige Weisungen, wie ein gläubiger Christ auch schon aus eigener Machtvollkommenheit durch die Beschwörung im Namen Jesu allerhand böse Anfechtungen zu nichte zu machen vermögen soll, falls er keinen Priester zu sich kommen lassen kann. Die bei diesem Anlaß ertheilten Vorschriften sind so ziemlich das Kolossalste und Ungeheuerlichste, was Gaßner in seiner Schrift überhaupt an abergläubischem Blödsinn geleistet hat. Es mag daher zugleich auch zur Charakteristik seiner Schreibweise, die mit dem berühmten Küchen-, Jäger- und Töpferlatein auf einer Stufe steht, der betreffende Abschnitt vollständig wiedergegeben werden. Hier ist er (p. 37):

XXIII. „Ist die Anfechtung am Leibe durch Schmerzen oder Krankheiten, welche man aus vernünftigen Ursachen erkennet, daß sie nicht natürlich, so streite man eben auf diese Weise und denke im Herzen: „geh hinweg Satan mit diesen leiblichen Anfechtungen“, und es wird der Schmerz aufhören. Jedoch ist zu merken, wenn die Anfechtungen der Seele oder des Leibes auf den ersten Befehl nicht sollten gleich aufhören, so muß der Mensch mit desto festerm Glauben den Befehl wiederholen, bis die Anfechtung vollkommen weicht. Auf diese Weise kann der Mensch nicht nur sich, sondern auch alles das Seinige

von den Nachstellungen der Hölle befreien. Sehr nützlich und wahrhaft ist, was der hochwürdige Herr Antonius Reichle, Dechant in Scheer, in seinem Büchlein, „Der triumphirliche Namen Jesus" betitelt, schreibt, daß nämlich ein jeder Mensch, sogar ein Besessener oder Verzauberter, den Teufel von sich und allen seinen Sachen vertreiben kann, durch den gemachten Befehl in dem heiligsten Namen Jesu, und würden die Hausväter nicht auf unerlaubte Weise so viel Aberglauben und Teufelskünste in ihren Häusern und Ställen brauchen, wenn sie wüßten und erkennten, wie leicht sie durch den im Namen Jesu gemachten Befehl den Teufel von ihren Häusern, Ställen, Vieh und allem was sie besitzen und was auf unnatürliche Weise scheint belästigt zu werden, vertreiben könnten; auf diese oder dergleichen folgende Weise: „Ich befehle dir, du Höllenhund, in dem allerheiligsten Namen Jesus, daß du augenblicklich von diesem Haus (Stall, Vieh oder was es immer ist) abweichest und auf keine Weise ihm einigen Schaden zufügest, im Namen Gott des Vaters, Sohns und heiligen Geistes." Also vertreibt dieser Befehl von den Kindern und Erwachsenen das Schrätlein oder Trudt, löset auf alle gemachten Gefrörnisse, Stellungen, Aufbäumungen, Hindernisse im Schmalzmachen (!), die durch Malefiz verursachten Hindernisse der Eheleute; erhält das Kind im Mutterleib, befördert die Geburt, allwo sehr oft das Unnatürliche Mutter und Kind um das Leben bringt, erhält die Muttermilch, befreit das Vieh von aller Hexerei, die Häuser von Gespenstern, die Felder von schädlichem Ungeziefer, Hagel, Ungewitter, die Menschen selbst von allerhand Krankheiten, Gefahren, Unglück zu Wasser und Land; dienet auch, das Herz von aller Traurigkeit zu erledigen, alle Versuchungen zu vertreiben. Es stehet zwar Kraft der geistlichen Weihung die sonderheitliche Gewalt, die bösen Geister sammt allem Malefiz von den Leibern, Häusern ꝛc. zu vertreiben, allein den Priestern zu. Jedoch hat ein jeder Christgläubiger kraft der heiligen Taufe eine allgemeine Gewalt über die bösen Geister von Christo empfangen, durch welche er sich und die Seinigen, vermittest eines wahren Vertrauens auf Gott und durch den im Namen Jesu gemachten Befehl, vor allem Bösen bewahren und erledigen kann, gemäß der Worte und Versprechen Christi bei Marcus am letzten und Matthäus am 8. Kapitel: die Zeichen aber, die da folgen werden Denen, die da glauben,

sind diese: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben rc. Man kann nämlich nicht in allen Anfechtungen an Seel oder auch Leib allzeit gleich einen Priester haben. Gleichwie ein jeder Mensch im Falle der Noth die Gewalt hat zu taufen, obwohl es sonst dem Priester zusteht, also auch in diesen Umständen hat er die Gewalt, das Böse zu vertreiben von seinen Sachen, aber nicht in andern, indem ansonst viele Unordnungen erfolgen würden, wenn ein solcher Mensch sich eine priesterliche Gewalt anmaßen und bei andern beschwören wollte."

Wenn man diese Quintessenz pfäffischer Verdummungsweisheit liest, so muß man erschrecken vor den Zuständen eines Zeitalters, in welchem solcherlei allem, selbst dem elementarsten Menschenverstande frech Hohn sprechende Blasphemien nicht nur ungehindert den Markt der Oeffentlichkeit betreten durften, sondern sogar noch Tausende und Abertausende, und darunter Leute von Rang und wissenschaftlicher Bildung, ihrem Urheber als gläubige Verehrer zuführten. Daß das Letztere thatsächlich der Fall gewesen, wird sich im Folgenden zeigen.

Dieses war also die Theorie des neuen geistlichen Wunderarztes. Er war bereits ein Mann hoch in den Vierzigern, als er anfing selbige in die Praxis zu übertragen, hatte aber am Anfang damit nicht sonderliches Glück. — Von seinen früheren Lebensumständen und der Art, wie er auf diese absonderlichen Grübeleien hingeführt worden, ist im Ganzen wenig Zuverlässiges bekannt geworden. Gaßner ist zu Bränz bei Bludenz (Oesterreich) im J. 1727 geboren und studirte in Prag und Innsbruck Theologie. Seine Lehrer waren Jesuiten, für die er so große Sympathie an den Tag legte, daß er nicht nur in eine intime Verbindung zu ihnen trat, sondern sogar die Anwartschaft erlangte, später Mitglied dieses Ordens zu werden. Ob er es in der That geworden oder nicht, darüber schwebt Dunkel. Einige seiner Zeitgenossen haben mit Bestimmtheit behauptet, Gaßner sei ein Jesuit gewesen, andre leugnen es. Daß er mit der Gesellschaft Jesu in Verbindung geblieben ist, unterliegt keinem Zweifel. — Einer seiner Schulfreunde, der sich unter dem Pseudonym Pater Suadens verbirgt, behauptet, daß Gaßner schon in seiner frühesten Jugend sich mit Physiognomik und andern Phantastereien abgegeben habe, während Sterzinger berichtet, er habe später außer einer Menge magischer und exorcistischer Bücher auch medicinische Schriften studirt und sich also

schon in seinen Jünglingsjahren auf die Rolle vorbereitet, in welcher er erst im reiferen Mannesalter auf die Weltbühne trat.

Bis zum J. 1774 wußte man außerhalb des Bisthums Chur, worin Gaßners Pfarrei zu Klösterle lag, kaum Etwas von dem neuen Heiligen. Allerdings hatte er wohl schon zuvor, ehe er seine Operationen im großen Stil begann, in seiner Pfarrei an einzelnen Pfarrkindern exorcistische Uebungen angestellt, deren Erfolg ihn dann zu weiteren Versuchen ermuthigte. Im Ganzen muß aber der Eindruck, den sein Treiben auf die seiner Obhut anvertrauten Schäflein gemacht, kein sonderlich empfehlender gewesen sein, weil es als erwiesen gilt, daß sie von ihm nicht soviel Aufhebens machten, als man hätte vermuthen sollen. Der Prophet galt eben nichts in seinem Lande. — Einmal hatte Gaßner indessen das Glück, eine gewisse Gräfin Wolfegg, die lange bettlägerig krank gewesen war, so weit herzustellen, daß sie aufstehen konnte, und das scheint für seine ganze fernere „Praxis" von entscheidender Bedeutung gewesen zu sein. Der Bischof von Constanz, der in Meersburg (demselben Orte, in welchem Mesmer seine Tage beschloß) seine Residenz hatte, hörte von der Wunderthätigkeit des Exorcisten und ließ ihn zu sich kommen. Wie sich Sterzinger in seinen „aufgedeckten Gaßnerischen Wunderkuren" ausdrückt, schlug ihm die dortige Luft indessen nicht an; scharfsinnige Männer fanden in seinen Operationen soviel Ungereimtheiten, daß sie den Bischof veranlaßten, dem Wunderthäter den Laufpaß zu geben. Sterzinger theilt einen Auszug aus dem Briefe eines Mannes mit, der bei den von Gaßner vorgenommenen Beschwörungskuren in Meersburg gegenwärtig war und recht interessante Aufschlüsse über dessen Verfahren und Erfolge giebt. Die betreffende Relation lautet:

„Sowohl Standespersonen als andere gemeine Leute warteten hier schon 10 Tage auf den Herrn Pfarrer von Klösterle, als ihren Erlöser. Die erste Operation ging Vormittags im Kloster vor, wo die Stiftsdame von Blarer sich von der fallenden Sucht hatte kuriren lassen. Nachmittags war der heilige Schauplatz im Seminario, da machte der Herr Pfarrer von Klösterle seine Operationen. Erstlich an der tauben Frau von Landsee zu Ueberlingen. Zweitens an dem blinden Pfarrer von Hettingen. Drittens an dem lahmen Kaplan von Schönberg bei Rothweil. Viertens an einer geglaubten Besessenen.

Ich übergehe andere Operationen, die in meiner Gegenwart sind gemacht worden. Herr von Späth war auch zugegen sammt einer Menge von Hofleuten. Nun von der Sache unparteiisch zu reden, so kam mir die ganze Verfahrungsart des Wundermannes als eine Charlataneric vor, der die Presthaften glauben macht, sie seien kurirt, und in der That selbst sind sie nicht geheilt. Der blinde Herr Pfarrer von Hettingen, obwohl er durch ein rührendes lautes Gebet und durch Anrufung des göttlichen Beistandes das Vertrauen auf den Namen Jesu im höchsten Grade hatte, konnte doch von dem Herrn Gaßner nicht sehend gemacht werden. Der geistliche Operateur führte ihn zwar an das Fenster, und der Patient, wie ein jeder, der den Staar in den Augen hat, hatte einen kleinen Schein und erkannte die rothe Farbe an dem Kleide des Herrn von Sickingen und den Stern am schwarzen Kleide des Herrn von Rottberg. Da man ihm einen weißen Bogen Papier vor die Augen hielt, sagte er, es sei etwas Schwarzes u. s. w. Mit einem Worte, der gute Herr Pfarrer von Hettingen sieht um kein Haar besser, als er zuvor gesehen hat. Dem an den Füßen gelähmten Kaplan von Schönberg wurde auch nicht geholfen. Durch das öftere Zuschreien des Herrn Gaßner: Non debet consentire dolori, sed resistere fortiter in fide richtete sich zwar der Patient auf, ging in die untere Stadt Zum wilden Mann hinab, aber er mußte sich führen lassen, und bei einem jeden Schritt empfand er so sehr die Schmerzen, daß er mit den Zähnen knirschte. Bei der besessenen Person habe ich kein wahres Zeichen gesehen, daß sie possessa solle gewesen sein. Den Betrug mit einer epileptischen Person entdeckte der Hof-Fourier; denn da der Exorcist im Namen Jesu öfters befahl, daß der Paroxismus sich bei dem Mägdlein einstellen sollte, kniete sie endlich vor ihm nieder mit zusammengelegten Händen, als wenn sie beten wollte, legte sich sodann langsam nieder, aber so sorgfältig, daß sie ja ihre Haube nicht verdrückte. Der Geistliche behauptete, dies wäre der Paroxysmus. Der Hof-Fourier widersprach es und redete das Mägdlein an und sie gab ihm Antwort. Der Geistliche wurde beschämt und entließ seine Patientin bald. Kaum waren die Operationen des Herrn Gaßner vorbei, so ging der Beichtvater unsers gnädigsten Herrn zu Sr. hochfürstlichen Eminenz und stattete den Bericht ab, was er in der Operationsstube des Herrn

Gaßner gesehen hatte. Der kluge Cardinal nahm aus der Erzählung, die weder kalt noch warm war, ab, daß die Sache ein nisi habe. Da hernach der Herr von Späth die Gaßnerschen Kuren recht aufrichtig dem Cardinal schilderte und sich auf Zeugen berief, die einsichtsvolle Männer waren, wurde darüber Se. hochfürstliche Eminenz so aufgebracht, daß sie den andern Tag darauf sogleich den Regenten kommen ließ und ihm befahl, daß er seinem Gaste, dem Pfarrer von Klösterle, andeuten sollte, sich nach zwei Tagen aus seiner Diöcese zu begeben. Was für eine Miene der Herr Gaßner zu diesem Befehle gemacht habe, kann man sich leicht einbilden. Er mußte gehorsamen, bat sich aber auf seinem Zurückwege aus, daß er sich zu Salmannsweil und Königsegwald aufhalten dürfte, so ihm auf eine gar kurze Zeit erlaubt wurde. Der Graf von Montfort hielt zwar bei dem Cardinal an, daß er den Herrn Pfarrer von Klösterle auf Constanz führen wollte, aber er konnte die Erlaubniß nicht erhalten. Hier zu Meersburg klagen wir gar nicht über den Verlust des Mirakelmachers, sondern danken vielmehr der Vorsicht unsers weisesten Regenten, der nicht wollte, daß so viele Leute angeführt würden ꝛc.“

Von Meersburg ging Gaßner nun nach Saalmannsweil, wo er auf Ansuchen des dortigen Reichsprälaten einige Tage verblieb und auch eine Anzahl Heilungen unternahm. Da er die ihm gewährte Aufenthaltsfrist überschritten hatte und vielleicht fürchtete, dieserhalb von einer neuen Maßregel des Bischofs von Constanz betroffen zu werden, suchte er solcher zuvorzukommen, indem er einen sehr gleißnerischen Brief an den Bischof schrieb, worin er ihm seine Schrift: über die Manier den Teufel zu vertreiben, übersandte und versicherte, seine Sache beruhe keineswegs auf Betrug, wobei er sich auf eine Menge von Zeugen, theils aus dem ärztlichen, theils aus dem geistlichen Stande berief, die seinen Kuren den größten Beifall gespendet hätten. — „Es ist kaum eine Pfarrei in diesem großen Bisthum (Constanz),“ betheuert er darin unter Anderm, „wo nicht schon Personen bei mir gewesen in Klösterle und die Herren Pfarrer sie mit Schreiben zu mir geschickt haben und weilen mir Herr Regens Seminarii vorgegeben, Euer Eminenz hätten gerne gesehen, wenn ich von denen Orten, wo ich gewesen, einige Casus specificos testatos mitgebracht hätte, so habe Herrn Subregenten Seminarii einige im Semi-

nario aufschreiben lassen, ich weiß aber nicht, ob sie höchst Ihro Selben vorgezeigt worden oder nicht: und auch allhier sind die mehreste Patienten und ihre Zustände aufgeschrieben worden, worunter sehr viele höchst bewundert worden. Von diesen, wenn gnädigst gefällig, werde einige mit mir bringen und zur höchsten Einsicht vorlegen; ich bin versichert, daß sie bewunderungswürdig sind, und wenn ein Zweifel daran, könnte die Sache mit Zeugen bekräftigt oder untersucht werden. Wenn es dann möglich, bitte demüthigst um eine Abschiedsaudienz und mir eine Zeit und Stunde gnädigst zu bestimmen, wenn ich meine unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Womit mich höchsten Hulden und Gnaden demüthigst empfehlend in tiefem Respect geharre &c."

Der Bischof antwortete auf dieses zudringliche und von einem gänzlichen Mangel an Manneswürde zeugende Schreiben so, wie es Gaßner verdiente: nämlich in einem kühlen, ja beinahe strengen Tone, durch den sehr deutlich die Verachtung hindurchblickte, die er dem scheinheiligen Priester entgegensetzte. Die Audienz wurde gewährt, dabei aber sehr unzweideutig ausgesprochen, wie sehr dem Bischof das anmaßende und selbstgefällige Wesen Gaßners bei einer früheren Audienz mißfallen habe. Betreffs der von Gaßner überreichten Schrift ließ sich der Bischof folgendermaßen aus:

„Das Büchlein habe ich im Manuscript ganz gelesen und von meinen Theologen lesen lassen, hin und wieder was Gutes, aber auch weit mehrere wichtige Bewegungsgründe gefunden, solches der besorglichen üblen Folgen halber in meinem Bisthum nicht drucken zu lassen. Zu wünschen wäre es, daß einige Wirkung bei Jenen erfolgt wäre, die in Meersburg bei dem Herrn Hilfe gesucht, aber in der Folge nicht gefunden haben. Gottes Allmacht allein kann helfen: wir Menschen sind nur schwache Werkzeuge, welche unendlich rar sind und enge Freunde Gottes sein müssen. Immerhin gebühret soli Deo gloria, und dieses Bekenntniß hätte mich weit mehr auferbauet, als die eigenen Lobsprüche und weitwendige Erzählung seiner großen Hilfleistungen in Salem. Ich bitte inmittels Gott für den Herrn, damit er seinen wahren Beruf erfülle und von oben erleuchtet werde &c."

Dieser Bescheid mochte auf Gaßner derart abkühlend gewirkt haben, daß er alles Fernere unterließ, um den Bischof für sich zu gewinnen, und auch nicht einmal von der ihm freigestellten Audienz

Gebrauch machte. Vielleicht um dem Bischof zu trotzen, kümmerte er sich nicht weiter um die ihm gegebene Weisung, sondern verblieb so lange in dem Bisthum Constanz, bis der Bischof die Geduld verlor und an den Bischof von Chur, als den competenten geistlichen Obern Gaßners, eine Beschwerdeschrift richtete, in welcher er ersuchte, man möge letzteren in seine Pfarre zurückberufen, was denn auch sofort erfolgte.

Gaßner verhielt sich indessen nicht lange unthätig. Kaum war er in seinem Dorfe angelangt, als er auch schon eine neue Einladung erhielt und zwar diesmal vom Bischof zu Regensburg, der zugleich Probst von Ellwangen war. — Gaßner zögerte nicht, dem Wunsche des Bischofs zu entsprechen und machte sich im Spätherbst des J. 1774 nach Ellwangen auf, wo seiner bereits eine große Anzahl von Patienten, die von ihm gehört hatten und von weit und breit nach dem kleinen Orte hingekommen waren, harrte.

Wie es dort mit der Wunderheilung zugegangen ist, ersieht man am besten aus der kleinen Broschüre: „Die aufgedeckten Gaßnerischen Wunderkuren", die, wie schon erwähnt, von dem gelehrten Theatiner Ferdinand Sterzinger aus München verfaßt wurde und an Gaßners Entlarvung das Hauptverdienst hat. — Professor Walch zu Göttingen, der ein umfangreiches Werk unter dem Titel „Neueste Religionsgeschichte, Lemgo 1777", herausgegeben hat, liefert in Bd. VI. einige Ergänzungen zu jener Broschüre, die ihm von Sterzinger selbst mitgetheilt worden sind. Im Nachstehenden werden wir das Wichtigste aus beiden Quellen wiedergeben.

Der Ruf Gaßners war selbst bis in die Münchener Hofkreise gedrungen und da mehrere Personen von Ellwangen nach München zurückkehrten und versicherten, daß sie geheilt worden seien, so entschloß sich sogar einer der ersten bayerischen Aerzte (!!), Geh. Rath v. Wolter, dazu, mit seiner Tochter, einer Baronin v. Erdt, die an Epilepsie litt, ebenfalls zu Gaßner zu reisen und ihn zu consultiren, nachdem er dieserhalb an Gaßner geschrieben und von ihm einen hoffnungmachenden Bescheid erhalten hatte.

In Gaßners Antwortschreiben war zugleich auch des Pater Sterzinger Erwähnung gethan und dabei der Wunsch ausgedrückt worden,

dieser möchte doch auch nach Ellwangen kommen, um sich von den wunderbaren Erfolgen des Exorcismus zu überzeugen. Mit andern Worten: Sterzinger wurde geradezu herausgefordert, sich von dem Vorhandensein der von ihm so heftig geleugneten Teufelsanfechtungen überführen zu lassen. Bei Hofe, wo Sterzinger eine gern gesehene Person war, erregte diese Herausforderung Gaßners einiges Interesse, und man suchte Sterzinger daher zur Annahme derselben zu bewegen. Da auch noch einige andre Cavaliere neugierig waren, den Wundermann arbeiten zu sehen, so kamen dieselben überein, zugleich mit dem Geh. Rath v. Wolter und dessen Tochter sich zu Gaßner auf die Reise zu begeben und Sterzinger mitzunehmen. Letzterer willigte gern ein und so ging denn am 19. Dec. 1774 die Gesellschaft, aus dem Protomedicus v. Wolter, dem Hofarzt Leuthner, der Baronin Erdt, dem Grafen Seinsheim und Sterzinger bestehend, von München ab und traf am 20. December in Ellwangen ein.

Am andern Tage, früh Morgens um 8½ Uhr schon begab sich die Gesellschaft zu Gaßner, der in einem Flügel eines dem Fürsten von Ellwangen gehörigen Gebäudes seinen Aufenthalt genommen hatte und dort auch seine Heilungen vollführte. Man mußte zwei Wachen passiren, eine unten bei der Hausthür, die zweite vor der Zimmerthür des Wundermannes. Jeder von den Patienten, deren bereits gegen 30 im Hausflur warteten, hatte eine nummerirte Karte in der Hand, die er zuvor von der bischöflichen Kanzlei abholen mußte, und wurde erst dann vorgelassen, wenn seine Nummer an der Reihe war. — Die Münchener Fremden wurden von Gaßner sehr leutselig empfangen, nur nicht Sterzinger, von dem Gaßner vermuthen mußte, er werde nicht eben zu seinen Anhängern zu zählen sein. Als Sterzinger ihn begrüßte und ihm bemerkte, er sei gekommen, um seine Wunderthaten mit anzusehen, schnitt Gaßner letzterem ein verdrießliches Gesicht, machte die Augen zu und antwortete nichts darauf.

Im Zimmer befanden sich außer den Münchener Ankömmlingen noch mehrere andre Personen aus vornehmem Stande, auch einige Zuschauer, die auf Bänken saßen. Gaßner pflegte in einem Sessel neben einem Tische zu sitzen, auf welchem ein Crucifix stand; neben ihm befanden sich die von der geistlichen Kanzlei ihm zugeordneten Protokollführer, welche die Listen der Kranken vor sich hatten und

jedesmal, sobald eine Person abtrat, die bezüglichen Vermerke über das Leiden und die Heilung machten.

Der Anfang wurde mit der Tochter eines Herrn Weich zu Barfenstein gemacht, die einen lahmen Fuß hatte und schon den vorhergehenden Tag von dem geistlichen Arzte in die Kur genommen worden. Der Geistliche saß auf einem Sessel, die Patientin neben ihm. Die nun sich entwickelnden Scenen geben wir in Sterzingers eigener Schilderung.

„Gaßner nahm sie bei dem Kopfe, sodann bei der Hand und befahl im Namen Jesu, daß die Fraiß allsogleich kommen sollte. Die Krämpfungen waren allgemach da und er stillte sie wiederum im Namen Jesu. Hernach erregte er in der Patientin verschiedene spasmodische Anfälle und Convülsionen, die er bald länger bald kürzer andauern und wiederum durch seinen Machtspruch Cesset verschwinden ließ. Nachdem sich also das arme Fräulein ungefähr eine Stunde lang stark genug abgezappelt, ausgedehnt und an allen Gliedern erschüttert hatte, befahl er ihr, auf den gehabten lahmen Fuß zu stehen und weiter zu gehen. Das Fräulein faßte Muth, stand vom Boden, wo sie sich immer herumgewälzt hatte, auf, und ging Schritt vor Schritt im Zimmer ein wenig herum, dabei ich aber bemerkte, daß sie sich selbst Gewalt anthat. Auf dieses gab ihr der Geistliche mit dem Kreuze, so er wie ein Bischof trägt, auf die Stirn den Segen, murmelte etwas, das die Zuseher nicht verstehen konnten, herunter und entließ sie. Die Anwesenden wünschten ihr Glück zu ihrer Genesung.

Bei dieser ganzen Operation fand ich keine Spur eines heiligen Werkes; daher wunderte ich mich nicht darüber, daß der geistliche Arzt den lahmen Fuß des Fräulein von B. durch erweckte Krämpfungen und allerhand spasmodische Anfälle kurirt habe. Durch die Distensiones wurden die Nerven angezogen, alle Gliedmaßen erschüttert und die dicken Säfte am beschädigten Theile wurden durch die starke Bewegung flüssiger gemacht, daß also der lahme Fuß sich wiederum bewegen konnte und zwar so lange, bis die dicken Säfte wiederum anwachsen. Wie kann man eine solche ausgekünstelte Art zu heilen, ein heiliges Werk nennen? Der Name Jesus schien mir in dem Munde des Geistlichen nur ein Deckmantel des Heiligthums zu sein."

„Den zweiten Auftritt machte ein starker Bauernkerl, der die St.

Veitssucht hatte. Dieser Kerl, der alles, was mit dem Fräulein von B. vorging, angesehen hatte, war schon zubereitet, dasjenige zu thun, was ihm der Geistliche befehlen würde. Es brauchte also nichts mehr, dem Patienten seine Krankheit hervorzubringen, als ihn ernsthaft anzureden, die Hände auf das Genick und die Stirn zu legen und ihn zu rütteln. Da dies geschah und sodann der fürchterliche Befehl erging, daß sich eben die Krankheit, wie er es zu haben pflegte, allsogleich zeigen sollte, fing der Kerl an zu tanzen und mit den Fingern zu schnalzen. Er machte im Zimmer dreimal seine Reihe herum, dabei alle Zuseher etwas zu lachen hatten, selbst der Exorcist lachte dabei. Ich wollte auf eine That, die durch den allerheiligsten Namen Jesu hervorgebracht wurde, nicht lachen; ich konnte mich doch dessen nicht enthalten, es gefiel mir gar zu wohl, wie der Bauer herumtanzte, als wenn er im Wirthshause wäre, ich war aber in meinem Sinne dabei böse, daß mit dem Heiligthume eine Komödie gespielt wurde. Nachdem der Geistliche den ermüdeten Patienten ausschnaufen ließ, befahl er im Namen Jesu, daß sich die fallende Sucht zeigen sollte. Der Patient folgte, warf sich auf den Boden, tobte mit Händen und Füßen, wälzte sich hin und her und brüllte wie ein Ochs. Auf das wiederholte Wort Cesset ward der Bauer ruhig gemacht, stand vom Boden auf und trat zum Geistlichen hinzu, der ihn, ich weiß nicht mehr, auf heute Nachmittag oder Morgen wiederum bestellte, vor ihm zu erscheinen.

Indessen nahm der Geistliche einen andern Patienten, der auch schon im Zimmer war, in die Kur. Dieser war des Franz Thurners, churfürstlichen Hoftapezierers aus München, Sohn, der eben ein Epilepticus war, und auch den Anfall der Aufblähung des Magens dabei hatte. Der Geistliche, nach geschehenen gehörigen Vorbereitungen, ließ ihm auf drei Tempi den Bauch aufschwellen und so wiederum auf den Machtspruch Cesset zurückgehen. Ich fühlte die Ausdehnung des Bauches, wie auch die Abnehmung desselben, konnte aber dabei nicht glauben, daß dieses Experiment der Teufel mit seiner Circumcession hervorgebracht habe, ich dachte vielmehr, daß der geistliche Tausendkünstler eine physikalische Wirkungskraft angewendet habe, die der ohnehin rege gemachten Einbildungskraft den Vorschub gab. Hernach befahl der Geistliche, daß der Patient mit der hinfallenden Krank-

heit, wie er es gehabt hätte, solle geplagt werden. Der Patient ward taumelnd, fiel zu Boden und schlug seinen Kopf an einen Kasten an. Nachdem er eine Zeitlang ausgezappelt hatte, stand er auf den gegebenen Befehl allgemach auf und die Krämpfungen legten sich. Der Patient schnaufte hart, daher ließ ihn der vorsichtige Arzt ausrasten und gab ihm noch auf Vormittag eine Stunde zu der neuen Marter.

Nun will ich die Operationen, welche mit der Freifrau v. Erdt im Vicedoms-Hause vorging, und dabei ich besonders aufmerksam war, mit allen Umständen erzählen. Die gnädige Frau mußte sich in einem Zimmer auf das Kanapee setzen, der Herr Pfarrer von Klösterle setzte sich aber auf einen Sessel neben sie. Er hatte keine Stola noch Chorrock an, es war weder ein Licht noch Crucifix, noch Weihwasser zugegen. Gleich zu Anfang fragte der Herr Pfarrer den G. R. von Wolter, was seine Tochter für Krankheiten habe? Er gab zur Antwort: daß sie sehr an Convulsionen leide; er erklärte ihm ihre Symptome und alle Zustände, die dabei vorzugehen pflegen. Auf dieses machte der Geistliche der Patientin einen Muth, daß sie durch den Namen Jesus könne kurirt werden, weil diese bösartige Krankheit unfehlbar von der Circumcession oder den teuflischen Anfechtungen ihren Ursprung habe. Er erzählte einige Facta, wie er dergleichen Personen schon unter seinen Händen gehabt und glücklich kurirt habe, wenn sie nur einen festen Glauben auf den Namen Jesu hatten. Hierauf predigte er eine gute Viertelstunde, wie uns der Teufel an Leib und Seele anfechte, was er für eine erschreckliche Gewalt über uns Menschen habe und brachte aus der heiligen Schrift das Beispiel von dem Job herbei. Er sprach sodann von Sachen, die ihm in seinem Leben begegnet seien, die aber gar nicht daher paßten. Alle horchten ihm in tiefer Stille zu. Unter der Predigt beobachtete ich ganz wohl, daß er die Augen fast beständig geschlossen hielt, mit seinen zwei Daumen das Cingulum rieb und zweimal das Schnupftuch herauszog und seine Hände damit putzte. Nach diesem stand der Operateur von seinem Sessel auf, setzte sich zu der Patientin auf das Kanapee und sagte zu ihr: Nun wollen wir im Namen Jesu anfangen, seien Sie nur standhaft und haben ein rechtes Vertrauen auf diesen allerheiligsten Namen. Sogleich nahm er die Patientin beim Kopfe, drückte mit der rechten flachen Hand die Stirne und rieb

selbe; mit der linken Hand aber berührte er zugleich das Genick und mit dem Daumen und Zeigefinger gab er auf diesen nervösen Theil einen festen Druck. Gleich hernach befahl er im Namen Jesu, daß der Seitenstich kommen sollte, weil ihre Krankheit, wie die Patientin sagte, jederzeit mit dem Seitenstich anfing. Der Seitenstich wollte aber nicht kommen. Der Geistliche befahl es zum zweitenmale, daß der Seitenstich augenblicklich da sein sollte. Die Patientin sagte aber: Ich empfinde keine Schmerzen. Der Geistliche nahm sie bei der rechten Hand und befahl das drittemal, daß der Schmerz an der Seite sich allsogleich zeigen sollte. Anstatt aber daß der Seitenstich kam, wurde der Kopf der Patientin taumelnd und sie fiel in eine Fraiß; da fing sie an das Maul zu krümmen, mit den Zähnen zu knirschen, die Augen zu verdrehen, mit den Händen und Füßen zu schlagen und sich aufzubäumen. Jetzt haben wir es schon gewonnen! schrie der Geistliche hell auflachend. Er ließ die Patientin in diesem Zustande zwei Paternoster beten und befahl sodann, daß die Fraiß allsogleich weichen sollte, und sie setzte sich langsam. Nachdem der Herr Pfarrer die gnädige Frau ein wenig ausschnaufen ließ, sagte er zu ihr: Wir müssen noch mehrere Proben haben, die Fraiß muß noch einmal kommen, recht stark, recht stark! Die gute Frau fiel das zweitemal in die Fraiß, wüthete und tobte mehr als zuvor. Cesset, sprach der Geistliche, und sie wurde ruhig. Auf dieses befahl er, daß die Patientin sollte den Verstand verlieren, völlig verlieren! schrie er dreimal, und sie fiel in ein Delirium; während dessen schaffte sie an, daß man ihr Feder und Dinte bringen sollte und daß der Brief allsogleich auf die Post getragen werde. Sie schwätzte noch mehrere lächerliche Sachen daher. Es ist genug, sprach der Geistliche, ich befehle im Namen Jesu, daß der Verstand allsogleich wiederum komme, und er war da. Wir fragten sie, ob sie wisse, was sie gesagt habe und sie antwortete: ich weiß von nichts. Es ist noch nicht genug, sagte der Geistliche zu der Patientin, Sie müssen alle die Tentationes haben, wie Sie vom Teufel am Leibe sind angefochten worden. Er machte, daß sie jetzt das Herzklopfen, so er beim Anfang seiner Operation nicht hervorbringen konnte, bekam. Er war auch so künstlich, ihr die rechte Hand, welche er hielt, starr zu machen. Ich fühlte in der linken Hand, welche gelenk war, Zuckungen. Dies war

alles noch nicht genug, die so sehr geplagte Frau mußte auf des Geistlichen Befehl mehrmals in eine Fraiß fallen, und zwar wie er es haben wollte, in eine schreiende und da schrie die Patientin erbärmlich und die Krämpfungen waren scheußlich anzusehen. Er ließ sie darin beiläufig 3 Minuten und sodann befahl er mit einem herrschenden und groben Tone, wie er es allezeit zu machen pflegt, daß diese Anfechtung sogleich weichen sollte, und die Patientin schien ruhig da zu sitzen. Wegen des vielen Kirrens und Schreiens schnaufte sie hart und der Geistliche war so gnädig, sie ein wenig ausrasten zu lassen. Die Marter war aber noch nicht vollendet. Die arme gnädige Frau mußte bald wiederum herhalten. Sie sind auch mit dem Zorn angefochten worden, sagte der Geistliche zu ihr. Ja, ich war auch zornig, gab sie zur Antwort. Nun, sprach er, sollen Sie einen großen Zorn haben, und da derselbe anrückte, schrie der Pfarrer: noch mehr, noch mehr! Dieses Experiment war das fürchterlichste und auch das verschlagenste. Die vom Zorn angeflammte Frau, nachdem sie eine Zeitlang auf dem Kanapee mit unverrückten Augen, mit ausgespannten Armen, halbgebogenen Fingern und bläkenden Zähnen ohne ein Wort zu reden, da saß, sprang sie auf einmal auf und ging auf mich, der ich am Fenster stand, in voller Raserei los und wollte mich beißen oder kratzen. Ich nahm sie aber bei den Armen und hielt sie fest und sagte zweimal: Ich fürchte keinen Teufel. Ich ließ sie aus, und sie sprang das zweitemal auf mich los; ich faßte sie wiederum und da ich sie hielt, schrie sie aus vollem Rachen: Du Ungläubiger! Druden giebt es, aber keine Hexen. Ich lachte darüber, und wie ich sie noch bei den Armen hielt, so brachte ich sie auf das Kanapee, worauf der Geistliche ihr den Zorn durch den Machtspruch Cesset wiederum abnahm. Ich dachte, mit was für ein Gewissen kann ein Priester im Namen Jesu eine sündhafte Leidenschaft in dem Gemüthe eines Menschen erregen? Wie soll Gott in einer bösen und sündhaften Sache, wo die Kreatur den freien Willen nicht hat, ein Werkzeug abgeben können? Dieser Auftritt schien mir ein listiger Streich, den mir der heilige Mann hat spielen wollen, gewesen zu sein: denn da ich kein Bewunderer seiner Operationen war, faßte er über mich einen Groll und wollte durch ein Schreckbild meine Seele zaghaft machen. Gott aber, den ich allein fürchte, stand mir bei und

das Gaßnersche Stratagema ward zu Schanden gemacht. Den Gaßnerschen Anbetern thut es freilich wehe, daß ich den Sieg erhalten habe und suchen auf alle mögliche Art denselben also zu verfinstern, daß mir ja keine Ehre überbleibt; aber die Sonne der Wahrheit durchdringt alle finstern Wolken der Erdichtungen. Gleichwie die Patientin, um dem Befehlsgeber in allen Stücken den blinden Gehorsam zu leisten, in einen Zorn ausbrach, so fiel sie auch bald vorwärts, bald rückwärts, wie es der Geistliche haben wollte, und stand auf seinen Befehl vom Boden auf. In beiden Fällen hatte ich den Arm der Patientin in meiner Hand und fühlte nichts Steifes noch Krampfartiges. Diese wunderlichen Proben, oder Praecepta probativa, um die Ungläubigen, wie der Herr Pfarrer von Klösterle zu sagen pflegt, zu überweisen, daß dergleichen Krankheiten vom Teufel herkommen, dauerten zwei ganze Stunden, nämlich von halb 11 Uhr früh bis halb 1 Uhr. Und noch war der Versuchteufel nicht ausgetrieben. Die Freifrau von Erdt mußte sich Nachmittags wiederum bei dem Operateur stellen. Indessen da sie das Mittagsmahl einnahm, klagte sie sehr über Kopfweh.

Nachmittags ging die Kur mit eben dieser Patientin in dem Hause des Herrn Pfarrers von Klösterle vor. Die Operation dauerte nur dreiviertel Stunde. Der Geistliche machte ihr wiederum Muth und prägte ihr das Vertrauen und den Glauben auf den Namen Jesu ein, nahm sie bei der Hand und befahl, daß sich bald dieser, bald jener epileptische Anfall zeigen sollte, die sich auch einstellten, aber ganz gelind. In der Ordnung, wie er die Spasmos kommen ließ, vertrieb er sie auch. Nun ist alles vorbei, sagte der Geistliche, und Sie sind geheilet. Wenn Ihnen aber ein dergleichen Zufall wiederum über kurz oder lang begegnen sollte, so will ich es Ihnen lehren, wie Sie sich selbst kuriren können. Es soll die Fraiß kommen, befahl der Geistliche, sie kam, und die gnädige Frau krümmte nur ein wenig das Maul und zuckte mit den Händen und Füßen. Nun denken Sie nur im Gemüthe auf den Namen Jesu und das Uebel wird weichen, sprach ihr der Geistliche zu. Sie that es und wurde ruhig darauf. Diese Probe machte der Herr Pfarrer zu fünfmalen, und da sie zweimal das Kreuz dazu machte, sagte er zu ihr: Dies ist nicht nothwendig. Sie sehen also, meine gnädige Frau, sprach weiter der

Geistliche, wie Sie Ihnen selbst helfen können, wenn Sie mit einer solchen Krankheit von dem Teufel angefochten werden. Denken Sie mit einem festen Vertrauen auf den Namen Jesu, und der Teufel muß mit seinen Investationen weichen. Auf dieses mußte die gnädige Frau vor dem Herrn Pfarrer niederknieen, er legte seine Stola an, zog ein Kreuz, so einem bischöflichen gleich sieht, hervor, nahm es in die rechte Hand und setzte es ihr auf die Stirn; mit der linken Hand aber hob er ihr den Kopf, dabei murmelte er etwas her, beiläufig drei Paternoster lang, so die Umstehenden nicht verstehen konnten. Die Freifrau von Erdt stand von dem Boden auf und es wurde ihr zu ihrer Genesung Glück gewünscht.

Es fiel dem Herrn Grafen von Seinsheim, der alles Obige mit unbefangenen Augen angesehen hatte, ein, eine Probe mit dem geistlichen Arzte zu machen, ob er ohne Betastung eine Wirkung hervorbringen könnte. Er fragte den Geistlichen: Können Sie mich von der Darmgicht oder Kolik, an der ich öfters leide, kuriren, aber ohne Anrühren? Warum nicht, sprach der Geistliche, wenn Sie nur ein rechtes Vertrauen auf den Namen Jesu haben. Das habe ich, antwortete der Herr Graf, und glaube als ein guter Christ, daß Jesus als Gott allwirkend sei. Sie müssen auch glauben, sprach weiter der Geistliche, daß Ihre Krankheit von den Anfechtungen des Teufels herkommen könne. Da halte ich mich indifferent, gab der vernünftige Herr Graf zur Antwort. Der Geistliche fing an, im Namen Jesu zu befehlen, daß sich die Kolik allsogleich zeigen sollte, sie kam aber nicht. Er befahl es zum zweitenmale, und der Exorcismus machte keine Wirkung. Der Geistliche stand von seinem Sessel auf und wollte zu dem Herrn Grafen hinzutreten; da man ihm aber sagte, daß er nur sitzen bleiben sollte, wurde er ein bischen zornig und befahl auf das neue mit einem Ton, der seinen Zorn anzeigte, dreimal nacheinander, daß die Kolik augenblicklich da sein sollte. Es war aber alles umsonst, der Teufel konnte die Darmgicht ohne Anrührung des Herrn Pfarrers nicht erwecken. Der Geistliche nahm die Ausflucht, zu sagen: Wir sehen also, daß diese Krankheit natürlich sei. Dieser Zufall ereignete sich in dem Vicedom-Hause, wo nur sechs Personen sammt dem Pfarrer zugegen waren.

Ich habe noch keine Meldung gethan, wie der Herr Pfarrer

von Klösterle die Besessenen zu behandeln pflegt. Die Rolle, welche er mit diesen Leuten spielt, ist so unterhaltend, daß man zu Ellwangen sagt: Gehen wir in die Gaßnersche Komödie. Da ich Nachts um neun Uhr mit andern Cavalieren in die Operationsstube hineintrat, sah ich den Herrn Pfarrer bei einem Tische, darauf zwei Lichter standen, sitzen. Neben herum waren für den Adel zwei Reihen Sessel gestellt. Hinter denselben war der Platz für die übrigen Zuseher. Auf der Seite des Tisches standen die Besessenen und andre Presthafte, und unter denselben auch Herr Riedmayr, ein berüchtigter Exorcist aus München, der an seiner rechten Seite die Magdalena Sölnerin, eines Malers Tochter aus München, als eine Besessene hatte. Dieses Mägdlein, da sie mich erblickte, schrie sie auf: Da kommt unser Freund. Ich schwieg still. Da sie mich aber bei dem Namen nannte, sagte ich: Die Sprache einer boshaften Person kenne ich, bitte meines Namens zu verschonen, sonst gehe ich aus der Assemblee. Der Herr Pfarrer rief: Still, und der boshafte Teufel nannte mich nicht mehr. Ich muß doch sagen, wie mich dieses Mägdlein hat kennen gelernt. Schon vor vier Jahren, da sie noch nicht 16 Jahre hatte, wurde diese Person von den Exorcisten als eine Besessene herumgezogen. Einmal erzählte man mir, daß ein Kapuziner von ihr wirklich den Teufel ausgetrieben habe, und daß er zum Zeichen seiner Ausfahrt mit seinen Klauen fünf schwarze Striche über der Thüre an der weißen Wand unauslöschlich hinterlassen habe. Gleichwie ich von allen außerordentlichen Dingen nichts glaube, wenn mich das Factum nicht überweiset, so ging ich den 25. April 1772 in das Haus des Malers, wo man mir die Lenerl vorführte und die ganze Historie, wie sie durch ein Maleficium den bösen Geist hineingeschluckt, wie er sie geplagt und endlich ihren Leib verlassen habe, mit allen Umständen erzählte. Ich machte mit der Lenerl die sichern Proben einer wahren Besitznehmung, und da keine einzige davon Stich gehalten und die schwarzen Striche mit Tusche gemalt gefunden worden, kam der Betrug auf und die Lenerl wurde in das Arbeitshaus gethan, examinirt und nachdem sie ihre Betrügereien freiwillig gestanden hatte, auf ein Jahr zur Arbeit in der Auer Fabrik condemnirt; sodann kam sie wiederum zu ihren Aeltern und man spürte an ihr keine Besessenheit, wohl aber hysterische Krankheiten. Da nun der Ruf des

Herrn Pfarrers von Klösterle nach München kam, daß er eine besondere Kraft habe, die Teufel von den besessenen Personen auszutreiben, ward diese Lenerl gleich wiederum besessen, fiel einmal in der Nonnenkirche auf dem Anger über zwei Stühle hin, und da glaubte man ganz gewiß, sie müsse besessen sein; sie fand also gute Leute, die ihr das Geld gaben, nach Ellwangen zu reisen.

Nun eben diese Magdalena Sölnerin war die erste, mit welcher der Herr Pfarrer von Klösterle die Komödie zu spielen anfing. Ich kann diesen Auftritt nicht anders nennen, weil weder eine Kirchenceremonie, weder ein Exorcismus oder Gebet aus dem Rituali Romano dabei beobachtet und gesprochen wurde. O wie wurden die frommen Ohren beleidigt, wenn man bei einem betrugvollen Spiel den verehrungswürdigen Namen Jesu hat hören müssen! das Spiel fing an, das Mägdlein warf sich vor den Füßen des Exorcisten nieder, schleuderte mit dem Kopfe so sehr herum, daß die Haube hinwegflog und die Haare zerrauft herunter hingen. Der Exorcist fragte: Wie heißt Sie? Lenerl. — Wie lange ist sie besessen? Sechs Jahre. — Ist keiner zugegen, der es wissen kann? Der Herr Riedmayr, ein Weltpriester von München, der diese Person nach Ellwangen geführt hatte, antwortete: Ich betheure bei meiner priesterlichen Würde, daß diese Kreatur sechs Jahre besessen sei, und was unbarmherzig war, so wurde sie vor drei Jahren in das Zuchthaus darum gesperrt. Das ist nicht recht, predigte der Herr Pfarrer, arme Personen können sich, um Almosen zu erhaschen, als Besessene verstellen, nicht aber eine Person, wie diese ist; sie ist wahrhaft besessen und derjenige, der es nicht glaubt, thut ihr die Ehre abschneiden und begehet eine Todsünde. Ich steckte mein Gesicht zwischen die Hände und dachte: der große Mann reformirt den Hofrath zu München, der die Bosheit und Betrügerei dieser Person gestraft hat. Er weiß zum Voraus, ohne einen Exorcismus gemacht zu haben, daß sie besessen sei und will sogar, daß man es unter einer Todsünde glauben soll. Der Exorcist fragte weiter: Wie ist Sie besessen worden? — Es ist mir angethan worden und in einer Speise habe ich den Teufel bekommen. Dies glaubte der einfältige Mann, wenn er aber nur ein wenig in die Schriften der Hexenstürmer hineingeschaut hätte, so würde er den Ungrund dieser Zauberei gefunden haben. Die ganze Vernunft entsetzt sich, ein solches

zu glauben. Nachdem der Exorcist noch einige andre Fragen an die vermeinte Besessene gestellt hatte, erweckte er in ihr durch seine geheimnißvolle Kunst die hysterischen Krankheiten, denen sie ohnehin unterworfen war; er ließ sie auf dem Boden herumzappeln und machte sie wiederum ruhig. Das allgemeine Experiment mußte auch vorgezeigt werden; er setzte die rechte Hand des Mägdleins mit auseinander gedehnten Fingern auf den Tisch und schrie dreimal: Die Hand soll bockstarr sein! Ein beherzter Cavalier wollte davon überzeugt sein, hob einen Finger nach dem andern auf und endlich die ganze Hand. Der Exorcist machte dazu kein gutes Gesicht, er wurde böse, ergriff des Mägdleins linken Arm, streckte denselben aus und befahl mit einem fürchterlichen Tone: Daß dieser Arm wie ein Eisen starr sein sollte; aber auch dieses Experiment wurde durch den gedachten Cavalier lächerlich gemacht, indem er ihren Arm wie einen Reif bog. Der Hochgeborne wollte darauf, um eine Besessenheit herauszuforschen, mit ihr französisch reden, sie gab aber darauf zur Antwort: Ich verstehe nur deutsch. Der Exorcist wollte sich keinem weiteren Gespötte aussetzen, nahm die Magdalena Sölnerin bei dem Kopfe, bannte den Teufel in ihren rechten Fuß hinab, entließ sie so im Frieden und bestellte sie auf morgen.

Sodann trat eine andere geglaubte Besessene auf das Theater, sie war eine ledige Weibsperson von ungefähr 24 Jahren. Der Exorcist verfuhr mit ihr wie mit allen andern dergleichen betrübten Personen; er stellte nämlich einige Fragen an sie, hernach ließ er sie in die nämlichen hysterischen Zufälle und Convulsionen, denen dergleichen sogenannte betrübte Personen unterworfen sind, fallen, und nahm das gemachte Uebel wiederum hinweg. Etwas Besonderes, so die Zuseher in Verwunderung setzte, war dieses, daß er sie sterbend machte, und sie schien, da sie in des Exorcisten Armen lag, in der Agonia zu sein. Zwei Medici griffen den Puls und fanden ihn wie an einem Sterbenden. Wenn ich ein Medicus gewesen wäre, hätte ich die anscheinend sterbende Person in meine Arme genommen und die Proben gemacht, ob keine Verstellung dahinter stecke, und ob nicht etwa der Exorcist dem Arme der Patientin, den er ohnehin hielt, durch das starke Drücken den Lauf der Pulsader genommen habe. Der Exorcist war mit diesem Experimente so wohl zufrieden, daß er

die Kreatur nicht länger quälte, sondern dem Teufel befahl auszufahren, und sie sperrte darauf das Maul auf und da hieß es, der Teufel ist ausgefahren. Einer, der hinter meinem Sessel stand, sagte ganz leise: Ich sehe den bösen Geist schon oben schweben. Dieser Phantast hatte aber allein das Glück, ein solches seltenes Phänomen zu sehen. Es war schon halb zwölf Uhr Nachts und ich ging in meine Herberge. Ein Tag war mir genug, die Gaßnersche Komödie angesehen zu haben."

Aus den vorstehenden Aufzeichnungen werden die Leser wohl eine hinlänglich klare Vorstellung von den Manipulationen und dem Verfahren des Teufelsbanners gewonnen haben. Wäre kein andrer Beweis für die Betrügerei, die dabei stattfand, vorhanden, als eben jene Episode, die mit der Baronin v. Erdt passirte, so würde dieser Vorfall allein dennoch hinreichen, um Gaßners Gebahren in seinem wahren Lichte zu zeigen. Es sind indessen noch andre ähnliche Intermezzi constatirt worden, die das Gleiche beweisen. Unbegreiflich bleibt unter allen Umständen nur, wie Personen von Bildung und von Rang sich nicht scheuen mochten, trotzdem für das Ansehen Gaßners in Wort und Schrift öffentlich aufzutreten und sich dadurch zu Mitschuldigen an seinen Spitzbübereien zu machen. Wer sich davon überzeugen will, mit welchem Eifer und welcher fanatischen Leidenschaftlichkeit Aerzte, Theologen, Regierungsbeamte und katholische Gelehrte sich auf die Gaßnerschen Exorcismen warfen und in — allerdings meist anonymen — Streitschriften Sterzingers Enthüllungen unwirksam zu machen suchten, braucht blos die Bände 24, 27, 28, 33 und Anhang zu Bd. 35—36 von der Allgem. Deutschen Bibliothek zur Hand zu nehmen und die Rubriken „Teufeleien und Zaubereien" aufschlagen, unter denen die meisten der über Gaßner und sein Treiben erschienenen Schriften aus den siebziger Jahren aufgezählt und umständlich besprochen sind. Hofrath Zapf gab späterhin einen Separatabdruck dieser bibliographischen Zusammenstellung mit einigen Zusätzen vermehrt unter dem Titel „Zauberbibliothek" heraus (ohne Druckort; 8. 1776) und führt darin nicht weniger als 80 Nummern auf! Und doch war auch dieses Verzeichniß noch nicht ganz vollständig. — Aus den bekanntlich sehr gewissenhaften und zuverlässigen Recensionen der Deutschen Allgem. Bibliothek ist ersichtlich, mit welcher Wuth und Er-

bitterung alle diese fast ausschließlich gegen Sterzinger geschriebenen Polemiken abgefaßt worden sind und wie verwundbar die Stelle gewesen sein muß, welche der mannesmuthige Theatiner berührt hatte. Wie eine wilde Meute fiel man über ihn her und suchte ihn zu verdächtigen, seine Ehrenhaftigkeit anzutasten und seine Wahrheitsliebe in Abrede zu stellen. Keine Waffe wurde verschmäht, um den gefährlichen Gegner zu vernichten und seinen Aufdeckungen die Glaubwürdigkeit zu rauben.

Allerdings hatte die „Kirche" manches zu verlieren, wenn man Gaßner als Charlatan und Humbugmacher zu brandmarken suchte, und die Gefährdung ihrer Interessen rechtfertigte somit einigermaßen den Feuereifer, mit dem sich ihre Getreuen und Schildknappen dem Feinde entgegenstürzten. Waren doch, wie Walch berichtet und auch von andern Gegnern Gaßners bestätigt wird, nach Ellwangen gegen Zwanzigtausend Pilger gewallfahrtet,*) die alle mehr oder weniger an den Teufel und die Macht des göttlichen Namens über ihn glaubten und durch Gaßners Wunderthaten in diesem Glauben noch bestärkt wurden! Die Kirche feierte hier durch die Vermittelung eines ihrer Diener einen der glänzendsten Triumphe, indem die Wirksamkeit ihrer Gnaden- und Heilsmittel öffentlich und vor Jedermanns Augen sich im hellsten Lichte zeigte. Hiergegen ankämpfen, hieß eine ihrer werthvollsten Errungenschaften in Frage stellen und erforderte ein Massenaufgebot aller Rechtgläubigen zur Bekämpfung der drohenden Gefahr.

Da mit der Dummheit selbst Götter erweislich vergebens kämpfen, so kann es eben nicht allzusehr befremden, daß trotz so vernichtender Beweise, wie sie Sterzinger der Welt vor Augen führte, dennoch der Zulauf zu Gaßner und das Vertrauen auf seine Wunderkraft nicht nachließ. Die Menge — und dazu gehörte hier keineswegs der Pöbel allein, sondern auch ein ansehnlicher Bruchtheil aus den feinern Ständen — will einmal thöricht sein und auf Belehrungen nicht achten. Ueberdies aber hatte Gaßner auch eine Anzahl wirklich überraschender Erfolge für sich — allerdings meist nur momentaner, weil die Geheilten später in der Regel Rückfälle bekamen, allein der Schein blen-

*) Walch, a. a. O. 420, 421.

dete doch so viele Kranke, daß sie blindlings sich Gaßner anvertrauten und alles von ihm hofften. Bei vielen Kranken ist aber der bloße Glaube schon die halbe Genesung. Was Wunder also, wenn manche wirklich geheilt oder mindestens sehr gebessert den Wunderarzt verließen! Namentlich bei Frauen darf solches nicht auffallen. Gaßners Clientel rekrutirte sich der Mehrheit nach aus dem weiblichen Geschlechte und zwar aus der Kategorie der Nervenkranken. Was an diesen oft schon die bloße Phantasie wirkt, haben wir bei Mesmers Kuren gesehen. Vor allen andern aber sind gerade die Hysterischen sehr geneigt, sich dem Einflusse der von außen her auf sie wirkenden Eindrücke hinzugeben und ihr physisches Befinden darnach einzurichten. Die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib ist bei ihnen viel kräftiger, das Befinden des einen Factors von dem des andern viel abhängiger als bei normalen Menschen. Professor Rühle in Bonn hat sich über das Wesen der Hysterie und ihre pathologischen Folgen kürzlich in einem außerordentlich interessanten Vortrage eingehender ausgesprochen und dabei folgende Grundsätze aufgestellt. Als eine Krankheit des gesammten Nervensystems verändert die Hysterie die Functionen aller Abtheilungen desselben. Das Nervensystem besteht aus Central-Apparaten, dem Gehirn und Rückenmark, und Leitungssträngen, welche diese mit der Peripherie und Außenwelt verbinden. Die einen dieser Stränge leiten von der Peripherie nach dem Centrum sensible oder Empfindungsnerven, incl. Sinnesnerven, die anderen von dem Centrum nach außen, und zwar zu den Bewegungsorganen, Muskeln. Das Centrum empfängt Eindrücke, empfindet und erregt Bewegung. Die Vorgänge im Centrum selbst entsprechen einmal der zugeleiteten Empfindung, aus denen Gefühl und Vorstellung entstehen, und dem Denken und Wollen, aus denen wieder die Bewegung erregt wird. Dem weiblichen Nervensystem entspricht ein gewisses Uebergewicht der zuleitenden und demgemäß der Gefühlsseite über die Denk- und Willenssphäre und davon abhängige Bewegung. Innerhalb dieses natürlichen Uebergewichts muß aber zur gesunden Functionirung des Nervensystems Gleichgewicht und Ausgleichung in den verschiedenen Gebieten desselben vorhanden sein. Das hysterische Kranksein besteht zunächst in dem krankhaften Uebergewicht der Zuleitung und davon abhängigem Gefühls- und Vorstellungsleben; hieraus resultirt eine

Verminderung der Denk- und Willensfunction und der *motorischen Energie*. Die Erscheinungen der Hysterie äußern sich also in abnorm gesteigerten Gefühlswahrnehmungen, Empfindungen und Vorstellungen und verminderter Willensenergie und Bewegungsausdauer. Es giebt aber noch einen Weg, auf welchem Empfindung in Bewegung übergeführt wird, den wir Reflex nennen, welcher mit Ausschluß des Bewußtseins unwillkürlich vorgeht. Diese Reflexe können bis zu einem gewissen Grade durch den Willen gehemmt werden. Es werden also außer jenen Gleichgewichtsstörungen in der Hysterie auch vermehrte Reflexe, unwillkürliche Bewegungen eine häufige Erscheinung sein, ja, diese, mit dem Namen „Krampf“ bezeichneten Reflexe sind gerade das Charakteristische an ihr. Alle Ueberreizungen der Leitungsbahnen erzeugen aber Erschöpfung, und so kommen neben den gesteigerten Empfindungen (Schmerzen) die Empfindungslosigkeit, neben den Krämpfen auch Lähmungen in der Hysterie vor; Lähmungen der Stimme (Stimmlosigkeit) und der Glieder, besonders der Beine, sind die gewöhnlichen Formen. Plötzlicher Wechsel in allen diesen mannigfachen und contrastirenden Störungen ist ein fernerer Charakter der Hysterie, und eben daraus begreift es sich, daß denselben keine nachweisbaren, bleibenden Veränderungen im Gewebe der Nerven zu Grunde liegen. Es folgt aber daraus, daß alle plötzlichen, als Heilung erscheinenden Veränderungen lange bestandener Störungen, z. B. Sprachlähmung oder Lähmung der Beine, niemals als directe Wirkungen angewandter Mittel oder als Wundererscheinungen proclamirt werden dürfen. Alles, was die Empfindungssphäre reizt und dauernd reizbarer macht, muß als Ursache zur Hysterie angesehen werden, alles, was eine solche vermeidet und die *Hebung der Willensenergie* und *Bewegung* bewirkt, muß dazu dienen, ihr Zustandekommen zu erschweren oder zu verhindern.

Gerade auf den letzten Zweck: die Hebung der Willensenergie und die Förderung der Bewegung berechnete Gaßner alle seine Beschwörungen und da mutatis mutandis die vorerwähnten Sätze auch von hypochondrischen und hämorrhoidalen Leiden gelten, so konnte er mit denselben Mitteln auch auf diese letzteren mitunter wohl einwirken. — Daß ihm solches in der That hier und da gelungen ist, wird nicht zu leugnen sein. Einige Beweise führt u. A. dafür auch

der churfürstlich pfalz-sulzbachische Arzt und Rath Dr. Schleis in seinen an den Dr. Semler in Halle gerichteten „Zweifelsfragen" (Sulzbach 1776. 8) an. Semler hatte nämlich außer seinen bereits erwähnten Schriften gegen den Hexen- und Teufelsglauben später auch gegen Gaßner direct eine „Sammlung von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerschen und Schröpferschen Geisterbeschwörungen" (Halle 1776. 2 Bde. 8.) veröffentlicht, welche ganz im Sinne Sterzingers geschrieben war und mit allem gelehrten kritischen und exegetischen Apparat dem Gaßnerschen Humbug und dem Aberglauben überhaupt zu Leibe ging. Um Semler nun eines Besseren zu belehren, schrieb Schleis jene Zweifelsfragen, in denen er einige recht drastische Belege für Gaßners Wunderkraft anführt. Wir müssen dieselben gelten lassen, weil sie durch Zeugnisse der dabei unmittelbar Betheiligten und mit Nennung aller Namen bekräftigt sind und also eine Entstellung oder Fälschung nicht wohl anzunehmen ist, obwohl der Verfasser ein leidenschaftlicher und rabiater Zelot ist und solches auch schon durch andre, vorher veröffentlichte anonyme Streitschriften, die ihm nicht sonderlich zur Ehre gereichen, bewiesen hat. Schleis war nämlich aus einem Zweifler ein begeisterter Anhänger Gaßners geworden, und das erklärt wohl seine leidenschaftliche Parteinahme für Letzteren zur Genüge.

Die Beispiele, die wir aus der Schleisschen Schrift sogleich anführen werden, sind allerdings aus dem folgenden Jahre (1775) und der Periode von Gaßners Aufenthalt in Sulzbach, wohin er sich auf Einladung der verwittweten Pfalzgräfin von Zweibrücken begab, indessen läßt sich nicht bezweifeln, daß ähnliche Fälle auch schon früher, während Gaßner in Ellwangen exorcisirte, sich ereigneten und bekannt wurden. Einige werden wir davon sogar noch später eingehender behandeln. — Hier möge zunächst den von Schleis und zwar im Auszuge aus dem darüber geführten amtlichen Protokoll mitgetheilten Vorgängen eine Stelle eingeräumt werden.

„Tit. Herr Graf Faubert, grand Baillif d'Epée de la Provence de Bourgogne, demeurant dans une de ses Terres nommée Lésine près Bourbon Lancy, welcher Abends vorher schon über Regensburg dahier angelangt war und diesen Abend hierher getragen wurde, betrat mit schwachen, schleppenden und schmerzlichen Schritten das Gaß-

nersche Zimmer, worauf Tit. Herr Gaßner fragte: wie alt er sei und was ihm fehle?

Er wäre 58 Jahre alt, schon 40 Jahre aber mit allen Gattungen des arthritischen Uebels hart geplagt, keine Articulation in seinem ganzen Körper, sogar die Rippen, Wirbelbeine, Suturen und Hirnschalen seien davon ausgenommen; in Zeit von zehn Jahren sei er nicht mehr im Stande, sich allein aus- oder anzuziehen, die vier letzten aber gar nicht mehr aus dem Zimmer gekommen, viel weniger daß er hätte einen Buchstaben schreiben können. Man müsse ihm wie einem Kind zu essen geben, und wie man sehe, so wäre er in seinem besten Wohlsein kaum mehr im Stande, seinen Leib mit Beihilfe zweier Krücken fortzuschleifen, indem jeder Schritt und jede Bewegung ihm unausdrückliche Schmerzen in den Füßen und im Rücken verursachten. Hierauf sagte Herr Gaßner: die Schmerzen sollen in alle Gelenke zugleich kommen. Der Schmerz preßte dem Grafen die Zähren aus und er beklagte sich, daß er einem in allen Gliedern zugleich mit elektrischen Stößen umgebenen Märtyrer sich am ähnlichsten dünke. Cesset omnis dolor in toto corpore, in omnibus articulationibus et juncturis praecipio hoc ego minister Dei et Ecclesiae in nomine Jesu Christi. Der Herr Graf betheuerte in seiner Sprache, daß er nur noch einige Schmerzen in der Articulation des heiligen Beins empfinde. Herr Gaßner erklärte ihm in lateinischer Sprache sein System und ließ es ihm zu größerer Sicherheit auch noch durch Andere in die französische Sprache übersetzen, mit der Frage: ob er wohl glaube, daß die jetzt kurz empfundenen Schmerzen von dem Teufel herrührten? Er hätte immer dafür gehalten, war die Antwort des Grafen, daß der Teufel diese Krankheit verursachen müsse, weil die Menge der von den berühmtesten Medicinern verschriebenen Arzneien, sehr viele künstliche und Mineralbäder, deren er in seinem Leben, besonders die letzten 10 Jahre, eine Menge angewendet hätte, alle fruchtlos gewesen wären. Durch was er wohl glaube, daß eben diese Schmerzen so jählings nachgelassen hätten? — Durch die Kraft des heiligsten Namens Jesu. Man würde ihm nun Glied für Glied ausdehnen und biegen, er solle aber, sobald er Schmerzen empfinde, ebenfalls durch den Gedanken: weiche Satan, ich befehle es dir im Namen Jesu! dieselben schnell vertreiben. — Er wolle es probiren,

denn es würde ihm sehr lieb sein, wenn er sie gleich verjagen könnte, indem er durch die Länge der Zeit dieser Bürde wohl müde geworden sei.

Herr Gaßner fing an den Fingern an Gelenke für Gelenke, eins nach dem andern, anzuziehen und zu biegen. — Der Herr Graf lernte nach und nach die Schmerzen vertreiben, die Hände und Arme wurden beweglicher und von allen Schmerzen entledigt. — Die nämliche Operation geschah nun auch mit den Füßen. — Der Herr Graf war nach dieser Operation schon im Stande die Krücken abzulegen und mit dem Stock in dem Zimmer herum zu gehen. — Die Schmerzen sollen wieder kommen — sie kamen und der Herr Graf lamentirte mit lauter Stimme. — Er solle sie vertreiben — er war nicht im Stande — sie sollen weichen. — Der Herr Graf klagte noch immer. Er solle nur nicht zaghaft sein, sondern einen guten Glauben haben und denken, sie müssen weichen. — Er wolle es wohl denken, allein die Schmerzen wären dermalen zu groß, daß er weder denken noch herzhaft genug sein könne. — Herr Gaßner ergriff voll Eifer den Grafen bei der Brust, legte die Stola auf dessen Haupt, sprechend: Du verfluchter Teufel, du höllische Bestie! Ich gebiete Dir durch die Kraft des allerheiligsten Namens Jesu Christi, daß du allsogleich alle Glieder dieses Herrn Grafen mit allen Schmerzen verlässest, im Namen Gottes Vaters, Gottes Sohnes und Gottes heiligen Geistes.

Der Herr Graf war nach dem Aussprechen dieser Worte von allen Schmerzen befreit, ging ohne Krücken, ohne Stock, ohne alle Beihilfe, wiewohl noch furchtsam, das Zimmer zweimal auf und ab. — Herr Gaßner flößte ihm frischen Muth ein — gab ihm den Stock und da es schon spät war, bestellte er ihn auf den künftigen Morgen. Der Herr Graf ging voll Hoffnung im Angesicht der zahlreichen Zuschauer durch beide Zimmer, über den Gang, eine Stiege hinunter und ließ sodann in einer Sänfte sich nach Haus tragen.

Den andern Tag, als den 21. September, erschien vorgemeldeter Herr Graf früh um 6 Uhr in dem Gaßnerschen Zimmer, erzählte, daß er in vielen Jahren nicht so sanft und ruhig als diese vergangene Nacht geschlafen hätte, der Schmerz hätte zwar den gestrigen Abend sowohl als diesen Morgen bald in diesen, bald in jenen Juncturen sich gemeldet, er hätte solchen aber nach und nach allezeit gebändigt

— worauf Herr Gaßner: gleich sollen die Schmerzen wieder in den Füßen sein. Der Herr Graf erschrak über diese Worte, nichts desto weniger waren die Schmerzen im höchsten Grade zugegen. — Er solle sie fortschaffen. Der Herr Graf hatte selbige schon schneller als gestern zu vertreiben gelernt, er konnte mit den Füßen herzhaft stampfen, nur das Niedersitzen und Aufstehen verursachte annoch empfindliche Schmerzen; Herr Gaßner ließ den Leib bald vor- bald rückwärts biegen. Der Herr Graf fühlte bei jeder Bewegung neue Schmerzen; Herr Gaßner ließ ihn in der nämlichen Stellung mit dem Befehl, er solle den Schmerz schnell vertreiben. Der Herr Graf gehorchte und augenblicklich war er jedesmal seine Schmerzen los. — Er solle schnell niedersitzen, ohne sich anzuhalten. Der Graf war dieses seiner Furcht ungehindert gleich im Stande zu vollziehen und betheuerte, daß er so viele Kräfte in 4 Jahren nicht gehabt hätte. — Er solle auf eben diese Art wieder aufstehen, der Graf erfüllte diesen Befehl zu seiner eigenen Bewunderung mit größter Leichtigkeit. — Er solle im Namen Jesu abermals ohne Stock und ohne Führer im Zimmer auf- und abgehen. — Er ging, jedoch noch furchtsam — geschwinder und ohne Furcht solle er gehen und nur dem Teufel befehlen, daß er mit allen Hindernissen weiche.

Er ging mit schnellen Schritten, als ihn ein jäher Schmerz im Kreuz am ferneren Fortgehen hinderte. — Er soll den Schmerz mit großmüthiger Verachtung schnell fortjagen. Schon war aller Schmerz gewichen. — Herr Gaßner citirte noch öfters während dem Gehen den Schmerz, bald in diesem, bald in jenem Theil, der Graf aber vertrieb solchen jedesmal auf der Stelle mit lachendem Munde, er erkannte mit rührenden Worten die Kraft Gottes und in dem heiligsten Namen unseres Erlösers, die Macht des Menschen und die Schwäche des nachstellenden Teufels, er ging ohne alle Hilfe durch die Zimmer, setzte sich, kniete nieder, stand wieder auf, ging die Treppen hinab, durch den Garten über die Gasse in die Kirche, hörte die Messe an, ausrufend: o welches Glück! ein Glück, welches ich in 4 Jahren nicht genießen konnte. Er kehrte den nämlichen Weg wieder zurück und dann abermals in die St. Leonhards-Kapelle, um den öffentlichen Operationen als ein Augenzeuge beizuwohnen. — Er hatte die Gnade, diesen Tag an die fürstliche Tafel gezogen zu werden und kam den

folgenden Tag um sich zu beurlauben, noch einmal in das Gaßnersche Zimmer.

Er erzählte vermöge oben berührten Tagebuchs, daß er heute zum erstenmale an seine Gemahlin geschrieben habe, eine Uebung, welche er in 4 Jahren nicht habe verrichten können. Er habe ruhig geschlafen, mit gutem Appetit Speise und Trank genossen, sei in dem Gasthof immer ohne mindeste Beschwerde auf- und abgegangen, nur hätte ihn die Müdigkeit öfters daran gehindert. — Auch die Müdigkeit ist eine Versuchung des Teufels, fiel ihm Herr Gaßner in die Rede. Gleich auf der Stelle solle sie da sein, diese Müdigkeit. Der Graf wankte, hielt sich an den Tisch an und bat um einen Sessel. Nichts, sagte Herr Gaßner, Sie müssen diese ebenso wie den Schmerz vertreiben. Der Herr Graf lachte, indem er durch einen einzigen Gedanken seine Müdigkeit los war.

Herr Gaßner gab ihm die Lehre, wie er bei jedem neuen Vorfalle oder Rückfalle in die nämliche Krankheit gleich durch den im Namen Jesu an den Teufel gestellten Befehle sich verhalten solle, berührte alle Gelenke des Körpers mit der Beschwörung, daß alles Unnatürliche, was noch in dem Körper des Herrn Grafen zurück sei, vollkommen und gänzlich daraus durch die Kraft des allerheiligsten Namens Jesu weichen solle, ertheilte ihm die Benediction mit Auflegung seiner Hände und reichte ihm zuletzt einen Partikel von dem Kreuze unseres Erlösers zum Küssen dar. Der Herr Graf vergalt seine Erkenntlichkeit mit dem Lobe Gottes und des heiligmachenden Namens Jesus mit Vergießung der zärtlichsten, dankvollsten Thränen und nahm von unserer Stadt Abschied, hinterließ aber vorher einem in demselben Gasthofe einlogirt gewesenen Geistlichen folgendes Certificat, welches von Wort zu Wort also lautet:

Je certifie à Mr. Thomas Zaengle, Curé de Königstein, que attaint de la goute depuis quarente ans, et les dix dérniéres dans l'Etat le plus deplorable, surtout, les quatre dernieres, au point de n'avoir put m'habiller, que deux fois, Seullement, ne pouvant, marcher, que par le Secoure des bequilles, reduis dans l'etat le plus deplorable, sur la grand Reputation de Mrs. Gassnaire, Prestre de Ratisbonne je me suis rendus, dans cette Ville, distant de ma Demeure de deux Cente Soixante

Lieux, pour le priér d'intercedir, pour moy pres de Dieu, afin d'obcenir Soullagement dans ma cruelle Situation, arrive dans cette Ville, j'appris de luy, qu'il etoit oblige de partir le lendemain, sur la Demande, que lui avoit fait la Duchesse de Deux-ponts, de venir à Soulsbac, â qui il â procure la Vue de l'oeil gauche, dont elle etoit privee, et elle ma certifiee, estre guerie, et voir tres clair.

Dans cette Circonstancė, je me Suis determinė à venir icy, ou par l'intercession de ce prestre J'ay recouvrė l'usage des Jeambes, de façon que je marche actuellement sans Pequilles ny baston, et jay dellivrė le present certificat à Mr. Thomas Zaengle, pour en faire tel usage quel jugerat à propeau. A Soulsbac le vingt deux Septembre mile Sept cent Soixante et quinze et pour que foy y soit adjoutie je me suis soubsigne.

Le Comte de Faubert Seigneur de la periere, et grand Senechan de Bourgogne.

Dessen Reisegefährte aber unterstützte dieses Certificat mit folgendem:

Je Soussigne ayant accompagne Mr. le Comte de Faubert dans son susdit Voyage, Certifie d'avoir de mes propres yeux vu la gerison cy dessus mentionée, ainsi que cella de S. A. S. Mdme. la Duchesse des Deux Ponts, sans parler d'une tres grand nombre des malades que j'ai vû guerire de la maniere la plus surprenante, et dans les quelles guerisons il n'est entré que la tout Puissance de Jesus Christ, au nom, seul, duquel ces guerrisons ont eté faites, à Soulsbac le vingt deux Septembre mille Sept, cens Soixante quinze. Le Baron de Silfwerstolpe, ancien Capitaine du Regiment Royal-Baviere au Service de France.

Diese Kur war also nur in der hiesigen Stadt-Dechanei, allwo Herr Gaßner logirte, verrichtet. Nun sollen Sie eine andere, welche in der St. Leonhard-Kapelle, in Gegenwart eines sämmtlichen hohen Regierungs-Dicasterii und einer eindringenden Menge fremder und einheimischer Zuschauer vermöge obengedachten Protokolls vorgenommen worden, erfahren.

Extractus Protocolli Montag den 25. September 1775 Vormittags.

Johannes Kollinsky aus Mähren, ein Wirthschafter Sr. Excellenz des Tit. Herrn Grafen von Rindsmaul, 41 Jahr alt, hatte anfangs ein kaltes Fieber, welches in eine wirkliche Abzehrung vom Monat April an übergegangen war; man mußte ihn tragen, er war nicht im Stande allein zu stehen, er sah einem lebendigen Skelet ähnlich, so war das Fleisch schon abgezehrt, das Gesicht war bleifarbig, der Athem kurz mit Erhebung der Schultern, zwischen welchen der vorwärts geneigte Kopf steckte, der Husten und Auswurf wie bei einem Lungensüchtigen, der Puls und Sudor colliquativus gaben das schleichende Fieber deutlich im höchsten Grade zu erkennen und jeder der Anwesenden hätte glauben sollen, der gute Mann würde diesen Tag noch seinen Geist aufgeben, indem er seine heisere Stimme kaum mehr auf die Zunge erheben konnte.

Der Herr geistliche Rath sprach ihm Muth zu, versichernd, daß die Krankheit von dem Teufel herkomme, daß er nach dieser gehobenen Ursache gar leicht und vollkommen genesen könne und werde. Er solle nur, wie jetzt, so auch in Zukunft, gänzlich auf die Kraft des heiligsten Namens Jesu vertrauen, keine andern Arzeneien als dieses zu jeder Zeit in allen Leibes- und Seelenkrankheiten bewährteste Hilfsmittel mit steter Gegenwehr gebrauchen. Um ihn aber zu überzeugen, so solle nun der Husten und das Keuchen augenblicklich aufhören und anstatt dessen das kalte Fieber, welches er vor 7 Monaten gehabt hätte, sich einstellen. Er befehle solches im Namen Jesu Christi. — Der Husten war still, er klagte über ein kaltes Ueberlaufen durch den Rücken, er gähnte, er mußte sich dehnen, die Nägel wurden blau, die Fingerspitzen kalt, ein zitternder Frost erschütterte den ganzen Körper, der Puls stimmte nach Zeugniß mehrerer zugegen gewesener Arzneiverständigen mit jenem der Fieberkälte überein. — Jetzt solle auch der Durst kommen. — Im Augenblick war er zugegen. — Jetzt solle die Hitze und Kopfschmerzen folgen. — Der Augenschein und der erhobene geschwinde Puls belehrten einen Jeden von der Gegenwart aller dieser Symptome. — Der Schweiß solle auch kommen, wie er ihn bei der Abnahme des kalten Fiebers gehabt hätte. — Er war nicht im mindesten davon unterschieden. — Cesset omnis febrilis motus! Hitze, Durst, Schweiß, Mattigkeit, Kopfweh und der geschwinde Puls hatten zugleich nach kaum ausgesprochenen Worten ein Ende.

— Jetzt soll der Husten wieder kommen. — Er war wie vor dem Fieber wieder zugegen. — Er solle nachlassen. — Der Husten hörte gänzlich auf. — Die vorige Heiserkeit der Stimme soll da sein. — Er konnte kein vernehmliches Wort mehr reden. — Cesset ista Raucedo. — Er redete mit klarer Stimme. — Die Schmerzen im Hals und die Trockenheit sollen zugegen sein. Er konnte vor Trockenheit und Schmerzen weder reden noch schlingen. — Der Mund und Hals soll feucht sein, der Schmerz und alle Hindernisse im Halse nachlassen. Der Mund und Hals waren wie bei dem gesündesten mit natürlicher Feuchte erfrischt. — Jetzt soll der Herr wieder recht schwach werden, so wie er öfters diese Zeit und auf der Reise gewesen ist. — Der Athem wurde zu kurz, die ausgehauchte Luft kalt, der Puls setzte 3—4 Schläge gänzlich aus, er wurde ohnmächtig und der kalte Schweiß rollte von der Stirne herab. — Cesset ista Debilitas. — Er war wieder so munter, als ob ihm niemals etwas gefehlt hätte. — Modo adsit Febris tantum in Manu et Brachio dextro. — Die rechte Hand erkaltete, erstarrte, zitterte, der Puls war in dieser geschwind, fieberisch und erhaben, in der linken Hand aber natürlich und langsam. Cesset in ista Manu et adeat sinistram. — Es geschah nunmehr das nämliche in dem linken Arm, was vorher in dem rechten empfunden worden, und die rechte Hand hatte ihren gesunden Puls. — Cesset et fugiat in pedem dextrum. — Er klagte über Kälte seines zitternden rechten Fußes. Cesset in isto et adeat sinistrum Pedem. — Es geschah. — Es soll im ganzen Leib aufhören und nur der Kopf von der Kälte eingenommen werden. Die Nase spitzte sich, die Lippen wurden blau, er schnatterte und klapperte mit den Zähnen. Er soll vollkommen gesund sein. Er war munter und fröhlich, stand auf, ging auf und nieder. Ei, sagte er, welche neue Kraft empfinde ich in meinen Füßen, ich wollte wie ein Reh fortlaufen. Jetzt soll die Melancholie und Traurigkeit kommen. — Er setzte sich nieder, stützte den Kopf in die Hand, seufzte und weinte mit todtblassen Gesichtszügen, was ihm fehle? Ach! noch so jung zu sein, und hilflos von Frau und Kindern sterben zu müssen — antwortete er schluchzend. Iterum bene Se habeat. Er war wieder eben so schnell frisch und munter, als er vorhin krank und traurig geworden.

Herr Gaßner ließ alle hier beschriebenen Anfälle zwei- bis dreimal wieder erscheinen, die Herr Kollinski allemal selbst nach der Gaßnerschen Lehre und Anweisung durch den Gedanken: „weiche Satan, ich befehle es dir im Namen Jesu", schnell zu vertreiben lernte, er empfing auf gewöhnliche Art die Benediction und ging unter freudigen Glückwünschen der ganzen Versammlung frohlockend allein nach seinem Quartier und verließ mit einem gesunden und kräftigen Körper unsere Stadt.

Sind Sie zufrieden, ehrwürdiger Herr, mit diesem frostigen Beweis? — Nein — Sie wünschen in Ihren Erklärungen ein Beispiel zu erfahren, daß Herr Gaßner seine Beschwörungskunst bei Einem im Schlaf auch einmal anwenden möchte. — Nun dann hier ist auch ein Beispiel, welches an einer hiesigen, unserer ganzen Stadt bekannten Bürgerstochter in höchster Gegenwart der Durchlauchtigsten Frau Pfalzgräfin, welche diesen Casus höchst eigenhändig in dem Protokoll zu attestiren geruht haben, sich an dem Tage vor seiner Abreise zugetragen hat. — Franziska Bruckmüller ist der Name dieses 20jähr. Mädchens, welche über jähe Anfälle von Traurigkeit, von Zorn, von Lachen sich beklagte. — Ich übergehe hier alle Arten der stillen, weinenden, schlagenden und sterbenden Gichten eben so geflissentlich, als die abwechselnden Convulsionen einzelner und sämmtlicher Theile des Körpers und erwähne nur einige Affecte, zu welchen dieselbe durchgehends in lateinischer Sprache auf Gaßnerschen Befehl angetrieben wurde. — Herr Gaßner sagte ihr, sie solle nur denken und wollen, daß dasjenige, was er ihr in einer ihr ganz und gar fremden Sprache gebieten würde, geschehen solle und müsse — alsdann befahl er im Namen Jesu. — Tristetur mox vehementissime — sie wurde zum Entsetzen traurig und fing unter den heißesten Thränen mit gewundenen Händen zum Erbarmen an zu weinen. — Luctus vertatur in Risum — ohne Verzug fing sie mit schmetternder Stimme so laut zu lachen an, daß sie sich bis unter den Tisch beugen mußte und alle höchsten und hohen Anwesenden zum Mitlachen bewegte. Immediate vertatur Risus in Luctum — so stark das Lachen und vorherige Weinen war, um so stärker war es dermalen, welches sie eine ganze Viertelstunde unter dem wehkläglichsten Heulen fortsetzte. — Cesset esse tristis. Angst, Wehmuth, Schluchzen, Heulen und Zähren hatten

auf einmal ein Ende und ihre Mienen waren die gelassensten. — Irascatur huic Pavimento. — Sie riß mit ergrimmter Wuth die Haube vom Kopfe, warf sie von sich, drohte dem Boden, schlug ihn mit Fäusten, spie denselben an, fluchte und schalt dagegen mit den fürchterlichsten Geberden und Worten. — Sie solle diesen Zorn wie alle vorigen gichtischen Anfälle im Namen Jesu vertreiben. — Gleich war sie die Sanftmüthigste. — Indormiat jam haec Puella: Praecipio hoc ego in Nomine Jesu. — Sie schlief ganz plötzlich ein und fing an zu schnarchen, war auch durch Schütteln, Rütteln und Zurufen nicht zu erwecken. Jam ducas maledicte Daemon hanc Creaturam dormientem per hoc Cubile. — Sie stand schnell auf, ging in dem ihr ganz unbekannten Zimmer mit geschlossenen Augen ohne irgend anzustoßen, herum, stellte sich in einen entfernten Winkel und schlief noch immer schnarchend fort. — Redeat. — Sie kehrte schlafend wieder zu Herrn Gaßner zurück. — Pergat ad gratiosam Dominam de Fick hic stantem et loquaris cum illa. — Sie ging zu derselben und murmelte einige unverständliche Worte gegen sie. — Mox ducas maledicte Daemon hanc Creaturam ad Pastorem suum ut illi osculetur Manum. — Sie ging zu Tit. dem allhiesigen churfürstlichen Geheimen Rath und Stadt-Dechant Freiherrn von Fick, blieb stehen und erwachte. — Non evigilare facias, dormiat ista Creatura, et statim osculetur Pastoris sui Manum. — Sie schlief wiederum ein, blieb unbeweglich stehen; Tit. Herr Dechant schrie sie mit lauter Stimme an und bemühte sich mit Ungestüm, ihre Phantasie zu stören — aber umsonst, sie stand wie eine Säule und schlief immer fort. — Osculeris Manum praecipio in Nomine Jesu. Sie hob die Hand, ergriff ihre Schürze und stopfte sich damit den Mund zu. — Manum osculare Pastori huic. — Anstatt des Küssens machte sie eine tiefe Verbeugung. — Manum osculetur haec ovicula Pastori suo. — Sie bequemte sich endlich, mit einem lauten Kuß die Hand hochgedachten Herrn Dechants zu beehren. Evigilet. — Sie erwachte und erstaunte mit Schamröthe, als man ihr den Hergang, dessen sie sich kein Wort zu erinnern wußte, erzählte. (Ich würde ein Buch statt eines Briefes schreiben müssen, wenn ich alle merkwürdigen Thatsachen aus diesem 85 Bogen starken 14tägigen Protokoll anführen wollte. — Stoff genug zum Zweifel und zum Glauben.)

Allein wie geht es jetzt mit unserm Grafen? — Gott weiß, wer dieser Fremdling war. — Wer weiß, ob er sich Herrn Gaßner zu Liebe nicht verstellt hat — oder ob er nicht jetzt wieder vielleicht so armselig darniederliegt, daß er auch nicht einmal mehr mit den Krücken zu gehen im Stande ist. Die unverfälschte Abschrift zweier kürzlich hier eingelaufenen Briefe mag diesen Zweifel lösen. — Hier sind sie.

à Strasbourg, ce 25. Octob. 1775.

Que Je n'ai pas eu l'honneur, de vous ecrir plutot Monsieur, pour vous remercier de toute la Bonte, que vous aviez bien voulu temoigner à Mons. de Faubert ainsi, qu'a moi pendant notre sejour à Soulsbac, C'est, que cet Ami en partant d'ici pour retourner chez lui me prioit d'attendre jusqu'a ce qu'il m'auroit envoye une Lettre de sa Part pour vous, pour vous temoigner egalement sa vive recoinnessence la quelle Lettre jeviens recevoir aujourdhui avec deux autres pour S. A. S. Mad. la Duchesse, l'un de Mad. de Faubert, l'autre de Mons. de Faubert, les quelles je prens la Liberté de vous envoyer ici jointes en vous priant de vouloir bien les Lui remetre, et en meme tems la supplier de daigner agreer mes tres respectueuse et foumis Hommages.

Notre Voyage de chez vous jusqu'ici etoit (grace à Dieu) fort heureux, Mons. de Faubert n'apendant la Route ressenti qu'une Couple de fois seulement, et fort legerement, quelque Douleurs dans un pied, que par le praecept de Mons. Gassner il chassa sur le Champ, il me mande, que la meme Chose lui est arrivée en Chemain faisant d'ici jusqu'a chez lui, mais, que sa Sainte vat de jour en jour mieux et qu'il se porte aussi bien, qu'il veut faire un voyage d'une Vingtaine de lieux, pour voir un de ses Parens, qu'il n'a pas vu depuis douse ans à cause de sa maladie et de ses soustrences continuelles qu'il ressenti avant le bonheur d'etre guéri par le ministere de cé digne Prétre vous ne scaurez pas vous imaginer Monsieur la sensation que fait ici l'heureux guerison de Msr. de Faubert à ceux qui ont leur entiere Confience à Dieu le louent d'autres qui à peine veulent reconoitre le toux Puissance de Jesus Christ qu'ils n'osent cependant pas nier de bouche (je parle des Catho-

liques et meme des Prêtres, creurent dans leurs Esprits occules pour trouves des raisons et causes etrangeus, et physiques à ses guerisons merveilleuses, et n'en pouvent point trouver, ils finissent par dir des plattitudes qui n'ont ny rimes, ny raisons et cela, parce qu'ils Confondent par entetement ou par bettise ce qui est au dessus de la raison et la Conception humaine d'avec ce qui y est Contraire.

Le tems ne me permettent pas d'ecrire aujourdhui à Mr. Gassner, Je me reserve ce plaisir pour un autre Jour et Je vous prie Monsieur de vouloir bien lui faire bien de Complimens de ma Part au Cas que vous le verrez.

Je vous prie egalement Monsieur de vouloir bien assurer les Dames de la Cour de S. A. S. Mdme. la Duchesse de mes tres humbles respects, et faire bien de Compliments à Mons. votre frere.

J'ai l'honeur d'etre avec la Consideration la plus parfaite

Monsieur

votre tres humbles et tres
obeissant Serviteur de
Silfwerstolp.

J'ay eté et suis trop sensible Monsieur à toutes les honestetes, que J'ay recus de vous pendant mon sejour à Soulsbac pour ne pas vous prier d'en aggreer mes tres sinceres remercimens. Depuis mon Depart (grace à Monsieur Gassner) je jouis de la meillieure Sainte fans aucun nuages, Je marche tres bien, non pas encore sans sensibilites dans les Articulations, des genoux et des Pieds, l'humeur ayant trop croussit dans ces parties, dont les nerfs etoint un peu retressits les quels de Jour en Jour acquerent les nouvelles forces et elasticites, que j'espere soutenir par le secour du precept au nom de Jesu Christ, si tot, que mes forces seront totalement revenues, je n'aure rien du plus presse, que de faire revetir le nouvelles publiques de ma Cur avec un détail circonstancie de ma Situation passe et de toutes les merveilles, que J'ay vue opperer sou mes yeu en fin d'instruir tout le royaume. C'est un hommage que je doi à Mons. Gassner et à Verité j'ai y mem tant de Confience au

precepte pour l'advenir que je Crois que jen' attendera pas le Terme, quoique je le juge fort court. Permette, que Mlle. votre soeur trouve icy les assurences de mon respectueux homage et Mons. le Medecin mes plus empresses Complimens. Je suis avec autant de reconnoissence que de respect. Monsieur votre tres humble et tres obeissant Serviteur le Comte de Faubert.

Bourbon lancy en Bourgogne
le 10. Octbr. 1775.

Von dem zweiten wissen wir keine andere als mündliche Nachricht von Leuten aus seiner Gegend, welche durch dessen gesunde Zurückkunft und noch wirkliches Wohlbefinden angefrischt 3 Wochen hernach in andern Krankheiten bei Herrn Gaßner Hilfe und Trost gesucht und gefunden haben. Die dritte lebt im Angesicht der hiesigen Stadt von dieser Zeit an gesund, vergnügt, ohne Rückfall."

So der fürstliche Arzt und Rath, der Herrn Prof. Semler stets direct perorirt. Daß die Darstellung, die wir hier mitgetheilt, in den Thatsachen auf Wahrheit beruht und außerdem eine getreue Wiedergabe des Gaßnerschen Verfahrens enthalte, soll nicht in Zweifel gezogen werden, obwohl andrerseits auch wohl evident ist, daß Schleis, wo er konnte, tendenziös berichtete. Jedenfalls ist die Angabe, daß Gaßner stets nur lateinisch commandirte, falsch. Gaßner sagte seinen Patienten zuerst den deutschen Befehl leise murmelnd vor und wiederholte ihn dann lateinisch, worüber Walch, a. a. O. p. 441 fg. zu vergleichen ist. Im Uebrigen aber halten wir es für unnöthig, noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß Gaßner in allen diesen Scenen lediglich eine abgekartete und betrügerische Comödie vorführte.

Trotzdem ging es Gaßner in Sulzbach lange nicht so gut als in Ellwangen. Er hatte neben diesen Erfolgen sehr viele Mißerfolge und fand es daher gerathen, diesen Ort bald zu verlassen. Eine kleine vielfach von den zeitgenössischen Autoren erwähnte Schrift: „Gaßners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach 1776" giebt über die dortigen Vorfälle genaue und zuverlässige Nachrichten. Da sie dem Verfasser indessen nur aus den auszüglichen Erwähnungen in andern Streitschriften bekannt geworden und trotz aller Bemühungen nicht auf-

getrieben werden konnte, so muß auf ein Eingehen in deren Inhalt nothgedrungen hier verzichtet werden.

Wir kehren jetzt wieder nach Ellwangen zurück. Gaßner machte dort so gute Geschäfte, daß er bis in den Frühling des folgenden Jahres hinein daselbst verweilte. Ohne Unterlaß strömten täglich ganze Schaaren von Leidenden nach dem kleinen Orte und aus allen Himmelsgegenden kamen die Gläubigen herbeigezogen, oft in langen Prozessionen, bei denen sie unterwegs Loblieder auf die Jungfrau absangen und fleißig den Rosenkranz beteten. Wenn man erfährt, daß späterhin täglich im Durchschnitt 2—3000 Ankömmlinge gerechnet wurden, so kann man hiernach ermessen, wie gewaltig der Ruf des neuen Messias wirkte und wie verbreitet er gewesen sein mußte. Auf den Landstraßen wimmelte es von Krüppeln und Gebrechlichen, die zu Gaßner wallfahrteten, und zu den Wirthshäusern war ein so enormer Zudrang, daß sie den Nachfragen nach Logis nicht zu genügen vermochten. Unter solchen Umständen mußten auch die ökonomischen Verhältnisse des kleinen Städtchens von dem großen Fremdenzuzug beeinflußt werden, und es erscheint daher als keine Uebertreibung, was uns ein preußischer Officier in seiner kleinen Schrift: „Lustiges Abenteuer eines geistlichen Don Quixote" (Berlin 1776. 8.) meldet, nämlich daß Gastwirthe, Metzger, Brauer und Bäcker, ferner die Posthalter und Wirthe auf der bayerischen Straße wohlhabende Leute durch Gaßner wurden und daher ihn auch am eifrigsten vertheidigten und für ihn einstanden. — Aber auch in allen andern Kreisen der Bewohner war der Glaube an Gaßner so stark, daß es gefährlich gewesen wäre, gegen Letzteren aufzutreten. Er hatte nicht nur den Clerus, sondern auch den Fürsten und fast alle Hofschranzen für sich gewonnen und somit gehörte es schon zum guten Ton, für Gaßner sich zu begeistern. Sterzinger hat schon bemerkt, daß man zu Gaßner wie etwa in eine Theatervorstellung zu gehen pflegte, und der eben genannte Gewährsmann bestätigt das. Für die Honoratioren standen in Gaßners Audienzsaal reservirte Sessel da, die vom hohen Adel und sonstigen Standespersonen eingenommen zu werden pflegten. Hinter ihnen aber war auch noch für andre, weniger distinguirte Schaulustige Raum gelassen. Das Publikum mochte die Sache bei aller Rechtgläubigkeit doch auch zuweilen recht weltlich auffassen, denn

jener Officier berichtet, daß man über die Grimassen und die grotesken Geberden, die Gaßner an einzelnen seiner Patienten hervorrief, recht derb gelacht, auch wohl hin und her eine banale Randglosse gemacht habe, wenn die Tollheit des Benehmens zu sehr die Spottlust herausforderte.

Aus der ganzen Darstellung dieses sehr zuverlässigen Augenzeugen geht übrigens hervor, daß Sterzingers Bericht die Vorgänge mit vollster Unparteilichkeit, Gewissenhaftigkeit und Objectivität schilderte und daß somit seine Angaben unbedingten Glauben verdienen. Wer Gaßner einmal genauer beobachtet hatte, kannte sein ganzes Verfahren, weil dieser sich stets genau an das von ihm erdachte Schema hielt und alle Uebel eben nach einer Schablone behandelte. — Zur Vervollständigung des von Sterzinger gegebenen Bildes möchte noch anzuführen sein, daß Gaßner sich allerhand theatralischer Effecte bediente, um desto nachhaltiger auf die Phantasie und die Stimmung seiner Patienten zu wirken, wie z. B., daß er seine Befehle mit sehr starker Stimme herausschrie, dabei seinen Blick starr und unverwandt auf seinem Opfer haften ließ, fürchterliche Gesichter schnitt, die Leute bei der Hand faßte, heftig rüttelte und schüttelte, und wenn auch dann noch nicht die verlangte Wirkung sich einstellte, in Zorn gerieth und durch wüthende Blicke und gereizten Ton seine Patienten einzuschüchtern suchte, damit sie ihm gefügig sein und das zu empfinden vorgeben sollten, was er verlangte. Oftmals, wenn er mit allen seinen Kunstgriffen nichts erreichen konnte, weil die Kranken entweder zu ehrlich waren, oder nicht wußten, was er zu bewirken wünschte, marterte sie Gaßner stundenlang ab, indem er sie schüttelte, hin- und herzerrte, im Nacken und am Kopfe drückte, rieb und stieß, bis sie derart müde und ermattet waren, daß sie ihrer selbst nicht mehr mächtig entweder in eine Lethargie verfielen oder fieberähnliche Symptome verspürten, die dann für das ausgegeben wurden, was nach Gaßners Befehl eintreten sollte. Zum Schlusse dieser Hanswurstiaden pflegte er dann noch den Kopf seiner Patienten in die linke Hand zu nehmen und unter Auflegung der Rechten über sie ein Gebet zu sprechen und ihnen den Segen zu ertheilen. Nachdem er sie dann noch daran erinnert, wie sie bei etwa wiederkehrenden Anfällen den Teufel selbst zu vertreiben im Stande wären, wenn sie den Namen Jesu anriefen und

ihm zu weichen befehlen würden, gab er ihnen dann noch eine gedruckte Beschwörungsformel, die auch am Schlusse seiner bereits erwähnten Anweisung wider den Teufel zu streiten mitgetheilt worden, und verabschiedete sie dann.

Gaßner wußte sich stets sehr bequem damit aus allen Verlegenheiten zu ziehen, daß er im Nothfalle die betreffende Person eines Mangels an Glauben zur Kraft des Namens Jesu beschuldigte. Seinen Grimm über das Mißlingen so manchen Experiments verstand er sehr schlau in allerhand zornigen Expectorationen an die Adresse des in dem Kranken befindlichen Teufels zu entladen, der sich nach solchen Scheltworten sehr häufig denn auch wirklich demüthig und gehorsam zeigte und seinen Wohnsitz aufgab.

Wie alle Marktschreier und Humbugmacher konnte Gaßner sehr wüthend werden, wenn man ihm Verstöße gegen den gesunden Menschenverstand oder gegen die Lehrsätze der Kirche nachwies, oder gar seine Wirkungen überhaupt anzweifelte. Sterzinger hatte bei seiner Anwesenheit in Ellwangen Gelegenheit mit Gaßner bei der fürstlichen Tafel zusammenzutreffen und fing bei diesem Anlaß mit ihm einen Disput über seine Heilungen an, indem er ihm bemerkte, daß die Kirche nichts von den „Umsessenen“ wisse, dieses vielmehr eine eigenmächtige Erfindung Gaßners sei. Ferner müßten seine Heilungen Wunder sein, wie die Heilungen der Apostel es waren. „Sind Ihre Heilungen denn nicht apostolisch?“ fragte Sterzinger schließlich. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so gerieth Gaßner in Gegenwart aller Anwesenden derart in Zorn, daß er schrie und tobte und sich so ungezogen benahm, daß einer der Hofcavaliere ihm einen sehr derben Verweis zu ertheilen für nöthig fand.*) — Ein andres Mal fiel er sogar bei einer Beschwörung vor seinem Auditorium aus der Rolle. Er hatte nämlich einen Patienten vor sich, den er gewaltig toben ließ. Es mochte ihn verdrießen, daß Sterzinger dieses Bravourstück nicht bewundern konnte, weil er nicht anwesend war. Gaßner erlaubte sich daher, seinem Unmuth dadurch Luft zu machen, daß er sich direct an das Publikum wandte und dieses mit den Worten haranguirte: „Hier sollte der Sterzinger zugegen sein, was würde er dazu sagen?“ Graf

---

*) Walch, a. a. O. p. 469.

Seinsheim, der in Sterzingers Gesellschaft von München nach Ellwangen gekommen war und sich unter den Zuschauern befand, erwiderte hierauf: „Er würde dazu sagen, was ein gescheuter Mann urtheilen kann." Gaßner wurde durch diese Erwiderung, die seiner selbstgefälligen Bemerkung die Pointe nahm, derart in Harnisch gebracht, daß er wüthend ausrief: „Wer nicht glaubt, was der Name Jesu hier wirket, ist ein Esel und Ochs, und wenn es der Kaiser wäre!" Der Graf ließ sich durch diese flegelhafte Grobheit aber nicht aus der Fassung bringen, sondern verwies ihm die Unangemessenheit seines Benehmens und verließ dann den Saal. — Gerade diese Leidenschaftlichkeit beweist, daß Gaßner ein böses Gewissen hatte und wissentlich seine Betrügereien übte. Anfangs mochte er vielleicht selbst eine kurze Zeit lang an seine Exorcismen geglaubt haben, wenn es nämlich wahr ist, was man über den Anlaß dazu erzählt. Gaßner soll nämlich früher lange Jahre hindurch an einer hartnäckigen Migräne gelitten haben, die allen Heilmitteln Trotz bot. In seiner Verzweiflung versuchte er sie durch die Anrufung des Namens Jesu zu vertreiben, da er mittlerweile erkannt zu haben meinte, daß das Uebel vom Teufel herrühre. Und siehe, was kein Arzt und kein Medicament bewirken konnte, das bewirkte dieser Exorcismus: Gaßner war fortan von seinem Uebel befreit. Die Geschichte klingt allerdings sehr romanhaft, aber sie wird von den meisten Schriftstellern über Gaßner wiedererzählt. Wo sie herstammt, wissen wir nicht, er selbst erwähnt ihrer nirgends.

Daß Gaßner in der Folge an seinen Hocuspocus geglaubt habe, ist kaum denkbar. Mußte er sich doch tagtäglich fast überzeugen, daß ihn die Wunderkraft des Exorcismus in manchen Fällen völlig im Stiche ließ. Er suchte dann zunächst mit allerhand heimlich zugemurmelten Weisungen seine Patienten in die erforderliche Situation zu versetzen; ja er besprach sich mit ihnen sogar zuweilen längere Zeit, ohne daß die Anwesenden seine Worte verstehen konnten. Wenn aber alles dieses nichts half, erklärte er ihnen, sie ermangelten des nöthigen Glaubens; in den seltensten Fällen bezeichnete er das Uebel als ein natürliches. Der mehrerwähnte preußische Officier sagt, er habe unter 30 Personen kaum drei gezählt, deren Krankheiten von Gaßner als natürliche bezeichnet worden seien.

Sogar Katarrhe und Schnupfen (!!) nahm er in seine geistliche Behandlung! — Unter solchen Umständen müßte Gaßner geradezu ein Narr gewesen sein, wenn er an seine Theorie und die Heilsamkeit seiner Manipulationen wirklich hätte glauben sollen. Ein Narr war er aber nicht. Die ihn kennen gelernt, schildern ihn als einen Ignoranten in der Theologie und als einen auch im Uebrigen eben nicht sonderlich begabten Menschen, allein keiner sagt von ihm, er wäre ein Dummkopf oder bis zur Narrheit bornirt gewesen. So bleibt also nur das übrig, daß er ein abgefeimter Gauner gewesen, der um so mehr Unheil stiften konnte, als er mit dem Scheine der Uneigennützigkeit und unter dem Deckmantel der reinsten Menschenliebe die Menschheit betrog. Denn daß er für seine Kuren Belohnungen oder gar Bezahlung empfangen habe, wird ihm selbst nicht von seinen heftigsten Gegnern zur Last gelegt.

Wir haben schon aus dem Berichte Sterzingers ersehen, daß Gaßner ein unehrliches Spiel trieb, indem er einige seiner Patienten vorher abrichtete, gegen Sterzinger in beleidigender Weise zu eifern. Nicht nur die betrügerische Söllner, sondern selbst die Baronin Erdt gaben sich zu einer solchen unwürdigen Täuschung her. Andre Personen wurden dazu verwendet, die Jesuiten zu glorificiren, indem der vorgebliche Teufel aus dem Besessenen sprechen mußte, die Jesuiten seien die schlimmsten Gegner des Teufels, weil sie ihn am ehesten zu bannen verständen. Ein andres Mal mußte dann der Teufel wieder Lästerungen gegen Clemens XIV. ausstoßen, der den Orden der Jesuiten aufgelöst hatte, ein drittes Mal endlich wurde gegen die neue Philosophie und die Freigeisterei polemisirt, indem Gaßner den Teufel diese letzteren loben und als seine Freunde bezeichnen ließ — alles Merkmale, die doch bis zur Evidenz die betrügerische Absicht erkennen lassen.

Daß Gaßner im Dienste der Jesuiten gestanden, ist gleichfalls nach dem eben Angeführten mehr als wahrscheinlich. Bestärkt wird diese Annahme noch dadurch, daß die Exjesuiten sogar in Rom für Gaßner Propaganda machten. In den Stuttgarter Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen 1775 S. 252 nämlich befindet sich ein Auszug aus einem Briefe d. d. Rom 15. Juli 1775, in welchem es heißt, es sei stadtkundig in Rom, daß auf päpstlichen Befehl der (Exjesuit)

P. Origgi und sein Confrater das Missionshaus, dessen Director der Erstere war, hätten verlassen müssen, weil sie ihren Seminaristen gewisse Gaßnersche Kuren als Wunder angepriesen und Abbildungen derselben vertheilt hätten, das scheint denn doch bis zur Evidenz zu beweisen, daß Clemens XIV. sehr wohl den Zusammenhang kannte, der zwischen Gaßners Wundern und den Jesuiten bestand. Wenn er in Gaßners Treiben etwas Andres als jesuitische Agitation entdeckt hätte, würde er kaum so streng gegen dessen Freunde vorgegangen sein. Ferner deutet auch der Umstand auf die Jesuiten hin, daß sich am Kopfe der Beschwörungsformel, welche Gaßner vertheilte, das bekannte Jesuitenzeichen I. H. S. in einem aus Engelsköpfen gebildeten Rahmen und in sehr großen Lettern mit einem deutlichen Crucifix über dem H befand. — Daß die Exjesuiten, namentlich in Bayern, sowohl von der Kanzel herab als auch in zahlreichen Schriften, ja sogar selbst in Abbildungen Gaßners Lehre eifrig unterstützten, anpriesen und zu verbreiten suchten, wird von den zeitgenössischen Schriftstellern aufs Bestimmteste behauptet und als eine Thatsache bezeichnet, welche ein öffentliches Geheimniß gewesen sei (vergl. Deutsche Allgemeine Bibliothek Bd. XXVII. p. 622—23). — In wie plumper Weise Gaßner für die Jesuiten Stimmung zu machen suchte, zeigt folgende Stelle aus einem Protokoll, welches über die Teufelaustreibung bei einer jungen Nonne Namens Oberhuber (alias Treffler) zu Ellwangen aufgenommen wurde. Dasselbe ist zwar von den Anhängern Gaßners als apokryph bezeichnet worden, gleichwohl aber durchaus zuverlässig. Gaßner befragte den Teufel u. A. auch über Folgendes: „Ich beschwöre dich, daß du mir sagest, was du hauptsächlich im Himmel für Feinde hast?“ Der Teufel: „Meine Feinde (mit gräulichem Schreien und Plärren) sind nebst Gott, meinem Schöpfer, der allerheiligsten Jungfrau, dem Erzengel Michael, dem Joseph als Nährvater Christi, auch der Vater Ignatius, dessen Söhne zwar auf der Welt bei den Sterblichen in großer Verachtung stehen und dessen neuntägige Andacht mir auf der Welt schon viele Tausend Seelen entzogen hat. Ihr Menschen habt insgemein durch die Vertilgung der Jesuiten eine große Stütze der Kirche verloren, doch habe ich meinen nicht geringen Vortheil dabei.“ Wir meinen, daß dieser Beleg genug beweist.

Es würde ein Leichtes sein, die Liste der von Gaßner mit oder ohne Erfolg vorgenommenen Exorcismen zu Ellwangen, Regensburg, Amberg und an andern Orten noch um eine ansehnliche Zahl von Fällen zu vermehren. Die uns vorliegenden Streitschriften — es sind rund drei Dutzend — würden uns hierzu überreichen Stoff liefern. Wir glauben aber nicht, daß eine noch weitere Ansammlung von derartigem Material dem Interesse des Lesers dienen würde und beschränken uns daher zum Schlusse nur noch auf einige besonders erwähnenswerth erscheinende Einzelnheiten. — Wer diese Kuren eingehender verfolgen will, findet außerdem namentlich in dem oft erwähnten Bande VI. von Walchs neuester Religionsgeschichte und dann in den bereits citirten Broschüren mehr Material als vielleicht erwünscht sein möchte. Für Gaßner muß indessen noch einer Schrift Erwähnung geschehen, die anonym erschien und den Titel führt: „Die aufgedeckten Sterzingerschen Lügen, Keckheit und Unwissenheit aus unwiderstößlichen Wahrheiten beleuchtet", 1775, ohne Druckort; der Verfasser derselben ist der fürstl. Geheime Rath Sartori zu Ellwangen gewesen. Diese Schrift nun hat einen Anhang mit Separattitel: „Merkwürdige Heilungen und Facta, welche sich zu Ellwangen bei dem hochehrwürdigen HERRN Joh. Joseph Gaßner im Jahre 1775 zugetragen", und führt 24 Fälle auf, in denen sich an verschiedenartigen Uebeln Gaßners Exorcismen mit schönstem Erfolge bewährten. Jeder Fall wird auf Grund des darüber amtlich geführten Notariatsprotokolls erzählt und durch die Nennung der dabei als Augenzeugen gegenwärtig gewesenen Regierungsbeamten, Aerzte und Standespersonen, die auch unter das Protokoll ihre Unterschrift setzten, bestätigt. Wir thun dieser Schrift besonders deshalb Erwähnung, weil aus ihr ersichtlich wird, daß Gaßner mitunter in der That auch wirkliche Erfolge aufzuweisen hatte, die allerdings entweder dem Zufall oder der Natur zu danken waren, aber gleichwohl von Hoch und Niedrig als Wirkungen des Namens Jesu aufgefaßt und attestirt wurden. Wer diese Namen liest, gewinnt schon hieraus allein einen Einblick in die damalige Denkart der Bevölkerung und muß über die entsetzliche Finsterniß, die auf den meisten Geistern in Schwaben und Bayern damals lagerte, wahrhaft erschrecken.

Allerdings verdienen auch diese Zeugnisse nur eine untergeordnete

Beachtung, weil es ja niemals vorher von Aerzten festgestellt wurde, ob der Kranke an dem behaupteten Leiden auch wirklich litt. — Aber selbst wenn solches stattgefunden hätte, wäre auch noch nicht allen Zweifeln der Raum genommen, da die Ellwangischen Aerzte, wenigstens die einen amtlichen Charakter hatten, auf Seiten Gaßners standen. Die medicinische Wissenschaft scheint aber auch ohnedies damals in Süddeutschland sehr im Argen gelegen zu haben. Was soll man von einem Jünger Aeskulaps halten, der sich selbst an Gaßner wandte, um von diesem Heilung zu erlangen. Daß solches wirklich vorgekommen, erzählt Sterzinger. Es war der Münchener Leibarzt Dr. Leuthner, der von Gaßner Heilung seines blöden Gesichts verlangte und zwar nicht zum Spott, sondern im Ernste. Gaßner lehnte dieses Ansinnen indessen ab. Vielleicht fürchtete er doch das Risico oder gar eine Falle.

Von den gegen Gaßner zeugenden Fällen seien nur noch einige wenige, durch ihre außergewöhnliche Drastik Interesse erregende erwähnt. Sie werden uns von dem mehrerwähnten preußischen Officier berichtet. Der erste davon zeigt so recht deutlich, wie roh und brutal dieser geistliche Don Quixote zuweilen seine Kranken behandelte, um nur seine eigene Rechnung zu finden. Eine arme Wäscherin aus Ellwangen, die schon seit Jahren gichtisches Reißen und Lähmung in den Händen hatte, kam zu Gaßner, um bei ihm Linderung zu suchen. Die Finger waren so arg gekrümmt, daß sie nichts zu arbeiten vermochte und bei jedem Versuche, sie zu strecken, heftige Schmerzen litt. Gaßner, der natürlich auch in diesem Falle den Teufel als die Quelle des Leidens angab, befahl nun sogleich, daß die Gicht hervortreten solle. Da solches nicht gleich erfolgte, warf er der Patientin in gewohnter Weise Mangel an Glauben vor und schalt sie recht tüchtig dafür aus. Dann commandirte er von neuem und so lange, bis das Mädchen durch die Heftigkeit seiner Worte und vielen heimlichen Zuflüsterungen so sehr eingeängstigt war, daß sie auf sein abermaliges Befragen den Eintritt der Anfechtung anzeigte. Nun machte sich Gaßner daran, dieselbe zu vertreiben, indem er sogleich ihre beiden Hände ergriff und unter beständigem Murmeln von allerhand undeutlichen Formeln mit Gewalt die Finger bald krumm bog, bald gerade zog und dies so oft und so schnell wiederholte, daß die Patientin unsägliche Schmerzen dabei litt

und unter vielen Thränen aus Leibeskräften schrie und lamentirte. Gaßner selbst ließ sich durch das Alles nicht im mindesten stören, sondern fuhr in seiner Operation ruhig fort, wobei er dem Mädchen beständig zurief, sie möchte nur den festen Glauben haben. Eine Anzahl Zuschauer fing über diese Scene an laut aufzulachen und machte dazu allerhand höhnische Bemerkungen, während der gefühlvollere Theil aufrichtiges Mitleiden empfand und die arme Person bedauerte. Gaßner selbst stellte sich auf die Seite des rohen Pöbels, indem er selbst vergnügt mitlachte und sich an das durchdringende Wehegeschrei nicht im mindesten kehrte. Nachdem er die Arme über eine Stunde auf diese unmenschliche Weise gequält, befahl er ihr, die Finger selbst auf- und zuzumachen, was ihr offenbar sehr schwer wurde. Aus Furcht jedoch, nochmals gemartert zu werden, bezwang sie den Schmerz und that wie ihr geboten, wobei sie sich alle erdenkliche Mühe gab, den Schmerz zu verbeißen. Hierauf erhielt sie den Segen und wurde, nachdem sie dem betrügerischen Priester unter Thränen die Hand geküßt, entlassen. Im Protokoll aber verzeichnete man eine neue Heilung.

Nach dieser Scene ging die Thüre auf und 9 besessene Frauenzimmer, alle aus München und der Umgegend, wurden herein gelassen. Wie solches die Regel war, traten sie in Begleitung ihrer heimischen Priester vor Gaßner hin. Selten nur kam eine Patientin von auswärts ohne ihren Beichtiger. — Nun ging ein tolles Treiben an. Die Eine schrie, die Zweite bellte wie ein Hund, die Dritte streckte die Zunge aus, eine Vierte lachte, die Fünfte heulte und sang, eine Sechste machte Miene, einige von den Zuschauern anzufallen, und noch andre trieben andre Tollheiten. Gaßner befahl ihnen allen sofort Ruhe, und es trat lautlose Stille ein. Zunächst nahm er ein Mädchen von 18—19 Jahren vor, die Tochter eines Münchner Krämers, und ließ sie niederknieen. Das Mädchen mochte ein sehr lebhaftes Temperament haben, denn ihre Wangen glühten und ihr Wesen verrieth Lustigkeit und Ausgelassenheit. Bald schlug sie nach einem Priester, bald streckte sie vor den Zuschauern die Zunge aus oder suchte diese durch einen simulirten Angriff zu erschrecken; gleich darauf aber lachte sie aus vollem Halse und freute sich über ihre Allotria. Sobald sie niedergekniet war, begann folgendes Zwiegespräch zwischen ihr

und Gaßner. Gaßner: Nun, meine Tochter, wie sieht es aus, wird Dein Glaube bald stark genug sein, daß ich Dir helfen kann? Mädchen: Ach ja, Ihro Hochwürden, ich hoffe und wünsche es mit Gottes Hilfe. Gaßner: Nun, wir wollen sehen, Du mußt nur hübsch glauben. Siehst Du nun, daß es der Teufel ist, der in Dir sitzt? Du wolltest es mir aber nicht glauben, als Du hierher kamst. Mädchen: Ja, es fehlte mir damals aber auch nichts, als daß ich so stark schnaufen mußte. Gaßner: Ja, und das ist eben der Teufel und nun habe ich ihn durch den Namen Jesus und Du durch den Glauben bezwungen, daß er sich zu erkennen geben mußte*). Mädchen: Ach Pfaff, laß mich zufrieden, geh schwarzer Spitzbub! Pratsch! (Sie will ihm eine Ohrfeige geben, trifft aber den Tisch.) Gaßner: Ha, Teufel bist Du da? Warte, wir wollen mit einander sprechen. (Mit drohendem Tone): Ich befehle Dir im Namen Jesu, komm ihr gleich in die linke Hand! (Er legt die Hand auf den Tisch und sie fängt an zu zittern.) Stärker sollst Du sie rühren! (geschieht.) Im Namen Jesu, schüttle mir das Mädchen am ganzen Leibe! (es geschieht und sie liegt wie im Fieber.) Im Namen Jesu sollst Du aufhören! (es geschieht.) Im Namen Jesu befehle ich Dir Teufel, mache dem Mädchen den linken Arm so steif wie Eisen. (Sie legte den Arm auf den Tisch und die Hand flach hin.) Nun, meine Herren, heben Sie ihr einmal einen Finger auf! — Alles schrie nun: Herr Lieutenant! Herr Lieutenant! Der Herr Lieutenant (eben unser Gewährsmann) gehorchte denn auch und trat hinzu. Er bemerkt indessen, daß er sich wohl gehütet habe, alle Kraft anzuwenden. Das Mädchen sah ihn so schelmisch an, daß er ihr lieber ein Schmätzchen hätte aufdrücken mögen, als sie in Verlegenheit setzen. Allerdings sei es nicht ganz leicht gewesen die Finger zu heben. Aber er habe das nämliche Stückchen schon oft von Grenadieren auf der Wache machen gesehen. — Nun ging die Scene wieder vorwärts und Gaßner fragte weiter: Nun Teufel, sage mal, wie heißt Du. Mädchen (hastig): ich habe Dich noch nicht gefragt, wie Du heißt, gelt, schwarzer Spitzbube? Gaßner: Du sollst es mir sagen, ich befehle es Dir, wie heißt Du? Mädchen (mit

---

*) Hieraus geht also hervor, daß Gaßner diese Person schon früher exorcisirt hatte. D. V.

hellem Gelächter): Franciscus heiß' ich! Ha! Ha! Ha! Ha! Gaßner: Im Namen Jesu befehle ich Dir, sage mir Deinen Namen! Mädchen (boshaft die Zähne fletschend): Ich will nicht. Gaßner (nimmt sie beim Kopfe und hält ihr den gestickten Namen Jesus in der Stola an die Stirn und spricht dabei): Im Namen Jesu befehle ich Dir, Deinen Namen zu sagen. Verdammter Geist rede, im Namen Jesu, rede! Mädchen: Alexi; ach Du schwarze Canaille! Gaßner (lacht triumphirend): Ha Ha! kannst Du nun reden? Wie lange bist Du in der Creatur? Mädchen: Seit gestern bin ich in ihr. Ach! — — Gaßner: Canaille, Du lügst, Du bist ein Lügner und Betrüger von jeher gewesen, dadurch hast Du Adam und Eva verführt, dadurch hast Du im Himmel so viele Engel verführt und unglücklich gemacht; dadurch willst Du nun auch diese arme Creatur verführen und quälen. Rede, im Namen Jesu, wie lange bist Du in ihr? Mädchen (brüllend): Sechs Jahre.

Man müsse sich vorstellen, bemerkt der Erzähler dabei, daß dieser ganze Dialog zwischen dem Teufel und dem Exorcisten von beiden Seiten im drohendsten Tone, besonders aber vom Teufel unter dem lautesten Geschrei und abwechselndem Gelächter und Geheule vor sich ging.

Gaßner: wie viele (scil. Teufel) sind Eurer in ihr? Im Namen Jesu, rede. Mädchen: Hundert sind unser.

Nun nahm er sie beim Kopfe und fing bald auf Lateinisch, bald auf Deutsch an zu beschwören; während dessen wurde das Mädchen vom Teufel gewaltig hin- und hergerissen und sie schrie laut auf, indem sie bald den Exorcisten, bald sich selbst schimpfte und sagte, sie solle eher crepiren, ehe er, der Teufel, aus ihr führe. Sobald aber Gaßner das messingene Kreuz oder die Stola an die Stirn hielt und den Namen Jesus aussprach, schrie sie, der Satan solle aus ihr weichen, sie sei durch Christi Blut erlöst und gehöre nur ihm allein an. Während dieses Vorganges mußte sie gehalten werden, da sie viel Kraft hatte und sehr tobte. Endlich ließ Gaßner den Teufel wieder zur Ruhe kommen, betete und entließ die Person mit der Weisung, sie solle morgen wiederkommen; dann hoffe er sie zu befreien.

Solcher Mummenschanz passirte fast alle Tage bei Gaßner. Oft genug kamen auch allerhand anstößige Intermezzi vor, wenn mehrere

Besessene gegen einander losfuhren und sich gegenseitig ihre Vergehen vorwarfen. Auch hierfür findet sich in der Erzählung unsres Gewährsmannes ein Beispiel, das wir aber nicht wiedergeben mögen, weil es denn doch zu anstößige Gemeinheiten betrifft.

Trotzdem aber fiel es Niemand bei, aus diesen plumpen und mit unbeschreiblicher Frechheit arrangirten Jahrmarktscomödien Verdacht zu schöpfen. Die feine Welt, und wie sich von selbst versteht, namentlich der weibliche Theil, fand nichts darin, tagtäglich sich auf ihren Sesseln einzufinden und Gaßners Wunder immer wieder von Neuem anzustaunen; auch diese Thorheit war mittlerweile Modesache geworden, und Moden müssen ihre Zeit ausdauern, mögen sie noch so sehr allem Geschmack und allem gesunden Menschenverstande widerstreiten. Wir haben das noch jüngst an der Tischrückerei erfahren müssen.

Wenn sich der Glaube an Gaßner in der Folge nicht nur über Schwaben und Bayern, sondern noch weiter hinaus über die Schweiz und einen Theil von Mitteldeutschland verbreitete und diese Thorheit somit ihren localen Charakter verlor, so lag solches allerdings einmal in der contagiösen Natur des Giftes und in der durch die Zeitverhältnisse begründeten Empfänglichkeit für derlei Ansteckung, andrerseits aber auch daran, daß für Gaßner sich eine Anzahl von Männern erklärte, auf deren Urtheil man sich zu verlassen gewohnt war. Wir haben bereits hervorgehoben, daß zwei hervorragende — wenigstens durch ihre äußere Stellung hervorragende — und so zu sagen stimmführende bayerische Aerzte, die Doctoren Wolter und Leuthner in unbegreiflicher Leichtfertigkeit sich für Gaßner begeisterten. Wolter arbeitete sogar ein selbständiges Memoire für den Kurfürsten von Bayern aus, in welchem er über die wunderbaren Erfolge Bericht erstattete, die Gaßner an seiner Tochter, der Baronin von Erdt, erzielt hatte. Auch gegen Collegen äußerte er sich darüber in unverhohlener Bewunderung. So schrieb er auch dem bekannten Leibarzt Zimmermann in Hannover, er hätte an Gaßners Thaten nicht geglaubt, wenn er sie nicht gesehen und mit Händen gegriffen hätte. „Von diesen wahrhaft erstaunenswerthen Dingen bin ich in Ansehung der historischen Gewißheit vollkommen sicher, über die Erklärungsweise noch zweifelhaft und schiebe mein Urtheil auf . . . Meine Meinung über alle Einwendungen, welche unsre Ungläubigen mir machen, ist einfältig diese:

„„Geh' hin und siehe!"" — Aber auch andre Aerzte theilten diese Meinung. So schrieb ein Dr. Harscher in Constanz an seinen Freund und Collegen Dr. Hotze in Richtersweil: „Ich sah wunderliche, kräftige, unsre Kunst übersteigende Kuren. Sein Ausdruck ist: „„Ich befehle Dir im heiligsten Namen Jesu —"" und da äußern sich Sachen, daß mir die Haut schauert." (Lavaters Lebensbeschreibung von Georg Geßner, Winterthur 1802. Bd. 2. pp. 190. 200.) Ein andrer Arzt, Dr. Erhard in Memmingen, äußerte sich in einem Briefe an Lavater also: „Was ich bisher von Gaßners Thaten geschrieben, hab' ich nicht von Hörensagen, sondern aus dem Munde meiner eigenen Patienten, die allein durch die Ihrigen beredet oder aus Befehl Höherer zu ihm gegangen, beinahe nur, um über ihn zu lachen, und die mir jene Thatsachen auf ihre Ehre und ihr Gewissen bezeugt haben. Ist es Ihnen gefällig, so werd' ich auf einen Wink mehrere Geschichten von Personen attestirt schicken, denen dieser Pfarrer von Contracturen und Epilepsien gänzlich geholfen hat, und die sich immer befreit befinden." (a. a. O. p. 203.) — Unter solchen Umständen konnte auch Lavater, der getreue und allzeit diensteifrige Protector aller Schwärmer und Gaukler, nicht zurückstehen. Es drängte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu diesem Wundermanne, der so recht eigentlich von der Vorsehung bestimmt schien, Lavaters Lehren über die Fähigkeit, Wunder zu verrichten, praktisch zu bewahrheiten und zu stützen. Lavater glaubte und lehrte nämlich, daß auch jetzt noch der Mensch im Stande sei, bei recht festem Glauben an Gottes Allmacht, durch besondere Begnadung Gottes, Wunderwerke zu thun, und daß namentlich die Kraft eines inbrünstigen Gebetes hierzu einzelne auserwählte Lieblinge des Herrn befähige. Gaßner war seiner Ansicht einer von diesen Berufenen, an denen sich in recht augenfälliger und unwiderleglicher Weise seine Theorie bewahrheitete. — Lavater hatte somit gleich von vornherein ein günstiges Vorurtheil für Gaßner, und wenngleich auch er sich anfangs verpflichtet fühlte, die Möglichkeit zu erwägen, daß Gaßner vielleicht dennoch ein schlauer Betrüger sein könnte, so that er solches doch mehr der Förmlichkeit halber und um einige skeptische Mahnrufe seines Gewissens zum Schweigen zu bringen, als aus innerem redlichem Drange nach Wahrheit. Die Antwort: „Gaßner ist kein Betrüger!" schien ihm, so zu sagen, von selbst ver-

ständlich. Das sehen wir aus seinen Correspondenzen, die er mit einer Anzahl hervorragender Gelehrter in dieser Angelegenheit führte.

An Geh. Rath Wolter, diesen eifrigsten Anhänger Gaßners, schrieb er, ob Gaßner keine feine Schlauheit, keine Charlatanerie anwende und ob es Wolter nicht möglich sei, ihm von Augenzeugen, besser noch von Geheilten, attestirte Nachrichten zu verschaffen. Und dennoch wußte er, daß Wolter in dieser Sache selbst Partei war. Zugleich wandte er sich auch direct an Gaßner und befragte ihn über den Charakter seiner Exorcismen, aber in einer Weise, aus der Gaßner wohl erkennen konnte, wie fest Lavater von seiner Wunderkraft schon im Voraus überzeugt sei. Es seien, wie er wohl wisse, zwar viele Aufsehen erregende Wunderthäter neuerer Zeit als Betrüger entlarvt worden. Desto weniger aber werde Gaßner, wenn das Gerücht die Wahrheit von ihm sage, die schärfste Untersuchung „einfältiger Wahrheitsliebe" scheuen. — In einem Briefe an den mehrerwähnten Theologen Semler in Halle gab er seinem Vorurtheile für Gaßner noch offener Ausdruck. „Ich gestehe aufrichtig," heißt es in dem bezüglichen vom 26. März 1775 datirten Briefe, „daß ich für meine Person Gründe genug zu haben glaube, Gaßnern für aufrichtig und seine Wunderkraft für echt zu halten. Ich habe so viele übereinstimmende Nachrichten vor mir. Es sind mir von so verschiedenen, höchst glaubwürdigen Leuten, von berühmten Aerzten, ja sogar von Kranken, die geheilt worden, von Augenzeugen, von Gaßnern selbst, Zeugnisse und Urkunden vorgelegt worden, die zusammt für erdichtet zu halten, in meinem Standpunkt förmliche Raserei wäre." Im Weiteren bittet er Semler, dieser möchte selbst die Sache einer Untersuchung würdigen, womöglich zu Gaßner hinreisen und ihm dann sein Urtheil schreiben. Ja, er machte sich sogar anheischig, falls Semler nicht reisen könne, demjenigen, der etwa an seiner Stelle sich zu Gaßner hinbegeben würde, 6 Louisd'or Reiseentschädigung zu zahlen. Semler antwortete auf dieses Anmuthen höflich ablehnend, weil er die Sache für Schwindel erklären müßte, und unterzog dabei die Anschauungen Lavaters einer würdevollen, aber ungemein scharfen und eingehenden Kritik, in welcher er ihm durch philosophische und theologische Argumente zu beweisen suchte, daß Lavaters Glaube der Wissenschaft und der Vernunft zuwiderlaufe. Das Schreiben sowie die Antwort sind

in der „Sammlung von Briefen und Aufsätzen, die Gaßnerschen und Schröpferschen Geisterbeschwörungen betreffend", Halle 1776, im ersten Bande zu finden. Wie wenig Ernst es Lavater aber um die Klärung seines Urtheils gewesen, beweist das folgende Schreiben, das er drei Tage später an Gaßner richtete und das von seinem überströmenden Enthusiasmus für diesen unzweideutiges Zeugniß giebt. Wir entlehnen das seltene Schriftstück der bereits erwähnten Schrift von Dr. Schleis: Zweifelsfragen an Herrn Dr. Semler, wo es auf p. 50 zu finden ist. Es lautet: „Verzeihen Sie, daß ich mich schon wieder schriftlich an Sie wende, ungeachtet ich erst vor wenigen Tagen, ehe Sie mir antworten konnten, geschrieben habe — Sie sind mir immer in Gedanken, ich stehe mit Ihnen auf und gehe mit Ihnen nieder. — Ich denke immer an Sie, ich sehne mich nach nichts als nach Ihnen. — Ich meine, ich müsse alle Tage von Hause aufbrechen und Ihnen zueilen. Mir wird bange, wenn ich denke, daß Sie sich noch weiter entfernen, daß Sie vielleicht gar durch die Anschläge der Hölle gehindert werden möchten, dem Namen Jesu Christi weiter durch solche Thaten Zeugniß zu geben. Ich habe Ihnen indessen einige mit Beschwerden Behaftete von meiner Bekanntschaft außer meinem Vaterland zugewiesen, und mir stehen immer neue Elende vor dem Gemüth, die ich Ihrer Hilfe empfehlen möchte. Und da ich Sie nicht sehen, die Elenden nicht zu Ihnen bringen kann, so wünschte ich, daß Sie sich in der Ferne über dieselben erbarmen und ihnen Hilfe herüberwirken könnten. Ach! daß Sie doch eine Viertelstunde hätten mir zu antworten! Zürnen Sie jedoch nicht, daß ich Sie also verfolge; mein Herz drängt mich. Von tausend Dingen, die ich fragen und sagen möchte, weiß ich kaum was ich sagen will.

Zwei stumme Knäbchen einer guten Mutter (ein verstorbenes Brüderchen von ihnen war auch stumm von Mutterleibe an) liegen mir am Herzen, drei oder gar vier kranke gichtische Freundinnen sehnen sich nach Ihrer Hilfe mit Thränen. O könnte ich sie herstellen! o könnten Sie Jemand von Ihrem Geist und Glauben mittheilen. Ist es denn nicht möglich, daß Sie in Anderen diese Gabe erwecken können? Zwar eine Gabe, die unaussprechlich beschwerlich wird, aber doch immer dem zur Ehre gereicht, der hoch über den Sternen und tief in den Herzen aller Menschen wohnt. (Der Leser merkt sofort, daß Lavater

für sein Leben gerne dem Gottesmann ins Handwerk pfuschen möchte! D. V.) O! mein Bruder, werden Sie nicht müde des Herrn Werke zu verrichten. So eben vernehme ich mit Bestürzung, daß Sie auf Wien berufen werden und sich also noch weiter von mir entfernen. Ich beschwöre Sie im Namen Jesu Christi, mir so bald als möglich zu schreiben, wo ich Sie finden kann. Gott mit Ihnen.

Zürich, den 29. März 1775.

Johann Caspar Lavater."

Lavater hatte also jedenfalls schon vor dem an Semler gerichteten Briefe ein Billet-Doux an Gaßner gerichtet. Was bezweckte er also mit dem Schreiben an Semler? Daß es ihm um eine ernste Prüfung Ernst gewesen, läßt sich unter diesen Umständen doch kaum glauben. Er schrieb und deutete solches auch in seinem Briefe an Semler an, in der Voraussicht, daß sein Schreiben veröffentlicht werden würde. Liegt also nicht die Annahme ganz nahe, daß er nur für Gaßner eine feine Reclame machen oder vielleicht auch nur seiner persönlichen Eitelkeit fröhnen wollte, indem er sich in diese Sache mischte, um öffentlich von sich reden zu machen? Alle wider Gaßner erschienenen Schriften waren, trotzdem er, wie er selbst an Semler schreibt, sie gelesen, wirkungslos an ihm vorübergegangen. Sein Glaube an Gaßner war geradezu Manie geworden. Auch die von den Erzbischöfen von Prag und Salzburg gegen Gaßners Treiben erlassenen sehr verständigen Hirtenbriefe hatten ebensowenig seine Ansicht zu ändern vermocht, als das im Jahre 1775 an den Bischof von Regensburg erlassene kaiserliche Gebot, Gaßner seine Exorcismen fortan zu untersagen und ihn vom bischöflichen Hofe zu entfernen. — Lavater wollte sich nicht eines Bessern belehren lassen, weil er blindlings glaubte. Er war in dieser Hinsicht beinahe ein Fanatiker und Zelot geworden. Das beweist ein Brief vom 3. Mai 1777, also aus einer Zeit, in welcher Gaßner bereits aufgehört hatte, in den Augen der Oeffentlichkeit etwas zu gelten, weil die Meisten sich mittlerweile denn doch davon überzeugt hatten, daß Gaßner ein Betrüger sei. Lavater wünschte sehnlichst, Gaßner persönlich kennen zu lernen und fragte daher bei ihm an, ob jener ihn sehen wolle. Die verhimmelnde Gläubigkeit, die sich in jenem Schriftstück ausspricht, wirkt beinahe Ekel erregend. Wir geben daraus nur die Kraftstellen: „Es

freut mich mit jedem Augenblicke mehr und ich weiß nicht, wie mir zu Muthe wird, wenn ich denke: „So lebt doch zu gleicher Zeit mit dir ein Mann, der mit Kraft zeuget von dem Leben Jesu und einer von den Menschen, denen ich am meisten glauben darf, hat mir bezeuget, daß er ist kein Gaukler, kein Betrogener, kein Betrüger. Er glaubet und lebt seines Glaubens. O! Gaßner, ich weiß, daß ich nicht werth bin an einen Mann Gottes zu schreiben, aber wenn Gottes Barmherzigkeit in Ihnen wohnt, — (und ohne diese, was wäre denn der mächtigste Wunderglaube?) so erbarmen Sie sich meiner und schreiben mir bald. Aber laßt uns stille, stille unsre Seelen einander mittheilen. Ich bin des Geräusches herzlich müde. Die Welt ists auch nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen. O wie selig preis' ich Sie, daß Gott Sie in die Stille zurückgeführet. O! daß Ihre Ruhe nun auch mir zum Segen würde. Lassen Sie mich bester, mißkannter Mann Ihnen oft mein Bruderherz entgegen bringen ..... Meine Seele dürstet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen. Mein Thun und Lassen, Predigen und Schreiben ist mir unerträglich .... Ist's Ihnen möglich, so nähern Sie sich, aber so unbekannt und verborgen (!!) als möglich, nicht nur meinem Herzen, sondern auch meiner Person. Sagen Sie nicht zu geschwinde „Nein!"; machen Sie möglich was möglich ist, aber nur in der Stille .... Rede, Knecht des Herrn, ich höre. Mehr itzt nicht. Ich zähle Tage und Stunden, bis ich weiß, Gaßner ist entschlossen mich zu sehen und das bald. Die Gnade Jesu Christi sei mit uns.

J. C. Lavater, Pfr. am Waisenhause.

Lavaters gewissenhafter Biograph, sein Schwiegersohn Geßner, hat wohlweislich unterlassen, dieses Briefes Erwähnung zu thun, der denn doch ein wesentlich andres Licht auf Lavaters Verhältniß zu Gaßner wirft, als es nach der Darstellung Geßners scheint. Wir haben ihn den „Briefen von J. C. Lavater und an ihn und seine Freunde, Bremen und Leipzig 1787. 8." entnommen, die uns durch die Güte des Herrn Dr. Hirzel in Leipzig zur Verfügung gestellt wurden.

Gaßner hat, wie sich annehmen läßt, auf diesen Brief entgegen-

kommend geantwortet, obwohl wir seine Erwiderung nicht kennen. Lavater reiste wenigstens im Jahre 1778 zu ihm hin und hielt sich einige Tage in seiner Behausung zu Augsburg auf. Die dringende Mahnung, Gaßner möchte um des Himmels willen jenes Rendezvous geheim halten, beweist übrigens hinlänglich, daß Lavater sehr lebhaft fühlte, seine Verbindung mit Gaßner würde ihm in den Augen der Oeffentlichkeit nicht zur Empfehlung gereichen. Es konnte ihm kaum unbekannt sein, was damals alle Welt wußte und was überdies in den (uns nicht zu Gesicht gekommenen) „Annalen der bayerischen Literatur" bis zur Gewißheit nachgewiesen sein soll, nämlich daß Gaßner der Sache der Jesuiten diente und von diesen unterstützt wurde.

Der Erfolg, den sich Lavater von einer persönlichen Bekanntschaft mit Gaßner versprochen hatte, befriedigte Lavaters Erwartungen doch nur theilweise. Er sah keine Wunder, sondern mußte sich damit begnügen, des Exorcisten Theorie anzuhören und sich von seinen Erfolgen berichten zu lassen. Gaßner war, wie bemerkt, mittlerweile die Fortsetzung seines Humbugs innerhalb des ganzen „römischen Reiches" vom Kaiser Joseph II. untersagt und der Bischof von Regensburg, der Gaßner nach seiner Residenz hatte kommen lassen, nachdem er ihn zu seinem Hofkapellan und geistlichen Rath ernannt, angewiesen worden, ihn zu entlassen.

Lavater schrieb nach seiner Zurückkunft von dem zu Gaßner unternommenen Ausfluge an einen Freund, daß jener „weder sein Herz noch seinen Verstand gewonnen" habe. Zwar hielt er ihn auch noch ferner für ehrlich, aber ohne Geist und Sinn, geschmacklos und gefühllos (Lavaters Leben von Geßner II. 208). Wie alles, was Lavater schrieb und sprach, in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, erhielt auch dieses Urtheil Publicität, und gewiß nicht wider seine Absicht. Gaßner fühlte sich dadurch sehr verletzt und beschwerte sich bei ihm brieflich, worauf Lavater an Gaßner ein Rechtfertigungsschreiben richtete, dessen Hauptstellen folgendermaßen lauteten:

„Allvörderst, lieber Gaßner, bitt' ich tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen für die viele Liebe, Höflichkeit, Gutthaten, die ich in Ihrem Hause genossen, noch nie gedankt, noch nie meine glückliche Ankunft in Zürich gemeldet, noch nicht die mir gütigst anvertrauten Schriften zurückgesendet habe. Alles rührt von meiner gegenwärtigen

Lage her. — Oft schlug mir mein Herz, daß ich Ihnen noch nie geschrieben. Hätt' ich auch heute nicht einen Brief von Ihnen erhalten, so hätte ich Ihnen binnen 8 Tagen auf eine Weise geschrieben, die Sie völlig überzeugt hätte, wie ungegründet Ihre Besorgniß meinethalben ist. Daß ich Sie für keinen Betrüger oder Betrogenen halte .... Was ich geschrieben, weiß ich nicht mehr genau. Aber das weiß ich gewiß, daß ich kein Wort in der Absicht schrieb, daß es publicirt werden sollte und gewiß, daß ich nichts zu Ihrem Nachtheil schreiben wollte. Daß ich allenfalls sagte: „Sie seien kein Apostel" — kann sein. Ich brauche wohl das weder zu erklären noch zu entschuldigen. Sie wollen ja, was mir sehr gefällt, durchaus kein Apostel, kein apostolischer Wunderthäter sein. Und die meisten Leute glauben doch das, und wissen zwischen einem Wunderthäter und einem Exorcisten keinen Unterschied zu machen. Auch berg' ich Ihnen nicht, daß ich an Ihnen, obgleich ich Sie für fromm und aufrichtig halte, nicht den hohen Grad von Pietät und Christussinn fand, den ich von einem Manne Ihrer Kraft vermuthete. Desungeachtet bin ich von Ihrer mich *beschämenden* Frömmigkeit aufrichtig überzeugt ... Diese Woche waren Herr *** und Herr *** von Ingolstadt hier. Wir sprachen von Ihnen. Diese beiden katholischen Herren mögen Ihnen sagen, was ich in Gegenwart Reformirter von Ihnen sagte. Ich sage allenthalben dasselbe. Aber ich sag es jedem in *seiner* Sprache. Jenes ist Taubeneinfalt, dieses Schlangenklugheit .... Sagen Sie mir, was ich thun soll, um öffentlich den üblen Eindruck, den das wider mein Wissen und Willen publicirte, mißverstandene Urtheil über Sie, allenfalls zum Nachtheil der Wahrheit gemacht haben sollte, auszulöschen .... Dafür stehe ich, daß diese Stelle in der Zeitung falsch und höchst verstümmelt war."

Daß Lavater selbst noch nach dem Tode Gaßners (1779) an diesen glaubte, beweist der Inhalt seines im Jahre 1781 herausgegebenen zweiten Bandes seiner „Vermischten Schriften" (Winterthur bei Steiner u. Comp.), worüber die betreffende Recension in der D. Allg. Bibl. Bd. 52. p. 356 ff. zu vergleichen ist; und da auf Lavaters Urtheil sowohl in Nord- als in Süddeutschland eine große Anzahl von Gläubigen zu schwören gewohnt waren, wie wir bereits bei dem Schwindel vom thierischen Magnetismus erwähnt haben, so

kann es eben nicht sonderlich in Erstaunen setzen, daß sich der Glaube an diese Wunderthaten auch ferner noch erhielt, trotzdem der Papst, der Kaiser, mehrere Bischöfe und auch die bayerische Regierung die Gaßnerschen Operationen durch Verbote seiner Schriften und seiner Praxis in unzweideutigster Weise desavouirt hatten.

Allerdings bleibt es auch hier sehr zu beklagen, daß man nicht besser für die Aufklärung zu sorgen verstand als durch Verbote. Eine Untersuchung durch eine wissenschaftliche Commission und die Veröffentlichung der erzielten Ergebnisse, wie solches bei Mesmer in Frankreich geschah, hätte tausendmal mehr genützt als ein starres Verbot.

Gaßner lebte nach Erlaß des kaiserlichen Veto in stiller Zurückgezogenheit in der Gegend von Regensburg. Seine Person war bald vergessen, aber seine Lehre wirkte noch lange unheilvoll auf die Geister, und der Schaden, den er der sittlichen Freiheit und Aufklärung zugefügt, ist unberechenbar.

Da sich im Leben alles einmal wiederholt, so sollte es uns nicht wundern, wenn in Frankreich, wo man allen Humbug aus früheren Jahrhunderten jetzt wieder aufzufrischen im Begriffe steht, oder vielleicht auch in den katholischen Ländern des deutschen Reiches auch demnächst ein zweiter Gaßner erstände und die Gemüther der Gläubigen mit neuer Stärkung erfüllte.

Johann Georg Schrepfer,

Kaffeeschenk und Geisterbeschwörer zu Leipzig.

Der Mann, von dem auf den nachfolgenden Blättern die Rede sein soll, verdient aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil sein Leben und seine unerhört groben Betrügereien uns die Zeitstimmung von ihrer am meisten charakteristischen Seite zeigen und weil wir außerdem dabei einen tieferen Einblick in das geheime Getriebe der Jesuiten gewinnen werden.

Von den früheren Lebensumständen Schrepfers (man schreibt ihn auch Schröpfer) ist wenig Genaueres bekannt. Er war 1730 geboren und in seiner Jugend Kellner in einem Leipziger Gasthause, in welchem eine Freimaurerloge ihre Versammlungen abhielt. In dieser Eigenschaft wurde er als Mitglied unter die dienenden Brüder der Letzteren aufgenommen. Man hat in Zweifel ziehen wollen, daß Schrepfer überhaupt Mitglied des Freimaurerordens gewesen sei, indessen wird die Thatsache außer von Bülau*), auch von Zeitgenossen Schrepfers aufs Bestimmteste versichert, so namentlich von Balthasar Bekker, der eine kleine Schrift über Schrepfer unter folgendem Titel herausgab: Chr. Aug. Crusius' Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen mit antiapocalyptischen Augen betrachtet, Berlin 1775. 8., und es geht auch wohl aus einzelnen Vorfällen in Schrepfers Leben hervor, daß er Maurer gewesen sei. — Später soll er in ein

---

*) Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Bd. I. p. 369 ff.

preußisches Husarenregiment eingetreten sein und darin mehrere Jahre gedient haben, was zwar auch nicht ganz sicher ist, aber sehr wahrscheinlich klingt. Uebrigens kommt darauf aber auch wenig an. Nachdem er eine Frau mit einigem Vermögen geheirathet hatte, eröffnete er in Leipzig in der Klostergasse ein Kaffeehaus, welches sich eines ziemlichen Zuspruchs erfreute.

In sehr verschmitzter Weise wußte er hier seine Gäste auf die Maurerei zu bringen und ihnen in gelegentlichen Gesprächen zu erkennen zu geben, daß er im Besitze des „wahren Geheimnisses" des Maurerthums sei. Um diese Aeußerung richtig zu verstehen, muß man wissen, daß es unter einer sehr bedeutenden Zahl von Maurern sowohl, wie auch Laien als feststehend erachtet wurde, daß es früher eine gewisse geheimnißvolle Weisheit gegeben habe, die den Besitzer befähigte, über das Geisterreich eine Herrschaft auszuüben, in eine nähere Gemeinschaft mit Gott zu treten, die Wahrheit zu erkennen und außerdem auch ein äußerlich sorgenfreies und glückseliges Leben zu führen. Man meinte, daß die altegyptischen Priester die Besitzer dieser geheimen Weisheit gewesen seien, die von ihnen dann auf Christus und später auf die Tempelherren übergegangen sei und sich durch Letztere auf eine ganz kleine Zahl Auserwählter vererbt habe, welche dem großen Freimaurerpublikum unbekannt blieben und nur den wahren, den Freimaurern höherer Grade, genannt würden. Wer das Geheimniß der wahren Freimaurerei besitze, sollte nicht nur zu Ansehen und Einfluß, sondern auch zu gewissen Geheimmitteln, vermittelst deren man alle Krankheiten heilen, Gold machen könnte und sich sonstige magische Fähigkeiten aneignete, gelangen. Einestheils waren es die Logen von der sogenannten „Stricten Observanz", auch Tempelherren- oder schottische Logen genannt, andererseits die rosenkreuzerischen Secten, in welchen solche Ideen gepflegt wurden. Während die schottischen Logen nur nach dem wahren Freimaurerthum, d. h. nach den Mitteln forschten, welche zur Erlangung der höchsten Erkenntniß und damit zur Oberherrschaft über die Menschen und das Geisterreich führen sollten, suchte die Rosenkreuzerei mit wirklicher Magie, Geistercitationen, Alchemie und Zauberspuk zum Ziele zu gelangen. Bei weitem die Mehrzahl der deutschen Logen gehörten indessen der ersterwähnten Kategorie an.

Man ersieht schon aus diesen Andeutungen, wie viel Aberglauben und Vorliebe für das Mystische in jener Zeit neben der Aufklärung her laufen mochten, wenn selbst Leute, die sich zu den Gebildeten zählten, an solche Albernheiten glaubten. Daß es wirklich viele solcher Gebildeten gegeben, wird aus dem Folgenden zur Genüge erhellen. Wie der treffliche Culturhistoriker Henne-Am-Rhyn in seiner meisterlichen Culturgeschichte der neueren Zeit Bd. II. S. 231 fg. umständlich ausführt, waren diese Ideen unter dem Einflusse der Jesuiten innerhalb des Freimaurerthums besonders in Frankreich aufgetaucht und hatten sich dann schnell, namentlich über Deutschland hin, verbreitet. — War schon ohnedies die Freimaurerei durch die ebenfalls von den Jesuiten bewirkte Modification nach dem sogenannten System von Clermont, nach welchem ein neuer Templerorden in Deutschland aus den bisherigen englischen Logen geschaffen und die sogenannte „Stricte Observanz" eingeführt wurde, wesentlich ihrem früheren, ursprünglichen Zwecke entfremdet und mit unlauterm Beiwerk vermischt worden, so war jene cabalistische Variation vollends eine Entartung des Maurerthums. Wie Henne ausführt, diente die letztere dazu, um den sogenannten Templerorden oder die stricte Observanz, die sich den Jesuiten nicht mehr gefügig und dienstwillig genug zeigte, zu sprengen und ihr den bisher geübten Einfluß auf die Geister zu entwinden. Das ein solcher Plan von den Jesuiten überhaupt ins Auge gefaßt werden konnte, die doch vortreffliche Kenner der Zeit und der menschlichen Seele waren, beweist eben, wie arg die Befangenheit des guten deutschen Michael damals noch gewesen sein muß und wie sehr es im Bewußtsein der Zeit gelegen haben muß, die Seele an metaphysischen Grübeleien zu erquicken und einem utopischen Weisheits- und Tugendideal nachzujagen. Nicht immer war es die schnöde Gewinnsucht und das Trachten nach Wohlleben oder auch die bloße Neugier, die Jeder mehr oder weniger für das Uebersinnliche mit auf die Welt bringt, was die Leute dem trübseligsten Aberglauben in die Arme warf; sondern in sehr vielen Fällen trieb sie ein ethisches, also durchaus lauteres Bedürfniß: die Liebe und das Streben nach der reinen unverfälschten Tugend, zu solch abenteuerlichen Phantastereien, in denen sie allerdings von den Emissären und Knechten der Jesuiten bestärkt wurden. Wenn man bedenkt, daß unter den Gelehrten sich noch

damals, also in dem drittletzten Decennium des XVIII. Jahrhunderts heftige Streitigkeiten über das Vorhandensein eines persönlichen Teufels entspannen, daß die Hexenprozesse und der Glaube an Hexen und Zauberinnen noch durch den wackern Sterzinger und Semler bekämpft werden mußten, daß ferner sich Gelehrte und Gebildete über alchemistische Arcana in den Zeitschriften herumzankten, daß eine Menge Spuk- und Gespenstergeschichten ebendort circulirten, die von den bedeutendsten Männern der Aufklärung für bedürftig erachtet wurden — wenn man alles das zusammennimmt, so wird man eingestehen, daß unter solchen Umständen der Glaube an eine verborgene Weisheit eben noch nicht zu den schlimmsten Absurditäten gerechnet werden und mindestens nicht sonderlich in Erstaunen setzen kann.

Wie Schrepfer dazu gelangte, von den Jesuiten als Werkzeug benutzt zu werden und auf welche Weise man sich seiner bemächtigte, wie man ihm Instructionen und Winke ertheilt habe — das wird wohl für immer dunkel bleiben. Daß es thatsächlich der Fall gewesen, werden wir sogleich sehen.

Schrepfer wußte also — wie wir oben angedeutet — die Besucher seines Kaffeehauses und auch sonstige Bekannte in geschickter Manier davon zu überzeugen, daß er der Inhaber einer höheren maurerischen Wissenschaft sei als diejenige, welche in den gewöhnlichen Freimaurerlogen getrieben würde. — Begreiflicherweise wendete er sich mit besonderer Vorliebe dabei an Mitglieder des Freimaurerordens, um unter ihnen Proselyten zu machen. Auch in Leipzig gehörten nämlich die dortigen Freimaurer der sogen. „Stricten Observanz" an, deren Satzungen sehr vielen Mitgliedern längst nicht mehr behagten, weil sie darauf hinausgingen, die Freiheit des Willens und des Urtheils in echt jesuitischer Weise zu knechten. Die stricte Observanz hatte ein streng gegliedertes Subordinations-Verhältniß eingeführt, welches in militärischer Manier die Mitglieder den absolutistischen Weisungen des Meisters vom Stuhle unterwarf, die Wahl des Letzteren der Mitwirkung und Einflußnahme der Gesammtheit entrückte und dem subjectiven Belieben Weniger anheimgab, im Uebrigen aber die Oberleitung der Logen nach centralistischem System in die Hände der Vorsteher der Landeslogen legte, deren Weisungen und Instructionen unbedingt Folge geleistet werden mußte, also auch dann selbst, wenn

sie den Anschauungen und dem Gewissen des Einzelnen zuwiderliefen.

Daß ein solches System, welches dem moralischen Bewußtsein des Menschen wenigstens in seiner äußeren Form Zwang anzuthun geeignet war und dessen Satzungen mit den humanitären und freiheitlichen Ideen, auf welche das Freimaurerthum begründet war, sich durchaus nicht vertrugen, viele ehrliche Leute mißvergnügt machen und dem Orden entfremden mußte, liegt auf der Hand. Namentlich solche Mitglieder mußten mit tiefem Unmuth darüber erfüllt werden, die vorwiegend gemüthvoll veranlagt waren und in dem Ordensleben einen Weg zu haben glaubten, auf welchem sie zur Tugend und wahren Lebensweisheit gelangen müßten. Und deren gab es in jener von Sentimentalität durchwehten Zeit unendlich viele. Es lag in dem Zuge des Zeitgeistes, nach den höchsten Gütern des Menschen zu forschen, über Wahrheit und Tugend in den öffentlichen Blättern zu disputiren und nach den geeignetsten Wegen zu suchen, auf denen jene Güter, welche eben das wahre Glück des Lebens ausmachen, zu erlangen seien. Ueber Ethik und Moral zu philosophiren war damals ebensosehr Bedürfniß wie heute über Politik, sociale Fragen und Verwandtes, weil die Politik und die directe Einflußnahme darauf ausschließlich Sache der Fürsten und ihrer Räthe war. Es fehlte somit das Verständniß und zugleich auch das Interesse an Dingen des Staatslebens, und die philosophische Speculation mußte daher die politische ersetzen. Was war nun eben lockender als das Freimaurerthum, welches der nach Wahrheit und Weisheit schmachtenden Seele über alle jene brennenden Fragen nicht nur den besten Aufschluß geben, sondern auch die rechten Wege zeigen zu können schien, auf denen man zu den wahren Gütern des Lebens, zu einem dauernden Frieden der Seele und zu Glückseligkeit gelangen könnte? So suchte also in den Freimaurerlogen eine Unzahl gemüthvoll veranlagter Naturen Dasjenige, was ihnen weder die Kirche noch die eigene Lebensphilosophie zu bieten vermochte: Erbauung und Seelenfrieden, manche auch wohl die Mittel zur Erlangung der Seligkeit im Jenseits.

Man wird nicht verkennen können, daß allen diesen Leuten mehr oder weniger ein gewisser Zug von weichlicher Schwärmerei innewohnte, der sie geneigt machte, an Phantastereien zu glauben und an

mystischen Veranstaltungen Interesse zu nehmen. Kritische Köpfe vorwiegend zur nüchternen Skepsis neigende Naturen, sahen in dem Freimaurerthum allerdings etwas Andres und ließen sich durch das Rituale, durch den mystischen Formelkram und den Wust von Symbolen über die wirklichen Ziele und das Wesen der Freimaurerei nicht täuschen. Waren sie ehrliche Männer, so lebten sie den Satzungen des Ordens nach, indem sie wahre Humanität übten und Aufklärung zu verbreiten strebten, im Uebrigen aber all den mystisch-cabalistischen Ballast unbeachtet ließen. Waren sie hingegen schlaue Egoisten oder gar Diener der Jesuiten, so beförderten sie durch Despotismus und Geheimnißkrämerei die Schwärmerei, indem sie vorzuspiegeln suchten, daß durch stricte Unterordnung unter die Weisungen der „Obern" das Aufsteigen in höhere Grade und damit die Zunahme der Erkenntniß zu erlangen sei und daß, wer die rechte Ausdauer besitze, schließlich auch in die tiefe und geheime Weisheit eingeweiht werden würde, welche von den Tempelherren ererbt und nur im Besitze weniger Auserwählten, jener unbekannten Obern sei, von deren Wink und Befehl alles maurerische Thun und Handeln geleitet werde.

Wer sich von der Wahrheit dieser Darstellung zu überführen wünscht, der braucht nur eine von den vielen maurerischen Flugschriften zur Hand zu nehmen, die in den letzten Decennien des vor. Jahrhunderts in die Oeffentlichkeit gelangten und manche schätzbaren Fingerzeige geben. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind dabei auch die vielfachen eingehenden Artikel, welche sich in der Berliner Monatsschrift von Gedicke und Biester befinden, ebenso auch manches aus den kritischen Besprechungen der Allgem. Deutsch. Bibl. Das klarste Bild aber gewährt die Lecture einer kleinen maurerischen Schrift, welche von dem Leipziger Kaufmann Joh. Sam. Benedict Schlegel verfaßt worden ist unter dem Titel: Tagebuch seines mit J. G. Schrepfer gepflogenen Umganges. Berlin u. Leipzig 5806 (1805). Am Schlusse dieses Büchelchens befinden sich eine Anzahl Briefe von und an Schlegel, aus denen man recht gut das Treiben der damaligen Maurer und die Stimmung der Zeit beurtheilen lernt und ersehen wird, daß die oben gegebene Darstellung eben nicht übertrieben worden.

Schlegel, der nach den Urtheilen seiner Zeitgenossen, ein durchaus braver Mensch und ein Charakter im besten Sinne des Wortes

war, giebt selbst in einem dieser Briefe seinem Verdruß darüber Ausdruck, daß die Maurerei durch die Einführung der stricten Observanz zu einer Art militärischer Dressiranstalt herabgewürdigt werde, und daß von den tiefen Geheimnissen, welche man den neu Aufgenommenen verheiße und für deren Anwartschaft man sich von ihnen schweres Geld zahlen lasse, dort wenig oder gar nichts zu finden sei. Die ganze Sache komme schließlich immer wieder nur auf eine feine Bettelei heraus, da alle Augenblicke vom Meister ein Appell an die Börsen gerichtet werde, dem man schlechterdings nicht ausweichen könne. (p. 79 ff. — p. 164 ff. 176.)

Die Insolenz, mit welcher oft die Machthaber in den Logen gegen einzelne Mitglieder verfuhren, das herrische, dictatorische Auftreten, ihr Dünkel und Hochmuth gegen die niedrigeren Brüder thaten noch weiter das Ihrige, um Zwistigkeiten und Zerwürfnissen unter den Logenmitgliedern, die ohnedies schon aus den bestehenden Verhältnissen erwuchsen, noch mehr Vorschub zu leisten. So wurden denn viele Brüder ihren Logen entfremdet und jenen massenhaft umhervagabondirenden Abenteurern entgegengetrieben, die entweder im Solde der Jesuiten standen, um die bisherige Machtstellung der Logen von der stricten Observanz zu unterwühlen, oder aber gemeine Schwindler waren, die auf eigene Hand Maurerei trieben und durch diese ihre Anhänger zu schröpfen suchten, indem sie auf deren Namen Schulden contrahirten.

Man darf jene Leute, die dem Wahne huldigten, daß es verborgene Geheimnisse gäbe, welche im Besitz gewisser Maurer seien und zur wahren Glückseligkeit führen müßten, nicht ohne weiteres als abergläubische Schwachköpfe bezeichnen. Jener Glaube war so allgemein verbreitet, daß selbst verständige und *aufgeklärte* Köpfe — allerdings aufgeklärt im damaligen Sinne — sich von diesem Wahne häufig bethören ließen und ihm nachjagten. Der factische Beweis dafür wird uns später bei der Geschichte Cagliostro's recht deutlich in die Augen fallen. Cagliostro wäre es niemals möglich gewesen, so fabelhafte und unverschämte Betrügereien zu üben, wenn eben nicht jene fixe Idee von den Geheimnissen des Maurerthums so allgemein in den Köpfen gespukt hätte, daß es gar nicht Argwohn oder Befremden regte, wenn Jemand auftrat, von dem man munkelte, er habe derlei Geheimnisse in seinem Besitze.

Der Eine vermuthete diese Geheimnisse in den egyptischen Pyramiden, der Andre in alten Klöstern auf verstaubten Pergamenten, der Dritte im Sarge irgend eines Großmeisters der Tempelherren, der Vierte im Innern von Asien, ein Fünfter wohl gar bei den Jesuiten u. s. w. Worin sie bestanden, wußte natürlich selbst Niemand. Im Allgemeinen meinte man, es seien gewisse cabalistische Ceremonien, gewisse alchemistische Producte und maurerische Symbole darunter zu verstehen, vermittelst deren man eine „tiefere Erkenntniß" (so lautet das Stichwort) erlangen zu können glaubte. Worin diese Erkenntniß bestehen sollte, darüber wurden sich selbst wohl die Meisten nicht klar. Die weniger befangenen Köpfe verstanden darunter zunächst die Erkenntniß von Tugend und Glückseligkeit, vielleicht auch wohl von dem Wesen Gottes und dem Zustande nach dem Tode, während Schwärmer alchemistische Geheimnisse, Goldmacherei, Lebenselixire, Geistercitationen und ähnlichen Unsinn meinten. Wie bemerkt, finden wir mehrfache Beispiele dafür in der Geschichte Cagliostro's (am Schluß dieses Bandes). Auch in dem erwähnten Buche von Schlegel stößt uns ein recht drastischer Beleg dafür auf. Dort lesen wir nämlich in einem von dem Schauspieler Brückner an Schlegel gerichteten und aus Berlin 20. März 1775 datirten Briefe Folgendes:

„Ich habe seit kurzer Zeit meine Kenntnisse in der Maurerei sehr erweitert; denn viele hohe Obere der vier hiesigen strikten Observanz-Logen, besonders die Loge vom flammenden Stern, von welcher der Herr v. Marschall-Biberstein Meister vom Stuhl ist, haben eine nähere Bekanntschaft mit mir gesucht. Der Herr v. Marschall ist ein sehr braver Mann und ein Mann, welcher dem Geheimnisse der Maurerei nahe ist; er hat aus Klöstern sehr rare Manuscripte und wendet viel Geld daran........ Du fragst mich, was die Großloge mache, warum sie sich so ruhig verhält und ihre Gerechtsame nicht geltend macht? Mein lieber Bruder! Ihre Gerechtsame und Gewalt sind durch Geld erschlichen und vielleicht ihrem Falle nahe. Der Prinz v. Darmstadt, welcher nach der Vergleichsacte ihr Großmeister sein sollte, ist nur drei Monate bei der Großloge geblieben und schon lange wieder zur stricten Observanz übergegangen. Auf den Mai haben alle strikten Observanz-Logen in Deutschland einen Convent in Braunschweig festgesetzt, um ihre Maß-

regeln wider die Großloge zu nehmen und alsdann England und dem Könige von Preußen die Augen zu öffnen. Die zinndorfer Große Loge ist eigentlich erst seit 3 1/2 Jahren errichtet, sie hat den Namen zu den 3 Schlüsseln, von einer ehemaligen Loge in Halle angenommen. Ihr Meister vom Stuhl, der Herr Professor Castillon, ist schon seit 2 1/4 Jahren Maurer. Ihr System ist ein Mischmasch nach den schwedischen und französischen Logen und enthält weniger Beziehung auf das Geheimniß, als das System der strikten Observanz; denn die Tempelherren besaßen wirklich das Geheimniß der Maurerei, wie ein altes Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek beweiset.......... Mein lieber Bruder! Ein wahrer Maurer lebt ganz im Verborgenen (wie die Jesuiten auch!) Hier im Preußischen sind noch 7 Personen, welche von den Tempelherren fortgepflanzt sind, worunter der Verfasser der Apologie Herr Starke in Königsberg mit gehört*). Sie kommen alle Jahr in Güstrow zusammen und machen in einer alten Capelle wahre Arbeiten. Sie nehmen einige sehr vertraute Logenmeister von der strikten Observanz mit sich, welche bei ihnen die Wache halten müssen. Künftige Woche werde ich mit einem Manne Bekanntschaft machen, welcher, wie ich aus seinen Briefen und angezeichneten Stellen aus der Apologie gesehen habe, das Geheimniß der Maurerei auch kennen muß. Er lebt hier nahe bei Berlin ganz in der Stille, geht mit einem blauen Mantel, mit verschnittenen Haaren und einem Stutzbärtchen."

Schon aus diesen wenigen Aeußerungen läßt sich ersehen, wie man damals über das Maurerwesen und was man sich darunter dachte. In einem andern Briefe bittet Brückner seinen Freund Schlegel, der ihm in maurerischen Kenntnissen weit voraus war, um Aufklärung über die Bedeutung verschiedener Symbole, u. A. warum die Neuaufzunehmenden auf das erste Kapitel des Evang. Johannis ihre Gelöbnisse und Eidschwüre ablegen müßten und was Lucae X. 17. 18. 19. für Beziehungen zur Maurerei hätten. Hierauf antwortet Schlegel p. 177: „Das Evang. Johannis I. Cap. ist eine der

---

*) Wir werden über diesen Mann später noch ausführlicher zu sprechen haben. D. Verf.

wichtigsten Stellen der heil. Schrift, besonders sind die ersten 5 Verse sehr nachdenkend, der letzte Vers ist aber der auf die wahre Maurerarbeit abzielende und hierzu passen die drei angezogenen Verse des 10. Cap. Lucae. Der darauf folgende Vers 20 ist aber auch wichtig, da der Heiland sagt, daß sich die 70 nicht darüber freuen sollen, daß ihnen die Geister unterthan wären."

Der letzte Vers im I. Cap. Evang. Johannis lautet: „Wahrlich, Wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn"; wie man sich sofort überzeugt, wollte Schlegel also unter der „wahren Maurerarbeit" das Geheimniß einer Art Offenbarung, einer tieferen Erkenntniß des übersinnlichen Reiches der Engel und Geister verstanden wissen. Sehen wir uns nun auch noch die andern Bibelstellen an. Es heißt da Evang. Lucae X. 17. flgde.: „Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: „Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. — Er aber sprach zu ihnen: Ich sahe wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz. Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beschädigen; doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. (21.) Zur Stunde freute sich Jesus im Geiste und sprach: Ich preise dich Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbaret den Unmündigen. Ja Vater, also war es wohlgefällig von dir."

Auch diese Bibelstellen sollen also auf den Zweck der wahren Maurerarbeit passen. Was kann hiernach klarer sein als, daß man sich einbildete, durch das Geheimniß der Freimaurerei, von welchem allerdings Niemand wußte, worin es bestände, die Gewalt über Geister, also übernatürliche Kräfte und Eigenschaften zu erlangen? Man wende uns nicht ein, daß dieses nur die subjective Meinung Schlegels gewesen; wie er dachten Hunderte und Tausende. Und wenn man mit dem Freimaurerthum eben nicht die gedachten Mysterien verbunden wissen wollte — weshalb zog man dann in das Rituale gerade solche Bibelstellen hinein, die schlechterdings hierauf schließen lassen mußten?

Uebrigens wird aber das Factum auch von Kennern des Freimaurerwesens zugegeben. Das Letztere war eben entartet und von Grund aus mit allerhand mystischen und abergläubischen Ideen versetzt; es gab in Deutschland damals sicherlich kaum ein halbes Dutzend Logen, welche das englische System unverdorben und rein erhalten hatten. Die Saat der Jesuiten hatte hundertfältige Frucht getragen!

Es würde uns auf ein andres Gebiet führen, wenn wir es unternehmen wollten, den verschiedenartigen sectirerischen Abzweigungen der Freimaurerei weiter nachzuspüren, welche allmählich von dem großen Hauptstamme des englischen Ritus ausliefen und sich von den ursprünglichen Zielen des Maurerthums entfernten. Für diejenigen Leser, die mit diesem Stoffe nicht vertraut sein möchten, erschien uns indessen eine kurze Abschweifung auf die Lage der damaligen Maurerei zum Verständniß für die Bedeutung des Auftretens Schrepfers durchaus geboten. Kehren wir jetzt wieder zu ihm zurück.

Schrepfer hatte die Gelegenheit Anhänger zu werben, die ihm der Besuch seines Kaffeehauses bot, recht wohl zu benutzen verstanden, denn die Meisten seiner Stammgäste waren zugleich auch seine Adepten. Es muß ein ganz eigener Ton unter dieser Gesellschaft geherrscht haben. Man nahm durchaus nicht Anstand, ziemlich offenkundig von Schrepfers neuer Maurerei selbst im Beisein Nichteingeweihter zu sprechen. Man schien wohl gar in ostensibler Weise damit zu renommiren, indem man von großartigen Plänen und wichtigen Maurerarbeiten verlauten ließ, die wundersamen Fähigkeiten und Maurerkenntnisse Schrepfers pries und überhaupt von dem ganzen Treiben in dessen Hause viel Aufhebens machte. Schrepfer selbst that außerdem auch das Seinige, um die Wißbegier Fremder zu reizen, indem er mit solchen, von denen er wußte, sie seien Maurer, allerhand Unterredungen über die Maurerei anknüpfte, in denen er wohl gelegentlich einfließen ließ, daß dies zeitgenössische Maurerthum nichts als Charlatanerie sei, daß die große Menge der Maurer von dem wahren Wesen und den Geheimnissen der Maurerei keine Ahnung habe u. s. w. In dieser herausfordernden Manier näherte er sich auch dem mehrerwähnten Schlegel und gab ihm dann im Laufe des Gesprächs zu verstehen, daß bei ihm (Schrepfer) erst das wahre Wesen der Maurerei

zu finden sei. — Schlegel ließ sich von diesen Renommistereien nicht täuschen, berichtete vielmehr die Lästerungen Schrepfers, die dieser ganz unverhohlen über die Loge, welcher Schlegel angehörte, geäußert hatte, seiner Ordenspflicht getreu den Vorstehern derselben, von denen er die gewisse Erwartung hegte, daß sie den Großsprecher gehörig züchtigen nnd in seiner Erbärmlichkeit bloßstellen würden. Schlegel hatte sich hierin indessen getäuscht. Die Loge wollte mit dem Handel sich offenbar nicht befassen und hätte wohl die Herausforderung Schrepfers am liebsten ganz ignorirt. Darüber vergingen nun mehrere Wochen, während deren Schlegel auf Zureden eines Freundes, der bereits zu Schrepfers Kreis gehörte, noch einige Male das Kaffeehaus des Letzteren besuchte und jedesmal mit ihm eingehende Disputationen über die alte und die vorgebliche echte Maurerei hatte, welche endlich zu der herausfordernden Behauptung Schrepfers führten, er werde Schlegel von der Richtigkeit seiner Anführungen durch Thatsachen überzeugen. Hierbei suchte er sogleich bei den in seinem Gastzimmer anwesenden Mitgliedern des neuen Bundes deren Genehmigung zur Einführung Schlegels nach, die er auch erhielt, und Schlegel erklärte sich bereit, einer Probe anzuwohnen, falls dadurch seine gegen die Leipziger Loge eingegangenen Verpflichtungen nicht alterirt würden. Man wurde bald einig und zog Schlegel in Folge dessen nach Verlauf von einigen Tagen zu einer „Logen-Arbeit" hinzu. Dieselbe begann etwa um 10 Uhr Abends und währte bis tief in die Nacht hinein. Bevor Schlegel aber Zutritt erlangte, mußte er bei seinem Maurereide schwören ohne Erlaubniß Schrepfers Niemandem Etwas von dem zu verrathen, was er sehen und hören würde. Er that das und die Sache nahm nun ihren Anfang. Was dabei vorfiel erfahren wir nun zwar nicht, können uns aber aus den Beschreibungen andrer Personen, die öfters solchen „Arbeiten" anwohnten, davon recht gut eine Vorstellung machen.

Bevor die eigentliche Procedur begann, pflegte Punsch, italienischer Salat oder etwas Aehnliches servirt zu werden. Man sprach der Punschterrine, die dampfend auf einem langen Tische stand, recht fleißig zu und führte dabei die üblichen Maurergespräche. Schrepfer zeichnete sich vor den übrigen Brüdern ganz besonders durch die Gabe der Beredsamkeit aus und machte von derselben häufig einen so aus-

giebigen Gebrauch, daß seinen Zuhörern ähnlich zu Muthe wurde, wie dem Schüler in Goethes Faust. Schrepfer soll nämlich eine große Geschicklichkeit in der Kunst besessen haben, mit einem pomphaft klingenden Wortschwall, der mit maurerischen, cabalistischen und apokalyptischen Stich- und Schlagwörtern gespickt war, in der That aber nichts als puren Unsinn enthielt, seinen Adepten den Verstand zu umnebeln. Der Punsch that dann das Uebrige, um sie vollends unzurechnungsfähig zu machen, und sobald dieses erreicht war, begann das eigentliche Logenwerk. Die Zuhörer traten dann in das Billardzimmer, nahmen auf der einen Seite des Billards Aufstellung und warteten dann, bis der große Meister den Act eröffnete. Schrepfer hatte in der Regel jenseits des Billards vor einem in einen Altar verwandelten Tisch mit schwarzem Behang Posto gefaßt. Von hier aus dirigirte er die ganze nun folgende Scenerie. Zunächst wies er die Anwesenden an niederzuknieen und in eifrigem Gebet das Gelingen des Werkes zu erflehen. Dann las er selbst die Messe im Priesterornat, ergriff das vor ihm stehende Crucifix und beschwor nun unter entsetzlichen Gesten und Geberden die überirdischen Mächte, ihm zu gehorchen und diese oder jene Person erscheinen zu lassen. Der Saal war in der Regel ganz dunkel und nur im Hintergrunde, wo Schrepfer seine Exercitien zur Ausführung brachte, brannte ein kleines Lämpchen, dessen melancholisches Licht eher geeignet war, die Stimmung noch schauerlicher zu machen, als die Handlungen Schrepfers erkennen zu lassen.

War die Beschwörung unter schrecklichen Ausrufen endlich beendet, so that sich dicht vor dem Altar ein glänzender Nebel auf, der dem Erdboden zu entsteigen schien und in dessen Sphäre dann plötzlich die Gestalt des gewünschten Geistes sichtbar wurde. Häufig kündigte sich aber die Erscheinung zuvor erst durch schreckliches Getöse, durch heftige Schläge gegen die Thüre, durch das Klingen eines Tones an, der wie der Klang eines mächtigen Glases sich anhörte; öfters gab es donnerähnliche Knalle, Zischen, Pfeifen, Sausen — kurz ein Concert, welches von den Virtuosen der Hölle angestimmt zu sein schien und unter den Adepten Schauer und Grausen weckte. — Bei der Androhung eines sofortigen Todes verbot Schrepfer seinen maurerischen Brüdern sich von der Stelle zu rühren. Ja auch der Ge-

brauch aller Augengläser war verpönt, weil Niemand eine Sache von Metall an sich haben durfte, jene aber eine Metallfassung hatten.

Mitunter kamen die Geister auch durch die Thüren, die an der Seite des Saales sich befanden. Diese wurden dann von unsichtbarer Hand geöffnet und es trat mit geisterhaftem Schritt irgend eine historische oder sonst dem Namen nach bekannte Person in den magischen Kreis herein. Es ist zu bemerken, daß Schrepfer sich sehr wohl hütete, solche Personen erscheinen zu lassen, deren Züge und Kleidung Jedermann bekannt waren. Wenn man einen solchen Geist von ihm verlangte, half er sich mit der Erklärung, daß er eben nicht über alle Macht habe, sondern nur über einzelne. Daher konnte er auch nicht, wie man von ihm einstmals verlangte, den allbekannten Gellert citiren, der kurz zuvor verstorben und noch in Jedermanns Erinnerung war.*)

Einstmals ließ er die beiden schwedischen Grafen Struensee und Brand erscheinen und zwar, wie solches rechtschaffenen Gespenstern, denen man den Kopf abgeschlagen, geziemt, mit Letzterem unter dem Arme. Sie traten zum Schrecken des gesammten, nach Schrepfers Weisung mit ausgezogenen Schuhen und auf Knieen daliegenden Auditoriums aus einer Ecke des Hinterzimmers hervor, welches an den Billardsaal stieß und dem Magier zum Laboratorium diente.**) Ihre Kleidung war aber so unhistorisch, daß jeder, der nur ein wenig Kritik geübt hätte, den groben Betrug würde erkannt haben. Die Andächtigen waren indessen so sehr von dem Anblick der schrecklichen Gestalten gebannt, daß Niemand den Schnitzer bemerkte, ausgenommen eine sehr vornehme Persönlichkeit, die ein unverbesserlicher Zweifler war und nur aus Neugierde dem Hocuspocus beiwohnte. Bei einer andern Citation hatte sich Schlegel in Schrepfers Abwesenheit auf Bitte einiger Freunde unter dem als Altar drapirten Tische verborgen. Als die magischen Arbeiten nun angingen, präsentirte sich ein Geist, welcher modische Schuhschnallen trug, die den Tag zuvor aus Schlegels Laden gekauft waren und zwar von dem ältesten Kellner Schrepfers! Mit-

*) Schlegel a. a. O. 203.

**) Semler, Sammlung von Briefen und Aufsätzen II. Halle 1775. 8. p. 77.

unter waren diese Geister also ganz reelle Körper und nicht bloßes optisches Blendwerk.

Ein andres Beispiel dafür ergiebt sich aus der Mittheilung Schlegels an Brückner in Berlin (a. a. O. p. 156 f.); dort erzählt nämlich Ersterer, wie er eine Geistercitation dadurch vereitelt habe, daß er die Thür abgeriegelt habe; zur Erhärtung der Thatsache beruft er sich noch auf das Zeugniß seines Dieners, der ebenfalls an jenem Abend der Citation anwohnte. — Ein andrer Augenzeuge erzählt, daß die Geister die Thür geöffnet hätten wie andre Menschen; ja einst, als Schrepfers Frau ihrer Entbindung nahe gewesen, habe er sehr deutlich — einen schwangeren Geist gesehen!*)

Daß indessen mitunter auch bloße Spiegelungen den Effect hervorriefen, ist ebenfalls authentisch. — Ein sehr aufgeklärter und wissenschaftlich gebildeter Mann von Stande erzählte einigen Bekannten später, er habe es gewagt, mehrfach unvermerkt mit dem Finger durch jene Dunstmasse zu fahren, in welcher die Erscheinungen sich zeigten und gefunden, daß sie eben nichts als Nebel war.**)

Schrepfer theilte seine magischen Arbeiten in zwei Classen: in pneumatische, in welchen Geister erschienen und in elementare; bei den Letztern erschienen in finsteren Zimmern auf seine Beschwörung die verlangten Personen in einem verschiedenen Lichte und Colorit. Je nach dem Grade der Seligkeit war die Erscheinung entweder weiß oder röthlich, oder dunkelbraun. Bevor er solche Citationen anstellte, lag er oftmals stundenlang auf der Erde und betete. Auch bediente er sich des Weihwassers und Segenspendens; geweihte Kerzen und Crucifixe waren sein gewöhnliches Handwerkszeug. Auch die Bibel verwendete er häufig bei seinen Operationen, indem er zwei Finger auf das aufgeschlagene Evangelium Matthäi legte und den Fluch über den Mißbrauch des göttlichen Namens aussprach, die Dreieinigkeit anflehte, sie möge der Arbeit Gelingen angedeihen lassen, Bibelsprüche citirte und mit dem Crucifix in der Luft umherfocht, just als wolle er die unsauberen Geister damit sich vom Leibe halten.***) Da er

---

*) Henne-Am-Rhyn, Culturgesch. der neueren Zeit. Bd. 2. p. 243.

**) Semler a. a. O. II. p. 75.

***) Crusius, Bedenken p. 19.

zu seinen Bekannten geäußert haben soll, daß er ein heimlich geweihter katholischer Priester sei, so mochte diese Hineinziehung des katholischen Ritus die Wissenden nicht eben befremden. Zu Andern sagte er wieder, er sei damit beauftragt, das Maurerthum mit den Jesuiten zu fusioniren. Von Letzteren habe er großartige Deposita an Geld und Schätzen empfangen und genieße ihr Vertrauen.*)

Anfangs hatten nur Männer zu den „Logenarbeiten" Zutritt. Später jedoch erklärte Schrepfer, nach den neuen Normen sei auch die Anwesenheit von Frauen in Männerkleidung statthaft. Er übersetzte diese Theorie auch alsbald in das Praktische, indem er die Frau eines Adepten, mit dem er befreundet war, zu einer Nachtarbeit zuließ. Es scheinen dabei indessen allerhand verdachterregende Dinge vorgekommen zu sein, da die Freundschaft sehr bald in das Gegentheil umschlug. Schrepfers eigene Frau, die auch zu den Arbeiten späterhin zugelassen werden sollte, verschmähte diese Vergünstigung — offenbar, weil sie eine Rolle hinter den Coulissen zu spielen hatte und ihre Abwesenheit im andern Falle befremdlich erschienen wäre. Sie motivirte ihre Ablehnung sehr schlau dadurch, daß sie erklärte, ihr Stolz lasse es nicht zu, jetzt diese Vergünstigung anzunehmen, während sie früher stets hätte das Zimmer verlassen müssen, sobald auch nur eine Silbe von Maurerei geredet worden!

Die Hinzuziehung von Frauen zu den Logenarbeiten machte nun freilich einige von den Adepten Schrepfers ziemlich stutzig und regte ihren Argwohn, weil eine derartige Neuerung gegen allen Maurerbrauch und gegen alle Regel war. Indessen wirkte der Eindruck von Schrepfers wunderbarer Geisterbannerei derart mächtig auf die Gemüther, daß man sich nicht entschließen konnte, an ihm zu zweifeln.

Schlegel war mittlerweile aus einem Saulus ein Paulus geworden und hatte ebenso wie seine ihm voraufgegangenen Freunde zu den Kenntnissen und geheimen Fähigkeiten Schrepfers ein bedeutendes Vertrauen gefaßt. Man sage nicht, daß alle jene Leute, welche zu Schrepfer hielten, unzurechnungsfähige Tröpfe gewesen seien. Keineswegs; es gab unter ihnen, wenn auch nicht außergewöhnlich scharfsinnige Köpfe, so doch Leute von gesundem Menschenverstande aus

*) Bülau a. a. O. 374. f. Crusius, Bedenken. 19.

den bessern Schichten der Gesellschaft, Kaufleute, Industrielle, ja auch einige Persönlichkeiten von literarischer Bildung, einige Juristen und mehrere Adelige, die im gewöhnlichen Leben als ganz tüchtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft angesehen wurden. Allerdings fällt es schwer, sich den scheinbaren Widerspruch zu erklären, daß verständige Leute sich von solchen Alfanzereien dupiren lassen konnten. Indessen muß man dabei erwägen, daß die Leichtgläubigkeit in mystischen Dingen geradezu eine Schwäche der damaligen Zeit war. An geheime Wissenschaften, an Geister und Gespenster zu glauben, gehörte keineswegs zu den Ungeheuerlichkeiten, wie wir bereits bemerkt haben. Es kam gar nicht selten vor, daß die Zeitschriften eine Gespenstergeschichte in aller Breite und Ausführlichkeit erzählten und daran zu Jedermanns Nutz und Frommen einen sehr ernsten und eingehenden Commentar knüpften, in welchem sie von der Thorheit, an derlei zu glauben, überzeugen wollten und mit allem Aufwande an antiquarischem und gelehrtem Apparat, an Beweisstellen aus den alten und neueren Philosophen und Humanisten gegen den Gespensterwahn zu Felde zogen. Man lese Semlers mehrerwähnte Sammlung, man lese die Berliner Monatsschrift oder den deutschen Mercur und man vergleiche dann die einschlägigen kritischen Artikel der Allg. Deutschen Bibliothek (von Nicolai) und man wird erkennen, daß die von Frankreich, England und Berlin her kommende Aufklärung doch noch sehr wenig von dem mittelalterlichen Gerümpel weggeräumt hatte, welches sich noch in den Köpfen vorfand und manchen verständigen Mann für Augenblicke in einen Träumer und Phantasten umwandelte. Daß solche Medicin von den Förderern des geistigen Wohles verabreicht werden mußte, wie oben erwähnt worden, läßt auf das Vorhandensein des Uebels mit Sicherheit einen Rückschluß thun. — Freilich, die von der Wissenschaft, besonders der exacten, Erleuchteten hatten vor ihren Zeitgenossen den Vortheil einer freieren Weltanschauung voraus und blieben von dem ganzen mystisch-theosophischen Treiben unberührt. Allein wie viele gab es denn deren? Mußte sich doch der ehrenfeste, leider aber später auch von dem Schwindel der Mystik befallene Semler mit einer ganzen Reihe von Theologen und Philosophen über das Hirngespinnst vom Teufel herumstreiten und die heftigsten Angriffe dabei gefallen lassen! Und wurde doch der muthige

und überzeugungsfeste Sterzinger in München von einer ganzen Meute von Medicinern, Theologen und Juristen aufs Schmählichste angefeindet und verketzert, weil er gegen den Hexenglauben und das damit getriebene Unwesen geeifert hatte? Aeußerte nicht sogar Chr. Aug. Crusius, „der Theologiä erster Professor" zu Leipzig, Canonicus des Domstiftes zu Zeitz und Meißen, in seinem „Bedenken über die Schrepferischen Geisterbeschwörungen", es sei den Engeln, als Engeln und folglich auch dem Satan und seinen Engeln eine Kleinigkeit, „auf das Nervensystem der Menschen zu wirken und die nächsten Conditionen der Empfindungen nachzuahmen und hierdurch scheinbar sinnliche Empfindungen hervorzurufen"; mit einem Wort: die Menschen durch höllisches Blendwerk zu täuschen?

Moses Mendelssohn erkannte sehr richtig seine Zeit und was ihr Noth thue, indem er einen Aufsatz über das Thema schrieb, wie dem herrschenden Aberglauben zu steuern sei, und darin ausführte, daß weder Spott noch Negation etwas dagegen ausrichten würde; vielmehr müsse man die Leute durch sachliche Belehrung zu bekehren und aufzuklären suchen; und das fand er noch im Jahre 1786 für nothwendig!

Wie gesagt, man würde fehlgehen, wollte man alle die Leute, welche sich von Schwindlern und theurgischen Prestidigiateurs betölpeln ließen, für außergewöhnliche Dummköpfe ansähe. Schlegel trifft dieser Vorwurf zum mindesten nicht, und dennoch war er dem Betrüger in die Falle gegangen. Es dauerte aber allerdings auch nicht lange, bis er zur Einsicht kam. Den ersten Anlaß zu mancherlei Zweifeln hatte das Mißlingen einer „Arbeit" gegeben, welche während Schrepfers Abwesenheit auf einer Reise nach Frankfurt nach Schrepfers Anweisungen vorgenommen wurde. Schlegel schreibt darüber an Schrepfer ganz offen; seine Enttäuschung und sein Mißmuth hatten ihn so sehr niedergeschlagen, daß er daraus kein Hehl zu machen vermochte. „Wir haben uns in der bewußten Nacht," heißt es in dem bezüglichen, vom 13. April 1773 datirten Briefe an Schrepfer, „den 9. April, alle nach Deiner uns gelassenen Vorschrift gerichtet; wir waren 9 Personen stark, allein wir haben Mehreres erwartet als geschehen ist. Bruder B. und Leonhard waren von Weiße und mir als Secretaire bestellt, allein das Wenige, so wir gehöret haben, war sehr unver-

nehmlich und geschahe draußen vor der Thür; wir wünschten alle, es möchte näher zu uns kommen und sich zeigen, damit wir es deutlicher hören könnten. Es geschah aber nicht; in meinem Spiegel hat sich nicht das Allergeringste gezeiget, ungeachtet ich mir durch das viele Sehen beinahe die Augen verdorben habe; ich wünsche nur, daß Du glücklich gewesen seiest und bald wieder zu uns kommest, da ich Dir denn diese Nacht betreffend Vieles mündlich zu sagen habe. Du wirst Dich ziemlich wundern, wenn Du die Gedanken, welche sich einige Brüder von der ganzen Sache machen, hören wirst."

. . . .

. . . .

„Gott gebe, daß Du glücklich gewesen bist und daß Deine Arbeit denn nach Deinem Wunsch geendet worden ist. Uns hiesigen armen verlassenen Brüdern anbetreffend, so haben wir dieselbe Nacht alles nach Deiner Vorschrift gethan, allein Dein Versprechen ist nicht erfüllet worden und dieses macht uns den größten Kummer, denn wir sind alle sehr besorgt für Dich und wissen nicht, was wir denken sollen, denn Du, mein lieber Bruder, versprachst mir besonders, daß ich in dem Spiegel Unterschiedliches würde regardiren. Allein ich versichere Dir bei meiner von Gott dereinst zu erwartenden Seligkeit, daß ich auch nicht das Geringste mehr darinnen als mein altmodisches Gesichte und noch dazu im kahlen Kopfe gesehen habe; ich habe mir bald die Augen verdorben und ich wette, wenn auch nur eine Fliege in einer Ecke des Zimmers gesessen hätte, so hätte ich sie in dem Spiegel sehen müssen. Ferner versprachst Du, wir würden in der Stube hören, als wenn Etwas ginge, ferner wir sollten Deine eigene Stimme hören und auch eine andere Stimme darauf antworten hören. Dies Alles ist nicht geschehen. Weiße und ich haben Alles in dem uns vorgeschriebenen Plan genau befolget und ich versichere Dich, daß ich mich mit wahrer Rührung des Geistes und der Seele der Arbeit genähert, auch mit einem lauten, inbrünstigen Gebet angefangen habe; vorher, um daß uns auch nicht das Geringste verfehlen sollte, war nebst unserm Bruder B. auch der Bruder Leonhard zum Schreiben bestellet. Aber lieber, bester Bruder, wie sehr erschracken wir, da wir uns in unsrer Erwartung so sehr getäuschet sahen. Gott! Wenn Du nur glücklich gewesen bist! Aus beiliegendem geführten Protokoll wirst

Du den ganzen Vorfall ersehen, nur muß ich Dich versichern, daß alle versammelten Brüder mehr zu sehen und zu hören erwarteten, als sie sahen und hörten; und ich wünschte eines jeden eigene Gedanken von der ganzen Begebenheit zu wissen. Mir für meinen besondern Theil ist es außerordentlich lieb, daß es verhindert worden, daß nicht etwa ein Leyser und ein Witzleben als ein Zuseher und Zuhörer dabei gewesen ist*), denn ich weiß gewiß, sie würden die ganze Sache mehr für eine Maskerade als für eine wahre Begebenheit angesehen und mich und Weiß mit unserer tiefdenkenden, rührenden Miene ausgelacht und für Enthusiasten gehalten haben, welche ein Blendwerk für Weisheit und Geheimnisse ausgeben wollen. Enfin, ich bin sehr unruhig und werde auch nicht eher ruhig, als bis ich vernehme, wie es Dir und unserm Freunde Gradm.[ann] ergangen ist. Bei uns war es nur eine Kleinigkeit; wir hoffeten immer, es sollte sich was zeigen (zumal da es bei der zweiten Meldung an dem Schlosse drehete, als wenn es hereinkommen wollte: ich hatte aber die Thür zugeriegelt und da mußte es draußen bleiben). Es kam aber nichts ... das Uebrige erspare ich bis auf Deine — Gott gebe es! — glückliche Anherokunft. Empfiehl mich unserm verehrungswürdigen Altvater, unserm braven Gradmann und Bruder Hövel, und glaube, daß ich in der größten Unruhe von ganzer Seele bin."

Die Unruhe Schlegels wurde auch später, als der Meister wiederum heimgekehrt war, nicht beschwichtigt. Im Gegentheil, sie wuchs immer mehr an und gestaltete sich in der Folge zu einem tiefwurzelnden Verdachte gegen Schrepfer. Letzterer, der jedenfalls ein guter Menschenkenner gewesen sein muß, mochte wohl sehr bald erkannt haben, daß er in Schlegel keinen so urtheils- und gedankenlosen Adepten gewonnen, als er es im Interesse seiner Zwecke wünschte. Während die andern Brüder der neuen Loge bald in andere Grade aufrückten, suchte man Schlegel geflissentlich fern zu halten, sich seiner womöglich zu entledigen und vor ihm die „tieferen Geheimnisse" der neuen Maurerkunst zu verbergen, indem man ihm fort und fort Geduld und ruhiges

*) Diese waren Mitglieder der andern Leipziger Loge, welche der neuen feindlich gegenüberstand. D. V.

Abwarten anempfahl, welches im allgemeinen Interesse der neuen Loge sei. Schlegel merkte indessen allmählich, daß man mit ihm ein unaufrichtiges Spiel treibe, und hielt es daher für das Beste, sich stillschweigend zurückzuziehen, da er mittlerweile alles Vertrauen zu dem Meister eingebüßt hatte und zu der Ueberzeugung gelangt war, daß dessen Maurerei nur eine geschickt angelegte Gaunerei sei.

Schrepfers Verhältniß zu der Leipziger Loge Minerva war unterdessen ein immer feindlicheres geworden. Da er nicht aufhörte, die von letzterer betriebene Maurerei als Schwindel und Geldschneiderei zu bezeichnen und auch noch in andrer Weise öffentlich gegen sie zu polemisiren. Einestheils trieb ihn hierzu der Concurrenzneid, anderntheils die Händelsucht. Die Minerva hatte nämlich die beiden Brüder Schlegel und Bekker, welche bei Schrepfer Hospitanten waren und später sogar definitiv in dessen Orden Aufnahme fanden, wegen einer unbedeutenden Ceremonialangelegenheit, in Wahrheit indessen wohl wegen ihrer Hinneigung zu Schrepfer mit Ausschließung bedroht und so einen Conflict hervorgerufen, der allerdings durch die Unduldsamkeit des Meisters vom Stuhl in einseitiger Weise verschuldet worden war, aber nicht zum Austrag gelangte, weil der Meister ihn zu verschleppen wußte. Schrepfer hatte hiervon Kenntniß erhalten und in einem ungemein anmaßenden Schreiben an den Meister die Sache seiner nunmehrigen Brüder Schlegel und Bekker vertreten, indem er den Meister und die ganze Loge über ihr Verhalten gegen die letztgenannten beiden Männer in gröbster Weise zur Rede stellte und auch an den in Dresden wohnhaften Grafen Brühl, der eines von den Mitgliedern des Vorstandes der Landesloge war, eine Beschwerdeschrift über des Meisters Vorgehen richtete. Das Letztere ist zu merkwürdig, als daß wir es den Lesern vorenthalten könnten. Es lautet:

Mein liebster Herr Graf von Brühl! Sie werden aus Vorstehendem*) ersehen, wie die Leipziger Loge Minerva zu den drei Palmen gegen den wahren Schotten verfährt, meine Feder erlaubt es mir nicht, mich hier näher auszudrücken, ich erkenne Sie, daß Sie die Weisheit Florenz kennen; sie ist weiß, ohne Tadel; Sie kennen Rom, es ist gelb wie Gold, heilig und gerecht. Ich zweifle

*) Seiner ihm eingereichten Copie des Schreibens an den Meister der Minerva.

nicht, daß Sie auch Schottland in purpurroth kennen, und durch sie England, hellroth Jacob II. gerecht und ohne Tadel, die Buchstaben B. R. O. W., Schotte ohne Kinderei. Ich verstehe mich nach der Gerechtigkeit, der ich die Ehre habe, Sie unter dem Namen Jehova adonai maria Christi zu kennen, daß Sie die Güte für mich haben, keine Kinder des Ordens nicht mehr an mich abzusenden, sobald ich von Ihnen einen Vertrauten, den Sie zu mir senden werden, sprechen werde, so werde ich mich näher erklären. Ich bitte Sie, mein Herr Graf, verschaffen Sie den beleidigten Brüdern Bekker und Schlegel das Recht, das sie verdienen. Ich habe die Ehre unter dem Schutze der Allmacht mich Ihnen, mein gnädiger Graf, zu empfehlen und zu sein als Schott S. W. A. O.

Johann George Schrepfer.

Man ersieht aus dem vorstehenden Briefe, daß er offenbar für Jemand geschrieben gewesen, der einer geheimen Gesellschaft angehörte, welche zwar auch eine freimaurerische Organisation und entsprechenden Ritus hatte, aber mit der strengen Observanz keineswegs identisch sein konnte. Schrepfer beruft sich augenscheinlich auf seine Mitgliedschaft bei dieser Gesellschaft gegenüber dem Grafen und verlangt von letzterem mit Rücksicht auf diese geistige Gemeinschaft für die beiden Brüder Schlegel und Bekker Genugthuung, andernfalls würde er nicht die betreffenden als Parole geltenden Schlagworte: Florenz, Rom, Jacob II. &c. besonders angewendet und von einem Vertrauten gesprochen haben, den er vom Grafen erwarte.

Zur Erklärung des Vorstehenden fehlt uns allerdings die Detailkenntniß der damaligen geheimen Symbole der Tempelritter und der Rosenkreuzer. Indessen läßt sich schon aus den Worten Florenz, Rom, Jacob II. sehr deutlich entnehmen, daß es sich hier in der That um jesuitische=politische Zwecke handelte, wie solches Henne=Am=Rhyn im 2. Bd. seiner Culturgeschichte p. 239 ausführt. In Florenz lebte damals der schottische Thronprätendent Karl Eduard Stuart, in dessen Interesse die Jesuiten sehr eifrig wirkten und auch des Maurerthums sich dabei bedienten. Unter Rom ist der Papst zu verstehen. Schrepfer nennt es in einem andern Briefe, den wir weiter unten vollständig mittheilen werden, und der eine ähnliche Absicht verfolgte, wie der vorstehende, golden und dreifach gekrönt. Wer denkt dabei nicht

sofort an die goldene dreifache Krone des Papstes? Jacob II. war ebenfalls eine von den Personen, denen das neue Ordenswesen dienstbar sein sollte. Man gab nämlich vor, seine Vertreibung rächen zu wollen. Jehova adonai Christi maria war das Losungswort dieser geheimen Secte. Wir werden später aber noch deutlicher zu beweisen im Stande sein, daß jesuitische Einflüsse dabei im Geheimen mitwirkten.

Schrepfer ließ es bei dieser Beschwerde nicht bewenden, sondern suchte auch noch auf andre Manier an den Gegnern sein Müthchen zu kühlen. Er streute nämlich in den Straßen Leipzigs zur Nachtzeit wiederholt kleine Zettel aus, auf denen Schmähungen gegen die Minerva-Loge geschrieben standen. Außerdem richtete er an die Minerva selbst einen Protest, in welchem er gegen deren Logenversammlungen ein Verbot einlegte, so lange nicht die Sache der Brüder Schlegel und Bekker zum Austrag gelangt und ihnen Genugthuung geworden sei. — Als man sich daran nicht kehrte, drang er selbst mit einer geladenen Pistole in die Minerva ein und gab dadurch nicht undeutlich zu verstehen, daß er Gewalt anzuwenden gesonnen sei. Die Pistole gab er freilich zuvor dem Meister in Verwahrung und da er als Maurer das Recht besaß, jede Logensitzung zu besuchen, so konnte man gegen ihn nichts unternehmen. Von einer Absetzung des Meisters durch ihn, und einer Sprengung der Minerva, von der manche Berichte zu erzählen wissen, ist indessen nichts wahr. Er versuchte lediglich in theatralischer Manier zu demonstriren, hütete sich aber wohl, weiter zu gehen. Uebrigens wurde den Brüdern Schlegel und Bekker später ihr Recht, indem man den Meister absetzte, und damit war denn die Angelegenheit für sie erledigt. Schrepfer indessen gab sich keineswegs damit zufrieden, sondern fuhr mit seinen Pamphleten fort. In einem, von dem er einige Exemplare sogar an den Straßenecken anklebte, beschuldigte er die strikte Observanz abermals der Betrügerei, weil sie den neu Aufzunehmenden, namentlich jungen Leuten, für vieles Geld Enthüllung tiefer Geheimnisse verspreche und doch nichts wisse, ja in den gesammten Maurerkenntnissen ganz und gar unbewandert sei, also sich für leere Versprechungen, die sie nicht zu halten vermöge, bezahlen lasse. Außerdem verrieth er einige maurerische Symbole und Ritualien und drohte an, er werde später auch ihre Griffe, Passierworte und

Erkennungszeichen ausplaudern. — Die Minerva, die ihn bereits einmal nachdrücklich verwarnt hatte, mochte wohl einsehen, daß einer solchen Unverschämtheit gegenüber andre Repressalien angewendet werden müßten und hatte sich daher entschlossen, gegen Schrepfer die Hilfe der Behörden anzurufen. Schrepfer hatte in Folge dessen mehrere Termine auf dem Leipziger Stadtgericht und wurde schließlich von 4 Unteroffizieren nach der Hauptwache geführt, wo ihm 100 Stockprügel ad posteriora applicirt wurden, über die er noch folgende Quittung auszustellen genöthigt wurde:

„Ich Endesunterschriebener bekenne hierdurch und kraft dieses, daß ich die von Sr. K. H. des Prinzen C. v. Curland mir decretirten ein Hundert Prügel dato richtig erhalten habe.

Leipzig, 18. September 1773.

Joh. George Schrepfer."

Wie es scheint, wurde diese Strafe nicht sowohl in Folge gerichtlicher Verfügung, sondern auf directen Befehl des Prinzen von Curland, Sohn des Kurfürsten von Sachsen, der als Statthalter von Sachsen zugleich oberster Protector der sächsischen Freimaurer war, vollzogen. Man fügt hinzu, der Prinz habe diese Strafe decretirt, weil Schrepfer beleidigend über ihn gesprochen habe. — Bülau berichtet den Vorfall in seinem Werke „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" Bd. I. S. 370 in folgender Weise: Die Leipziger Loge Minerva habe Schrepfer die Fortsetzung seiner Gaukeleien verboten, worauf Ersterer geantwortet habe, die Leipziger Loge habe ihm Nichts zu befehlen, er stehe unter einer höheren Loge und sei zu Allem, was er gethan, von dem Herzog von Curland ermächtigt worden. — Der Herzog habe nun, nachdem bei ihm dieserhalb Erkundigungen eingezogen, erklärt, daß Schrepfer die Unwahrheit gesprochen. Letzterer soll nun hierüber so aufgebracht worden sein, daß er auf den Prinzen ein Pasquill schrieb und solches öffentlich bekannt machte, was den Prinzen bewog, ihn züchtigen zu lassen. Zu diesem Zwecke ging ein Offizier, Oberstlieutenant von Sydow, nach Leipzig und veranlaßte den bereits bekannten Act. Schrepfer soll sich später beim Leipziger Stadtrath über die ihm widerfahrene Mißhandlung beschwert und von letzterem das Versprechen erhalten haben, daß die Angelegenheit dem Kurfürsten angezeigt werden solle. Der Herzog von

Curland, der von Natur zwar derb und heftig, aber gutherzig gewesen, soll nun auch eingesehen haben, daß er sich habe hinreißen lassen und die Sache haben beilegen wollen, was denn auch durch die persönliche Intervention des Ministers von Gutschmidt in Leipzig gelungen sei.

Freilich blieb die Angelegenheit nicht Geheimniß, sondern wurde von mehreren deutschen Zeitungen in die Oeffentlichkeit gebracht, so u. A. von der Nürnberger Reichsoberpostamt-Zeitung und vom Wandsbecker Boten. Schrepfer beeilte sich, die ihn betreffende Nachricht in der nachdrücklichsten Weise in Abrede zu stellen und ließ dementsprechend in der erwähnten Zeitung folgendes Dementi abdrucken:

„Nachdem ich unterm 26. October 1773 in denen dreien hiesigen Zeitungen einen Artikel von Leipzig datirt und welcher aus dem 167. Stück des Wandsbecker Boten genommen worden, mit vielem Befremden wahrnehmen müssen, worinnen meine Ehre und mein Name auf das empfindlichste angegriffen worden, als finde ich mich nothgedrungen, folgende Erklärung zu thun: „Ich erkläre nämlich, daß das unter meinem Namen darin aufgeführte Billet eine aus Gift und Bosheit erdichtete Verläumdung sei und gar nicht existire, wie ich denn die darinnen enthaltene Strafe weder jemals empfangen, noch solche verdient habe; ich erkläre auch denjenigen für einen Lügner und Erzcalumnianten, welcher sich unterfängt zu sagen, daß ich von dem Herrn Herzog Carl von Curland unanständig gesprochen*) oder mich unehrerbietiger Ausdrücke gegen Hochdieselben bedienet habe. Da ich ein Leipziger Bürger bin, so kann mich auch keine andre Obrigkeit richten und strafen, als ein dortiger hochedler Rath und alsdann mein durchlauchtigster Churfürst und Herr, wie ich denn auch die Klagen wegen meines Arrestes, welcher 20 Stunden gedauert hat, bei meiner hohen Obrigkeit angebracht habe. Uebrigens schätze ich die wahren Freimäurer hoch, allein ich erkenne niemals eine Gesellschaft, welche unter dem Deckmantel der Freimäurerei, den sowohl von päbstlichen Stuhl, als Kaiser und Königen verworfenen Orden der

---

*) Hieraus sieht man, daß die Quellen Bülau's doch nicht so ganz zuverlässig gewesen sein dürften, weil dort von einem Pasquill die Rede ist: der Wandsbecker Bote hatte auch nur von einer mündlichen Beleidigung gewußt. D. Verf.

Tempelherren wieder aufzurichten sucht, für eine Gesellschaft von Freymaurern.

Frankfurt, den 29. October 1773.

Johann George Schrepfer aus Leipzig.

(cf. Nürnberger R.=Ob=Postamtsztg. vom 27. Dec. 1773.)

Obwohl Schrepfer hier so summarisch leugnet, so ist doch die Thatsache um nichts weniger richtig. Schlegel berichtet, er habe bei einem Leipziger Rechtsgelehrten (er war Advocat und hieß Marché) die Copie des Schrepferschen Originals gesehen und sich von dort eine Abschrift der Quittung genommen. An einer andern Stelle sagt er dann aber, er habe sogar auch das Original der Letzteren später zur Ansicht bekommen. Daß Schrepfer in der That die gedachte Züchtigung erhalten, geht übrigens auch aus seiner Klagschrift hervor, die er dieserhalb an den Leipziger Rath richtete. Durch die Güte des Herrn Vicebürgermeisters von Leipzig, Dr. Stephani, ist Verf. in den Stand gesetzt, jenes Schreiben aus den ihm zur Verfügung gestellten Acten der „Rathsstube" zu Leipzig nachstehend mitzutheilen, dasselbe lautet:

Magnifici, Hoch Edelgebohrne Hoch Edle Vest und Hochgelahrte auch Hochweise Hochzuehrende Herren,

Ew. Magnificenz, Hoch Edelgeb. Hoch Edle auch Hochw. Herren muß ich von Wehmuth und Bekümmerniß gantz darnieder geschlagen, leyder! Gott erbarm es! anzeigen, daß ich ohne mein Verschulden am 17. Sept. des jetzt laufenden Jahres 1/27 Uhr des Abends von dem Adjudanten des allhier in Garnison stehenden Regiments=Auditeur nebst 8 Mann Unter=Officier aus des Herrn Commercien=Rath Linkens auf der sogenannten Windmühlen=Gaße vor dem Peters=Thor allhier liegenden Garten gewaltsamer Weise weggenommen und auf die hiesige Haupt=Wache gebracht worden bin, auch dergestalt mißgehandelt worden, als es niemahls dem größten Missenthäter zu geschehen pfleget; daß ich dadurch in den schimpflichsten Zustand sowol meiner Nahrung als meiner Ehre versetzet worden.

Mein Gewißen überzeuget mich und bin erböthig jedes mahl auf erfordern es eydlich zu bestärken, daß ich weder durch Boßheit noch übler Wirthschaft noch durch ungebührliche Handlungen diesen unglücklichen Zufall veranlaßet habe. Zumahl man mich bis 8 Uhr

Sonnabends Abends in Arrest behalten und da ich bey meiner Arretirung dem Herrn Major Preuser eröffnete, daß ich ein Leipziger Bürger und Unterthan sey, auch wieder den Staat und Obrigkeit nichts verbrochen, so begehrte ich als ein Unterthan an meine Obrigkeit ausgeliefert zu werden. Im Weichrungs-Fall habe ich mich genöthiget gesehen, an die heiligste Person Ihro Churfürstl. Durchl. zu Sachßen wieder alles mir präjudicirliche Verfahren unterthänigst zu appelliren. Anstatt aber geneigter Willfahrung erhielt ich zur Antwort:

Marchire er nur herein.

Und da ich mir zu verschiedenen Mahlen eine Registratur ausgebeten, diese aber mir gäntzlich abgeschlagen. Als ich aber Sonnabends Abends um 8 Uhr mit 2 Adjudanten von der Hauptwache in des Herrn Obristen von Zanthier Qvartier geführet, so dann aber in des Herrn Obrist Leutenant Sydo seine Wohnung; wobey der Herr Auditeur von dem hießigen in Garnison stehenden Regimente gegenwärtig gewesen. So bin ich über verschiedene Punkte von den Heren Obrist Leutenant Sydo examiniret und befraget worden, obzwar ich gleich anfangs wieder die Vernehmung und Arretirung in Gegenwart des Herrn Obrist Leutenant Sydo und des allhier in Garnison stehenden Regiments verpflichteten Auditeurs an Ihro Chur-Fürstl. Durchl. zu Sachßen eine unterthänigste Appellation eingewendet und dieses dem Auditeur zu registriren gebeten so habe doch weiter keine andrer Antwort hierauf erhalten, als daß der Hr. Obrist Leutenant Sydo gesaget:

Das helfe hier nichts.

Da ich aber des angeschuldigten Verbrechens halber im Geringsten nicht überführet werden können so bin ich des Arrestes erlaßen worden. Weil nun nicht einsehen kan, daß es möglich, daß man einen hießigen Bürger, der sich seit 12 Jahren als ein getreuer und rechtschaffener eines E. E. und Hochweisen Rathes allhier Unterthan aufgeführet hat, mit den Soldaten arretiren kan. Auch fast nicht glauben kan, daß diese meine gewaltsame Arretirung mit Ausdrücklichen Befehl meines gnädigsten Landes Herren, weder mit Ordre des Herrn Feld-Marschalls, viel weniger mit Genehmhaltung und Vorbewust meiner unmittelbaren Obrigkeit, eines E. E. und Hochweisen Raths

allhier geschehen sey. Zumahl mir dieser unglückliche Vorfal sowohl in Ansehung meiner zeitlichen Umstände als auch meines ehrlichen Nahmens höchstnachtheilig ist. Und dieses tumultuarische Verfahren wieder Ihro Chur-Fürstl. Durchl. höchster Autorität laufet. Auch hierinnen alle Privilegia und Rechte eines E. E. und Hochweisen Rathes allhier geschmälert worden. Als nehme zu Ew. Magnificenz Hoch-Edelgeb. Hoch-Edl. auch Hochw. Herrn meine Zuflucht mit gehorsamster, demüthigster Bitte: „Dieselben wollen mich in Dero hohen Schutz zu nehmen und dieses tumultuarische Verfahren in hohe Erwägung zu ziehen, so dann aber diese Sache an Ihro Churfürstl. Durchl. zu Sachßen zu berichten, damit mir allerhöchsten Orts Gerechtigkeit und Satisfaction in höchsten Gnaden angediehen werde; hochgeneigt geruhen." Ich getröste mich hochgeneigter Willfahrung und verharre mit geziehmenden Respect und gröster Hochachtung

Ew. Magnificenz Hoch Edegebl. Hoch Edl.
auch Hochw. Herrn

unterthänig gehorsamster

Leipzig 22. Sept. 1773. Joh. George Schrepfer.

Der hochweise Rath der weltberühmten Handelsstadt Leipzig — so lautet nämlich die von dem Supplicanten gemachte Adresse — wendete sich nun wohl nicht sofort an den Landesherrn, sondern machte dem Herzog von Curland von der Beschwerde zunächst Anzeige, um dessen Verantwortung zu hören. Letzterer ließ den „regierenden Stadt-Richter" von Leipzig, Dr. C. Müller, durch einen Kammerherrn zu sich berufen und erklärte demselben, er sei keineswegs gesonnen gewesen, durch das gegen Schrepfer angeordnete Verfahren in die Gerechtsame des Leipziger Rathes einzugreifen und es solle daher durch dasselbe in keiner Weise ein Präjudiz gefällt sein. Diese Erklärung wurde von der richterlichen Behörde zu den Acten genommen und damit war die amtliche Behandlung der ganzen Angelegenheit erledigt, denn in den Acten findet sich darüber nichts Weiteres. Es ist also wahrscheinlich, daß sie später auf privatem Wege und zwar in der Weise zum Austrag gelangte, wie Bülau angiebt.

Schrepfer befand sich von jetzt an sehr oft auf Reisen. Bald besuchte er Berlin, bald Braunschweig, öfters auch Dresden und Frankfurt a. M. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er in diesen Städten

mit andern Schwindlern oder vielleicht auch mit Leuten, welche ihn unterstützten und ihn in Händen hatten, conferirte. Sahen wir doch, daß er in dem Grafen Brühl in Dresden einen würdigen Genossen zu besitzen meinte. Seine Connexionen erstreckten sich aber auch noch weiter hinauf. Es ist nämlich sicher, daß er auch in Dresden Geisterbeschwörungen und andren Hocuspocus vor Mitgliedern des Hofes und sogar vor dem Prinzen von Curland selbst inscenirte. — Bülau will die Namen seiner Zuschauer erfahren haben. Er nennt außer dem Prinzen die Minister von Wurmb, Baron v. Hohenthal, Kammerherr von Bischofswerder (der nämliche Gauner, der später dem schwachsinnigen Nachfolger Friedrichs II. allerhand Geisterspuk vorführte und sich unter ihm bis zum Kriegsminister emporschwindelte), den Kammerherrn und Geh. Kriegsrath Chr. Friedrich v. Hopfgarten und den Adjutanten des Prinzen von Curland, Oberst von Fröden. Schrepfer soll in diese Kreise zuerst durch den Commerzienrath Dubosc in Leipzig, der ihm an seinen Schwager, den geheimen Finanzrath Ferber und den Minister von Wurmb in Dresden Empfehlungsbriefe mitgab, Eingang erlangt haben.

Während Ferber sich mißtrauisch und ablehnend verhielt, ging Wurmb auf den Schwindel ein und wurde bald ein treuer Anhänger Schrepfers. Durch ihn wurde dann auch der Herzog von Curland auf den Wundermann aufmerksam und da letzterer sogar angebliche Freimaurerpatente von dem Großmeister des deutschen Ordenswesens, dem Herzog Friedrich (andre sagen Ferdinand, das Erstere ist wohl allein richtig) vorlegen konnte, sich auch auf den Herzog von Orleans bezog, dessen natürlicher Sohn er zu sein vorgab, so ließ sich selbst sein früherer Gegner bethören und schenkte seinen Betrügereien Glauben. Ja man räumte ihm sogar in einem Palais einen theatralisch ausgebauten Saal ein, in welchem er seine Geister erscheinen ließ.

Schrepfer, der sich nunmehr für einen Obersten in französischen Diensten mit Namen von Steinbach ausgab, wurde durch diesen Erfolg derartig hochmüthig und eingebildet, daß er sogar den Prinzen von Curland, wenn dieser in den Saal trat, nur mit einem cordialen Kopfnicken begrüßte und an seiner Seite Platz nahm. Mit dem Herrn v. Bischofswerder stand er sogar im intimsten Freundschaftsverkehr und duzte ihn.

Wir haben bereits erwähnt, daß Schrepfer vorgab, von den Jesuiten mit deren Vertrauen beehrt zu sein und einen Theil ihrer Schätze in Verwahrung erhalten zu haben. Nach Bülau soll er sogar versichert haben, er sei mit der Verschmelzung des Freimaurerordens und der Gesellschaft Jesu beauftragt worden. Leider hat unser Gewährsmann keine Quelle für diese Angabe angeführt; wir können also die Glaubwürdigkeit derselben nicht prüfen. Wenn sie auf Thatsachen beruhen sollte, so wäre sie ein sehr merkwürdiger Beweis dafür, daß der Jesuitenorden bei den Großen und Mächtigen doch in außerordentlicher Gunst auch noch nach seiner Aufhebung gestanden haben muß.

Daß Schrepfer thatsächlich ein Werkzeug der Jesuiten gewesen, wenn auch vielleicht ohne daß er es wußte (was uns aber durchaus nicht recht wahrscheinlich vorkommen will), beweist wohl seine Verbindung, die er mit dem berüchtigten Hofprediger Starck unterhielt. Von Starck ist es bekanntlich eine feststehende Thatsache, daß er ein heimlicher Jesuit gewesen sei. Nun finden sich aber in der Berliner Monatsschrift vom Jahre 1785 einige Briefe von und an Starck, aus denen mit Evidenz hervorgeht, daß Schrepfer und Starck einer und derselben geheimen Verbindung angehörten, auf welcher Ersterer sich bereits dem Grafen Brühl gegenüber berief. Starck schreibt nämlich u. A. an Schrepfer Folgendes: „— — Etwas mehr Muße von meinen Geschäften in der Welt veranlaßt meinen gegenwärtigen Brief; am mehrsten aber das Verlangen, mich mit einem Manne etwas näher zu unterhalten, der aus vieler Hinsicht meine Aufmerksamkeit rege macht. Denn nach dem Wenigen, was mir, mein Bruder, von Ihnen bekannt worden ist, müßte mein Geist sehr trügen, und die Siegel, die unser Orden seinen Geweihten aufgedrückt, verwischt sein: oder ich muß in Ihnen einen Mann finden, der eines Ursprungs mit mir ist und mit mir zu einem Zwecke geht, **und deren sind nicht viele unter den Maurern.** Trüge ich mich, so falle Nacht und Finsterniß auf das, was ich sagen werde! Sind Sie es aber, so grüße ich Sie in der heil. Zahl Drei, Sieben und Zehn und durch die sieben Geister Gottes.*) Sind Sie tiefer als ich in

*) Die sieben Sacramente der kathol. Kirche. A. d. V.

das Heiligthum eingeführt, so nehmen Sie mich als einen lehrbegierigen Schüler an. Denn noch nie hat es mich gedauert, mehr zu lernen; weil die Weisheit unergründlich ist. Lassen Sie uns beide auf dem vor der Welt und so viel Tausend Maurern verdeckten Wege gehen. — Die wahre Weisheit liebt das Verborgene. Nur in der Dunkelheit ist das unzerstörliche Licht. — Ich kenne, mein Bruder, Florenz*); die Weisheit, die so lauter ist, daß sie von Niemand besudelt werden kann und wer sie einmal verletzt, hat längst seinen Lohn und sie ist noch zu unsern Zeiten zu ihrer höchsten Stufe clarificirt. Nicht fern davon das Heiligthum in Gold, dreifach gekrönt*), Schottland und England, beide roth, doch jenes älter und stärker in Gewalt und Macht und dieses mehr durch das Erstere. — Wollen Sie nach Mehrerem fragen, vielleicht bin ich so glücklich, daß ich Ihnen Genüge leisten kann, doch Sie werden auch wissen, daß von unsern Geheimnissen nicht die Decke abgezogen werden darf und wir noch immer durch Hieroglyphen reden müssen, denn der Meister hat die Kunst versteckt; das Siegel darauf darf nicht abgerissen werden und nur durch die Bilderhöhlen geht man in das Licht der Wahrheit ein. Sie werden den einzigen Grund derselben kennen: er ist ein brennendes Licht, aber mit Dunkelheit umgeben und muß den Unheiligen immer dunkel sein.

Sie können zu mir, mein Bruder, frei reden. Verstehen Sie, was ich in der ersten Ausgabe meiner Apologie S. 23 und noch nachher hin und wieder zerstreut gesagt habe, so kennen Sie wer ich bin und wissen es, daß Sie Herz zu mir haben und frei reden können .... lassen Sie mich bei dem ersten Briefe, in dem ich gegen Sie herausgegangen bin, noch eine Bitte thun: Zerstören Sie noch nicht eine Art von Maurerei in Deutschland, unter deren Maske Brüder verborgen liegen, die diesen Brüdern selbst unbekannt sind, die Sie aber gewiß schätzen und lieben würden, wenn Sie sie näher kennen sollten. Unsere Macht und Gewalt ist lieblich, ein Feuer, das nähret und nicht zerstöret. . . ."

Bedarf es noch eines besonderen Commentars zu diesen Worten?

---

*) Also dasselbe Schlagwort, welches Schrepfer auch an den Grafen Brühl richtete!

Wir sollten meinen, daß aus ihnen von selbst hervorgehe, Schrepfer habe im Solde einer Verbindung gestanden, welche dem Jesuitismus in die Hände arbeitete und die bisher übliche Maurerei unvermerkt in jesuitische Bahnen lenken wollte.

Der vorstehende Brief ist vom 30. Juni 1773 aus Königsberg datirt, also aus einer Zeit, in welcher die Aufhebung des Jesuitenordens noch nicht Rechtskraft erlangt hatte; man braucht sich also nicht darüber zu wundern, daß der Jesuiten und der ihnen drohenden Gefahr hier mit keiner Silbe Erwähnung geschah.

Schrepfer antwortete auf dieses Schreiben nach vier Wochen mit einem Briefe, in welchem er eine Menge dunkeler, symbolischer Anspielungen anbringt, um zu beweisen, daß er wirklich der sei, für den ihn Starck erkannt zu haben glaubte. Beachtenswerth ist darin besonders die Aeußerung, daß er gegen die strikte Observanz vorgehen müsse; es sei das eine Pflicht B. J. J. In wenigen Wochen werde er den letzten Schritt thun; wenn die Leipziger Maurer dann nicht vernünftiger würden, so sei es mit der deutschen Maurerei zu Ende (sic!) Der Brief schließt dann: „Kennen Sie wirklich die Off. I? (die geheimen obersten Lenker der Rosenkreuzer-Gesellschaft.) Ich kenne Purpur ganz roth, das Innerste der Sonne gelb, blau, heilig und gerecht, unter dem Namen des Lammes J. V. N. D. J. K. Um mich noch mehr zu erklären, erwarte ich dero Antwort und empfehle Sie dem Schutz des Unerschaffenen.“ Zur Erklärung der letztgenannten Andeutungen fügt Jemand in der Berliner Monatsschrift dem obigen Briefe noch eine Anmerkung hinzu, in der gesagt wird, daß das Zeichen der Sonne ⊙ auch das Zeichen für den Jesuitenorden gewesen sei, daß ferner die Worte „heilig und gerecht“, lateinisch sanctus et justus, abbreviirt S. J. in blauer Farbe geschrieben das Symbol für Jesus oder das Lamm bedeutet hätten; die Anspielungen auf den Jesuitenorden seien also unverkennbar. Aber selbst wenn wir diese untrüglichen Merkmale in Schrepfers Briefe nicht besäßen, so würde aus seinem Einverständniß mit Starck allein schon sein Zusammenhang mit den Zwecken der Jesuiten erhellen, denn von Starck ist es, wie bemerkt, feststehend, daß er den Jesuiten diente und unter dem Namen „Klerikat“ eine Neuerung in den Freimaurerorden einzuschmuggeln bemüht war, welche auf nichts Geringeres abzielte, als

die Freimaurer mit katholisch-jesuitischen Ideen zu befreunden und sie später zu mißbrauchen.

Schrepfer hatte es nun zwar nicht dahin zu bringen vermocht, der deutschen Maurerei den Garaus zu machen, wie er in seinem Briefe an Starck prahlt, allein er hatte seinen ehemaligen Gegner, den Prinzen v. Curland gewonnen und über ihn den glänzendsten Triumph davongetragen. Das war fast gleichbedeutend mit einer Vernichtung — wenn auch nicht des deutschen, so doch wenigstens des sächsischen Maurerthums, das ja unter der Oberleitung des Prinzen stand. Die Früchte dieses Triumphes zeigten sich denn auch in Bälde. Schrepfer, der nicht auf längere Dauer von seiner Leipziger Loge fern bleiben konnte, kehrte von Dresden zurück und trat nun mit einer Arroganz und Hoffährtigkeit auf, die alles mit Staunen und Befremden erfüllte. Er wiederholte hier nicht nur seine in Dresden bereits zum Besten gegebene Lügengeschichte über seine Abstammung und seinen Rang, sondern suchte auch thatsächlich zu beweisen, daß ihm von Rechts wegen eine höhere gesellschaftliche Stellung zukomme, als seine bisherige, indem er sich als Offizier kleidete und ein Portépée von Silber mit blauer Seide durchwirkt trug. Da der Kammerherr von Bischofswerder mit ihm in einer offenen Equipage durch die Straßen Leipzigs fuhr und die Thorwache vor ihm unter das Gewehr trat, so glaubten in der That viele Leute, daß die Angaben Schrepfers auf Wahrheit beruhen müßten, zumal er auch in Leipzig mit allerhand Patenten und Urkunden zu renommiren verstand, die Niemand recht prüfte und auch wohl nicht prüfen konnte, weil Schrepfer sie Niemandem zur genaueren Ansicht zeigte. Da Schrepfer sich so hoher Gönner erfreute, so war es ihm ein Leichtes, durchzusetzen, daß von nun an auch die Leipziger Loge, die ihm bisher feindselig gewesen, seinen Gaben und seinem Einflusse die entsprechende Achtung entgegenbringen mußte. Es kann daher durchaus nicht befremden, daß er bald nach seiner Rückkehr von Dresden in feierlichster Weise bei der Minerva introducirt und mit allerhand Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen überhäuft wurde. Die damaligen Logen von der strikten Observanz waren eben nach dem Princip des blinden Gehorsams organisirt und ganz in der Gewalt ihrer Oberen.

Wenn somit sogar der Meister vom Stuhl sich herbeiließ, auf

Schrepfers große Verdienste und maurerische Arbeiten außerhalb Leipzigs einen fulminanten Panegyricus vom Stapel zu lassen, so beweist solches eben, wie sehr das herrschende System sich dazu eignete, alle moralische Selbstständigkeit in den Maurern zu ersticken. Um keinen Zweifel über Schrepfers Legitimation bestehen zu lassen, erklärte der Meister noch ausdrücklich, daß der „würdige Bruder" von den hohen Obern des Ordens ausnehmend gut empfohlen sei, worauf dann Schrepfer seinerseits ebenso gleißnerisch antwortete, daß er allezeit ein warmer Freund der Maurer von der Minerva-Loge sein und auf seinen künftigen Reisen die Loge als eine echte anerkennen und preisen wolle. Solche heuchlerische Comödien trieb man damals in den Logen und das nannte man dem Grundsatz der Liebe und der Wahrheit nachleben!

Schrepfer nahm auch nach diesem Intermezzo seine gewohnten vielfachen Reisen wieder auf, hielt sich mehrfach in Berlin, häufiger indessen noch in Braunschweig und Dresden auf und behielt seine Rolle als französischer Offizier auch ferner bei. — Es konnte indessen nicht ausbleiben, daß sein Treiben in Dresden auch außerhalb der Hofkreise Aufmerksamkeit erregte und daß auch der französische Gesandte Graf Marbois die Person seines vorgeblichen Landsmannes näher ins Auge faßte. Marbois erkannte sehr bald, daß er es mit einem Betrüger zu thun habe und warnte ihn daher bei Zeiten seine Maskerade einzustellen, widrigenfalls er gegen ihn einschreiten müsse. Schrepfer kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort sich für einen Bastard des Herzogs von Orleans und französischen Oberst auszugeben, was dann den Grafen nöthigte, an ihn folgendes Ultimatum zu richten:

Le 21. Aout à 10. du soir.

Je me suis vraisemblablement mal expliqué en parlant vôtre langue dans l'entretien, que nous avons eu avant hier, ou l'on m'a trompé, eu disant que Vous continuiez à prendre le tître de Colonel au service de France. Quoiqu'il en soit, j'ai l'honneur de Vous réiterer, que je ne Vous reconnais pas pour tel, et que si contre toute apparence, j'apprens, que Vous continuerez à Vous donner cette qualité avant d'avoir prouvé, que Vous

êtes autorisé, Vous m'obligerez *à faire des démarches*, *qui Vous seraient*, *à ce que je presume*, *infinement désagréables*. Au reste, Monsieur, je Vous invite encore, et *très-serieusement*, à ne plus mêler, à Vos discours *la personne respectable*, dont Vous m'avez parlé Lundi dernier. Comme Vous avez pris publiquement une qualité, que je ne saurais réconnaitre en Vous, je m'imagine que Vous ne désapprouverez point, que mon desaveu soit également publié, et que je communique cette lettre, a qui, il me plaira. Quand Vous m'aurez prouvé que Vous êtes Colonel au service de France, je serai le premier, et le plus empressé à le publier, et alors je serai Votre très-humble et très-obeissant Serviteur.

Diese Angelegenheit kam nun auch zur Kenntniß des Prinzen von Curland, der darüber höchst aufgebracht wurde und für Schrepfer gegen den französischen Gesandten auftreten wollte. Nur in Folge dringenden Abrathens des Grafen Marcolini unterließ der Prinz den Schutz des Kurfürsten für Schrepfer anzurufen.*)

Schrepfer soll während seines Verkehrs mit dem Prinzen und dessen Umgebung u. A. auch vorgegeben haben, daß er ermächtigt sei, den von den Jesuiten erhaltenen Schatz, in sächsischen Steuerscheinen von nahezu einer Million Rthlr. bestehend, zum Besten seines Vaterlandes, resp. derjenigen Männer, welche sich in der Regierung um dasselbe verdient gemacht, zu verwenden. Der Schatz sollte angeblich bei einem Frankfurter Bankhause deponirt sein. Als man an die betreffende Firma schrieb, erhielt man in der That die Antwort, daß sich ein Depositum, in welchem anscheinend Papiere befindlich seien, bei ihr befände.

Wie fest man an das Vorhandensein des Schatzes und die Competenz Schrepfers, über denselben zu verfügen, glaubte, mag jener Brief beweisen, der sich im Nachlasse Schrepfers befand und abschriftlich zu den Acten genommen worden ist. Derselbe rührt von dem Conferenzminister von Wurmb her und lautet:

Verehrungswürdiger Bruder!

Ich freue mich, daß der Bruder Bischofswerder so vergnügt von

---

*) Bülau a. a. O. p. 377.

Ihnen zurück gekommen ist, und schöpfe um so mehr Hoffnung, daß auch fernerhin alles gut gehen werde. Ich habe dem Br. Jahn soviel eröffnet, als ihm vorerst nöthig war und bin wohl mit ihm zufrieden. Er ist bereitwillig, an der Arbeit vom 7. kommenden Monats Theil zu nehmen. Vergessen Sie aber nicht Dero Versprechen zu erfüllen und mir noch vorhero den Freund Frimiero zuzuschicken, dessen Bekanntschaft mein größter Wunsch ist. Was Sie mir zuletzt vor Dero Abreise versiegelt zugestellt haben, hat seine Wirkung nicht gethan. Vielleicht ist ein Mißverstand dabei vorgefallen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero ganz ergebenster Diener

Dr[esden] den 17 Juni 1774 W.[urmb]

À monsieur Monsieur Schrepffer

à Leipzig.

Worin das Versprechen, an das der Minister so dringlich erinnert, bestanden habe, ersieht man aus einem von ihm diesem Briefe angeschlossenen Vertragsentwurf, welcher sieben Punkte umfaßte und folgendermaßen lautete:

1) Die Gelder sollen allezeit in der Schweiz ausgezahlet werden.

2) Nie soll Jemand darnach fragen, woher sie kommen.

3) Ihro Königl. Hoheit der Herzog Carl sollen 3 Jahr hintereinander alle Jahre 16,000 Rthlr. erhalten; nach Verfließung dieser drey Jahre soll die Summa verstärkt werden. Es wird aber Ihro Königl. Hoheit gebeten, jedes Jahr zweimal in der ▭ (Loge) zu erscheinen und alle Anwesenden ernsthafft zur Tugend und Rechtschaffenheit anzumahnen.

4) Ihro Excellenz dem Herrn Minister von Wurm werden drey Jahre 6000 Rthlr. ausbezahlt werden; nach Verfließung derselben soll die Summa verstärket werden; hiergegen werden Ihro Excellenz gebeten, zu gewissen Zeiten in der ▭ zu erscheinen und die Gesellschafft zur Tugend und Rechtschaffenheit aufzumuntern, die denenselben anvertraute Geheimnisse einzig und allein für sich zu behalten.

5) Die erwählten Deputirten aus Sachsen, welche mit nach Braunschweig gehen, sollen drey Jahre hinter einander jedes Jahr

2000 Rthlr. erhalten, nach Verfließung dieser 3 Jahre soll diese Summa vermehret werden.

6) Noch 17 Personen in Sachsen sollen alle Jahre die Person 1000 Rthlr. erhalten; nach Verfließung dieser 3 Jahre soll die Summa vermehret werden.

7) Ultimo Juny sollen 3000 Rthlr. in Dreßden ausgezahlet werden zur Reise derer Dresdener Deputirten.

Es dürfte kaum nöthig sein, an das Vorstehende einen längeren Commentar zu schließen; der Causalnexus ergiebt sich ziemlich von selbst.

Der Vertrag zielte darauf ab, die Protection des Fürsten und der hohen Staatsbeamten für Schrepfers im Dienste der Jesuiten stehende Maurerei zu erkaufen, durch die er die bisher bestehenden Logen zu ersticken hoffte; mit andern Worten, die einflußreichsten Personen im Lande zu Söldlingen des Jesuitismus zu machen.

Außerdem beabsichtigte Schrepfer offenbar auch noch, auf dem allgemeinen Maurerconvente in Braunschweig, auf dem wichtige Streitigkeiten verschiedener einander Concurrenz machender Systeme entschieden und etwa Platz greifende maurerische Ketzerei mit dem Anathem belegt werden sollten, durch einflußreiche Agenten, die, wie wir gesehen, ebenfalls gut bezahlt werden sollten, zu Gunsten seines Ritus eine wirksame Propaganda machen zu lassen, also auch dort den jesuitischen Samen auszustreuen.

Es läßt sich wohl annehmen, daß die Contrahenten über die eigentliche Natur ihres Pactes nicht im Unklaren gewesen sind. Schrepfer hatte zum Oeftern mit seiner Mission, den Jesuiten dienstbar zu sein, selbst dem Herzog und seinen Hofschranzen gegenüber renommirt; ja er hatte sogar behauptet ihr Vertrauter und Bevollmächtigter für die Verwendung ihres Gesellschaftsvermögens zu sein. Wenn wir beim Herzog und seiner Umgebung also nicht völlige Bornirtheit, die an Unzurechnungsfähigkeit gegrenzt haben würde, voraussetzen wollen, so müssen wir schlechterdings annehmen, daß sie wußten, woher das Geld komme, selbst wenn es ihnen Schrepfer nicht gesagt hätte, was aber doch der Fall gewesen sein soll, wie Bülau nach seinen „verläßlichen" Privatquellen berichtet. Ferner mußten aber dann auch die Anwärter jener vorgeblichen Jesuiten-Erbschaft sich weiter sagen, daß ihnen so

bedeutende Fonds nicht um ihrer Tugenden oder gar um ihrer „schönen Augen" willen in den Schooß geworfen werden würden, sondern daß man vielmehr von ihnen Gegenleistungen erwarten würde. Da solches nun in der That auch erfolgte, indem man ihnen die Förderung der Schrepferschen Maurerei zur moralischen Pflicht machte, so geht daraus die fernere Nothwendigkeit hervor, sie hätten die geheime Erkenntniß gehabt, damit mittelbar dem Jesuitismus zu dienen. Der letzte Punkt gewinnt durch die in §§. 1 und 2 voraufgeschickten Clauseln so sehr an Wahrscheinlichkeit, daß er beinahe als ausgemacht anzusehen ist.

Der Dresdener Hof hatte jedenfalls ein sehr böses Gewissen und fürchtete, falls dieser Teufelspakt bekannt würde, arg compromittirt zu werden. Das beweist der folgende sehr bemerkenswerthe Umstand. Einige Wochen nach dem Tode Schrepfers gelangte an den Bürgermeister von Leipzig von dem sächsischen Kanzler Grafen von Schönberg ein Schreiben, in welchem Letzterer im Auftrage des Kurfürsten die von dem Gerichte mit Beschlag belegten Briefschaften Schrepfers zu des Kurfürsten Durchsicht einforderte. Man kam dem Verlangen sofort nach und erhielt die Papiere nach Verlauf eines halben Jahres wieder durch den Kanzler zurück. Auffälligerweise fehlte jedoch gerade jener oben mitgetheilte Brief des Ministers von Wurmb. Der Kurfürst hatte ihn also heimlich beiseite geschafft. — Der Leipziger Rath war indessen schlauer gewesen als der Fürst vermuthete. Er hatte das verrätherische Schreiben, jedenfalls das wichtigste aus der ganzen handschriftlichen Hinterlassenschafft, zuvor copiren und späterhin zu den Acten fügen lassen. So wurde sein Inhalt der Nachwelt aufbewahrt. Handelte nun der Kurfürst infolge einer directen Bitte des Herzogs von Curland um Intervention oder aus eigener Vorsicht und in Besorgniß um die Ehre des Hofes — soviel geht aus diesem Vorfall mit Klarheit hervor, daß ihm das betreffende Schriftstück wichtig und gefährlich genug erschien, um selbst allerhand Argwohn und Verdächtigungen zu riskiren für den Fall, daß der Defect ruchbar würde. In der That wirft es denn auch auf die geheime Geschichte des damaligen sächsischen Hofes ein gar eigenthümliches Schlaglicht.

Schrepfer mochte wohl einsehen, daß er endlich Anstalten machen

müsse, um sich den Schein zu geben, als wolle er nunmehr seine Verheißungen erfüllen.

Wie Bülau berichtet*), ließ er zu diesem Behufe von dem Frankfurter Bankhause das betreffende Packet mit den angeblichen Werthpapieren nach Dresden kommen, wußte jedoch die Eröffnung desselben unter allerhand Vorwänden zu verzögern und dadurch Zeit zu gewinnen, um sich aus dieser schlimmen Verlegenheit zu retten. An dem zur Lösung der Siegel bestimmten Tage war er indessen unter Vorschützung eines wichtigen Geschäftes aus Dresden verschwunden. Als man später nachsah, was das Packet enthalte, fand man nichts weiter als leere Zettel darin. — Der Betrug soll indessen damals so geheim gehalten worden sein, daß nur Wurmb allein, der ihn entdeckt hatte, davon wußte. Das klingt sehr glaubhaft, denn Wurmb war derjenige, der Schrepfer beim Herzog von Curland empfohlen hatte. Auf ihn fiel somit immer eine moralische Verantwortlichkeit dafür zurück, wenn Schrepfer als ein Betrüger erkannt wurde, und es war daher sehr natürlich, daß er vorderhand darüber schwieg, um sich nicht von Seiten des Herzogs den verdienten Vorwürfen oder wohl gar einer schlimmeren Behandlung auszusetzen. Thatsache ist, daß wenigstens Bischofswerder, der ja auch zu dem Schwärmer-Club in Dresden gehörte, bis an Schrepfers Ende mit diesem in vertrautester Freundschaft lebte.

Ob die eben gegebene Darstellung des Sachverhaltes eine ganz richtige ist, muß dahingestellt bleiben. In den Acten findet sich nicht der mindeste Anhalt für dieselbe. Dort ist allerdings auch von einem in Frankfurt gemachten Depositum die Rede, aber nicht von der Eröffnung desselben vor Schrepfers Tode. Ob Letzteres, das in zwei kleineren, oben zugenagelten Kästchen bestand und dem Frankfurter Kaufmann Bölling anvertraut worden war, mit dem von Bülau erwähnten identisch ist, läßt sich nicht ermessen: fast scheint es indessen so.

Schrepfer hatte die gedachten Kästchen schon längere Zeit vor seinem Ende dem Kaufmann Bölling mit dem strengsten Verbot eingehändigt, sie zu eröffnen. Als Schrepfer sich am 8. Oct. 1774 selbst

*) Bülau a. a. O. p. 380.

entleibte, befand sich Bölling gerade zur Messe in Leipzig. Schrepfer hatte an ihn kurz vor seinem Ende ein Billet geschrieben, das folgenden Inhalt hatte:

Mein lieber, bester Freund!

Jetz bin ich zu meiner Ruhe da Sie dieses lessen, die Menschen verfolcheten mich unaufhörlich. Den ersten Decbr. erbrechen Sie daß, was Sie von mir in Händten haben. Gedenken Sie aber auch an die Meinigen.

Ich bin Ihr Freund bis in den Todt.
J. G. Schrepffer.

Geschrieben 2 Stunden
vor meinem Endte.

Bei der über Schrepfers Ende vom Leipziger Rathsgerichte angestellten Untersuchung wurde auch dieses Billets von einem der Freunde Schrepfers Erwähnung gethan. Der Richter ließ sofort Bölling vorladen und vernahm ihn über das bei ihm befindliche Depositum. Bölling sagte, worin es bestände und daß in den Kästchen Nachrichten enthalten seien, welche die Freimaurerei beträfen, mit deren Bekanntmachung er „verschont werden zu müssen glaube". — Da die Kästchen in Frankfurt a/M. standen und er die Herausgabe derselben an die Behörde energisch ablehnte, so requirirte das Leipziger Gericht die Frankfurter Behörde. Diese lud den mittlerweile nach Frankfurt zurückgekehrten Kaufmann vor und ließ auch die Kästchen amtlich eröffnen. Es fand sich, daß sie nur Erde enthielten! Bölling beeidigte seine Versicherung, daß er nur diese Kästchen erhalten und sie zuvor niemals geöffnet habe, und da er ein rechtschaffener Mann gewesen zu sein scheint, so ist kein Grund, an seinen Aussagen zu zweifeln. Die Vermuthung liegt nun sehr nahe, daß Schrepfer jene Kästchen bei Bölling nur deshalb deponirt habe, um damit seinen Dresdener Jüngern späterhin die bereits bekannte Comödie vorzuspielen — indessen läßt sich, wie gesagt, hierüber nichts Bestimmtes feststellen. Möglich, daß er auch bei Bölling darauf Geld entliehen hatte. Sollte es möglich sein der Briefe habhaft zu werden, die Schrepfer hinterließ und die dem Anscheine nach verschollen sind, so möchten hierüber wie über manchen andern Punkt aus ihnen vielleicht interessante Aufschlüsse zu erlangen sein.

Am Abend des 3 Septbr. war Schrepfer wieder einmal von

einem seiner zahlreichen Ausflüge nach Leipzig zurückgekehrt, diesmal aber in aller Stille, ja fast heimlich. Wie es schien, lastete Etwas schwer auf seiner Seele. Er kam von Dresden.

Sein Wesen erschien jetzt auffällig verändert. Namentlich bemerkten seine näheren Bekannten an ihm mitunter eine seltsame Unruhe, auch war er nicht mehr so großsprecherisch und hochfahrend wie zuvor. Nach einiger Zeit hatte er indessen wieder seine gewöhnliche Fassung gewonnen und setzte das Maurermetier in derselben Weise wie bisher fort, wobei er auch noch mancherlei Reisen unternahm.

Mittlerweile war die Leipziger Michaelis-Messe herangekommen und hatte eine Anzahl von den in andern Städten lebenden Anhängern Schrepfers veranlaßt, zugleich auch die Leipziger Loge zu besuchen, die unter des Letzteren Protectorat stand.

Am Abend des 7. Oct. versammelte sich ein kleinerer Kreis von intimeren Freunden Schrepfers, um bei der gewohnten Punschterrine allerhand tiefsinnigen Speculationen über das höchste Gut, die wahre Weisheit und das ewige Licht nachzuhängen und von des Meisters Lippen den Honigseim der wahren hermetischen Weisheit zu naschen. — Man war dabei fröhlich und guter Dinge, wie es eben im Kreise „froher kluger Zecher" ein altehrwürdiger Brauch ist, und namentlich Schrepfer ging auch hierin den andern mit gutem Beispiel voran. Er sei so lustig, munter und aufgeräumt gewesen, hat einer von den Genossen jenes Abends zu Protokoll gegeben, als wenn er willens gewesen, auf einem Ball zu gehen; und auch die andern Zeugen, die man über Schrepfers Stimmung an diesem Abend später verhörte, sagten Aehnliches aus. So rückte bereits die erste Morgenstunde des neuen Tages heran, als man sich trennte. Schrepfer lud die Freunde zu einem Spaziergange in der Frühe ein und erhielt ihre Zusage. Dann rief er den Kellner und befahl ihm, ihn um 4 Uhr Morgens zu wecken. Zwei von seinen Gästen blieben in dieser Nacht in seiner Behausung, weil sie ihre eigenen Quartiere verschlossen zu finden fürchteten, nämlich der Advocat Hofmann und der Kaufmann Petri aus Sorau. Am andern Morgen stand Schrepfer zur bestimmten Stunde auf; während alle andern Hausbewohner noch im tiefen Schlafe lagen, setzte er sich an den Tisch und schrieb mehrere Billets, eines an seinen Bruder, ein zweites an den Kammerherrn von Bischofs-

werder, das dritte an den Kammerrath Dubosc und das letzte an den Kaufmann Bölling aus Frankfurt a/M., der sich zur Zeit in Leipzig aufhielt. Der Inhalt des letzterwähnten Billets ist bereits bekannt. Das an den Bruder Schrepfers, der in Leipzig eine Weinstube hatte, lautete:

Mein lieber Bruder!

Euhle zu meiner Frau und stehe Ihr bey, sonst wird Dich Gott straffen. Es wird Dir und den Deinigen noch wohl gehen. Ich liebe dich bis in Todt. Dein Bruder.

Joh. Georg Schrepffer.

Nachdem er seine Schreiberei beendet, nahm er seine Geldbörse und seine goldene Uhr und steckte beides in die Kleidertasche seiner Frau, siegelte die vier Billets in ein gemeinsames Couvert ein und trat dann um halb 6 Uhr völlig angekleidet und heiteren Sinnes in das Gastzimmer, wo bereits die Freunde seiner harrten. Vor dem Aufbruche ließ er ein Glas Ratafia vom Kellner einschenken, trank es an und bot es dann seinen Freunden an, unter denen sich folgende Personen befanden: Der Kammerh. v. Bischofswerder, Frhr. v. Hopfgarten, Kaufmann Frölich aus Görlitz, Kaufm. Petri aus Sorau und der Advocat Hofmann aus Leipzig.

Wie sonst unterhielt man sich auch diesmal beim Gehen über mancherlei geheimnißvolle maurerische Themen und mischte auch geistliche Bemerkungen mit ein. Als man an der Pforte des Rosenthals, jenes prächtigen dicht bei Leipzig belegenen Parks, angelangt war, der einer der beliebtesten Erholungsorte der Bewohner und der Fremden ist, ließ man den Schließer öffnen und schlug den Weg nach einer Allee ein. Schrepfer bat nun seine Begleiter ein wenig zurückzubleiben und zu warten, bis er wieder käme, und ging dann eine Strecke die Allee entlang. Er war noch nicht weit gegangen, als er noch einmal umkehrte und auf den Kaufmann Frölich schritt, den er mit den Worten umarmte: „Bruder, ich habe Dich recht lieb!" Dann ging er abermals die Allee hinauf und verschwand vor den Blicken der Freunde, indem er um eine Ecke bog. Kurz darauf krachte ein Schuß. Die Anwesenden mochten indessen hierüber nicht überrascht sein, da erzählt wird, Schrepfer habe ihnen vorher gesagt, er werde ihnen ein Wunder zu schauen geben, welches sie noch niemals ge-

sehen hätten und bei dem sie einen gewaltigen Knall hören würden. Man wartete also der Dinge, die da kommen sollten. Es erfolgte aber nichts weiter, sondern man hörte nur noch dumpfes Röcheln. Bestürzt traten die Freunde herzu und fanden den Meister todt am Boden liegen: er hatte sich mit einem Terzerol durch den Mund in den Kopf geschossen.

Es wurde sofort die nöthige Anzeige davon bei dem Gerichte gemacht und jenes Packet, in welchem die vier Briefe lagen, von Frölich eröffnet. Man stellte dieselben den Adressaten zu und erfuhr nun daraus, was wir bereits wissen. Das an Dubosc gerichtete Schreiben lautete:

Mein lieber Freund!

Sie und W[urmb] haben es soweit gebracht, daß ich mich Jetzt in Jehnem leben befinde. Die ich ruffe werden mir folgen müssen, hören Sie mein Freund ich werde bey Gott vor sie bitten. Aber ich rathe Ihnen bei Ihren Leben, lassen Sie jetzt Bischoffswerther nicht und helffen Ihn. Zukünftige Neu-Jahr-Messe wird eine fremde Hand vor mich zahlen. Gott gebe Sie eben ein so ruhiges Ende als ich fühle. Gott sey Richter zwischen uns. Ich bin Ihr Freund biß in Todt.

J. G. Schrepffer.

2 Stunden vor meinen Todt.

Herrn Dubooc.

Das an Bischofswerder gerichtete Schreiben ist leider nicht bekannt geworden. Während das Rathsgericht von den drei andern Freunden Schrepfers durch den Gerichtsvogt die betreffenden Zettel einfordern ließ, hielt es ein gleiches Verfahren dem Herrn Kammerherrn gegenüber für nicht schicklich, wie eine Marginalbemerkung des bezüglichen Protokolls in den Acten ausdrücklich erklärt; um aber dennoch von dem Inhalte sich Kenntniß zu verschaffen, beauftragte das Gericht den Kaufmann Frölich, der den Brief an Bischofswerder persönlich abgegeben hatte, er möge entweder das Orginal oder eine Copie davon dem Gerichte beschaffen. Offenbar gelang ihm solches aber nicht, denn in den Acten findet sich weder die Copie noch das Orginal, was jedenfalls sehr bedauerlich ist, da der Abschied von Bischofswerder gewiß einige charakteristische Bemerkungen enthalten haben dürfte, welche über des Letzteren Verhältniß zu Schrepfer hätten Aufschluß geben können.

Es bedarf wohl nicht der besonderen Hervorhebung, daß von der Voraussage, die Schrepfer in seinem Billet an Dubosc in ziemlich mysteriöser Weise gab, nicht ein Jota in Erfüllung ging. Dubosc hat keinen Heller erhalten. Schrepfer wollte offenbar auch noch im Grabe als ein mit übernatürlichen Kräften und mit höheren Mächten in Verbindung stehendes Wesen gelten. Welch abenteuerliche Meinung von ihm übrigens auch in weiteren Kreisen geherrscht haben muß, mag der Umstand beweisen, daß nach seinem Tode sich mit Blitzesschnelle die Nachricht im Volke verbreitete, er sei keines natürlichen Todes gestorben. Man habe ihn unverletzt und die Kugel in seinem Munde gefunden — ein Beweis, daß er im Schutze höherer Mächte gestanden, die ihn entrückt hätten.

Der Leipziger Rath ließ sofort die Leiche seciren und dann in aller Stille begraben. Der Sectionsbefund liegt den Acten bei, enthält aber nichts von besonderem Interesse.

Daß Schrepfer die That schon lange vorher beschlossen, beweist einmal seine Unruhe und dann seine wiederholte Aeußerung, es könnte ihm widerfahren, daß er einst wohl bei einer seiner Arbeiten auf dem Platze bliebe. Als er in Dresden den verstorbenen Chevalier de Saxe erscheinen ließ, kam er bleich und verstört von seiner Arbeit zurück und verschwor sich, niemals wieder in seinem Leben eine solche schwierige Operation zu vollführen. Wenn das auch dumme Renommisterei war, so zeigt doch andrerseits die authentische Thatsache, daß er in der Regel ein scharfgeladenes Terzerol bei sich führte, wie er jeden Augenblick auf einen Gewaltact gegen sich — vielleicht auch dabei gegen Andre, gefaßt gewesen.

Es ist bedauerlich, daß die über Schrepfer vorhandenen Nachrichten so äußerst dürftig sind. Freilich hätten seine Anhänger, die ja allein im Stande waren, über ihn die Wahrheit zu enthüllen, sich einestheils damit selbst bloßgestellt. Allein der Dienst, den sie mit ihren Aufklärungen der Sittengeschichte geliefert haben würden, hätte sie sicherlich mehr als genügend dafür entschädigt.

Daß Schrepfer lediglich in Folge seiner vielfachen Schulden und weil er seine Betrügereien nicht auf die Dauer verbergen konnte, sich den Tod gegeben, ist nicht zu bezweifeln. Wie in Dresden so hatte er auch in Leipzig seinen Adepten vorgeschwatzt, er besitze ungeheure

Reichthümer; zum Scheine versetzte er bei einigen von ihnen eine Anzahl fest verschlossener kleiner Kästchen, in denen sich die Schätze befinden sollten. Einer von seinen Gläubigern konnte sich nicht enthalten eines von diesen Kästchen zu öffnen und fand darin — Unrath. Am schlimsten soll der Seidenwaarenhändler Dubosc davongekommen sein, der von Schrepfer um 5000 Thlr. betrogen wurde (cf. Schlegel).

Bülau führt an, daß nach ihm zugänglich gemachten „verbürgten Privatquellen" (daß sie nicht immer ganz zuverlässig gewesen, ist bereits nachgewiesen worden) der Minister von Wurmb, als er von dem Tode Schrepfers Kenntniß erhielt, sich durch einen Leipziger Winkeladvocaten widerrechtlich in den Besitz der von Schrepfer hinterlassenen Papiere gesetzt habe. Der Advocat, ein Dr. Teller sei dieserhalb verklagt worden, aber der Zweck war gleichwohl erreicht.

Schrepfer wird als ein stattlicher, ja sogar schöngewachsener Mann geschildert, der zu imponiren verstanden habe und über nicht gewöhnliche geistige Gaben verfügte. Daß er sich bei seinen Geisterbeschwörungen schlauer Vorrichtungen und geschickt angewendeter physikalischer Apparate bedient haben muß, liegt klar zu Tage. Indessen scheint er auch ein guter Bauchredner gewesen zu sein, da seine Geister in der Regel kläglich seufzten, im dumpfen Grabeston sprachen, öfters auch schrecklich brüllten und lamentirten. Crusius berichtet, die Laute hätten sich so angehört, wie wenn sie aus dem Munde eines Menschen gekommen wären, dem das Zäpfchen fehlte, was ziemlich sicher auf Bauchrednerei schließen läßt.

Man könnte fragen, wie es zu erklären sei, daß Schrepfer, der doch an den Jesuiten zweifellos Rückhalt besaß, dennoch zu einer so verzweifelten That seine Zuflucht zu nehmen genöthigt gewesen.

Offenbar wurde Schrepfer den Jesuiten später unbequem. Jedenfalls hatte er sein Mandat überschritten und eigenmächtig gehandelt. Sei es nun, daß er zuviel Einfluß auf die Großen und Mächtigen gewann, sei es, daß sie fürchteten, er möchte sie compromittiren, sei es, daß seine Marktschreierei ihren Zwecken zuwiderlief — genug, die Jesuiten ließen ihn im Stiche und beschleunigten so sein Verderben. — Es ist ja stets bei diesen Dunkelmännern Regel gewesen, die Werkzeuge, deren sie sich bedienten, dem Untergange zu weihen, wenn sie nicht mehr tauglich erschienen!

Guiseppe Balsamo,

genannt Alessandro, Graf Cagliostro,

Magier und Wunderarzt.

Nicht ohne Grund haben wir die Lebensbeschreibung des berüchtigtsten aller Schnapphähne und Beutelschneider des XVIII. Jhdts. an den Schluß dieser kleinen Sammlung gestellt. Cagliostro ist der Fürst aller Gauner und Betrüger, die ihre Erfolge auf die Leichtgläubigkeit und Bornirtheit des Publikums begründeten. Während seine Vorgänger und Propheten einzelne Gattungen der höheren Humbugmacherei vorwiegend cultivirten, bediente sich Cagliostro oder wie wir ihn fortan richtiger nennen werden, Balsamo, aller zugleich, und zwar mit solcher unglaublichen Unverschämtheit, daß man an der Wahrheit des darüber Berichteten ernstlich zweifeln möchte, wenn die Authenticität nicht erweislich wäre. Balsamo war Magnetiseur, Geisterbeschwörer, Maurer, Swedenborgianer, Quacksalber, Rosenkreuzer, Alchemist, Wunderarzt — kurz ein Universalgenie in der Kunst des höheren Schwindels. Und daß er auch mit den Jesuiten in Verbindung gestanden oder mindestens indirect zu ihnen ein nämliches Verhältniß unterhalten wie Schrepfer, steht für uns fast außer allem Zweifel, wenngleich auch hier die stricte Beweisführung zur Unmöglichkeit wird — Balsamo war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kind seiner Zeit. Er verleiht jener eigenthümlich mystischen Richtung, die sich im Ausgange des XVIII. Jahrhunderts so vielfach kund gab, in jeder Beziehung ihre Sig-

natur. Alle und jene ungesunden Passionen, denen der menschliche Geist auf dem Gebiete des Uebersinnlichen damals geneigt war, spiegeln sich in seinem Lebensgange so drastisch ab, wie bei keinem seiner Vorgänger. Wir lernen aus seinem Leben die Zeit recht eigentlich verstehen. Leider sind die Hauptquellen, welche über ihn ausführlichen und vollständigen Aufschluß ertheilen könnten, wahrscheinlich in den vaticanischen Archiven verborgen, wenn sie überhaupt noch vollständig vorhanden sind, und das Uebrige, was die Zeitgenossen über ihn berichten, ist nicht immer so zuverlässig, daß man ein lückenloses Bild von seinem Leben gewinnen könnte. Dazu kommt noch, daß manche Schriften völlig verschollen sind und nur dem Titel nach gekannt werden. Immerhin aber lassen sich aus den vorhandenen eine solche Menge interessanter Thatsachen sammeln, daß es wohl der Mühe lohnt, diese der Leserwelt in geordneter Aneinanderreihung zur Kenntniß zu bringen.

Wer war Cagliostro und woher kam er? Welchen Beruf hatte er und was bezweckte sein Auftreten? Diese und eine Reihe ähnlicher auf den Wundermann bezüglicher Fragen wurden aller Orten laut, als alle Welt von dem berüchtigten Halsbanddiebstahl in Paris sprach, in welchen der vielgenannte Graf Cagliostro außer vielen anderen namhaften Persönlichkeiten verwickelt sein sollte und der seine Verhaftung und Einkerkerung in die Bastille zur Folge hatte. — Die wundersamsten Erzählungen über sein Leben und seine wechselvollen Schicksale wurden in Umlauf gebracht. Man stritt sich in den Zeitungen um seinen Stammbaum, zeugte für und wider seine Unschuld, deutsche, englische und französische Reisende, die ihn kennen zu lernen früher Gelegenheit gehabt, ließen sich über ihn vernehmen; es erschien eine Reihe von Flugschriften über die merkwürdigen Curen und wunderkräftigen Operationen, über die großen Tugenden des Grafen und seine fabelhaften Reichthümer, die er angeblich nur zum Wohle seiner Mitmenschen verwende u. s. w. Andere Publicationen dieser Art bezeichneten den Grafen als einen betrügerischen Charlatan, der sich vieler Vergehen gegen die Ehre und die gute Sitte schuldig gemacht habe und lediglich den Beruf verfolge, die Menschheit zu prellen. Da alle derartigen Preßerzeugnisse anonym erschienen, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Verwirrung machen, welche in dem

öffentlichen Urtheil über Cagliostro Platz griff. Da er an der Mehrzahl der größeren europäischen Plätze persönlich bekannt war und sich namentlich unter der Damenwelt eines ziemlichen Anhanges erfreute, ist es erklärlich, daß der Vorfall in Paris, der sich im Sommer des Jahres 1785 ereignete, ein europäisches Aufsehen machte.

Das Aufsehen wuchs vollends bei der Publication einer Broschüre während seiner Haft, in welcher Cagliostro selbst vor die Oeffentlichkeit hintrat, um seine Lebensgeschichte zu erzählen und zugleich eine Rechtfertigung seiner Handlungen zu geben. So fabelhaft die dort gemachten Mittheilungen über sein Vaterland, seine Jugendzeit und die damit verbundenen wundersamen Schicksale klingen mochten, so wenig ließ sich ihre Unrichtigkeit beweisen, denn Cagliostro war und blieb für die Oeffentlichkeit eine räthselhafte Erscheinung, über die Niemand und selbst nicht einmal die Behörden recht Genaues in Erfahrung zu bringen im Stande waren. Allerdings wurde eine Menge der in jener Selbstbiographie niedergelegten Bekenntnisse von den Advocaten jener Mitangeklagten des Halsbandprozesses als Unwahrheiten bezeichnet, welche ein Interesse daran hatten, die Hauptschuld auf Cagliostro zu wälzen, indessen war es dem unbetheiligten Publicum doch ziemlich unmöglich, aus jenem Chaos von Repliken und Dupliken ein zusammenhängendes Bild von den Lebensumständen des Abenteurers zu gewinnen. — Erst als Caglistro im Jahre 1789 gegen Ende December in Rom plötzlich verhaftet und wegen Stiftung eines verbotenen Ordens vor das päpstliche Inquisitions-Tribunal gestellt wurde, gelangte die Kenntniß von dem ruhelosen und abenteuerlichen Leben dieses Menschen in weitere Kreise und die Welt wurde gewahr, daß sie einem Betrüger gehuldigt hatte, dessen Kühnheit und Unermüdlichkeit fast ohne ein ähnliches Beispiel in der Chronique scandaleuse dasteht.

Hören wir zunächst, bevor wir aus einer verläßlicheren Quelle unsere Informationen schöpfen, was Cagliostro über seine Jugend selbst zu verrathen für gut findet. Die Schrift, in welcher er seine Lebensgeschichte erzählt, ist ein an das Parlament von Frankreich, den für seine Sache competenten Gerichtshof, gerichtetes Memorandum seines Advocaten Thilorier, welches den Zweck hatte, die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe zu widerlegen, unter dem Titel: Mémoire pour le comte de Cagliostro, accusé, contre M. le Procureur-

Général accusateur. Paris 1786. Cagliostro nimmt hier die Miene eines unschuldigen Märtyrers für das Wohl der Menschheit an und betheuert mit einem heuchlerischen Raffinement, das seines Gleichen sucht, er werde unverdienter Maßen unterdrückt, verklagt, verleumdet, während sein Gewissen ihn von aller Schuld frei spreche. „Ich bin viel gereist," fährt er dann mit frommem Augenaufschlag fort, „man kennt mich in ganz Europa, in einem großen Theile von Afrika und Asien. Ich habe mich allenthalben als den Freund meiner Mitmenschen bewiesen. Ich habe meine Kenntnisse, meine Zeit, meine Glücksgüter zu allen Zeiten und an allen Orten zur Unterstützung der Unglücklichen verwendet. Ich habe die Arzneikunst studirt und ausgeübt, aber sie nie durch gewinnsüchtige Ränke erniedrigt. Ein unwiderstehlicher Zug hat mich immer gegen jedes leidende Geschöpf hingerissen, und so ward ich zum Arzt. — Ich war reich genug, um den Kreis von Wohlthaten durcheilen zu können, den ich mir gezogen. Ich wußte meine Unabhängigkeit zu erhalten, indem ich stets mittheilte und nie etwas annahm; ja, ich habe das Zartgefühl so weit getrieben, sogar Gnadenbezeigungen von regierenden Herren auszuschlagen. Den Reichen diente ich mit meinen Arzneien und meinem guten Rath unentgeltlich. Den Armen gab ich Geld und Arzneien. Ich habe nie Schulden gemacht. Meine Sitten sind rein, ja, ich darf wohl sagen: sogar streng. Ich habe nie einen Menschen beleidigt, weder durch Worte noch durch Thaten noch Schriften. Die mir angethanen Unbilden habe ich verziehen, und das Gute, was ich gethan habe, that ich in der Stille. Ich war allenthalben fremd, habe aber allenthalben die Pflichten eines Staatsbürgers erfüllt, die Religion, die Landesgesetze, die Regierungsform respectirt. Dies ist die Geschichte meines Lebens." So weit die Einleitung, die wir hier nicht ohne bestimmten Zweck in ihrem Wortlaute wiedergeben. Wir werden später auf die einzelnen Behauptungen derselben zurückzukommen haben. Es folgt nun eine kurze Darlegung des Sachverhalts, wie ihn die Proceßanklage auffaßt, und eine hierauf bezügliche Widerlegung der gegen Cagliostro sprechenden Indicien, die mit der umständlichen Schilderung des Lebens von Cagliostro verbunden ist. Bevor wir aus derselben einige Auszüge geben, mag zum bessern Verständniß der Situation eine flüchtige Skizzirung jenes merkwürdigen Processes vorangeschickt werden, der unter dem

Namen „der Halsbandproceß" bekannt ist, im Jahre 1785 zu Paris begann und in Folge seiner Umfänglichkeit und Verschlungenheit den Anlaß zu einer eignen, ziemlich bändereichen Literatur gegeben hat.

Der als Lebemann bekannte französische Cardinal Prinz von Rohan, ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts, war in Folge einiger unvorsichtiger Bemerkungen über die Königin Maria Antoinette, die sich über sein zügelloses Leben mißfällig geäußert hatte, bei Hof in Ungnade gefallen und seines Gesandtschaftspostens am Hofe der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich enthoben worden. Der Cardinal empfand diese Demüthigung wärend mehrerer Jahre aufs schmerzlichste und hatte, da er vom französischen Hofe geflissentlich fern gehalten wurde, keinen sehnlicheren Wunsch, als die verlorene Gunst der Königin wieder zu gewinnen. Auf einen Mann, dem die Hofluft Lebensbedingung, die rauschenden Feste und Vergnügungen, die Liaisons und Eroberungen Bedürfniß waren, mußte eine solche Entsagung, wie sie die Verbannung vom Hofe zur Folge hatte, höchst niederdrückend wirken. Seine Hoffnung sollte sich bald von Neuem wieder beleben und ihm die Zukunft in rosigstem Lichte zeigen. Er hatte nämlich Gelegenheit, in Paris die Bekanntschaft einer schönen und interessanten Frau, der Gräfin de Valois-La Motte zu machen, welcher man, wie es schien mit Recht, sehr intime Beziehungen zur Königin zuschrieb und die dem Cardinal versprach, Alles daransetzen zu wollen, um ihm die Gnade der Letzteren wieder zuzuwenden. Der Cardinal hatte Ursache, dem Versprechen der Gräfin vollen Glauben beizumessen, und wartete sehnlichst auf die Gelegenheit, wo es ihm gestattet sein würde, der Königin seine Ehrerbietung zu bezeigen. Wie die La Motte ihn nach einiger Zeit benachrichtigte, sollte dieser Moment bald eintreten. Die Königin habe nämlich — so versicherte die Gräfin dem Cardinal — schon seit längerer Zeit ein verlangendes Auge auf ein prachtvolles Halsgeschmeide geworfen, welches die Hof-Juweliere Böhmer und Bassenge angefertigt und ihr zum Kauf angeboten hätten, dessen Preis indessen ihre augenblicklich verfügbaren Baarbestände um ein Bedeutendes übersteige und dessen Ankauf ihr daher unmöglich sein würde, wenn es ihr nicht gelänge, einen Bürgen ausfindig zu machen, der das fehlende Geld an ihrer Stelle vorschieße. Sie habe nun, da sie den Ankauf eines so theueren Luxusgegenstandes vor ihrem allzu sparsamen Gemahl ge-

heim zu halten genöthigt sei, ihre Hoffnung auf die Willfährigkeit des Cardinals gesetzt, den sie mit diesem Beweise ihres Vertrauens wieder ihrer Huld vergewissern wolle. Sie wünsche nämlich, daß der Cardinal jenes Diamanten-Halsband in ihrem Namen und Auftrage kaufe und den Juwelieren die nöthigen Summen vorstrecke.

Der Cardinal war über die ihm zugedachte Mission aufs höchste erfreuet. Sah er sich doch bereits schon im Geist in den lichterfüllten Sälen der Tuilerien den Centralpunkt der hohen Aristokratie bilden, von allen Seiten Huldigungen empfangen und für die leichtlebige vornehme Damenwelt am Hofe Ludwigs XVI. ein Gegenstand zärtlichen Verlangens werden. Seine unbegrenzte Eitelkeit und Genußsucht schwelgte im Vorgefühl aller jener Freuden und Triumphe, zu denen das ungezwungene, nur dem Vergnügen huldigende Treiben in der Umgebung der königlichen Familie so mannigfache Gelegenheit bot und die ihm seine leicht entzündbare Phantasie in den prangendsten Farben ausmalte.

An der Wahrhaftigkeit der ihm von der Gräfin gemachten Zusicherungen zu zweifeln, lag für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit. Hatte er doch nicht nur das schriftliche Unterpfand der Königin in Gestalt ihres eigenhändigen Namenszuges in Händen gehabt, sondern von ihr sogar eine geheime Zusammenkunft zu erwirken vermocht, in welcher sie den Cardinal ihrer wohlwollenden Gesinnung ausdrücklich versichert hatte! Er entschloß sich daher sofort, das ihm angetragene Geschäft zu vollziehen, verhandelte auf Grund eines schriftlichen Kaufvertrages mit den beiden Juwelieren über die Veräußerung des kostbaren Kleinods und erhielt dasselbe schließlich, nachdem er durch Vermittlung der Gräfin de la Motte zu den Verkaufsbedingungen die schriftliche Genehmigung der Königin erlangt hatte.

Daß all diese Vorgänge, einschließlich jenes geheimen tête-à-tête das schlaue Spiel einer abgefeimten Betrügerin, seiner Vertauten La Motte, gewesen, daß die Königin kein Sterbenswörtchen von dem ganzen Handel wußte, geschweige denn ihn mit der Erwerbung des Halsbandes betraut haben konnte, sondern daß vielmehr die Gräfin La Motte und deren sauberer Gatte ihn zu ihrer eigenen Bereicherung hintergangen hatten, und daß ferner das mit 1,600,000 Frcs. veranschlagte Halsband von diesen beiden zerstückelt und in England und Holland ver-

kauft worden war — alles das wurde dem vertrauensseligen Prälaten erst in dem Augenblick offenbar, als der König selbst seine Verhaftung anordnete und die Einleitung einer strengen Untersuchung durch das Parlament befahl.

Es gehört weiter nicht zu unserem Thema, die Fülle höchst merkwürdiger und interessanter Einzelheiten zu verfolgen, durch welche dieses kolossale Gaunerstück zur Entdeckung kam. Der Zufall spielte auch hierbei eine höchst bedeutsame Rolle. Wer sich darüber genauer unterrichten will, findet in den vermischten Schriften von Thomas Carlyle Bd. 2 u. im neuen Pitawal. Bd. 8 das Nöthige. Der Leser wird mit Recht verwundert sein, daß Cagliostro, dessen Name in der Darstellung des Sachverhalts nicht ein einziges Mal genannt worden, dennoch zu dieser abenteuerlichen Geschichte in so nahe Beziehung getreten sein sollte, die sogar zu seiner Verhaftung führte. Dieser Umstand erklärt sich im Folgenden. Cagliostro hatte bei seinem ruhelosen, Nomadenleben sich auch wiederholt in Straßburg aufgehalten und dort nicht nur die Gräfin La Motte, sondern auch den Cardinal Prinzen von Rohan kennen gelernt, der in der Nähe von Straßburg einen umfänglichen Grundbesitz hatte und sich bald auf seinen Gütern, bald in der Stadt aufzuhalten pflegte. Diese Bekanntschaft, auf die noch später einmal des Näheren zurückzukommen sein wird, hatte einen solchen Grad von Intimität angenommen, daß der „Graf" über die Equipage des Cardinals wie über sein Eigenthum verfügte, in seinem Hause aus- und einging und ein Vertrauen genoß, wie Wenige, ja, vielleicht Niemand außer ihm. Als späterhin der Cardinal nach Paris ging, folgte auch Cagliostro dorthin und gehörte auch hier wieder zu dem vertrautesten Umgange des Cardinals, der eine leidenschaftliche Vorliebe für die Alchemie hatte und zugleich sehr abergläubisch war. Cagliostro besaß in seinen Augen nicht nur das Geheimniß der Goldmacherkunst, sondern auch Macht über das Geisterreich und ungewöhnliche Kenntnisse in der Magie, die ihn nach des Cardinals Ueberzeugung in den Stand setzen, mit höheren Mächten zu verkehren und die geheimsten Falten der Menschenseele zu ergründen. Es war unter solchen Umständen ganz natürlich, daß der Cardinal ihn bei allen seinen wichtigeren Unternehmungen zu Rathe zog und vor ihm kein Geheimniß hatte, und daß demgemäß also auch die Halsband-Geschichte nebst

ihren Folgen zwischen ihm und dem Cardinal zur öfteren Besprechung gelangte, wobei denn Cagliostro den Cardinal durch Geisterbeschwörungen, Horoskopstellen und ähnlichen mystischen Hokuspokus in seinen Hoffnungen unterstützte, ja ihm sogar die höchsten Ehrenstellen in bestimmte Aussicht stellte und ihm verhieß, daß ihm einst als Premier-Minister die Geschicke Frankreichs anvertraut werden würden. Freilich wäre solches immer noch kein hinreichender Grund zu seiner Verhaftnahme gewesen, wenngleich einiger Verdacht schon aus diesem Verhalten auf ihn immerhin fallen mußte.

Als man über den Verbleib der Diamanten Nachforschungen anstellte, beschuldigte nun die Gräfin La Motte Cagliostro, das Halsband, welches er von dem Cardinal erhalten habe, um die Diamanten durch einen magischen Proceß zu vergrößern, unterschlagen und bei Seite gebracht zu haben. Vielleicht mochte die Pariser Polizei schon längst auf das geheimnißvolle Treiben des Wunderthäters ein wachsames Auge geworfen haben. Seine hohen Gönnerschaften, die ihm durch die intime Bekanntschaft mit dem aus königlichem Blut entsprossenen Prinzen-Cardinal Rohan erwuchsen, hatten indessen wohl ein Einschreiten gegen ihn verhindert, und so konnte er denn während längerer Zeit auch in Paris ungestört seinem abenteuerlichen Metier fröhnen, bis ihn die über Rohan hereinbrechende Katastrophe in Mitleidenschaft zog.

Allerdings wird aus den bisher miteingestreuten Andeutungen schon ersichtlich geworden sein, was man von dem Treiben Cagliostros zu halten hat. Daß er ein Betrüger gewesen, sagten wir bereits im Eingange ohne Umschweife. In welcher Weise er seine Betrügereien verübte, lehrt das eben Erzählte. Um aber nicht dem Urtheil des Lesers vorzugreifen, kehren wir zu den eigenen Bekenntnissen Cagliostros in seiner Vertheidigungsschrift zurück, um zu hören, wie er sich über seine Jugend ausläßt.

„Ich kenne weder meinen Geburtsort noch meine Eltern,“ sagt er zu Eingang und fügt dann hinzu, daß alle seine Nachforschungen vergeblich gewesen seien, wennschon sie ihm eine „hohe Meinung“ über seine Geburt verschafften. Seine ersten Kinderjahre habe er in Medina in Arabien verlebt, wo er in dem Palast des Mufti Salahaym gewohnt. — „Ich erinnere mich noch sehr wohl,“ fährt er dann fort, „daß ich etwa vier Personen um mich hatte: einen etwa

55—60jährigen Hofmeister, Namens Althotas, einen Weißen, als meinen Kammerdiener, und zwei Neger, davon einer Tag und Nacht um mich war. Mein Hofmeister sagte mir beständig, daß ich schon im dritten Monate meines Lebens zur Waise geworden und daß meine Eltern von gutem Stande und Christen waren. Ihren Namen und Geburtsort aber hat er mir beständig verschwiegen. Einige unbestimmte Aeußerungen ließen mich vermuthen, daß ich auf der Insel Malta geboren ward, ich konnte aber nie eine Gewißheit über diesen Umstand erlangen. Althotas, an den ich stets mit Rührung denke, liebte mich wie seinen Sohn. Er fand ein Vergnügen darin, meine Anlagen auszubilden, welche ich für die Wissenschaften zeigte. Ich kann sagen, daß Althotas sie alle besaß: von den abstractesten an bis auf jene, die zum bloßen Vergnügen dienen. Althotas lehrte mich, Gott anzubeten, den Nächsten zu lieben und ihm zu dienen und allenthalben die Religion und die Gesetze zu respectiren. Ich trug, so wie er, die türkische Kleidung; dem äußeren Scheine nach bekannten wir uns zur Lehre Muhameds, aber die wahre Religion lag in unseren Herzen. Der Mufti besuchte mich sehr oft, zeigte sich sehr gütig gegen mich und schien viele Hochachtung für meinen Hofmeister zu haben. Dieser Letztere lehrte mich die meisten orientalischen Sprachen. Er sprach mir oft von den ägyptischen Pyramiden, von jenen ungeheuren unterirdischen Labyrinthen, welche die alten Aegypter in der Absicht gegraben haben, um darin den Schatz menschlicher Kenntnisse zu verwahren und gegen die Verwüstung der Zeit zu schützen. — Ich war nun 12 Jahre alt; die Begierde zu reisen und mit eigenen Augen diejenigen Wunderdinge zu sehen, von denen er mir erzählt hatte, bemächtigte sich meiner so sehr, daß Medina und meine Jugendspiele allen ihren Reiz in meinen Augen verloren. Eines Tags kündigte mir Althotas an, daß wir endlich Medina verlassen und unsere Reisen anfangen würden. Er veranstaltete eine Karawane und wir reisten wirklich ab, nachdem wir von dem Mufti Abschied genommen hatten, der uns aufs freundlichste entließ. Wir kamen nach Mekka und stiegen im Palast des Scherif ab. Man gab mir prächtigere Kleider, als meine vorigen gewesen waren. Am dritten Tage nach unserer Ankunft stellte mich mein Hofmeister dem Fürsten vor, der mir die größten Liebkosungen erwies. Beim Anblick dieses Fürsten

wurden alle meine Sinne verwirrt; ich vergoß Thränen der Freude und sah, daß der Scherif die seinigen nur mit Mühe zurückhielt. An diesen Augenblick erinnere ich mich nie ohne Rührung. Ich blieb drei Jahre zu Mekka. Täglich kam ich zu dem Scherif und täglich wuchs seine Zuneigung und meine Dankbarkeit; oft belauerte ich ihn, wie er die Augen auf mich geheftet hielt und sie dann voll Mitleid gegen den Himmel richtete. Ich ward darüber nachdenkend und von einer wiewohl stets vergeblichen Neugierde gequält. Ich wagte es nicht, meinen Hofmeister darüber zu befragen, der es mir mit Schärfe verwies, gleichsam als wäre es ein Verbrechen, die Urheber und den Ort meiner Geburt zu kennen. Zur Nachtzeit unterhielt ich mich mit dem Neger, der in meinem Zimmer schlief, aber ich bemühte mich vergebens, das Geheimniß von ihm herauszulocken. Sobald ich von meinen Eltern sprach, ward er gegen alle Fragen taub, die ich deswegen an ihn that. In einer Nacht, da ich mehr als gewöhnlich in ihn drang, sagte er mir, daß, wenn ich jemals Mekka verließe, ich mich großem Unglück aussetzen würde, und daß ich mich besonders vor der Stadt Trebisonde hüten sollte.

Meine Lust zu reisen überwog seine Drohungen. Ich ward des einförmigen Lebens am Hofe des Scherif müde. Dieser kam eines Tages ganz allein in mein Zimmer. Ich erstaunte über diese sonderbare Gnade. Er umarmte mich feuriger als jemals, empfahl mir, stets den Allerhöchsten anzubeten, und versicherte mir, daß, wenn ich demselben getreu diente, ich glücklich sein und mein Schicksal erfahren würde. Darauf sagte er mit Thränen in den Augen: „Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur!“ Ich werde diese Worte nie vergessen. Von diesem Augenblick an sah ich ihn nie wieder. Eine eigens für mich veranstaltete Karawane erwartete mich. Ich reiste aus Mekka ab, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Mein erste Reise ging nach Aegypten. Ich besuchte die berühmten Pyramiden, welche in den Augen unaufmerksamer Reisender weiter nichts als große Steinhaufen sind. Ich machte Bekanntschaft mit den Priestern mancher Tempel, und diese führten mich in geheime Orte hinein, welche die gewöhlichen Reisenden nie betreten haben. Nachher reiste ich während dreier Jahre durch die vornehmsten Länder von Asien uud Afrika. Es ist hier der Ort nicht, dem Publicum meine Bemerkungen und sehr sonderbaren

Begebenheiten mitzutheilen, welche mir auf meinen Reisen aufstießen. Diesen Theil meiner Lebensgeschichte verspare ich auf einen günstigeren Zeitpunkt. — Da ich gegenwärtig blos mit meiner Rechtfertigung beschäftigt bin, so will ich nur von meinen europäischen Reisen sprechen. Ich will die Personen nennen, welche mich kennen gelernt haben, und es wird mir nicht schwer fallen, denjenigen, welche sich für mein Schicksal interessiren, den größten Theil der Thatsachen, welche ich anführe, mit Beweisen zu belegen. Im Jahre 1766 kam ich mit meinem Hofmeister und meinen drei Bedienten auf der Insel Rhodos an und bestieg dort ein französisches Schiff, welches nach Malta ging. Ungeachtet des Gebrauches, daß die aus der Levante kommenden Schiffe Quarantaine halten müssen, erhielt ich doch nach zwei Tagen die Erlaubniß, ans Land zu gehen. Der Großmeister Pinto gab mir und meinem Hofmeister eine Wohnung in seinem Palast. Ich erinnere mich, daß mein Zimmer nahe beim Laboratorium war. Das Erste, was der Großmeister that, war, daß er den Ritter Aquino, aus dem Hause der Fürsten von Karamanica den Auftrag gab, mich allenthalben zu begleiten und mir die Ehren der Gastfreundschaft zu erweisen. Damals zog ich zum ersten Mal europäische Kleider an, nahm den Namen des Grafen Cagliostro an und sah zu meinem Erstaunen, daß Althotas ein geistliches Gewand anlegte und das große Malteserkreuz trug. Der Ritter Aquino machte mich mit allen Großkreuzen des Ordens bekannt. Ich erinnere mich noch, daß ich an der Tafel des heutigen Großmeisters, damals Bailli von Rohan, speiste. Ich vermuthete zu jener Zeit nicht, daß ich, zwanzig Jahre später, würde in die Bastille gesperrt werden, weil ich mit einem andern Rohan befreundet bin. Ich glaube zuverlässig, daß der Großmeister Pinto von meiner Herkunft wußte. Er sprach öfter von dem Scherif und Trebisonde, erklärte sich aber nie deutlicher über diese Sache. Uebrigens behandelte er mich mit größter Hochachtung und versprach mir die schnellste Beförderung, wenn ich die Ordensgelübde ablegen würde. Aber meine Lust, zu reisen und die Heilkunst zu treiben, machte, daß ich diese Anträge ausschlug. Noch auf der Insel Malta verlor ich meinen besten Freund, den ehrwürdigen Althotas. Einige Augenblicke vor seinem Tode drückte er mir die Hände und sprach: „Mein Sohn! Habt die Furcht des Allerhöchsten und die Liebe Eures Nächsten beständig vor Augen; bald werdet

Ihr die Wahrheit alles dessen einsehen, was ich Euch gelehrt habe." Die Insel, wo ich meinen besten Freund verloren hatte, wurde mir bald widerwärtig; ich begehrte vom Großmeister die Erlaubniß, wegzugehen, um Europa zu durchreisen. Er willigte ungern ein und forderte mir das Versprechen ab, daß ich wieder nach Malta zurückkommen wollte. Der Ritter Aquino nahm es auf sich, mich auf meinen Reisen zu begleiten und für meine Bedürfnisse zu sorgen. Wirklich reiste ich mit ihm. Wir gingen zuerst nach Sicilien, wo mich der Ritter mit dem Adel bekannt machte. Von dort aus gingen wir nach verschiedenen Inseln im Archipelagus, schifften wieder durch das Mittelländische Meer zurück und landeten zu Neapel, der Heimat des Ritters Aquino. Da er seiner Geschäfte wegen verschiedene Reisen machen mußte, so ging ich mit Creditbriefen an den Wechsler Bellone allein nach Rom. In dieser Stadt entschloß ich mich, das genaueste Incognito zu beobachten. Eines Morgens, da ich allein in meinem Zimmer saß und mich mit Erlernung der italienischen Sprache beschäftigte, kündete mir mein Kammerdiener einen Besuch von dem Secretär des Cardinals Orsini an. Dieser Secretär lud mich zu Sr. Eminenz, zu dem ich mich auch begab. Der Cardinal bezeigte mir alle möglichen Höflichkeiten, lud mich oft zur Tafel und machte mich mit den meisten Cardinälen und römischen Prinzen bekannt, besonders mit dem Cardinal von York, dem Cardinal Ganganelli, nachherigem Papst Clemens XIV. Da mich der zur selbigen Zeit regierende Papst Rezzonico kennen zu lernen verlangte, so hatte ich die Ehre, in einigen besonderen Conferenzen bei Sr. Heiligkeit zu sein. Dazumal, 1770, war ich in meinem zweiundzwanzigsten Jahre. Zufälliger Weise lernte ich das Fräulein Seraphina Felichiani kennen, welches kaum in die Jahre der Reife eingetreten war und durch ihre Reize eine Leidenschaft in mir erweckte, die durch eine sechszehnjährige Ehe noch immer gewachsen ist. Dies ist die Unglückliche, welche weder ihre Tugenden und ihre Unschuld, noch ihre Fremdheit vor der harten und unverdienten Gefangenschaft haben schützen können."

Nachdem wir dem Grafen das Wort gegönnt, unterbrechen wir hier seine Geständnisse, um dieselben mit den anderweitig über ihn überlieferten Mittheilungen zu vergleichen. Als Hauptquelle wird uns dabei eine kleine, im Jahre 1791 zu Rom erschienene Schrift dienen,

die von einem Jesuitenpater Marcell nach den Acten des wider Cagliostro im Jahre 1790 geführten Processes gearbeitet worden ist und bei ihrem Erscheinen ins Deutsche, Französische, Englische, Holländische und Russische übersetzt wurde. Sie führt den Titel „Compendio della vita et delli gesti di Giuseppe Balsamo il denominato conte Cagliostro“ und gibt trotz mancher Unrichtigkeiten dennoch eine reiche Fülle von schätzbaren Aufklärungen über die Irrfahrten Cagliostros, die sich in dieser Vollständigkeit nirgend anderwärts finden. Allerdings hat es ein Wiener Ordenspriester, Caspar Tschink, in einer kleinen kritischen Beleuchtung unternommen, den Werth dieser Broschüre zu schmälern, indessen sind seine Gründe gegen die Glaubwürdigkeit der hauptsächlichsten Mittheilungen keineswegs als durchschlagend anzusehen. Vielmehr muß man dem Verfasser des Compendio die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dasjenige, was er gegeben, auf Grund der umfänglichen Zeugenerhebungen angeführt hat, die der Proceß Cagliostros in Rom nach sich zog. Freilich läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Verfasser Vieles unterdrückte, was für die Beurtheilung der damaligen Zeitumstände und Personen für uns heute von hohem Interesse sein würde, so namentlich die Beziehungen einer Anzahl hoher Prälaten und anderer Notabilitäten zu Cagliostro; indessen wirft schon das Vorhandene ein genügend helles Licht auf diesen wunderlichen Heiligen, um ihn und seine Zeit richtig zu beurtheilen. Wenn es einst gelingen sollte, die in den Archiven des Vaticans vielleicht noch verborgenen Acten jenes Processes an das Tageslicht zu fördern und zu durchforschen, wird man möglichenfalls erst im Stande sein, die vielfachen noch vorhandenen Lücken in der Lebensbeschreibung Cagliostros durch einigermaßen verläßliche Data zu ergänzen.

Wir lassen jetzt den Pater Marcellus sprechen. Derselbe berichtet über Cagliostros Jugend: Joseph Balsamo wurde den 8. Juni 1743 zu Palermo geboren. Seine Eltern waren Peter Balsamo und Felicia Braconieri, beide von mittelmäßigem Herkommen. Nachdem sein Vater, ein Kaufmann, gestorben und er noch ein unmündiges Kind war, nahm es sein Oheim von mütterlicher Seite auf sich, ihn in Religion und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Schon gleich in den ersten Augenblicken zeigte er für Beides eine Abneigung und er entfloh mehr als einmal aus dem Seminarium des heiligen Rochus zu Palermo, wo

ihn seine Verwandten untergebracht hatten. In einem Alter von dreizehn Jahren wurde er dem General der barmherzigen Brüder anvertraut, welcher ihn in den Ordens-Convent nach Cartagirone mit sich nahm. Er wurde daselbst als Novize eingekleidet und dem Apotheker in Verwahruug gegeben, von welchem er, wie er sagte, die Anfangsgründe der Chemie und der Arzneiwissenschaft lernen konnte. Jedoch war sein Aufenthalt daselbst von keiner langen Dauer. Da er stets fortfuhr, Beweise von einer äußerst verdorbenen Gemüthsart zu geben, so waren die Mönche sehr oft genöthigt, ihn wegen seiner Ausschweifungen abzustrafen. Unter Anderm weiß man, daß, als er, wie es in allen Mönchsklöstern gebräuchlich ist, über Tisch vorlesen mußte, er nicht dasjenige, was im Buche gedruckt war, sondern was ihm seine oft sehr unreine Phantasie eingab, vorlas. Da er nun die Züchtigungen und Kasteiungen, welche ihm dafür zu Theil wurden, nicht länger ertragen wollte, verließ er das Kloster und begab sich nach Palermo. Er widmete sich nun einige Zeit der Zeichnenkunst, allein seine Aufführung wurde um nichts besser. Nachdem er einmal angefangen, sich der Waffen zu bedienen und er in die Gesellschaft der liederlichsten jungen Leute seiner Heimat gerathen war, geschah keine Schlägerei, an der er nicht Antheil genommen hätte. Sein ganzes Vergnügen bestand darin, den Polizeidienern Widerstand zu leisten und die in ihrer Gewalt befindlichen Arrestanten wieder in Freiheit zu setzen. Er wurde beschuldigt, einige Theaterbillets gefälscht zu haben, und stahl einem Oheim, welcher ihn in seinem Hause hatte, viel Geld. Als eine Mannsperson mit einer seiner Cousinen einen Liebeshandel unterhielt, trug er die Liebesbriefe ihnen wechselweise zu. Bei dieser Gelegenheit gab er dem Liebhaber zu verstehen, daß seine Geliebte bald Geld, bald ein Uhr, bald etwas Anderes sich wünschte. Alles dieses erhielt er regelmäßig von jenem, eignete es sich aber diebisch selbst zu. Bei einem Notar, seinem Verwandten, schmeichelte er sich ebenso ein, und es gelang ihm, damit ein zu Gunsten eines gewissen Marquis Maurigi ausgefertigtes Testament zu verfälschen, wodurch eine fromme Stiftung beträchtlich zu Schaden kam. Der Betrug wurde erst nach mehreren Jahren entdeckt, zu einer Zeit, als er von Palermo bereits abwesend war. Ein dieserhalb angestrengter Proceß hat seine Schuld erwiesen.

Außer diesen Unthaten weiß Pater Marcellus noch von einer

Menge anderer zu berichten, die entweder in Betrügereien oder Excessen bestanden, ja, er will ihn sogar eines Mordes verdächtig halten. Obwohl der junge Taugenichts mehrfach gefänglich eingezogen wurde, gelang es ihm dennoch, theils wegen Mangel an zureichenden Beweisgründen, theils auch in Folge von Verwendungen seiner Verwandten, straflos davonzukommen. Endlich jedoch mußte er aus seiner Heimat entfliehen, weil er einen zu argen Gaunerstreich vollführt hatte. Er betrog nämlich einen Goldarbeiter seiner Vaterstadt, dem er vorspiegelte, daß er einen bedeutenden Schatz vor den Thoren der Stadt für ihn heben wolle, um eine beträchtliche Geldsumme, die er ihm zu diesem Behuf abzuschwindeln wußte, und prügelte den Geprellten dann noch obenein in Gemeinschaft mit einigen als Teufel verkleideten Spießgesellen weidlich durch. Als er dann entflohen, scheint er sich weiter in den Anfangsgründen der höheren Gaunerei ausgebildet zu haben, wenigstens behauptet sein Biograph, er habe bereits Zauberei und Wahrsagerei getrieben und damit verschiedene Leute angeführt und geprellt.

Ueber seine nun folgenden Irrfahrten fehlen die authentischen Ausweise. Was hierüber bekannt, beruht auf den eigenen mindestens sehr zweifelhaften Aussagen Cagliostros vor seinen Richtern in Rom. Er behauptet nämlich, sich nach Messina gewendet und dort die Bekanntschaft eines gewissen Althotas gemacht zu haben, der in dem Gaunerhandwerk bereits eine ziemliche Routine besaß und mit unserem hoffnungsvollen Balsamo gemeinschaftliche Sache gemacht haben soll. In seiner Gesellschaft unternahm Balsamo verschiedene Reisen, so unter anderen nach Alexandria, Rhodus und Malta, wo sie überall alchemistische Operationen vollführten und die Leichtgläubigkeit wohlhabender Gimpel in ausgedehntestem Maße ausnutzten. Auf Malta soll Balsamo nach seiner Aussage längere Zeit verweilt und zusammen mit dem dortigen Ordens-Großmeister Pinto Alchemie getrieben haben. Indessen weiß man, wie gesagt, über diese Periode seines Lebens nur dasjenige, was er selbst zu verrathen für angemessen erachtete. Nachdem sein Genosse Althotas auf Malta gestorben war und der Großmeister sich vielleicht von der Unfruchtbarkeit seiner alchemistischen Versuche sattsam überzeugt hatte, begab sich Balsamo in Gesellschaft eines Malteserritters und auf Kosten des Großmeisters nach Neapel, wo er die Gunst eines Fürsten zu erschleichen wußte, der auch dem Phantom der Gold

macherkunst nachhing. Balsamo hielt es indessen nicht lange bei diesem neuen Gönner aus, sondern verließ denselben, nachdem er auf Sicilien, wo Letzterer ausgedehnte Ländereien besaß, einen ehemaligen Cumpan seiner Jugendstreiche wiedergefunden, mit dem er einen gemeinsamen Streifzug auf das Festland unternahm. Was er dabei zur Ausführung gebracht, ist nicht bekannt geworden. Genauere Mittheilungen über sein Treiben erhalten wir erst von seiner nun folgenden Anwesenheit in Rom ab.

Hier hatte er nämlich durch Vermittlung einiger ihm bekannten Neapolitaner mehrere gute Empfehlungen, die ihm den Umgang mit Personen von Stande erschlossen. Ob er auch hier seine magischen Experimente trieb, ist nicht gewiß, seiner eigenen Aussage nach verschaffte er sich seinen Unterhalt durch sehr geschickt angefertigte Federzeichnungen, die er colorirte. Indessen läßt sein Gebahren darauf schließen, daß er auch noch andere Erwerbsquellen hatte. Sein Auftreten war ein ziemlich vornehmes und sein Umgang erforderte mehr Aufwand, als er vermittels seiner Beschäftigung zu bestreiten vermochte. Allerdings eröffnete er sich in Rom noch eine andere Subsistenzquelle, indem er ein Dienstmädchen, jene bereits erwähnte Lorenza Feliciana, heirathete, die ihm eine kleine Mitgift zubrachte und außerdem von ziemlich angenehmem Aeußern gewesen sein soll, was Cagliostro als ein speculativer Kopf sehr bald in einträglicher Weise zu verwerthen verstand, indem er seine junge Gattin mit den vornehmen Lebemännern seines Umgangs bekannt machte und ihnen die ausgedehntesten Vollmachten über Letztere einräumte.

Da Balsamo, wie wir bereits erwähnt, auch einiges Zeichnertalent besaß, vor Allem aber ein großes Geschick in der Nachahmung von Handschriften entwickelte, nutzte er diese Fähigkeit noch zur weiteren Verbesserung seiner gesellschaftlichen Lage aus, indem er sich mit zwei verschmitzten Gaunern verband und Staatspapiere, Wechselbriefe und ähnliche Urkunden fälschte. Von dem einen seiner beiden Spießgesellen, der als ein preußischer Oberst auftrat, ließ er sich ein Officierpatent anfertigen, das die täuschend ähnlich nachgemachte Handschrift des Königs Friedrich II. von Preußen trug und auf Grund dessen er fortan die preußische Uniform anlegte.

In Folge eines Zerwürfnisses mit seinem Lehrmeister, der ihn

den Behörden anzugeben drohte, ergriff er mit dem andern und seiner Gattin die Flucht und setzte dann in der Umgegend von Venedig in Gemeinschaft mit seinem zweiten Spießgesellen sein Gaunerhandwerk fort. Sie fertigten, wie der mehrerwähnte Jesuitenpater Marcell versichert, auch dort theils gefälschte Werthpapiere, theils Empfehlungsbriefe an, durch die sie sich Eingang in vermögende Familien verschafften, in welchen sie entweder ihre alchemistischen Komödien aufführten oder auf andere verschmitzte Weise Betrügereien verübten und manches hübsche Sümmchen verdienten.

Wie stark contrastirt diese Wahrheit mit der Dichtung, die uns Cagliostro in seinem Memoire auftischt! Welch eine Abgefeimtheit und Frechheit gehörte aber wohl dazu, einem Gerichtshofe, dem die umfänglichsten Erhebungen über die Zuverlässigkeit jener Angaben nur leichte Mühe und im schlimmsten Falle einigen Zeitverlust verursachten, mit einem so plumpen Lügengewebe eine Nase drehen zu wollen, auf die Gefahr hin, dadurch einer Menge ehrloser Handlungen überführt und in Strafe genommen zu werden! Allerdings hatte Cagliostro während seines ganzen bisherigen Lebenslaufes für die Leichtgläubigkeit der Menschen so zahlreiche und ermunternde Belege gesammelt, daß er gewisser Maßen an die Unfehlbarkeit seiner Schwindeleien glauben mochte und sich auch in dieser Angelegenheit auf sein oft bewährtes Glück verließ. Und in der That hatte er sich nicht getäuscht. Denn wie schwere Beschuldigungen man auch von gegnerischer Seite auf ihn schleuderte, wie stark auch der Argwohn sich gegen ihn erhob — das Parlament sprach ihn von der eigentlichen Anschuldigung frei. — Um indessen die Schicksale unseres Abenteuerers in chronologischer Reihenfolge an uns vorüberziehen zu lassen, behalten wir die Schilderung dieser interessantesten Periode dem späteren Verfolg unserer Darstellung vor und gehen zunächst wieder nach Rom zurück.

Da dem abenteuernden Ehepaar in Folge der zahllosen Bübereien, die Cagliostro mit seinem Cumpan verübte, der Boden dort bald zu heiß werden mochte, beschloß dasselbe, einen andern Schauplatz seiner Thaten aufzusuchen, und wandte sich daher nach Spanien. Auf der Reise dorthin verdiente Cagliostro den größten Theil seines Unterhaltes durch Betteleien, indem er sich und seine Gattin in Pilgergewänder kleidete und als Ziel seiner Wallfahrt Galicien an-

gab. Nebenher übte er auch wohl sein gewohntes Quacksalbergewerbe, indem er Balsame und Tincturen fabricirte und gegen allerhand Krankheiten um theures Geld verkaufte. Ob er auch außerdem das einträgliche Gewerbe eines Fälschers trieb, wird nicht angegeben.

Der verhältnißmäßig nur bescheidene Gewinn, den ihm seine Mixturen, Balsame und Elixire zugleich mit seinen Wundercuren einbrachten, reichte selbstverständlich kaum auf der Reise hin, seinen Aufwand zu bestreiten. Während seines Verweilens in größeren Städten, in denen er mit einigem Gepränge aufzutreten genöthigt war, war es ihm vollends unmöglich, vermittelst dieses Erwerbes seine an Luxus und Wohlleben gewöhnten Ansprüche zu befriedigen, zumal auch schon seine Rolle als preußischer Oberst ihm mancherlei Kosten zur würdigen Repräsentation dieser Charge auferlegte. Er mußte also nothgedrungen darauf sinnen, seine Einnahmen zu erhöhen. Gewiß würde er den nicht ungewöhnlichen Weg der Fälschung von Wechseln und andern Werthpapieren zu diesem Behuf nicht verschmäht haben, wenn es die Umstände gestattet hätten. Sei es nun, daß er hierzu keine passende Gelegenheit fand, oder daß er durch die in Italien gegen ihn verhängten gerichtlichen Verfolgungen in dieser Kunst ein Haar gefunden hatte — er verfiel auf einen andern ungefährlicheren und dabei vielleicht eben so gewinnbringenden Ausweg, indem er seine Gattin in die Kreise der vornehmen Welt einführte, um dort durch ihre äußern Vorzüge reiche Anbeter für sie zu gewinnen und diese nach Möglichkeit auszupressen. Allerdings stieß er bei ihr auf einigen Widerstand, der indessen durch Androhungen und andre Einschüchterungen schnell besiegt wurde und seinen Absichten später nicht weiter im Wege stand. — Sein römischer Biograph giebt über die ausnehmend raffinirt eingeleiteten Manöver, durch die Balsamo eine Anzahl gut situirter Gimpel in seine Netze zu locken verstand und die von der äußersten sittlichen Verworfenheit dieses Abenteuerers ein widerwärtiges Zeugniß ablegen, eingehende Nachrichten. Sie beruhen auf den eigenen Angaben Balsamos und stellen seinem ausgesuchten Gaunertalent ein rühmliches Zeugniß aus.

Wir lassen hier Einiges aus den Erzählungen des Pater Marcell folgen. Der Schauplatz der Handlung ist Barcelona. Das Ehepaar hatte sich durch allerhand eben nicht sehr saubere Manipu-

lationen bis dorthin durchgeschlagen und in einem Hotel Wohnung genommen.

Da es ihnen bald an Geld mangelte, so rieth Balsamo seiner Frau, in einer dem Gasthofe, wo sie wohnten, nahe gelegenen Klosterkirche zu beichten und dem Beichtvater anzugeben, als wären sie beide vom vornehmen römischen Adel, die sich heimlich verehelicht und durch das Ausbleiben nöthiger Gelder in einige Verlegenheit gekommen wären. Lorenza befolgte diesen Rath, und der Beichtvater glaubte ihrem Vorgeben. Er reichte ihnen eine, wiewohl ganz kleine Summe Geldes dar und schickte ihnen andern Tages einen Schinken zum Geschenke. Als beide Eheleute nachher dem Beichtvater einen Besuch machten, begrüßte sie dieser mit dem Titel der Excellenz. Beide wußten um diesen Betrug, nur mit dem Unterschiede, daß der Gemahl die Erfindung und Ausführung desselben seiner Frau nicht zueignen wollte.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher der Pfarrer dieses Quartiers sie beobachtete, machte sie zum Theil bestürzt. Endlich faßte jener nur immer größern Verdacht und forderte ihnen den Copulationsschein ab, den sie nicht bei sich hatten. Um diesem verdrießlichen Zufalle zu entgehen, fand Balsamo für gut, zu dem Schutze eines vornehmen Herrn sein Zuflucht zu nehmen; um diesen Schutz aber zu erhalten, schien ihm kein Mittel tauglicher, als die Person seiner Frau zu sein. Sie war noch jung, mittler Größe, weißer Farbe, runden Gesichts, wohlbeleibt. Ihre feurigen Augen, ihre Miene, ihr Betragen, und ihre sanfte, rührende und einnehmende Gesichtsbildung waren sehr geeignet, Begierden zu erwecken. Dieses geschah bei dieser, wie bei mehreren ähnlichen Gelegenheiten. Beide Eheleute machten jenem vornehmen Herrn ihre Aufwartung und schilderten ihre Lage. Der Herr ließ den Ehemann abtreten und fragte die Frau, welche allein bei ihm blieb, alles Ernstes über die Wahrheit ihres Ehestandes. Er wurde hierüber zwar durch ihre Antworten zufrieden gestellt; gleichwohl aber hielt er es noch für dienlich, nach Rom um den authentischen Beglaubigungsschein zu schreiben. Inzwischen ließen ihn die Reize dieses Weibes die Gesetze der Ehrbarkeit vergessen. Sie weigerte sich, ihm zu Willen zu sein; er aber gestattete ihr Zeit, sich zu bedenken und entließ sie. Als sie nachher ihrem Ehemanne diesen ganzen Vorfall entdeckte, empfing sie die bittersten Vorwürfe von ihm,

und nach wenigen Tagen führte er sie wieder zu jenem Herrn. Kaum erblickte sie dieser, als er sogleich die Frau fragte, ob sie über dasjenige, was er ihr angeboten habe, ein Ja oder Nein zu antworten habe. Ihr Mann führte sodann in ihrem Namen das Wort, sagte Ja und entfernte sich. Diese Bejahung, welche sogleich in Erfüllung ging, brachte ihr den Gewinn von einer Quadruple ein, Den gleichen Verdienst fand seine Frau noch öfters, nämlich alle acht Tage, zu welcher Zeit sie ihr Ehemann gewöhnlich diesem Herrn vorzuführen pflegte.

Inzwischen kam der Copulationsschein aus Rom, und Balsamo hatte sich in Barcelona die Freundschaft eines vornehmen Reisenden erworben. Auch dieser verliebte sich in die Lorenza, die es nicht unterließ, diesen Umstand ihrem Ehemanne zu entdecken. Er sah wohl, daß am Ende, wie es in allen ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, die Quadruplen ausbleiben würden. Er rieth also seinem Weibe, dem Reisenden zu schmeicheln, jedoch aber die letzte Gunstbezeigung noch zu verweigern, in der Absicht, um auf seine Kosten eine Reise nach Madrid machen zu können, wohin er zu gehen Willens war. Glücklich erreichte er seinen Zweck. Sie kamen alle drei nach Madrid, wohnten beisammen, und der Reisende schlief abgesondert von den Eheleuten in zweien nahegelegenen Zimmern. Ersterer, auf dessen Kosten Letztere in Allem unterhalten wurden, ermüdete endlich, sich so lange aufziehen zu lassen und drohte, sich von ihnen zu trennen. Nun schien es Balsamo Zeit zu sein, seinem Weibe zu rathen, daß sie den Reisenden befriedige. Er weckte sie also jeden Morgen bei anbrechender Dämmerung auf und erinnerte sie, daß es Zeit sei, ihren Schlaf in dem benachbarten Zimmer zu vollenden, welches auch wirklich geschah.

Ein Zwist, den Balsamo mit einem seiner Landsleute in Madrid hatte, veranlaßte ihn, seine Frau an einen Minister der dortigen Regierung abzuschicken und Hülfe zu suchen. Der Minister wollte sich des Handels wegen pünktlich über die ganze Lage der Frau erkundigen. Nachdem er von ihr alles und sogar auch dasjenige, was sich auf die Freundschaft des Reisenden bezog, vernommen hatte, so machte er ihr den Vorschlag, diesen zu verlassen und ihn an seine Stelle aufzunehmen. Sie weigerte sich, diesen Vorschlag einzu-

gehen; und der Minister erwiderte, daß, wenn sie seinen Schutz haben wollte, er ihr denselben nicht geben würde. Dieses geschah denn auch wirklich. Der Reisende konnte die Gierigkeit des Balsamo, welcher bald Kleider und bald Geld haben wollte, nicht länger ertragen und entfernte sich. Lorenza ging zwar auf das Geheiß ihres Mannes, den sie von Allem unterrichtet hatte, wieder zum Minister; allein sie wurde abgewiesen, indem dieser jetzt mehr auf die Ehre seines Wortes, als auf die sinnliche Reizung bedacht war.

Solchergestalt verlassen, gingen sie nun nach Lissabon. Als sie daselbst ankamen, dachte Balsamo zuvörderst daran, sich, gemäß seiner Gewohnheit, nach reichen und ausschweifenden Leuten zu erkundigen. Er erfuhr, daß an diesem Orte ein Kaufmann sei, dessen Charakter durchaus seinen Erwartungen entsprach. Er befahl also sogleich seiner Frau, denselben um irgend ein Almosen anzusprechen. Dasselbe, welches in einer Lisbonina*) bestand, erfolgte, aber auch zugleich ein schändlicher Antrag, zu dessen Ausführung eine Zusammenkunft in einem seiner Landgärten verabredet wurde. Während dreier Monate wurden wiederholt die Besuche an diesem Orte fortgesetzt und jedesmal trug Lorenza acht Piaster als Tribut davon. Indessen befürchtete Balsamo, mit der Familie des Kaufmanns, welche über diese Verbindung äußerst entrüstet war, in Streit zu gerathen, und entschloß sich, Lissabon zu verlassen und sich nach London zu begeben. Um aber seine Absichten desto sicherer zu erreichen, mußte seine Frau noch vor ihrer Abreise in Lissabon bei einem Mädchen, welchem er inzwischen selbst persönlich in lüderlichen Sitten Unterricht gab, die englische Sprache erlernen.

Mit Geisterspuk und Goldmacherei scheint er sich damals indessen noch nicht befaßt zu haben. Wenigstens finden sich weder bei Pater Marcell noch in den anderen zeitgenössischen Schriften über ihn in dieser Hinsicht auch nur die geringsten Andeutungen. Offenbar trieb er sich in Spanien und Portugal als gewöhnlicher Charlatan umher. Sein erster Aufenthalt auf der pyrenäischen Halbinsel fällt in die Zeit zwischen 1770 und 1771. Balsamo war damals also 28 Jahre alt.

---

*) Eine portugiesische Münze.

Da von seinem sonstigen Treiben während dieser Zeit nichts weiter von hervorragender Bedeutung zu berichten ist, übergehen wir jene Periode und folgen ihm nun nach London. Allerdings behauptet Balsamo in einer vom Jahre 1787 datirten Flugschrift, welche den stolzen Titel trägt: „Lettre du comte de Cagliostro au peuple anglais. Pour servir de suite de ses mémoires“ (ohne Druckort), er sei erst im Jahre 1776 zum ersten Male nach London gekommen. Indessen ist die Unrichtigkeit dieser Angabe sowohl später in seinem Processe zu Rom, als auch schon früher in einer Broschüre constatirt worden, die sich auf die Schwindeleien Balsamos bezieht und den sonderbaren Titel führt: Ma correspondance avec le comte de Cagliostro. Hambourg 1786. Marcell führt an, diese Schrift sei auf Grund einer polizeilichen Untersuchung verfaßt worden, welche Balsmo gegen seine ihm später in Paris entlaufene Gattin anordnen ließ. Indessen scheint uns diese Angabe sehr unzuverlässig. Vielleicht war der Verfasser ein Pariser, der vermöge seiner ausgedehnten Bekanntschaft in distinguirten Kreisen diesseit und jenseit des Canals sich über das Treiben Balsamos gute Informationen verschaffen konnte und andauernd ein aufmerksames Auge auf Balsamo hatte. Daß, wie Marcell zu verstehen giebt, die Behörde diese Publication veranlaßt haben möchte, scheint unglaubhaft, weil der Inhalt sowohl als auch die Fassung dem widerspricht. Da es dem Verfasser dieser Skizze auch nicht möglich gewesen ist, durch Zuratheziehung der einschlägigen bibliographischen Autoritäten über den erwähnten Punkt etwas Sicheres festzustellen, so mag die Person des Autors aus dem Spiele bleiben. Es kommt am Ende auf dieselbe auch nicht viel an, da der Inhalt der Schrift für seine Verläßlichkeit selbst spricht und ein Zweifel an der Richtigkeit des dort Mitgetheilten daher ausgeschlossen bleibt. In jener Broschüre nun wird berichtet, daß Balsamo zum ersten Mal am 3. August 1771 in London angekommen sei und sich dort ein ganzes Jahr unter seinem wahren Namen Joseph Balsamo aufgehalten habe. Er lebte dort in größter Dürftigkeit und besaß kam die nöthigsten Mittel zu seinem Unterhalte. — Balsamo hatte nämlich aus Portugal eine Anzahl Edelsteine — man sagt Topase — mit nach England gebracht, die er dort vortheilhaft zu verkaufen gedachte. Da er dieses Geschäft einen Sicilianer, den er in London kennen gelernt

und zu seinem Vertrauten gemacht hatte, besorgen lassen wollte, übergab er diesem die Steine im Vertrauen auf dessen Ehrlichkeit. In diesem Punkte hatte er sich indessen arg verrechnet. Vivona (so hieß der neue Freund) zog es vor, den Erlös in seine eigne Tasche gleiten zu lassen und damit das Weite zu suchen, wodurch Balsamo in äußerste Bedrängniß gerieth. Allerdings hatte er auch hier wieder seinen Nebenerwerb durch galante Gelegenheitsmacherei zu vermehren gesucht und sich dabei der Beihilfe jenes Vivona bedient, indessen scheint er doch nicht sonderlich viel damit erzielt zu haben, da seine Noth zunahm. Man weiß nur von einem Fall, in welchem es ihm gelang, einen Quäker um 40 Guineen zu prellen, den er durch eben jenen Vivona scheinbar ohne sein Wissen in sein Haus einführen ließ und dann in flagranti überraschte. Da das englische Gesetz dem so an seiner Ehre Geschädigten die Alternative freistellt, sich entweder durch die Gerichte Genugthuung zu schaffen oder aber mit einer Geldsumme abfinden zu lassen, zog Balsamo das Letztere vor und gelangte dadurch in den Besitz einiger Mittel.

Nachdem Vivona ihn treulos verlassen, mußte er sehen, durch seine eigene Geschicklichkeit etwas zu erwerben. Wie man weiß, hatte er sich im Zeichnen und Malen eine ziemliche Kunstfertigkeit zu erwerben gewußt und damit bereits in Rom durch Herstellung feiner Federzeichnungen, die er colorirte, eine Zeit lang seine Existenz gesichert. In London nun nahm er seine ehemalige Kunst wieder auf und malte Muster und feine Federzeichnungen, die er in obscuren Kneipen durch seine Frau verkaufen ließ. Es ging ihm indessen bei dieser Beschäftigung dennoch so traurig, daß er sogar den Haus-Miethzins schuldig bleiben mußte und deshalb von seinem Hauswirthe verklagt wurde. Da er nicht im Stande war, seine Schuld zu bezahlen, wurde er verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten, bis er durch die Barmherzigkeit eines wohlhabenden Engländers aus dieser traurigen Situation befreit wurde. Seine Frau nämlich hatte diesen in einer Kirche Londons kennen gelernt und ihm ihr Mißgeschick geschildert. Da er Mitleid mit der Unglücklichen hatte, so bezahlte er den Miethsrückstand und beauftragte Balsamo, von dessen Geschicklichkeit mit dem Pinsel umzugehen ihm die Frau bereits Mittheilung gemacht hatte, einige Zimmer seines Landhauses auszumalen. Balsamo

soll sich, da er in der Zimmermalerei keine Uebung besaß, so ungeschickt dabei gezeigt haben, daß er die Wände der Zimmer ziemlich verunstaltete und dadurch das lebhafte Mißvergnügen seines Wohlthäters wachrief. Dasselbe wurde indessen noch durch einen anderen Umstand um ein Bedeutendes gesteigert. Balsamo hatte es nämlich verstanden, die Gunst einer der Töchter des Hauses zu gewinnen und das Vertrauen seines Wohlthäters auf die schmählichste Weise zu mißbrauchen. Als der Hausherr diesen schnöden Undank seines Schützlings entdeckte, machte er mit Letzterem einen kurzen Proceß und warf ihn aus seinem Hause, in dem er ihn bislang beherbergt und beköstigt hatte. So sah sich Balsamo abermals der Noth und dem Elend Preis gegeben, wenn er es nicht vorziehen wollte, sich auf unredliche Weise einige Unterhaltsmittel zu beschaffen. Da er im letzteren Punkte nicht allzu scrupulös war, bedachte er sich nicht lange und verklagte einen Menschen, mit dem er früher in Geschäftsverbindung gestanden haben mochte und den er für einen Agenten des Königs von Marokko ausgab, wegen einer angeblichen Schuld von 47 L. St. für gelieferte Zeichnungen. Da indessen die Beweise für die Rechtmäßigkeit dieser Schuldforderung nicht hinreichend erachtet wurden und er vielleicht fürchten mochte, wegen einer wissentlich unbegründeten Klage von dem Beklagten später belangt zu werden, so wartete er das Urtheil nicht mehr ab, sondern machte sich dann schleunigst aus dem Staube. Die Klage wurde nun, als der Termin herangekommen und Balsamo nicht erschienen war, abgewiesen und der Kläger in die Kosten verurtheilt.

Balsamo hatte sich, da ihm sein Glück in England nicht blühte, wieder nach dem Continent gewandt und auf die Reise nach Paris begeben. Er befand sich in höchst bedürftiger Lage. Seine wenigen Hilfsquellen hatten ihn in London kaum vor dem Hungertode geschützt. Jetzt, wo er die Kosten für die Reise bestreiten sollte, mangelte es ihm vollends am Nothwendigsten. Als er die Ueberfahrt über den Canal machte, führte ihm der Zufall auf dem Schiffe einen artigen Cavalier entgegen. Derselbe war Intendant eines Marquis und hatte in dessen Auftrag eine Reise nach England gemacht, von der er jetzt nach Paris heimkehrte. Die Reisegemeinschaft erleichterte das Bekanntwerden, und bald hatte der Franzose sich das Vertrauen seiner neuen Reisegefährten erworben. Da er auch seinerseits gegen die Vorzüge der „kleinen

Gräfin" sich nicht unempfindlich zeigte und bemerkte, daß die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, nicht ungern angenommen wurden, so entspann sich zwischen ihm und dem Balsamoschen Ehepaar bald eine intimere Gemeinschaft, die der galante Franzose durch mancherlei kleine Freundschaftsdienste noch mehr zu befestigen bedacht war. Er hatte sehr bald erkannt, daß es um die finanzielle Lage seiner neuen Freunde ziemlich kläglich bestellt war und daß Balsamo kaum noch über die nöthigen Fonds verfügte, deren er zur Erreichung von Paris benöthigt war. Er bot also dem Ehepaar die Mitbenutzung seiner in Calais ihn erwartenden Equipage an und hatte die Genugthuung, dieses Anerbieten mit großer Bereitwilligkeit angenommen zu sehen. Leider war aber dabei ein Uebelstand vorwaltend. Im Wagen war nur noch ein einziger Sitz frei, den Balsamo nothgedrungen seiner Gattin überlassen mußte, er selbst bestieg eines der Wagenpferde und zog auf diese Weise in Paris ein. Es wird uns nicht berichtet, um welches Thema sich die Conversation der beiden Reisenden im Fond des Wagens während der langwierigen Fahrt gedreht haben mag. Man darf indessen aus den weiteren Ereignissen die Schlußfolge ziehen, daß sie nicht lediglich das „schöne Wetter" betraf, sondern daß sich die beiden Reisenden vornehmlich über die Trefflichkeit der Lebensregel verständigten, die Rosen zu pflücken, so lange sie noch blühen.

Duplesir, der gastfreundliche Gönner des Balsamoschen Ehepaares, beeilte sich, am Ziele seiner Reise angelangt, diesen Grundsatz sofort ins Praktische zu übersetzen, indem er seinen Freunden ein Obdach in seiner eigenen Wohnung antrug, worauf die Reisenden selbstverständlich mit Freuden eingingen. Da der Marquis, der Principal Duplesirs, der zugleich auch der Hauswirth des Letzteren war, gegen die Gastfreundlichkeit seines Intendanten nichts einzuwenden hatte, so bezog das Ehepaar noch am Tage seiner Ankunft sein neues Logis und pries seinen guten Genius, der plötzlich so wunderbar aus allen Drangsalen geholfen hatte. Balsamo sowohl wie seine Gattin schienen sich im Hause ihres Gastfreundes recht behaglich zu fühlen. Es vergingen viele Wochen, ohne daß sie daran dachten, sich von Duplesir zu verabschieden. Balsamo spielte auch hier wieder seine gräfliche Rolle mit großer Virtuosität, gab vor, mit jedem Tage das Einlaufen wichtiger Briefe und Wechsel zu erwarten, und lebte im Uebrigen von

der Großmuth Duplesirs. Letzterem mochte der Gatte seiner Angebeteten schon längst eine lästige Zugabe zu seinem verstohlenen Liebesglück sein. Er benutzte daher die nächste günstige Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Balsamo erhielt nämlich von einem Tanzmeister, der seinen Schülern einen glänzenden Ball veranstaltete, eine Einladung und gab auch die Zusage seines Erscheinens. Der Tanzmeister fühlte sich sehr geschmeichelt, daß eine so vornehme Person wie der „Graf" das Fest verherrlichen wolle, und bereitete Alles vor, um diesen seinem hohen Stande gemäß zu empfangen. Letzterer hinwiederum war darauf bedacht, die hohe Vorstellung, welche man von seinem Range hatte, durch ein entsprechendes Auftreten zu bestärken. Leider fehlte ihm hierzu aber nicht mehr als Alles, zuvörderst die nöthige Garderobe, und dann auch das Geld zur Anschaffung einer solchen. Er wußte sich indessen wohl zu helfen, indem er zu einem Trödler schickte und von diesem einige der kostbarsten Gewänder zur Auswahl verlangte. Er erhielt sie am Abend des Festes und zögerte nicht, sich in diesem erborgten Schmucke zu präsentiren und die Ehren des Abends für sich in Anspruch zu nehmen. Am anderen Tage sandte er die geborgten Gewänder mit dem Bemerken zurück, daß ihm keines derselben zugesagt habe. Der Kleiderverleiher hatte indessen an einem geheimen Kennzeichen ersehen, daß die Gewänder dennoch benutzt worden waren, und verlangte den Miethzins dafür. Da sich Balsamo weigerte, selbigen zu entrichten, kam jener selbst in dessen Wohnung und wiederholte sein Ansuchen in dringlicherer Form. Auch diesmal weigerte sich Balsamo. Der ergrimmte Trödler wußte sich nun nicht anders zu helfen, als indem er auf offener Straße einen gewaltigen Lärm erhob und allen Leuten, die ihn hörten, seinen Fall vortrug, was natürlich in der Nachbarschaft ein großes Aufsehen und Aergerniß verursachte und zur Folge hatte, daß der Gebieter des Herrn Duplesir letzteren anwies, den unehrlichen Gast aus seiner Behausung zu entfernen. Duplesir entsprach dieser Weisung unverzüglich, und so sah sich denn Balsamo seines bisherigen behaglichen Asyls beraubt. Zugleich aber auch seiner Gattin; denn diese war während der Exmissions-Scene spurlos verschwunden. Untröstlich über diesen so herben Verlust, eilte der hintergangene Gatte zu dem nächsten Polizeibureau, um sein Unglück zu Protokoll zu geben und den Herrn Duplesir der Entführung zu be-

schuldigen, wobei er sich in so mangelhaftem Französisch ausdrückte, daß der Polizei-Commissar ihn nicht verstand und sich genöthigt sah, einen Italiener als Dolmetsch hinzuzuziehen. Es verging mehr als ein Monat, ehe die Polizei das Versteck von Madame Balsamo aufgespürt hatte. Man fand sie in einem entlegenen Hause bei einer Wäscherin wohnen, wo sie Duplesir untergebracht hatte. Balsamo konnte es nicht über sich gewinnen, die Dame seines Herzens für diesen Streich ungestraft zu lassen. Auf seinen Antrag wurde sie verhaftet und nach dem Gefängniß von St. Pelagie gebracht, wo sie während dreier Monate Muße fand, ihr Schicksal zu bejammern. Ein mit ihr angestelltes Verhör, datirt vom 11. Februar 1773, verschaffte über die räthselhafte Person ihres Gatten und seine vielfältigen Heldenthaten einigen Aufschluß, u. A. auch darüber, daß er in Rom auf den Cardinal Orsini Wechsel gefälscht habe, was an dieser Stelle von uns mit besonderer Hervorhebung erwähnt wird, weil Balsamo in seinem Memoire von 1786 sich ausdrücklich der Bekanntschaft des Cardinals Orsini rühmt und sich durch diese so wie auch durch die Gönnerschaft des Cardinals York zu legitimiren sucht. Der Cardinal Orsini war im Jahre 1786 eben so wie die anderen von Balsamo namhaft gemachten römischen Prälaten (mit Ausnahme des Cardinals York) bereits verstorben. Balsamo wußte also recht wohl, daß es seinen Richtern unmöglich oder mindestens doch sehr schwierig werden würde, hinter die Wahrheit zu kommen. Was den Cardinal York anlangt, so protestirte dieser in einer öffentlichen Zuschrift aufs nachdrücklichste gegen jede Gemeinschaft mit Balsamo und drückte dabei sein Mißvergnügen aus, von einem so elenden Gauner öffentlich compromittirt worden zu sein. Er mochte ihn also wohl etwas genauer kennen, als viele andere Leute, auf deren Zeugnisse sich Balsamo noch an anderen Stellen seines Memoires beruft. Allerdings war in Balsamos Anführungen ein Körnchen Wahrheit: es ist nämlich erwiesen, daß er eine Zeit lang zur Dienerschaft des Cardinals Orsini gehört hat. Man sieht, mit welch ausgesuchter Unverschämtheit dieser fahrende Zauberer die Welt zu belügen verstand. Es giebt hiefür aber noch eine Menge viel drastischerer und interessanterer Belege, die wir späterhin anführen werden.

Obwohl die Pariser Behörden auf diese Weise erfuhren, mit welch

sauberem Subjecte sie zu thun hatten, blieben diese Depositionen der Madame Balsamo doch Amtsgeheimniß und Balsamo konnte seine Rolle in seinen Kreisen ungehindert fortspielen. Auf seinen Antrag wurde seine Gattin endlich freigelassen, und das Ehepaar lebte nach dieser Zeit der Trennung wieder in schönster Harmonie, just so, als ob nichts vorgefallen wäre. Balsamo wußte sehr wohl, daß er für den Fall der Flucht seiner Ehehälfte manche ansehnliche Revenue einzubüßen haben würde, und war daher bestrebt, seine Gattin für die Leiden der Gefangenschaft durch verdoppelte Zärtlichkeit schadlos und neue Fluchtgedanken von ihr fern zu halten. Nebenher trieb er nun wieder einige seiner gewöhnlicheren Charlatanerien, indem er leichtgläubigen Tröpfen vorschwatzte, er verstehe die Kunst des Goldmachens und der menschlichen Verjüngung, womit er u. A. einen alten sehr reichen Sonderling um 500 Louisd'or prellte. Da er dieses Gaunerkunststück wohl auch noch mit anderen Personen versuchte, wurde die Polizei auf ihn aufmerksam und wies ihn eines schönen Tages ganz plötzlich an, das französische Gebiet in aller Stille, aber schleunigst zu verlassen. Merkwürdig bleibt an diesen Vorgängen nur, daß sie dreizehn Jahre später, als Balsamo unter der Maske des weltberühmten Grafen von Cagliostro vor dem französischen Parlament als Theilnehmer an der Halsband-Schwindelei sich zu verantworten hatte, von keiner der gegen ihn auftretenden Parteien, die doch in die sonstigen dunkeln Schicksale des Angeklagten einiges Licht brachten, ausgenutzt wurden, um seine Identität, über die damals eine große Unsicherheit herrschte, festzustellen und ihn damit zugleich auch als alten Betrüger zu entlarven. Daß nämlich Balsamo auch schon im Jahre 1773 als Graf Cagliostro — freilich meist nur incognito und im Kreise seiner Vertrauten — auftrat, unterliegt keinem Zweifel.

Wir übergehen die jetzt folgende Periode rastlosen Umherirrens in Italien, Malta, im südlichen Frankreich und Spanien, während deren er sich in der Kunst der höheren Gaunerei beträchtlich vervollkommnete, nebenher aber auch verschiedene Male in Gefahr gerieth, dem Arm der heiligen Hermandad zu verfallen, aus dem Grunde, weil darin nichts sonderlich Bedeutsames vorfiel. Wenigstens wird hierüber Nichts von Belang berichtet, was ja auch nicht befremden kann, weil es den Behörden unmöglich war, dem irrenden Ritter überallhin nachzu-

folgen und über seine früheren Thaten Erhebungen anzustellen. Biographen aber haben damals seine Thaten noch nicht verewigt.

Außer der Kunst, vermittelst gewisser aus Kräutern und Elixiren zusammengesetzter Tincturen das Leben zu verlängern und gealterten Personen die Frische und Kraft der Jugend wiederzugeben, betrieb er sehr eifrig das Geschäft des Goldmachens. Da dieser Leidenschaft damals in ganz Europa ein großer Theil der bessergestellten Gesellschaftsschichten huldigte, so begreift es sich, daß Balsamo ohne sonderliche Schwierigkeiten sich Zutritt zu vornehmen Familien zu verschaffen und dort sein Aussaugungswerk in der Regel mit sehr günstigem Erfolge zu vollführen vermochte. Neben seinen allerdings sehr unzulänglichen chemischen Kenntnissen hatte er sich auch noch ein ziemliche Gewandtheit in der Taschenspielerkunst erworben, die er meist mit Glück bei seinen alchemistischen Operationen zu Hilfe nahm. Wir werden im späteren Verfolg dieser Skizze Gelegenheit haben, recht merkwürdige Beispiele hiefür anzuführen.

Im Jahre 1776 finden wir Balsamo, nach diesen Rundfahrten in Italien und den benachbarten Gegenden, abermals in London wieder. Da er sich durch seine schwindelhaften Operationen an seinen verschiedenen Stationen bald derart anrüchig zu machen pflegte, daß man selbst in weiteren Kreisen sich vor ihm hütete, so war er gewöhnlich genöthigt, nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes, meist etwa zwei bis drei Jahre umfassend, ein anderes Land zu seinem Arbeitsfelde zu erwählen.

Seit seinem ersten „Besuch“ in London waren nun vier Jahre verstrichen. Die im Vergleich zu seinen übrigen Bravourstücken der Gaunerkunst doch nur unbedeutsamen Streiche, die er vordem in London inscenirt hatte, waren zu geringfügig gewesen, um ihm die Rückkehr nach dem gastlichen Albion zu verschließen. Voll hoffnungsfroher Zuversicht, daß ihm jetzt ein neues Glück dort entgegenlächeln werde, begann er nun in London gewisser Maßen eine neue Lebensepoche.

Zunächst machte er unter der Hand bekannt, daß er das Geheimniß besitze, durch gewisse kabbalistische Operationen diejenigen Lottonummern, welche gewinnen würden, angeben zu können. Da sich nun überall, selbst unter den sogenannten „gebildeten“ Schichten

der Gesellschaft Schwächlinge finden, die selbst die gröbsten Aufschneidereien glauben, so fand auch hier Balsamo bald seine richtigen Leute, die außer einer bedeutenden Portion Bornirtheit auch noch genügende Geldmittel besaßen, um recht eigentlich für seine Pläne geeignet zu erscheinen. In erster Reihe befand sich unter diesen Gimpeln ein Fräulein Fry und ein Herr Scott.

Balsamo hat in seiner Flugschrift: Lettre du comte de Cagliostro au peuple anglais. Pour servir de suite à ses Mémoires (ohne Druckort), 1787, sich des Weiteren über seinen diesmaligen Londoner Aufenthalt, speciell aber über seine Beziehungen zu den beiden eben genannten Personen ausgelassen. Es bedarf aber wohl kaum der besonderen Versicherung, daß auch dieses Schriftstück eben so wie seine voraufgeschickten zwei Memoires*) dabei eine Menge der abenteuerlichsten und unverschämtesten Erfindungen enthält. Er erzählt darin, er habe die Dame Fry im Jahre 1776 in London zuerst unter der Maske einer Gräfin Scott kennen gelernt, sie sowohl wie auch deren angeblichen Gemahl wiederholt durch ansehnliche Darlehen unterstützt und ihnen auch sogar noch Kleider zum Geschenke gemacht, da er nicht geahnt, daß diese Leute so gemeine Betrüger wären, als die sie sich in der That später entpuppt hätten. Balsamo besaß nämlich, wie er uns weiter betheuert, damals ein Manuscript, welches sehr merkwürdige Geheimnisse in sich barg, u. A. besonders Anweisungen zu verschiedenen kabbalistischen Operationen, vermittelst deren der Verfasser jenes Schriftstückes mit völliger Sicherheit des Gewinnens in der Lotterie spielen lehrte. „Den Zufall berechnen zu wollen, schien mir ein durchaus unwahrscheinliches Unterfangen," äußert sich Balsamo; „indessen da ich seit langer Zeit die Gewohnheit beobachtete, über mir unbekannte Dinge nichts verlauten zu lassen, so wollte ich versuchen, ob nach den in meinem Manuscript angege-

*) In der That hat er nämlich außer der zu Eingang unserer Darstellung erwähnten Vertheidigungsschrift noch eine zweite und zwar in demselben Jahre (1786) veröffentlichen lassen. Trotz der ausgedehntesten Nachforschungen in den bedeutendsten Bibliotheken Deutschland ist es dem Verfasser jedoch unmöglich gewesen, jener merkwürdigen Publication habhaft zu werden. Sie scheint schon für die Zeitgenossen Balsamos eine Seltenheit gewesen zu sein, da fast keiner seiner Beurtheiler dieselbe ihrem Inhalte nach genauer kennt.

benen Regeln ich es erreichen könnte, einige Nummern, die gewinnen sollten, zu bestimmen. Die Lotterieziehung begann am 14. November. Ich bezeichnete scherzweise (!) die erste Nummer. Niemand von meiner Bekanntschaft wollte auf sie setzen. Der Zufall wollte, daß diese Nummer in der That herauskam. Ich nannte nun am 16. die Nummer 20. Scott wagte eine Kleinigkeit und gewann. Ich nannte dann am 17. die Nummer 25. Auch sie kam heraus und brachte Scott einen Gewinn von 100 Louisd'or. Am 18. bezeichnete ich ihm die Nummern 54 und 56, die ebenfalls beide gewannen. Man kann ermessen, wie groß mein Erstaunen war, als ich so den Zufall mit den Rechnungen im Einklang fand, die ich für aberwitzig gehalten. Was für einen Grund diese Merkwürdigkeit auch haben mochte — ich glaubte aus Anstandsgefühl mich inskünftig enthalten zu müssen, auch nur eine Nummer ferner vorauszusagen." Balsamo erzählt nun in diesem heuchlerischen Tone weiter, wie Herr Scott und dessen angebliche Gemahlin in ihn gedrungen wären, noch weitere Nummern ihnen zu nennen, und wie er dann selbst ihren Geschenken Widerstand geleistet und es ihnen verweigert hätte. Schließlich sei ihm ihre Zudringlichkeit zu arg geworden und er habe daher Weisung gegeben, die beiden lästigen Personen nicht wieder vorzulassen. Allein auch diese Vorsichtsmaßregel schützte ihn nicht. Die Dame Fry erschien nun bei seiner Frau und bat diese flehentlich, sie möchte ihr noch eine Nummer von ihrem Gemahl verschaffen, da sie in großer Noth sei und ihren früheren Gewinnst ihrem Liebhaber zu überlassen genöthigt gewesen. Balsamo ließ sich durch die Fürbitte seiner Frau erweichen und gab die Nummer 8 für den 7. December als eine Glücksnummer an. Die Fry that diesmal einen reichen Fang. Sie gewann nicht nur 421 Guineen und 460 L. St., sondern verschaffte auch ihrem Liebhaber, der auch jene Nummer besetzte, eine Beute von 700 Guineen. In der Ueberschwänglichkeit ihrer Freude ging die Fry jetzt zu einem Goldarbeiter, kaufte dort ein Elfenbeinkästchen, füllte es mit Banknoten und brachte dieses der „Gräfin Cagliostro" als Präsent. Letztere lehnte jedoch dasselbe ab. Da der Fry sehr daran gelegen war, sich die Gräfin durch Annahme eines Geschenkes zu weiteren Gegendiensten zu verpflichten, kaufte sie jetzt eine goldene Dose mit zwei Deckeln und ein kostbares Armband von Brillanten.

Letzteres legte sie in die eine Abtheilung der Dose, während sie die andere mit einem Pulver füllte, das wie Schnupftabak gebraucht wurde und sehr heilkräftig gegen Flüsse sein sollte, an denen die Gattin Balsamos damals vielfach litt. Dieses Kästchen nun bot sie der Letzteren bei einer passenden Gelegenheit zum Geschenk an. Die „Gräfin" wollte es wieder nicht nehmen. Da warf sich die Fry ihr zu Füßen und beschwor sie mit Thränen in den Augen, das Geschenk nicht zu verschmähen. Nun blieb der „Gräfin" nichts Anderes übrig, als ihr zu Willen zu sein, wenn anders sie die Spenderin nicht zu sehr verletzen wollte.

Die Fry glaubte damit ein weiteres Anrecht auf die Ausnutzung der magischen Lotteriekünste Balsamos zu haben und drang in diesen mehrfach, ihr weitere Nummern zu bezeichnen. Da er sich weigerte, schmiedete sie einen Plan, vermittelst dessen sie sich in den Besitz jenes magischen Manuscriptes, so wie auch eines rothen Pulvers zu setzen gedachte, welch letzteres dazu dienen sollte, Metalle in Gold zu verwandeln, und das Balsamo in einem Schranke zusammen mit jenem magischen Manuscript aufbewahrte. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit ihrem Liebhaber und einem gewissen Raynold, der ein Advocat war, und erwirkte gegen Balsamo einen Haftbefehl. Während die Häscher bei ihm eindrangen, um ihn dingfest zu machen, schlichen sich Scott und Raynold in das Nebenzimmer ein, wo der Schrank mit den kostbaren Kleinodien stand, erbrachen diesen, raubten aus selbigem ein goldenes Kästchen mit dem wunderkräftigen rothen Pulver, so wie auch das Manuscript und suchten dann das Weite. Das ist der Hauptinhalt jenes Romans, den uns Balsamo in seinem „Briefe an das englische Volk" aufbindet. Es folgen noch eine Menge Einzelheiten über die nun von der Fry und Scott gegen ihn eingeleiteten Verfolgungen, die ihm wiederholte längere Haft und große Einbuße an Vermögen verursachten, die wir aber wegen ihrer Weitschweifigkeit und Interesselosigkeit übergehen.

Wie stand es nun in Wahrheit um das Verhältniß zwischen Balsamo und jenen Beiden? Scott und die Fry waren, wie bemerkt, beschränkte Geschöpfe, die an allerhand übernatürliche Kräfte glaubten und auf möglichst rasche und bequeme Manier reich zu werden wünschten. Balsamo benutzte diese für ihn unschätzbaren Eigenschaften, in-

dem er ihnen versprach, sie mit Reichthümern zu überschütten, wenn sie ihm vertrauen und die nöthigen Unkosten vorschießen wollten. Auch spiegelte er ihnen vor, die Kunst des Errathens der Glücksnummern zu verstehen. Auf diese Weise lockte er den Beiden ziemlich bedeutende Summen ab, die sich noch vergrößerten, als er zu seinen alchemistischen Processen behufs Verwandlung unedler Metalle in Gold von ihnen einige weitere Vorschüsse erlangte. Da er sich auch rühmte, das Geheimniß zu besitzen, Diamanten auf chemischem Wege zu vergrößern, und die Fry auch von dieser Kunst zu profitiren gedachte, so wies er Letztere an, ein Armband von Brillanten anzuschaffen und ihm solches in einem goldenen Kästchen zu übergeben. Er würde dann den Werth der Steine hundertfältig zu erhöhen im Stande sein. Die Fry befolgte gewissenhaft die Weisungen des großen Meisters und überließ ihm die Kostbarkeiten. Wahrscheinlich mochte ihr der alchemistische Proceß zu lange dauern oder sie faßte in Folge einer Unvorsichtigkeit Balsamos Argwohn — genug, sie denuncirte ihn plötzlich wegen Zauberei und Betrug, resp. Unterschlagung des Armbandes und des Kästchens und erwirkte, daß er verhaftet und zur Untersuchung gezogen wurde.

In seinem Verhör betheuerte er wörtlich Folgendes: Durch Beobachtung, langwierige Arbeit, Studien und Sorgfalt sei er dahin gelangt, die astrologischen Berechnungen, die er über die Lotterieziehungen angestellt habe, bis zur vollständigsten Sicherheit hinauszuführen. Vermittelst dieser Rechnungen sei er im Stande, vorauszusagen, welche Lotterienummern an einem bestimmten Tage mit Gewinnen herauskommen würden. Er habe der Fry auf diese Weise 2000 L. St. verschafft und dafür das Armband und Kästchen von ihr zum Geschenk erhalten. Uebrigens wolle er eine Wette auf eine hohe Summe eingehen, daß im folgenden Jahre an dem und dem Tage eine von ihm genannte Nummer herauskommen werde, und er fordere „ganz London“ auf, ihn beim Wort zu halten. Natürlich ließ sich Niemand herbei, auf die marktschreierische Herausforderung einzugehen, und es hatte daher mit derselben sein Bewenden.

Gegen Caution auf freien Fuß gesetzt, wartete Balsamo nun den Ausgang seines Processes ab. Er glaubte, man würde ihm nicht nachzuweisen vermögen, daß er die gedachten Pretiosen in betrüge-

rischer Weise an sich gebracht habe. Um indessen ganz sicher zu gehen, erklärte er „mit Verachtung", wie er selbst sagt, sich dazu bereit, das Armband zurückzugeben, nicht jedoch, die erschwindelten Geldsummen wieder zu erstatten. Die Fry leistete einen Eid, daß sich die Sache so verhalte, wie sie angegeben, und daß sie Balsamo keineswegs etwas schulde, bekräftigte ihre Behauptung außerdem noch durch Zeugen, die ihre Aussagen ebenfalls beschwuren, und erlangte so ein Verdict gegen den Betrüger. Letzterer erfuhr unter der Hand, daß seine Sache einem schlimmen Ausgang entgegengehe, und beschloß daher, sich unverzüglich aus dem Staube zu machen. Ob er die geraubten Kostbarkeiten in der That zurückgegeben hat, wird aus den bezüglichen Flugschriften nicht recht klar. Es scheint jedoch, daß es nicht der Fall gewesen.

Balsamo flüchtete zunächst nach Brüssel, von wo aus er zwei Advocaten beauftragt haben will, gegen Scott wegen der ihm angeblich entwendeten kabbalistischen Kleinodien einen Proceß anzustrengen. Er berichtet uns jedoch, daß er später, als er erfahren, Scott sei in großes Unglück gerathen und würde schließlich, wenn der Proceß weiter verfolgt werden sollte, zum Tode durch den Strang verurtheilt werden, sich aus Mitleid für ihn habe bewegen lassen, den Proceß aufzugeben und sich gütlich zu vergleichen, was so viel heißt als: die ganze Geschichte von dem Raube und dessen Folgen ist nichts als eine grobe Lüge gewesen! Wie groß seine Virtuosität in dergleichen Erfindungen gewesen, haben wir bereits wiederholt angedeutet. Bei diesem Anlaß erfahren wir darüber Weiteres. Balsamo leugnet nämlich in dem erwähnten „Briefe an das englische Volk" in bündigster Weise seinen früheren Aufenthalt in London unter seinem wahren Namen, indem er hinzufügt, er könnte ja, wenn er mit jenem Balsamo indentisch wäre, sich ohne Erröthen als jene Person bekennen, da jener sich in ehrlichster Weise fortzuhelfen bemüht gewesen. Allein weil er eben nicht jener Balsamo sei, müsse er diese Angabe für durchaus falsch erklären. Zum bessern Verständniß für den Anlaß zu diesem Dementi muß angeführt werden, daß ein Zeitungs-Redacteur, Morande, der in London den Courrier de l'Europe redigirte und sich in Folge der Halsbandgeschichte, nach deren Erledigung Balsamo zum dritten Mal in London erschien, für den Abenteurer näher interessirte,

sehr umfangreiche Nachforschungen über dessen Vergangenheit angestellt und seine Resultate, unter denen sich auch die Nachricht von dem erstmaligen Aufenthalte Balsamos im Jahre 1772 befand, in seiner Zeitschrift veröffentlicht hatte.

Balsamo klagte übrigens in seinem Briefe an das englische Volk nicht nur seine Gegner, die Fry und Scott, sondern auch sämmtliche Zeugen, die wider ihn aufgetreten waren, des Meineids, seine Richter, darunter den Marschall der Kings-Bench, der Bestechlichkeit und des Betrugs an und suchte seine Beschuldigungen durch eine Reihe verleumderischer Mittheilungen aus dem Vorleben der betreffenden Personen glaubhaft zu machen. Da wir auch auf diese Schrift noch einmal zurückzukommen haben werden, übergehen wir das Nähere und folgen Balsamo zunächst auf seinen weiteren Raubzügen.

Der Aufenthalt Balsamos in London war für seine weiteren Pläne von außerordentlicher Wichtigkeit gewesen. Wir bezeichneten ihn als den Anfang zu einer neuen Epoche in seinem Leben. Allerdings hatte Balsamo einen großen Theil davon in den Londoner Gefängnissen zugebracht, da man ihn nicht nur wegen der erwähnten Schwindeleien, sondern auch wegen Schulden und anderer Vergehen wiederholt festsetzte und dann auf Caution frei ließ. Er hatte indessen noch freie Zeit genug besessen, um sich in die dortigen Maurerkreise einführen zu lassen. Jedenfalls muß solches kurz nach seiner Ankunft geschehen sein, weil andernfalls seine Betrügereien (die zwar erst zehn Jahr später öffentlich besprochen wurden, aber doch auch damals durch seine Opfer ruchbar geworden sein mochten) ihm den Zutritt zu den Logen verschlossen haben würden. Auf diese Weise gelang es ihm nicht nur, Einblick in die maurerischen Bestrebungen zu gewinnen, sondern sogar selbst daran Theil zu nehmen, da er sich in den Orden aufnehmen ließ.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine sehr bedeutende Anzahl von Logen aller Nationen sich damals mit allerhand mystisch-thaumaturgischen Grübeleien befaßte und daß es unter den Freimaurern eine unglaubliche Menge von abergläubischen Schwärmern gegeben hat, die darauf hinarbeiteten, in eine nähere Gemeinschaft mit Gott zu treten, indem sie zur Kabbala ihre Zuflucht nahmen und durch sie zunächst mit der Geisterwelt in Berührung zu treten hofften. Der

Grundzug dieses merkwürdig verworrenen, aus dem Streben des Menschen nach Tugend und nach einem übersinnlichen Zustande der Läuterung hervorgegangenen theosophischen Systems, das damals sehr viele sich selbst unklare Anhänger zählte, ist aus dem Gnosticismus und dessen Emanationstheorie entlehnt. Man dachte sich — und wir betonen es, daß eine große Menge von Gebildeten nicht nur, sondern sogar von Fachgelehrten diesen Schwärmereien nachhing — die Welt in der Gewalt von höher organisirten Geistern, die in systematischer Stufenfolge einander aufwärts dienstbar waren und in Gott ihren obersten Lenker und Regierer anerkannten. Außer diesem „Heer der himmlischen Engel" existirte aber noch ein anderes, das dem bösen Princip dienstbar war und mit den Engeln in stetem Kampf um die Menschenseele lag. Durch gewisse alchemistische und kabbalistische Operationen, durch Formeln und mystische Hantierungen mit dem Kreuze, dem Dreieck und Zirkel sollten einzelne in Folge ihrer Tugend besonders begnadete Menschen im Stande sein, über die Geisterwelt eine gebietende Macht zu üben, und zwar je nach dem Grade ihrer Tugend über die einer höheren oder niederen Stufe angehörigen Geister, sie konnten vermittelst dieser Fähigkeit auch Verstorbene citiren, besaßen die Gabe der Hellseherei und verstanden die Kunst die materia prima zu bereiten, resp. aufzufinden. Das letztgenannte Geheimniß wurde indessen nur denjenigen zu Theil, die in der Tugendübung den höchsten Grad der Vollkommenheit ereicht hatten. Es bestand darin, durch chemische Processe unter Anrufung des Beistandes des Allerhöchsten und seiner Diener das Quecksilber in eine feste Masse umzuwandeln, aus welcher dann Silber und später Gold wurde. Aber nicht nur das Quecksilber, sondern überhaupt alle andern Metalle konnten in Gold und von da in die materia prima verwandelt werden, sobald man eben von der letzteren ein Körnchen bei dem chemischen Verwandlungsprocesse hinzusetzte. Wer die materia prima besaß, die eben die nächstfolgende Metamorphose des Goldes darstellte, konnte vermittelst derselben bis in die Unendlichkeit Gold und Silber künstlich erzeugen und stand dem Wesen der Gottheit am nächsten.

Das sind etwa die Umrisse jener mystischen Anschauungen, die noch zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Geister im Banne hielten und die, wie man sieht, Ueberreste der mittelalterlichen Magie

und des Geister- und Gespensterglaubens waren allerdings vermischt mit pietistischen Doctrinen.

Wer den Abschnitt über Schrepfer gelesen hat, wird in diesem System eine auffallende Verwandtschaft mit des Letzteren Theorien, respective denen der sogenannten stricten Observanz finden. Nun wissen wir aber ganz sicher, daß Schrepfers Maurersystem mit dem sogenannten Rosenkreuzerthum verquickt war und unter jesuitischer Beeinflußung stand. Was liegt nun wohl näher, als die Annahme, daß zuerst die nämlichen Elemente, welche auf Schrepfer bestimmend einwirkten, ohne daß dieser sie kannte, auch hier ihre Hand im Spiele hatten? Allerdings wissen wir ferner noch, daß Balsamo auch mit dem Swedenborgianismus in London in engster Verbindung gestanden habe (vgl. S. 64—65). Jene Clubs, in denen nun die Swedenborgischen Lehren mit rosenkreuzerischen Ideen verbrämt zum Gegenstande „der Arbeit" genommen wurden, konnten recht wohl von Jesuiten protegirt oder gar dirigirt sein. Wir werden noch an andern Stellen Gelegenheit finden, nachzuweisen, daß Balsamo in viel plumperer Weise als Schrepfer, wo er nur konnte, sich auf die geheimen und unbekannten Obern berief, die Jesuiten-Symbole als Zeichen wahrer Maurerkunst empfahl und überhaupt genau dieselben Manöver vollführte, die Schrepfer anwendete. Berücksichtigt man alle diese Indicien, so kann man sich schwer des Glaubens entschlagen, daß Balsamo in London in den Dienst der Jesuiten getreten sei. Wir lassen hier Einiges über diesen Orden nach Marcell folgen:

„Vor der Aufnahme fordert man einige Proben von Herzhaftigkeit. Unter jenen, welche Cagliostro ablegte, sind zwei, die geeignet waren, wir können es nicht bestimmt sagen, Zorn oder Gelächter zu erregen. Er wurde erstens in die Luft geworfen, wo in der Kammer ein Seil angebracht war; an diesem hielt er sich mit einer Hand und mußte so einige Zeit lang hängen bleiben. Die fette Last seines Körpers mußte ihm ganz gewiß eine schmerzhafte Empfindung verursachen, wie er sich denn auch die Hand sehr geschälet hatte. Er wurde hernach an den Augen verbunden, bekam eine leere Pistole mit dem Auftrag, selbe zu laden. Er gehorchte, und that Pulver und Kugeln hinein. Allein als er hörte, daß er selbe gegen seinen Kopf los-

schießen sollte, äußerte er, wie ganz natürlich, allen Widerstand. Man nahm sie ihm mit Widerwillen aus der Hand und ließ ihn nun den Eid schwören. Die Feierlichkeit und Wichtigkeit desselben verleiteten ihn, sich dem wiederholten Geheiße zu ergeben, und die Pistole, welche ihm wieder wie zuvor zugestellt wurde, loszuschießen. Er schoß, während er noch verbunden war, und fühlte einen Stoß an seinem Kopfe, ohne die mindeste Verletzung davon zu tragen. Soviel er bei Aufnahme Anderer bemerken konnte, war dieses eine Finte; denn während man geschwind die Pistole das zweitemal verwechselt und eine ungeladene unterschiebt, drückt irgend einer von der Gesellschaft die erstere ab, und ein anderer schlägt bei dem Schusse mit der Hand oder mit einem andern geringen Werkzeuge den Candidaten auf die Schläfe, so daß dieser glaubt, der Schuß der Pistole sei auf ihn gegangen, und erstaunet nachher über das Wunder, daß er unverletzt davon gekommen ist.

Die Eidesformel des Cagliostro war folgende: „Ich Joseph Cag- „liostro verpflichte mich in Gegenwart des großen Baumeisters des „Weltalls und meiner Obern, wie auch der ehrwürdigen Gesell- „schaft, in welcher ich mich befinde, alles und jedes zu thun, was „mir von meinen Obern wird anbefohlen werden, und deswegen ver- „pflichte ich mich unter den bekannten Strafen, meinen Obern blind- „lings zu gehorsamen, ohne nach dem Warum zu fragen, und weder „mündlich noch schriftlich, noch mit Geberden das Geheimniß alles „dessen, was mir wird eröffnet werden, zu offenbaren." Nachdem er nun also in diese Secte aufgenommen worden, unterließ er die ganze Zeit seines Aufenthalts in London nie, die dasigen vielfältigen Logen zu besuchen. Nicht lange vor seiner Abreise von da, kaufte er von einem Buchhändler einige Manuscripte, die von einem gewissen ihm ganz unbekannten Georg Cofton herzurühren scheinen. Er sah, daß sie von der egyptischen Maurerei handelten, und nahm sich inzwischen vor, auf dieser Spur einen neuen Maurer-Ritus zu bilden, doch so, daß er alles (nach seiner Aussage) davon warf, was gottlos, d. i. Abergläubisches und Zauberisches, darin begriffen sein konnte. Wirklich that er es; und dies ist jener von ihm gestiftete und in allen Theilen der Welt von ihm ausgebreitete Ritus, der auf eine so sonderbare Art das meiste zu seiner Celebrität beitrug."

„Um alles das, was er in dem Laufe so vieler Jahre und an so vielen Orten in diesem Fache verübte, besser zu begreifen, müssen wir eine genaue Schilderung des Systems oder egyptischen Ritus, den er, wie oben gesagt, eingeführt, voraussetzen. Wir werden sie getreulich auf ein von ihm selbst verfaßtes Schriftstück gründen, das einen vollständigen Codex davon darstellt. Als man dieses Werk in seiner Wohnung gefunden, hatte er es förmlich anerkannt und dabei eingestanden, daß er sich immer in der Praktik seiner Maurerei darnach gerichtet habe; daß eben dieses in den von ihm gemachten Stiftungen mehrerer Logen die Richtschnur gewesen sei; und daß er mehrere Exemplare in den von ihm errichteten Mutterlogen in vielen Städten zurückgelassen habe.

Das System verspricht seinen Anhängern, sie vermittelst der physischen und moralischen Wiedergeburt zur Vollkommenheit zu führen; durch jene, da sie vermöge der Erfindung der Materia prima oder des Steines der Weisen den Menschen in den Kräften der frühesten Jugend befestiget und unsterblich machte; durch diese, da sie den Menschen in den Stand der ersten durch die Erbsünde verlornen Unschuld zurückstellt. Der Stifter giebt vor, daß die egyptische Maurerei von Elias entstanden und von diesem in alle Theile der Welt verbreitet worden, aber durch den Lauf der Jahre von ihrer Reinheit und ihrem Glanz vieles verloren habe.

Er stellt hernach die Regeln, welche die erforderlichen Eigenschaften der Aufzunehmenden enthalten, vor: Die drei verschiedenen Grade, Functionen und Catechismen der Lehrlinge, Gesellen und Meister; die Zahl, woraus eine jede Classe bestehen darf; die Zeichen, an welchen sie sich unter einander erkennen müssen; die Oberen, welche den Vorsitz haben, und die Gesellschaft leiten müssen; die Zeit ihrer respectiven Versammlungen; die Errichtung eines Tribunals, um die Vorkommnisse, die zwischen den Logen entstehen können, und die Vergehungen der respectiven Glieder zu richten; und endlich jenes enge Band der Einheit, womit sich alle Glieder insbesondere und alle Logen insgemein anzusehen verbunden sind; und die vielen Ceremonien, die auf die strengste Art sowohl bei der Aufnahme in jeden der angezeigten Graden, als auch bei den Feierlichkeiten der Logen oder Versammlungen beobachtet werden müssen."

Balsamos Maurerei hatte, wie bemerkt, angeblich die Vervollkommnung des Menschen zum Zwecke. Er versprach seinen Anhängern, so bald sie einmal in den Meistergrad aufgenommen würden, mittelst einer moralischen und physischen Wiedergeburt zu dieser Vervollkommnung zu verhelfen. Thatsächlich ist es aber niemals zu solchen Aufnahmen gekommen, weil er in der Regel in den Vorstadien so grobe Betrügereien und Täuschungen verübte, daß er möglichst bald das Terrain zu räumen Anlaß fand.

Nachdem Balsamo in London für seine fernere Thätigkeit ein ganz neues Gebiet entdeckt hatte, benutzte er die neuerlangten Kenntnisse unverzüglich, um sich damit den ersehnten Gewinn zu verschaffen. Nebenher aber vernachlässigte er sein bisheriges Handwerk keineswegs. Wo es anging, verband er beides miteinander: grobe Beutelschneiderei mit der Mystik und dem Maurerthum. Wir werden sogleich sehen, wie ihm das gelang.

Hören wir indessen zuvor, was über die nun folgenden Lebensabschnitte des kühnen Gauklers Quellen berichten, deren wir noch nicht Erwähnung zu thun Gelegenheit gefunden haben.

Im Jahre 1785, und zwar kurz nach der Festsetzung Balsamos in die Bastille, erschien eine kleine Flugschrift, betitelt „Mémoires authentiques pour servir a l'histoire du comte de Cagliostro" (ohne Druckort), in welcher über den damals zu europäischer Berühmtheit gelangten Charlatan ganz überraschende Enthüllungen gegeben wurden. Niemand wußte recht, wer er war und woher er kam. Balsamos märchenhafte Selbstbiographie hatte die Unsicherheit nur noch größer gemacht. Man war sehr geneigt, ihn für einen außerordentlichen Menschen zu halten, der ein Vergnügen darin fand, sich mit dem Schleier eines undurchdringlichen Incognito zu umhüllen und dabei seine räthselhaften Kuren aus purer Liebhaberei oder aus Menschenliebe oder auch aus wissenschaftlichem Bedürfniß zu vollziehen. Diese Memoires zerstörten nun mit Einem Schlage diese Meinung, indem sie ihn als einen infamen Betrüger und Charlatan brandmarkten. Aus dem ganzen Tone, der in dieser Schrift herrschte, wurde ersichtlich, daß dieselbe von einem Anhänger des in die Halsbandgeschichte mitverwickelten Cardinals Rohan ausging und den Zweck verfolgte, des Letzteren Betheiligung an diesem Gaunerstück zu entschuldigen. Die

gedachte Schrift wurde im folgenden Jahre (1786) noch einmal, und zwar mit folgendem Titel abgedruckt: Mémoire pour servir à l'histoire du comte de Cagliostro au sujet de l'affaire du Cardinal de Rohan, evêque et prince de Strasbourg. A Strasbourg 1786." Das in Sachen der anonymen Schrift als Autorität geltende Dictionnaire von Barbier bezeichnet den damals in Kassel als Bibliothekar und Theaterdirector des Landgrafen fungirenden Marquis de Luchet als den Verfasser, und nach dieser Angabe findet sich auch in anderen bibliographischen Werken (unter anderen in der gewaltigen Bibliographie biographique universelle von der Firma Didot) der nämliche Nachweis über die Autorschaft jener Flugschrift, während in anderen Werken gleichen Genres nichts hierüber erwähnt wird.*) Dem Verfasser dieser Skizzen scheint diese Angabe Barbiers deshalb schon sehr zweifelhaft, weil die gedachte Schrift mit dem Hinweis auf das hohe Alter des Autors beginnt und daraus die Glaubhaftigkeit seiner Enthüllungen erweisen will: „Wer nur noch einen Augenblick zu leben hat, findet keinen Grund, etwas zu verschweigen." Luchet war im Jahre 1785 erst 42 Jahre alt! Es kommt aber auch noch ein andrer Umstand hierzu, der ganz zweifellos Luchets Autorschaft an jener Schrift dementirt. Luchet hat nämlich zu Ende der neunziger Jahre eine anonyme Broschüre geschrieben, die in französischer Sprache verfaßt war und in der deutschen Uebersetzung den Titel führt: „War Cagliostro der Chef der Illuminaten?" Ziemlich auf einer der letzten Seiten wird darin auch jener Mémoires authentiques gedacht und dabei bemerkt, dieselben seien sehr unzuverlässig gewesen. Wir sollten meinen, daß hieraus mit Gewißheit hervorgehe, daß Luchet nicht der Verfasser der letzteren gewesen ist. Genug, die Zuverlässigkeit der Schrift nach der Person ihres Verfassers beurtheilen zu wollen, möchte wegen der mangelhaften Ausweise über letzteren schwerlich gelingen. Von den zeitgenössischen Schriften wird diese Broschüre indessen mit allgemeinem

*) Strieders hessische Gelehrtengeschichte, die sich mit Luchet sehr eingehend beschäftigt und mir als das Zuverlässigste erscheint, was über ihn besonders betreffs seiner Kasseler Periode, geschrieben ist, weiß von diesem Memoire gar nichts. Eben so wenig die Biographie universelle von Michand und die France littéraire von Quérard — Werke von hoher Zuverlässigkeit und bibliographischer Gewissenhaftigkeit.

Vertrauen auf ihre Mittheilungen citirt. Wenn wir uns auf sie beziehen, so geschieht solches in denjenigen Fällen, in welchen die Kritik uns keine erheblichen Bedenken dagegen auferlegt.

Nach dieser Quelle also soll Balsamo sich während der folgenden beiden Jahre 1777 und 1778 an verschiedenen Puncten Deutschlands aufgehalten haben, ohne jedoch irgendwo längere Zeit zu verweilen. Sein römischer Biograph behauptet auch noch, Balsamo hätte Italien und Malta aufgesucht. Von seinen Thaten während dieser Zeit weiß man jedoch nur Unsicheres. Den letzten Schliff in der Gaunerkunst soll er sich nach diesen Irrfahrten beim Grafen St. Germain in Holstein angeeignet haben. Letzterer war halb Betrüger, halb alchemistischer Narr, der sich viel in der Welt umhergetrieben hatte, um den Stein der Weisen zu entdecken, und dann in Holstein, wie man annehmen muß, eine Art von Adeptenloge mit einigermaßen lascivem Cultus stiftete, deren Hauptzweck wohl der Genuß sinnlicher Freuden war. Es wird in dem gedachten Memoire ausführlich beschreiben, wie Balsamo sowohl als auch dessen Gattin eine Reihe von höchst phantastischen und sinnlich aufregenden Proben zu bestehen hatten, ehe sie vom Grafen für würdig befunden wurden, dessen Geheimnisse kennen zu lernen, die darin bestanden, die Leute auf noble Art mit Elixiren und spiritistischen Gaukeleien um ihr Geld zu prellen.

Balsamo hatte sich die Lehren des Meisters trefflich anzueignen verstanden und suchte nun ein Feld, um dieselben praktisch erproben zu können. Als das geeignetste Terrain erschien ihm hierzu Rußland. Er machte sich also im Jahre 1789 dorthin auf den Weg. Es schien ihm hierbei indessen von Nutzen, nicht die directe Route einzuschlagen, sondern auf benachbartes Jagdterrain noch einige kleine Abstecher zu unternehmen. Zunächst machte er im Haag einen kurzen Halt. Da er daselbst seine kabbalistische Wissenschaft herausstrich, prellte er einen Holländer, der in die Nummern des Lotto vernarrt war, um eine Summe von 4 bis 500 Thalern, indem er demselben einige Nummern als herauskommende angab. Der Holländer reiste nach Brüssel, um auf dieselben zu setzen, und in dieser Zwischenzeit räumte Cagliostro in aller Eile jene Stadt. Er kam nach Italien und begab sich nach Venedig, wo er den Namen eines Marquis von Pellegrini annahm. Hier machte er viel Wesens von seinen chemischen Geheimnissen und schlich sich bei

einem Kaufmanne ein, von dem er unter dem betrügerischen Vorwande, ihn die Kunst, Gold zu machen, den Hanf in Seide zu verwandeln und das Quecksilber fixiren zu lehren, 1000 Zechinen bekam. Dies war ein Beweggrund, Venedig und Italien unverzüglich zu verlassen und nun durch Deutschland nach Rußland zu eilen. — Unterwegs machte er die Bekanntschaft einer Anzahl Maurer. So namentlich in Nürnberg die eines vornehmen Cavaliers. Durch besondere Zeichen, die Balsamo dem Letzteren gab, wußte er in diesem den Glauben zu wecken, daß er (Balsamo) einen ganz besonders hohen Maurergrad inne habe und dieserhalb mit großer Ehrfurcht vor ihm erfüllt werde. Der Cavalier war so begeistert von Balsamo, daß er ihm einen kostbaren Brillantring zum Andenken schenkte. Von Nürnberg ging Balsamo nach Leipzig, wo er in die Loge zur strengen Observanz eingeführt wurde. Er gab sich in dieser Gesellschaft das gleiche Ansehen von Wichtigkeit, weswegen er denn auch von ihnen als ein Mensch von außerordentlichen Vorzügen, besonders in der Alchemie, gepriesen wurde. Man bezeigte ihm große Ehren und bewirthete ihn kostbar an der Tafel, welche stets nach ihrem Ritus drei zu drei mit Flaschen, Schüsseln, Gläsern und allen andern Sachen, zum Zeichen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, besetzt war. Bei seiner Abreise fand er seine Miethzinse schon bezahlt, und von einem Bruder Maurer erhielt er noch ein ansehnliches Geschenk an Geld. Man hielt an der Tafel allemal zugleich auch Loge und Cagliostro sprach von seinem egyptischen Systeme, behauptete die Ruchlosigkeit ihres magischen Ritus, und prophezeite ihnen, „daß insofern sie nicht davon abstünden, ihr Haupt, Namens Scieffort, vor Verlauf eines Monats von der Hand Gottes würde abgeholt werden."

Der mit Anführungszeichen versehene Satz ist dem ofterwähnten Buche des Pater Marcell wörtlich entnommen. Es kann wohl kaum zweifelhaft sein, daß unter der mit Scieffort bezeichneten Person der berüchtigte Schrepfer zu verstehen ist. Zur Gewißheit wird diese Annahme durch die dann folgende Bemerkung. Marcell berichtet nämlich, als Cagliostro in Mitau angelangt sei, habe sich jener Scieffort in der That durch einen Pistolenschuß aus der Welt geschafft. Es ist in der That höchst auffällig, daß Balsamo diese Katastrophe voraussagen konnte und läßt den Verdacht aufsteigen,

daß er von den Jesuiten, denen Schrepfers Treiben nachgerade unbequem zu werden begann, mit einer Warnung an diesen abgesandt sein mochte, der vielleicht die Drohung beigefügt war, man werde ihn, falls er noch ferner seine Rolle spiele, entlarven. Wie dem auch sei, dieses merkwürdige Zusammentreffen muß die Vermuthung, auch Cagliostro sei ein Diener jener geheimen Gesellschaft gewesen, fast bis zur Gewißheit steigern*). Von Leipzig ging er nun über Berlin nach Danzig und dann nach Königsberg, wo er überall die Logen besuchte.

Bevor wir nun seine Abenteuer in Rußland belauschen, machen wir mit ihm zugleich in Königsberg eine kurze Station. Der dort wohnende Bischof Borowski, der kurz nach der Gefangennehmung Balsamos in Rom (im December 1789) ein kleines, mit kritischem Blick und genauer Combinirung aller über Balsamo vorhandenen Nachrichten geschriebenes Büchelchen unter dem Titel „Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abenteurer unseres Jahrhunderts", Königsberg 1790, veröffentlichte, beschreibt uns das dortige Auftreten des „Grafen" in folgender Weise:

„Er ward in den Zeitungsblättern als ein einpassirter Fremder, der von Rom nach Petersburg ginge und im Gasthause bei Schenken in der Kehrwiedergasse wohne, angekündigt. Aber — Gott weiß woher? — er machte hier keine besondere Sensation; man kannte ihn noch zu wenig, und er schien es gar bald zu merken, daß hier bei uns kein Boden wäre, auf dem sein etwa auszustreuender Samen hundertfältige Frucht bringen werde. Auf den Pöbel konnte er nichts wirken, weil er nicht predigen konnte, wie einige Jahre darauf ein Charlatan minoris ordinis, der Pseudo-Freiherr v. Mortzini that, dem man zu Liebe Klingsäckel und Schalen, die in der Sackheimschen Kirche herumgetragen wurden, anfüllte. Cagliostro kam wohl in die Häuser einiger Vornehmen, aber einer von ihnen, der viel galt, behinderte seine ferneren Einflüsse. Der verstorbene Staatsminister

---

*) Der einzige allerdings hier nicht aufzuklärende Widerspruch liegt in den Zeitangaben. Nach der römischen Quelle muß dieses Zusammentreffen im Januar 1779 stattgefunden haben. Nun ist aber der Selbstmord Schrepfers im October 1774 erfolgt. Möglich, daß also Marcell die Chronologie verwirrt hat.

und Kanzler v. Korff, der, wo er seinen Blick einmal parteilos hineinwarf, sehr richtig sah und dann, was er sah, sehr freimüthig sagte, erklärte sich in einem Cirkel von Angesehenen: „Kinder, der Kerl ist wahrhaftig ein verkleideter Bedienter, traut ihm nicht!" Und ein andermal: „Er mag den Henker ein Graf oder dergleichen sein; ein Jesuit oder Emissär von ihnen mag er allenfalls sein." Und die Pöbelhaftigkeit seiner Sitten machte dies auch mehr als wahrscheinlich. Er ward nur von ein paar Personen, die dessen ungeachtet von ihm wenigstens etwas Unterscheidendes erwarteten, besucht und diese fanden auch bei ihm keine Befriedigung. Er fuhr wohl vor die Thüren einiger Männer von Ansehen unter uns vor, ward nicht angenommen, und unwillig verließ er nach einem kurzen Aufenthalte Königsberg, wo er keine That noch Zeichen thun konnte, weil man keinen Glauben zu ihm hatte."

Wenn Balsamos Berückungsversuche diesmal an dem gesunden Sinne der Mitbürger Kants scheiterten, so glückten ihm selbige desto vollkommener auf seiner nächsten Etappe zu Petersburg, in Mitau. Wenn überhaupt über die Art und Weise Genaueres bekannt geworden ist, mit der Balsamo in dieser zweiten Periode seines fahrenden Schwindlerthums zu Werke gegangen ist, um die Gemüther zu bethören und daraus Nutzen zu ziehen, so verdanken wir diese Kenntniß den verdienstlichen Aufzeichnungen einer eben so edlen als gewissenhaften Frau, der bekannten Freifrau v. d. Recke, geb. Gräfin von Medem. Wer sich über die Schicksale dieser von ihren Zeitgenossen ebensowohl ihres trefflichen Charakters wie ihrer schriftstellerischen Begabung wegen geschätzten Frau näher unterrichten will, den verweisen wir auf die bei Brockhaus erschienenen „Zeitgenossen", Stück 11, und auf eine bei Kühtmann in Bremen soeben erschienene Lebensbeschreibung, von Ludwig Brunier.

Diese Dame nun hat uns in einem mit großer Gewissenhaftigkeit geführten Tagebuche, das sie später behufs Herausgabe mit kritischen Bemerkungen versah, eine höchst interessante und bis ins kleinste Detail ausführliche Beschreibung der von Balsamo während seines Aufenthalts in Mitau vorgenommenen „magischen Operationen" hinterlassen, aus der wir ein Lebens-Portrait von unserem Abenteurer uns zu bilden in den Stand gesetzt werden.

Die Verfasserin der gedachten Schrift gehörte anfangs zu den treuesten Anhängern Balsamos. Ihr ganzes psychisches Leben war von frühester Jugend an zur stillen Betrachtung, zu sinnigem Nachdenken über die edelsten Ziele des menschlichen Daseins herangezogen worden. Außerdem war sie eine zarte Natur, von weicher, tiefempfindender Gemüthsart, der ein frommer, kindlich-reiner Sinn innewohnte. Ihr ganzes Wesen, das von Natur schon zur Schwärmerei hinneigte, wurde durch eine trübe Jugend und frühzeitige harte Lebensschicksale für sentimentale Beschaulichkeit noch mehr empfänglich gemacht, für die sie ohnedies in Folge ihres zart organisirten Nervensystems von Hause aus angelegt war.

Unter solchen Umständen wird man es begreiflich finden, daß ein sonst so aufgeweckter und reger Geist, wie der der Frau v. d. Recke notorisch gewesen, derart in die Gefangenschaft eines Balsamo gerathen konnte, daß für die erste Zeit alle, selbst die geschicktesten Versuche, ihn daraus zu befreien, erfolglos blieben.

Balsamo, der im Februar 1779 in Mitau erschien, wußte sich sehr bald über diejenigen Persönlichkeiten, welche seinen Zwecken dienstbar werden konnten, die nöthigen Aufschlüsse zu verschaffen. Man nannte ihm in erster Reihe darunter das gräflich Medem'sche Haus, den Vater und den Oheim der Freifrau, die beide dem Freimaurerorden angehörten und zudem seit mehreren Decennien als eifrige Anhänger der Alchemie und der damit verwandten Magie bekannt waren. Schwerlich konnte sich Balsamo passendere Männer wünschen, als grade die genannten, die zu der höchsten und einflußreichsten Aristokratie Kurlands gehörten. Er wandte sich daher sofort an sie, um sie für sich zu gewinnen.

Während er in Spanien und England als preußischer Oberst auftrat, wählte er hier die Maske eines spanischen Offiziers, offenbar wohl in der Absicht, um durch diese Eigenschaft noch mehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Bei seinem ersten Besuch im Medem'schen Hause gab er sich sogleich für einen Freimaurer aus und fügte dabei hinzu, er sei in wichtigen Missionen von seinem Orden nach dem Norden gesandt und in Mitau an Herrn v. Medem, damals Meister vom Stuhle, gewiesen. „Mein Oheim," so erzählt die Freifrau v. d. Recke weiter,

„stellte ihn als einen erfahrenen und kenntnißreichen Maurer dem Herrn Ober-Burggrafen v. d. Howen und meinem Vater vor. Nach einigen Gesprächen, welche diese Herren und der Herr Major v. Korff mit Cagliostro hatten, wurden sie alle sehr von ihm eingenommen. Kaum merkte ich dieses, so suchte auch ich nebst meiner Tante, Gräfin von Kaiserlingk, und Cousine Gräfin Medem diesem Fürsten der Geheimnisse näher zu kommen. Er und seine Frau wußten mit vieler Verschlagenheit unsere Ideen von sich zu vergrößern und unsere Erwartungen zu spannen. Wir wurden bald nicht nur seine gläubigen Jüngerinnen, sondern führten ihm noch mehr Anhänger zu. Er wandte nun ein neues Mittel an, um uns in nähere Verbindung zu bringen und zugleich leichter auf unsere Gemüther einzuwirken. Er sagte mir, er sei von seinen Oberen gesandt mit der Vollmacht, als Großmeister eine Loge d'adoption oder eine Freimaurerloge, in welche auch Frauen aufgenommen werden könnten, zu gründen." Das Project wurde in der That ausgeführt und es traten zu dieser neuen Loge nicht nur die vorerwähnten, sondern auch noch eine Anzahl anderer hochgeachteter und dazu auch wissenschaftlich gebildeter Personen hinzu; die letzteren zum größeren Theile wohl aus Neugierde und um Balsamo auf Betrügereien zu ertappen, denn in der That hielten einige von dieser Gesellschaft den Wundermann gleich von vorn herein für einen Galgenvogel. Ganz erstaunlich und unerklärlich bleibt die Vertrauensseligkeit des von Natur doch stark reservirten Adels. Niemandem kam es bei, vor der Anknüpfung eines engeren Verkehrs mit dem Fremden dessen Legitimation zu prüfen oder sich auf andere Weise Bürgschaften für die Reellität dieses Menschen zu verschaffen. Wie es scheint, mochte die Mitgliedschaft des Freimaurerordens über alle Bedenken hinwegleiten, zu denen das Auftreten Balsamos unter allen Umständen den gegründetsten Anlaß bot. Weiß man doch aus den Mittheilungen verschiedener Augenzeugen, daß Balsamo weder orthographisch schreiben noch auch correct sprechen konnte; daß er das Italienische mit einem abscheulichen sicilianischen Accent und das Französische höchst unedel aussprach, und daß seine Manieren oft roh und brutal, ja zuweilen sogar empörend gemein waren! „Das Ungeschliffene in seinen Manieren, das wir wohl bemerkten, setzten wir auf Rechnung seines vorgeblichen langen Aufenthalts in Medina und Egypten," bemerkt mit Bezug

hierauf die Frau v. d. Recke ziemlich naiv. Uebrigens wußte Balsamo, dem eine ziemliche Menschenkenntniß und einiger Beobachterscharfblick nicht abgesprochen wird, sehr wohl, wie er seine Rolle den Mitspielern anzupassen hatte, und hütete sich daher weislich, in sittlicher Hinsicht eine Blöße zu zeigen; ja er ging noch weiter, indem er sogar den strengen Sittenrichter herauskehrte und stets mit besonderer Geflissentlichkeit Tugendlehren und Sittenpredigten hören ließ. Als Endzweck aller seiner Operationen bezeichnete er die Heranbildung seiner Schüler für das Gute, wobei er alle Eigennützigkeit mit strengen Worten verpönte; er wolle sie, sagte er, durch die Unterweisung in seinen Geheimnissen zur höheren Glückseligkeit führen und sie die Erkenntniß der Wahrheit lehren.

Zum Beweise, daß er mit höheren Kräften in Verbindung stehe und demnach eine Befugniß besitze, die von ihm angestrebte Loge ins Leben zu rufen, machte er sich anheischig, eine Art von Probelection abzulegen. Da die Manier, in der er hiebei zu Werke ging, für seine sämmtlichen Operationen als charakteristisches Beispiel gelten kann, so lassen wir die Beschreibung davon in einiger Ausführlichkeit hier folgen.

Nachdem Balsamo einige chemische Experimente im Beisein der früher erwähnten Persönlichkeiten ausgeführt, versprach er diesen eine magische Probe. Zu derselben bediente er sich eines sechsjährigen Knaben aus dem Medem'schen Hause, dem er die Hand und das Haupt mit dem „Oel der Weisheit" salbte und dann einen Psalm vorsprach. Nachdem der Knabe auf diese Art zum „Sehen" geweiht worden (wobei er in starke Transspiration gerieth), schrieb ihm Balsamo einige mystische Züge auf den Kopf und in die Hand und gebot ihm dann, in letztere hineinzuschauen. Hierauf fragte er den mitanwesenden Vater, welche Erscheinung dieser zu haben wünsche. Letzterer bat den Magier, er möge dem Knaben, damit dieser nicht zu sehr erschrecke, die Mutter und Schwester, die zu Hause sich aufhielten, zeigen. Die Beschwörung wurde wiederholt und etwa zehn Minuten später rief das Kind, es sähe Mutter und Schwester. Dabei habe Balsamo gefragt: Was macht Ihre Schwester? worauf der Knabe antwortete: Sie greift sich nach dem Herzen, als wenn ihr da etwas wehe thäte. Nach einer Weile habe der Kleine gerufen: „Jetzt küßt meine Schwester meinen

Bruder, der eben nach Hause gekommen ist." Der ganze Hokuspokus, der mit allem Aufwande an mystischen Veranstaltungen zur Ausführung gebracht wurde, machte auf die Anwesenden trotz seiner Plumpheit einigen Eindruck, weil sie daraus die Allmacht des Magiers zu erkennen glaubten. Als man nämlich in der betreffenden Familie nachfragte, hörte man, daß der Mutter des Knaben in der That unwohl gewesen sei, und daß zur Zeit des Experiments ein abwesender Sohn, dessen Ankunft man keineswegs erwartet hatte, zu Hause eingetroffen war. Obwohl allerdings eine unglaubliche Dosis von Aberglauben und geistiger Beschränktheit dazu gehört, um derlei Albernheiten, wie sie Balsamo ausführte, für baare Münze zu nehmen, so muß andererseits auch wieder in Rücksicht gezogen werden, daß damals der Glaube an übernatürliche Kräfte gewisser von der Vorsehung bevorzugter Menschen selbst unter den Gebildeten nicht gerade selten zu finden war. Spukte doch damals die Rosenkreuzerei, mehr aber noch das Illuminatenwesen, von dem man sich allerhand ungeheuerliche Dinge in die Ohren raunte und dessen geheime Anhänger man allenthalben wittern wollte. Wenn man bedenkt, daß der bekannte Hofprediger Stark sich selbst allen Ernstes für einen großen Magier ausgab, der mit Geistern in Verbindung stehe, wenn ferner Schlosser steif und fest an Geisterspuk glaubte und diese Alfanzereien Balsamos, die Letzterer hundertfältig variirte, aber im Ganzen doch stets in derselben Manier zum Besten gab, öffentlich vertheidigte, so wird man die von Balsamo Bethörten einigermaßen entschuldigen.

Nach dieser Probe stand der Stiftung einer neuen Loge kein Hinderniß mehr im Wege. Balsamo ertheilte den Mitgliedern derselben in der Regel in magischen Vorlesungen seine Lehren, wobei er sich fast immer einzelner Bibelstellen zur Grundlage für die Vorträge bediente. Der Refrain seiner Betrachtungen lief in der Regel darauf hinaus, man müsse streben, durch Tugendübung sich den Unsichtbaren zu nähern, um dann von ihnen mit geheimen Kräften begabt und in den Stand gesetzt zu werden, wie Christus und Elias (!) das Gute allenthalben zu üben. Den öfteren Fragen seiner Schüler, wie solches geschehen würde, begegnete er ausweichend mit dem Hinweise, ihnen würde solches offenbar werden, wenn sie den höchsten maurerischen Grad erlangt hätten.

Mit welcher Frechheit er auch noch auf andere Weise seine Gläubigen zu verblenden wußte, beweist folgende Schatzgräber-Episode. Am Tage, an welchem die neugebildete Loge den obersten Grad erhielt, kündigte Balsamo an, er habe von seinen „Oberen" — auch hier sprach er stets mit besonderer Affectation von den „geheimen Oberen" — weitere Weisungen erhalten. Dieselben hätten ihm u. A. den Ort gezeigt, an welchem wichtige magische Schriften und Werkzeuge vergraben sein sollten; er bezeichnete ein dem Herrn v. Medem gehöriges Landgut — das in der unmittelbaren Nähe von Mitau lag. Daselbst habe vor 600 Jahren ein großer Magier gelebt, der dort, weil seine Nachfolger Hang zur Nekromantie gehabt, in einem Walde wichtige magische Instrumente nebst sehr großen Schätzen vergraben habe, und diese würden nun auch von den Anhängern des bösen Princips oder den „Nekromantisten" gesucht. Einer dieser Nekromantisten (es war Professor Stark gemeint) sei schon seit einiger Zeit in Kurland, nur hätten dessen dienstbare Geister den Ort noch nicht ausfindig machen können, wo der große Magier diese für das Wohl der Menschheit so interessanten Sachen vergraben habe.

Er hoffte, der große Baumeister der Welten werde seinen Fleiß segnen und ihn den Glücklichen sein lassen, der diese Sachen hebe. Er müsse es gestehen, daß dieses Unternehmen eines der gefährlichsten Dinge dieser Welt sei, weil alle bösen Geister sich gegen ihn aufthun würden, um ihn zum bösen Principe hinabzuziehen. Sobald die Schätze in die Hände der schwarzen Magier kämen, würde es die traurigsten Folgen für die Welt haben, und Jahrhunderte würden vergehen, bevor unser Erdball von den Plagen, die mit dieser Revolution verbunden wären, gesäubert sein würde. Man sollte also seine Gebete mit denen Balsamos vereinigen, um vom Ewigen Stärke für ihn zu erflehen, damit er den Versuchungen der bösen Geister widerstehen könne. Nachdem er diese Entdeckung gemacht, zeichnete er auf einem Papier die Gegend ab, wo die Sachen vergraben lägen, und beschrieb genau die Lage des Waldes, obwohl er niemals auf jenem Gute zuvor gewesen war.

Als die Gesellschaft später am Orte der Bestimmung anlangte, schickte sich Balsamo zunächst an, das Vorhandensein des angeblichen Schatzes festzustellen, wobei er sich abermals jenes kleinen Knaben

bediente, dem er verschiedene Erscheinungen zu zeigen vorgab. Der Knabe sah nun Alles so, wie es Balsamo im voraus beschrieben, und sagte aus, er sehe die Erde geöffnet und darin viel Gold und Silber und Papiere ꝛc. Nachdem dieser erste Act des Werkes beendet worden, ließ Balsamo einige Wochen vergehen und machte sich dann daran, den bösen Geist, der die Schätze bewachte, zu fesseln, was abermals mit Hülfe jenes Knaben und im Beisein der bekannten Logenmitglieder geschah. Den Schatz selbst versprach er nach Verlauf einiger weiteren Wochen zu heben; sein Versprechen hat er jedoch nicht einmal zum Scheine zu halten versucht, denn als später der Termin der Hebung herangekommen war, weilte Balsamo bereits in Petersburg.

Noch ein anderes „magisches Experiment" vollzog er im Hause des Herrn v. Medem und in Gegenwart einiger anderen Logenmitglieder. Er ließ sich zunächst die Taufnamen zweier Personen, von denen die eine verstorben war und der Familie Medem angehörte, nennen und schrieb dann die Anfangsbuchstaben derselben auf ein Stück Papier, zwischen die letzteren aber allerhand mystische Zeichen. Dann ließ er die Anwesenden aus dem Zimmer, in welchem er sich befand, heraustreten, schrieb allerlei nieder und verbrannte schließlich die Schriftstücke. Hiernächst trat er in das Nebenzimmer, wo die Gesellschaft seiner harrte, und verlangte, man möchte den mehrerwähnten kleinen Knaben veranlassen, ihn zu bitten, daß er (Balsamo) diesem abermals einige Erscheinungen zeige. Man willfahrte Balsamo und dieser nahm nun den Knaben auf den Schooß, rieb ihm mit der Asche der vorhin verbrannten Papiere den Kopf, küßte ihn und sagte dann: „Kind, auch du kannst noch einst ein großer Mann werden. Komm, mein Junge, du sollst Dinge von großer Wichtigkeit schauen." Dann führte er den Kleinen in das Zimmer, in welchem er zuvor geschrieben hatte. Dort war nichts vorhanden als die nöthigen Möbel. Auf einem Schreibtische standen zwei Leuchter mit angezündeten Kerzen und zwischen den Kerzen lag ein mit allerhand Zeichen beschriebener Bogen Papier. Als nun das Kind im Zimmer war, machte Balsamo die Thür desselben zu und sagte zu dem Letzteren, es solle nur ruhig warten, bis die schönen Sachen, die er ihm versprochen, ankommen würden; es solle sich vor nichts fürchten; selbst wenn im andern Zimmer Lärm entstehen sollte, hätte das nichts zu bedeuten. Die An-

wesenden saßen im Kreise der zugemachten Thür gegenüber. Balsamo stand mit einem entblößten Degen in der Hand in der Mitte des Zimmers und gebot Allen Stillschweigen, Ernst und Andacht. Darauf machte er mit dem Degen einige Charaktere an der Thür des Zimmers, in welchem das Kind war, dann stampfte er mit den Füßen, bald auf die Erde, bald an die Thür, schrieb mit dem Degen Charaktere in die Luft, murmelte allerlei Namen und Worte her, die Keiner verstand, die aber wiederholt aus den Wörtern Helion, Melion, Tetragrammaton bestanden, und benahm sich auch sonst wie ein Unsinniger. Als nun mitten in dieser Operation eine von den anwesenden Personen ihren Sohn in das Nebenzimmer schickte, um nachzusehen zu lassen, ob auch die Thüren dicht geschlossen seien, gerieth der Thaumaturg in einige Ekstase und rief mit erheucheltem Schrecken den Anwesenden zu, sie möchten sich nicht rühren, weil Alles, er mit eingeschlossen, in die größte Gefahr gerathen könnte. Dann verdoppelte er sein Fußstampfen, schrie mit starker Stimme einige unbekannte Laute heraus, machte allerlei Figuren in der Luft und zog nun einen neuen magischen Kreis um die Gesellschaft, da der erste ja durchbrochen worden war. Er selbst blieb in demselben stehen und sagte dann unter schrecklichen Drohungen, daß Alle unglücklich werden müßten, wenn auch nur Einer von ihnen sich rührte und sprechen würde, und fing nun von Neuem seine Beschwörungen an. Dem Kleinen gebot er jetzt durch die geschlossene Thür des Nebenzimmers niederzuknieen, ihm Alles nachzusprechen, und nicht eher aufzustehen, als bis er eine Erscheinung gehabt. Darauf schrieb er mit dem Degen abermals allerhand Zeichen in die Luft und fragte dann das Kind, was es sähe. Kind: Ich sehe einen schönen Jungen, der mir das letzte Mal im Walde die Erde öffnete. Cagliostro: Gut. Bitten Sie nun den Jungen, daß er Ihnen den Herrn v. N. N. vorzeige und zwar mit Ketten um den Hals und an Händen und Füßen. Kind: Ich sehe Herrn v. N. N., er sieht sehr verdrießlich aus und ist an Händen und Füßen, auch am Halse gefesselt. Cagl.: Was sehen Sie jetzt? Kind: Der kleine Junge zieht die Kette um den Hals immer fester zusammen. Cagl.: Wo ist Herr v. N. N. jetzt? (Hier nannte das Kind das Landgut dieses Herrn, das einige Meilen von der Stadt entfernt lag.) Cagl.: Gebieten Sie, indem Sie mit dem Fuße die

Erde stampfen, daß Herr N. N. verschwinden soll, und bitten Sie den schönen Jungen, daß er Ihnen den Bruder der Cousine v. d. Recke zeigen solle. Kind: Der Bruder ist da. Cagl.: Sieht er munter oder traurig aus? wie ist er gekleidet? Kind: Er sieht vergnügt aus und hat eine rothe Uniform an. Cagl.: Sagen Sie ihm, er soll Ihnen auf meine Gedanken ein Zeichen mit „Ja" oder „Nein" geben. Kind: Er sagt Ja. Cagl: Was thut er jetzt? Kind: Er legt die Hand aufs Herz und sieht mich freundlich an. Cagl.: Was wollen Sie jetzt sehen? Kind: Das kleine Mädchen, welches wie Ihre Gemahlin aussieht und welches Sie mir das letzte Mal zeigten. Cagl.: Was sehen Sie jetzt? Kind: Das kleine Mädchen ist da. Cagl.: Fassen Sie das Mädchen um und küssen Sie es; bitten Sie dasselbe dann, daß es Ihnen den Wald zeige. (Man hörte nun, wie das Kind die Erscheinung küßte.) Kind: Ich sehe den Wald und darin einen abgehauenen Baum. Cagl.: Bitten Sie das Mädchen, daß sich die Erde öffne. Kind: Die Erde ist offen und ich sehe fünf Leuchter, Gold, Silber und allerhand Papiere, rothes Pulver und auch Instrumente von Eisen. Cagl.: Nun lassen Sie die Erde wieder zumachen, den ganzen Wald verschwinden, das Mädchen auch, und sagen Sie mir, was Sie dann finden. Kind: Alles ist verschwunden, und jetzt sehe ich einen schönen, langen Mann, er hat ein weißes, sehr langes Kleid an und ein rothes Kreuz auf der Brust. Cagl.: Küssen Sie die Hand dieses Mannes und lassen Sie Sich von ihm küssen. (Man hörte beide Küsse.) Nun gebot Balsamo dem Manne, der Schutzgeist des Knaben zu bleiben, sprach dann in einem unverständlichen Kauderwälsch verschiedene Worte, stampfte mit den Füßen gegen die Thür, ließ den Knaben heraustreten und verfiel dann im nächsten Augenblick in eine Art von krampfhafter Ohnmacht. Als er auf die Bemühungen der Umstehenden sich wieder erholt hatte, gebot er Allen Stille und Ernst und ging dann in das Zimmer, wo das Kind die Erscheinungen gesehen hatte, schlug die Thür hinter sich zu und fing nun mit lauter Stimme an, eine unverständliche Sprache zu reden. Zuletzt hörte man ein dumpfes Getöse, dann kam der Geisterbanner wieder ganz ruhig heraus und sagte mit triumphirender Miene, er wäre dem Herrn v. N. N. eine Strafe schuldig gewesen und hätte den Letzteren nun in der That gezüchtigt. Man würde es morgen

erfahren, daß Herr N. N. in der Stunde, da das Kind ihn als Erscheinung mit Ketten am Halse gesehen, an Würgen am Halse und heftigen Gliederschmerzen krank gewesen wäre. Des andern Morgens hörte man in der That, daß die Prophezeiung Balsamos richtig gewesen war. Frau v. d. Recke macht hierbei die Anmerkung, man wäre schon damals der Meinung gewesen, Balsamo habe dem Herrn N. N. am Tage vorher eine bösartige Medicin unvermerkt eingegeben, denn er habe am Tage zuvor mit Herrn v. N. N. zusammen zu Mittag gespeist und sich dabei durch Herrn N. N. beleidigt geglaubt. Als er nun von diesem in das Medem'sche Haus zurückkehrte, habe er voll Wuth geäußert, Herr N. N. sollte schon noch seine Macht fühlen und von ihm gestraft werden.

Fragt man nun nach den eigentlichen Zielen seines Auftretens in Mitau, so war sein Hauptzweck wohl der, durch die Empfehlungen seiner Logenmitglieder — es war unter denselben die höchste und in Petersburg sehr einflußreiche Aristokratie von Kurland vertreten — in Petersburg die Hofkreise und speciell die Kaiserin Katharina zu gewinnen. Zu diesem Zwecke hatte er bereits von langer Hand den Plan vorbereitet, die ihm unbedingt ergebene Freifrau v. d. Recke mit Einwilligung deren Eltern nach Petersburg mitzunehmen, wo sie die Begründerin einer großen Landesloge werden sollte, in welche man auch die Kaiserin aufzunehmen hoffte. Gewiß war dieser Plan nicht ohne Aussichten. Denn es hätte ohne Zweifel auf die Petersburger Aristokratie einen sehr empfehlenden Eindruck gemacht, wenn eine der ersten Familien Kurlands ihre Tochter dem Wundermann anvertraute. Daß er neben diesen weitergehenden Absichten auch das Näherliegende nicht vernachlässigte und die Mitglieder der neuen Loge pecuniär auszunutzen bedacht war, bedarf wohl nach den Antecedentien dieses geriebenen Industrieritters keiner besonderen Versicherung. Allerdings mußte er hier bei weitem vorsichtiger zu Werke gehen, um nicht gegen sich Verdacht aufkommen zu lassen. Lebte er doch ohnedies schon ganz von der Gastfreundschaft der Familie Medem, in deren Hause er wohnte und von der er alles erhielt, was er sonst wünschte. In der That wußte er dann auch hier auf feinere Art auf die Erkenntlichkeit seiner Gastfreunde zu speculiren und dadurch ansehnliche Summen zu erlangen. So erhielt er von dem Ober-Burggrafen v. Howen ins-

geheim ein Geschenk von 800 Ducaten und einen prächtigen Brillantring, und wie sich vermuthen läßt, waren auch die anderen Mitglieder der neuen Loge gegen ihn nicht weniger freigebig. Bemerkenswerth bleibt dabei indessen, daß er sich gegen seine Lieblingsschülerin, die Frau v. d. Recke, einer an ihm ungewohnten Uneigennützigkeit befleißigte. Kurz vor seiner Abreise nach Petersburg wurde nämlich von den ungewöhnlich großen Perlen gesprochen, welche die Herzogin von Kurland verschiedene Male zur Schau getragen hatte. Balsamo versicherte dabei, er kenne diese Perlen ziemlich genau, da er sie, um einem bankerotten Freunde in Holland aufzuhelfen, aus den kleinen schiefen Perlen seiner Frau zusammengeschmolzen (!) habe. Frau v. d. Recke brauchte damals ebenfalls zu einem wohlthätigen Zweck eine gewisse Summe Geldes und brachte nun in der Stille ganz treuherzig dem Perlenkünstler ihre Perlen, damit er sie vergrößern und dann verkaufen möchte, wobei sie ihm den Ueberschuß der von ihr gewünschten Summe überlassen zu wollen versprach. Balsamo bedauerte, darauf nicht eingehen zu können, weil zu jenem Processe mindestens sechs Wochen Zeit gehörten. Er wurde nun ersucht, die Perlen mit nach Petersburg zu nehmen und sie dort umzuformen, was er jedoch ebenfalls ablehnte. Wahrscheinlich hatte er im Sinne, seine Mitauer Adepten noch einmal später zu benutzen, und sah sich deshalb vor, dieselben bei ihrem guten Glauben zu erhalten.

Seinen Hauptzweck, nämlich Frau v. d. Recke zur Theilnehmerin an seiner Expedition nach Petersburg zu gewinnen, erreichte er freilich nicht, und zwar in Folge seiner eigenen Unvorsichtigkeit.

Balsamo ließ nämlich seine Jünger zu wiederholten Malen merken, daß er außer seinen theosophisch-mystischen Kenntnissen auch mancherlei Wundermittel besäße. Von der rothen Materie, die das Mittel war, um alle Metalle in Gold zu verwandeln, und die er eben als den Endzweck aller theosophischen Uebungen und Studien hinstellte, aber nur Denen verhieß, die selbige nicht zur eigenen Bereicherung, sondern zur Uebung der Tugend und guter Werke, zum Wohle der anderen Mitmenschen anzuwenden bereit wären, war natürlich in seinen mystischen Lectionen am häufigsten die Rede. Außerdem aber erwähnte er auch zum öftern eines Mittels, durch welches man befähigt würde, das menschliche Leben bis in die Unendlichkeit hinauszuschieben, so

zwar, daß ein Sterben allerdings erfolge, daß jedoch solches nur ein scheinbares Aufhören des Lebens bedeute, während der Mensch in Wirklichkeit in höherer Organisation weiter fortlebe und gewissermaßen im Stadium der Verklärung auf dieser Erde oder auch auf anderen Weltkörpern weiterexistire. Nebenher rühmte er sich auch der Kunst, aus Flachs Seide anfertigen zu können, und lehrte dieselbe auch einige seiner Getreuen; worin sie bestand, ist nicht näher angegeben. Uebrigens übte er diese Kunst auch schon bei seinen Irrfahrten mit dem Sicilianer in Afrika (angeblich) und Italien. Bei einer seiner Vorlesungen sprach er nun auch über die Möglichkeit, Frauen durch magische Mittel zur sinnlichen Liebe selbst wider ihren Willen geneigt zu machen, und gab hierauf bezügliche Anleitungen. Dieser unbegreifliche faux-pas erfüllte die äußerst sittenstrenge und in dieser Beziehung sehr scrupulöse Frau mit Einem Male so sehr mit Abscheu gegen den Meister, daß sie fürchtete, er sei bereits der Uebermacht der schwarzen Geister zum Opfer gefallen, und daraus ein tiefes Mißtrauen gegen ihn faßte. Noch mehr wurde dasselbe genährt, als er ein anderes Mal über 1 Mos. VI. 2. und 4. als Text seine Lehren der Dämonologie zum Besten gab, die das Zart- und Schamgefühl der Dame auf das empfindlichste beleidigten. Als er von seinen Schülern darob derb zurechtgewiesen wurde, wußte er sich mit erheuchelter Freude über deren Sittlichkeitsgefühl sofort mit der Ausrede zu helfen, er habe sie in diesem Puncte prüfen müssen. Diese Vorgänge hinterließen in der Seele der Frau v. d. Recke eine anhaltende Verstimmung. Nicht sowohl weil sie den Meister als einen Betrüger erkannte, sondern weil sie ihn den finsteren Mächten verfallen glaubte, von deren Anfechtungen Balsamo so oft mit scheuer Besorgniß gesprochen hatte. Sie wollte unter solchen Umständen sich nicht den Gefahren einer solchen Genossenschaft aussetzen und lehnte daher die gewünschte Theilnahme an der Reise sehr entschieden ab.

Balsamo nahm nun, als der Tag für seine Abreise, die er auf höheren Befehl seiner Oberen beschleunigt zu haben vorgab, herangerückt war, von seinen Getreuen mit einer gut gespielten Bewegung Abschied, verhieß einem jeden von ihnen einen Wirkungskreis, durch welchen seine Fähigkeiten zum Wohl der Welt ausgebildet werden sollten, und stellte Einigen Schätze, Gesundheit und langes Leben in Aussicht.

Alle aber forderte er auf, für ihn zum Schöpfer aller Dinge zu flehen, daß er sein angefangenes Werk gut vollenden und zu immer höherer Vollkommenheit steigen möchte. Die Schüler trennten sich von ihrem Meister mit gemischten Empfindungen. Einige von ihnen mochten ihn schon damals für einen Charlatan halten, Andere erblickten in ihm das Opfer der schwarzen Magie. Wie viele noch bei seinem Scheiden von der Autorität und Unfehlbarkeit des schlauen Gauners geblendet waren, wird nicht gesagt. Viele dürften es nicht gewesen sein.

Wenn wir noch einen Rückblick auf diese Episode in Balsamos unstetem Leben werfen, so muß vor allen Dingen die Leichtgläubigkeit und das blinde Vertrauen in Erstaunen versetzen, das man auch hier dem Betrüger entgegenbrachte, und zwar um so mehr, als die Betheiligten meist akademisch gebildete Leute waren und Welt- und Menschenkenntniß genug besaßen, um zu beurtheilen, mit wem sie es zu thun hatten. Wenn gleichwohl das blinde Vertrauen über ihr Urtheil den Sieg davontrug, so lag das wohl zumeist in der eigenartigen Stimmung und Strömung der Zeit. Der Wunder- und Gespensterglaube, theosophische Phantastereien und magische Speculationen, verbunden mit alchemistischen Grübeleien, waren eine Modekrankheit, der selbst der aufgeklärtere Theil der Menschheit unterworfen war und die in einer Menge geheimer Gesellschaften, die nach maurerischem Ritus organisirt, oft auch wohl selbst wirkliche Logen waren, ihre Pflegestätte fanden. Wenn auch nicht alle Anhänger dieser sonderbaren Leidenschaft für die Mystik an die Erfolge derselben glaubten, so trieb dennoch die Neugier und der eigenthümliche Hang zum Wunderbaren Viele in diese Kreise, in denen Mancher nachträglich noch zum Proselyten wurde. Die Wunder Swedenborgs, die in aller Welt Munde waren und über die sich die Gelehrten in zahllosen Zeitschriften herumstritten, der Fanatismus seiner Jünger, die aller Orten Logen zu stiften suchten, um den Swedenborgianismus zu cultiviren, und die besonders in England und Frankreich mit vielem Erfolge wirkten, das Auftreten einer Reihe von Zauberkünstlern, Wunderärzten, Magnetiseurs und Geisterbeschwörer — alles dieses zusammengenommen hatte der Zeit eine mystische Signatur aufgedrückt, und es nahm wenig Wunder, wenn Leute von fremden Landen her auftraten, um die Geheimnisse der Magie und der höheren Freimaurerei, die sie in

alten Handschriften aus Klosterbibliotheken oder an anderen vor den Augen der Welt verborgenen Orten aufgespürt zu haben vorgaben, kundzuthun.

Zur Erklärung der in unseren Augen freilich höchst kläglichen und groben Sinnestäuschungen, auf die Balsamo seine Effecte gründete, dient die ganz einfache Thatsache, daß er die Kinder — und er bediente sich stets solcher zu seinen Experimenten — auf höchst brutale Manier abrichtete, indem er ihnen Zeichnungen und Bilder (Balsamo war darin bekanntlich recht geschickt) von den Visionen, die sie haben sollten, vorlegte, ihrem Gedächtniß einprägte und ihnen bei Androhung grausigster Strafen, wie lebendiger Zerstückelung und ähnlicher Torturen, unverbrüchliches Schweigen auferlegte. Selbstverständlich gelang ihm dieser Trug nur bei intelligenten Kindern. Wo er solcher nicht habhaft werden konnte, operirte er anders, indem er alchemistisches Blendwerk vornahm, Wunderkuren begann und sonstigen Schwindel übte. In unserem Zeitalter freilich würden solche Marktschreierstückchen, selbst wenn sie hundert Mal geschickter angelegt wären, nicht verfangen. Wenn solches also im vorigen Jahrhundert gelang, so charakterisirt das eben mehr als es weitläufige Abhandlungen vermögen den damaligen Zeitgeist; denn was hier in Mitau passirte, wiederholte sich, wie wir noch zu erwähnen Gelegenheit haben werden, noch an einer Anzahl anderer Orte in fast derselben Weise und unter ähnlichen Umständen.

In Petersburg befolgte Balsamo eine andere Taktik. Er trat hier als Arzt auf. Ein Mann von militärischem Range — auch hier gab er sich für einen spanischen Obersten aus — und zugleich als Arzt auftretend, zudem ein Mann von hohem Stande: das mußte natürlich ihm sofort die öffentliche Aufmerksamkeit zuwenden. Man war an derlei Contraste nicht gewöhnt. Zudem kam der Fremde ja aus dem fernen Spanien, von dem man sich im vorigen Jahrhundert und zumal in Rußland ähnliche Vorstellungen machte, wie etwa heutzutage von Persien oder Kamtschatka. Der fremde Arzt hatte von vorn herein einen gewaltigen Zulauf. Seine Vorzimmer waren mit Kranken aller Art überfüllt und vor dem Eingange des vornehmen Gasthofes, in welchem er logirte, drängten sich die Hülfesuchenden, um ein Trostwort von dem Jünger Aeskulaps zu erhaschen.

Balsamo wußte sehr schlau alle diese Umstände zu seinem Vortheil auszunutzen. Er ertheilte nicht nur bereitwillig seine Audienzen, hörte die Kranken mit aufmerksamer Miene an und erkundigte sich theilnehmend nach allen Details ihrer Leidensgeschichte, sondern er spendete ihnen auch, wenn sie bedürftig waren, Arzeneien und sogar Geld. Ja, in der Regel nahm er auch von den anderen keine Bezahlung für seinen Rath, sondern wünschte, daß man ihn lediglich als einen dem Wohl seiner Mitmenschen lebenden Menschenfreund betrachten möchte, dem die Uebung guter Werke den höchsten Lohn gewähre.

Es ist klar, daß ein solches Verhalten ungeheures Aufsehen erregen mußte und ihm auch bald die besseren Kreise zuführte. Sein Name war schnell in Aller Munde.

Es konnte selbstredend nicht ausbleiben, daß auch in Hof- und Diplomatenkreisen von dem räthselhaften Ankömmling wiederholt die Rede war, und es erschien nichts natürlicher, als daß insbesondere der spanische Geschäftsträger Marquis de Normandez dem Fremden als seinem Landsmanne sein Interesse zuwendete, und zwar um so mehr, als ihm der Name „Cagliostro" völlig unbekannt und in der spanischen Adelsliste nicht auffindbar war. Der Gesandte wandte sich in Folge dessen an seine Regierung und hielt dort wegen des Fremden Nachfrage. Während dessen hatte die vornehme Welt ihre Neugierde nicht länger zu zügeln vermocht, sondern verschiedene Versuche gemacht, sich dem Wundermanne zu nähern, da er es unterließ, sich um ihre Gunst zuerst zu bewerben. Man lud ihn ein und wiederholte diese Einladungen, die indessen keinen Erfolg hatten. So mußte man sich denn schließlich dazu verstehen, den stolzen Fremdling in seiner eigenen Behausung aufzusuchen. „Der Graf sei augenblicklich in seinem Laboratorium gefesselt und könnte dieses keinen Augenblick verlassen. Allein er würde sich äußerst geschmeichelt fühlen, wenn man ihm dort die Ehre eines Besuches schenken wollte" — solchen Ausflüchten gegenüber mußte man sich bescheiden und den ersten Schritt thun.

Auch in Rußland hatte man von den Wundern Swedenborgs gehört und seine Schriften gelesen. Das ungeheure Aufsehen, das sie anderwärts hervorgerufen hatten, blieb auch hier nicht aus, und man wünschte jetzt nichts sehnlicher, als gleichfalls mit der unsichtbaren Welt in Verkehr zu treten. Ein Mann wie Cagliostro, der in die

tiefsten Geheimnisse der Natur eingeweiht schien, der merkwürdige Heilungsprocesse vollführte, die Uneigennützigkeit und Ehrenhaftigkeit selbst schien, ein Mann, der sich nicht aufdrängte, sondern sich erst nach mehrfachen vergeblichen Versuchen dazu verstand, mit der noblen Welt Fühlung zu nehmen — ein solcher Mann verdiente unbedingt mehr Vertrauen und Glauben, als der gewöhnliche Troß umherziehender Gaukler und Wundermacher; ein solcher Mann verdiente, daß man für ihn wirkte und seine seltenen Eigenschaften in das rechte Licht setzte. Und am meisten war ihm hierbei ein Diplomat, der Vertreter eines fremden Hofes, zu Diensten, dessen unbegrenztes Vertrauen Balsamo in Kurzem zu gewinnen verstanden hatte.

Mittlerweile war die Antwort aus Spanien eingelaufen. Sie lautete so, wie man erwartet hatte. Ein Graf Cagliostro sei in der spanischen Armee völlig unbekannt. Der spanische Geschäftsträger beeilte sich nun, diese interessante Neuigkeit sofort in die Oeffentlichkeit zu bringen, indem er die Antwort seiner Regierung in den Zeitungen abdrucken ließ. Dieser unerwartete Streich verfehlte selbstverständlich nicht, unter der Anhängerschaft des Magiers großes Aergerniß zu erregen. Man sah in dieser Intervention des spanischen Diplomaten nur einen Act der Mißgunst und des unberechtigten Uebelwollens. Insbesondere war es jener Diplomat, dessen Gunst Balsamo zu erlangen gewußt hatte, welcher seinem spanischen Collegen über dessen Vorgehen gegen seinen Schützling einige ernstliche Vorstellungen machte, weil jener sich, seiner Ansicht nach, in eine Angelegenheit gemischt habe, die ihn im Grunde nichts anginge. Der Gesandte erwiderte darauf, daß Rangfragen zu den Objecten der Diplomatie in erster Linie gehörten, und daß überdies ein Mann, der sich durch Vorspiegelung einer falschen Stellung in den Augen seiner Anhänger ein Relief zu verschaffen suchte, keinenfalls mit ehrlichen Mitteln arbeite und dadurch auch gegen seine sonstigen Ziele und Zwecke Verdacht wecke. Er, der Vertreter Spaniens, habe es für seine Plicht erachtet, denjenigen, die es anginge, einen Wink zu geben. Vielleicht würde der Herr College auch zu diesen zu zählen sein. Der dadurch einigermaßen in Harnisch gebrachte Fürsprecher Balsamos wollte diesen Gründen kein Gehör schenken, sondern meinte, daß es hier nicht auf den Titel, sondern auf die hohe Weisheit und die seltenen Kenntnisse dieses „heiligen"

Mannes, der ein wirklicher Wunderthäter sei, ankäme; man müsse, anstatt ihn zu verfolgen, ihn bewundern; wenigstens sollte man nicht eher urtheilen, als bis man selbst gesehen hätte. Se. Excellenz würde, wenn sie sich die Mühe geben wollte, mit eigenen Augen zu prüfen, Spanien es zum Ruhm anrechnen, einen solchen Mann, ein Genie, einen Halbgott, wie Cagliostro, der Welt geschenkt zu haben u. s. w.

Der spanische Diplomat, der wohl einsehen mochte, daß er mit der Unerfahrenheit seines jüngeren Collegen Nachsicht haben müsse, beschwichtigte denselben und sagte, er überlasse ihm den Wundermann vollständig. Dieses Zwiegespräch müsse unter ihnen bleiben und er würde den Zeitpunct ruhig abwarten, bis sein College den „Halbgott“ in seiner wahren Natur kennen gelernt haben würde.

Vor der Hand schien das Mißtrauen des Spaniers nicht gerechtfertigt zu werden, denn Balsamo gewann mit jedem Tage mehr an Boden und der ganze Hof drängte sich, ihn kennen zu lernen. Vor allen Dingen war es der lebenslustige Fürst Potemkin, der an den Gauklerkünsten Balsamos großen Gefallen fand und sein täglicher Gast ward. Böse Zungen haben behauptet, die Besuche des Fürsten hätten mehr der Gattin Balsamos gegolten, als ihm selbst — indessen wer wollte darüber Gewisses feststellen? Die Mémoires authentiques, denen wir allerdings nicht allzu sehr vertrauen dürfen, weil sie in vielen Puncten mit echt französischer Oberflächlichkeit verfaßt sind, unterstützen freilich diese Angabe, wenngleich über die in Rede stehende Persönlichkeit die strengste Verschwiegenheit beobachtet wird. Es heißt dort nämlich, daß ein Prinz, „eine wahre Gottheit Rußlands“, von den Wundern des Grafen und den Reizen der Prinzessin (die Frau Balsamo trat nämlich jetzt als Prinzessin Santa-Croce auf!) viel Rühmliches gehört und daher unternommen habe, aus eigener Anschauung sich ein Urtheil zu verschaffen. In Betreff der „Prinzessin“ scheint der Ruf nicht zu viel behauptet zu haben, denn es wird erzählt, der Fürst habe sich derart von ihr fesseln lassen, daß darob eine vornehme Dame am Hof schier in Verzweiflung gerieth und der Nebenbuhlerin die bittersten Vorwürfe machte. Letztere habe nun das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden gewußt und sich bereit erklärt, jedes Opfer bringen zu wollen, um die älteren Rechte der Dame in die gebührende Stelle eintreten zu lassen, worauf

diese der opferwilligen Rivalin 30,000 Rubel als Abstandssumme, Schmerzensgeld oder wie man diese Zahlung sonst betrachten will, zugesandt habe, mit dem Ersuchen, die Stadt und das Land schleunigst zu räumen. Die schlaue Speculantin besann sich indessen mittlerweile eines Bessern und machte bei dem nächsten tête-à-tête ihrem Gönner von dieser schmachvollen Zumuthung mit tiefster Entrüstung Mittheilung, worauf dieser der rechtmäßigen Dame seines Herzens die 30,000 Rubel wieder zurücksandte, versteht sich aus seiner eignen Casse, und sie bat, die Sache nunmehr ruhen zu lassen, da die Prinzessin Santa-Croce demnächst zu reisen vorhabe.

Wie es scheint, sind diesem Vorgang indessen noch zuvor einige andere Vorfälle voraufgegangen, die es ohnedies wünschenswerth machten, daß Balsamo einen anderen Wirkungskreis aufsuchte.

Zunächst hatte nämlich der preußische Gesandte Graf Görz gegen Balsamo eine Schuldforderung des preußischen Consuls in Cadiz auf Grund eines von Balsamo darüber ausgestellten Wechsels bei den Gerichten geltend gemacht, und dann verbreitete sich die Kunde von einem kolossalen Betruge, den Balsamo mit einem kranken Kinde und dessen Mutter gespielt haben sollte. Die Nachricht findet sich sowohl in der bereits erwähnten Schrift von Borowski, als auch in einer anderen, im Jahre 1786 zu Frankfurt a. M. erschienenen Broschüre, welche den Titel „Le charlatan démasqué“ trägt und auch anonym erschien, aber in den Hauptsachen recht gut unterrichtet ist, wenngleich auch hier manche Leichtfertigkeiten mit unterlaufen sind.

Eine reiche Russin, die von der Wunderkraft Balsamos gehört hatte, kam in der Verzweiflung über die tödtliche Krankheit ihres Kindes zu Letzterem und und beschwor ihn, dasselbe zu retten. Balsamo versprach sein Möglichstes und ersuchte die Frau, ihm das Kind auf einige Wochen anzuvertrauen. Sie ging darauf ein und als die verabredete Zeit verstrichen war, lieferte Balsamo der beglückten Mutter das Kind kerngesund wieder zurück. Beide Theile waren mit dem Handel zufrieden: Balsamo hatte für diese Wunderkur 2000 Rubel eingestrichen und die Mutter ihr Herzblättchen wieder erlangt. Wer aber beschreibt ihr Entsetzen, als sie erkennt, daß man ihr ein falsches Kind zurückgegeben! Das rechte war unter der Zeit gestorben, und da Balsamo

natürlich die bereits praenumerando gezahlte Summe nicht wieder herausgeben mochte, so wußte er sich schnell zu helfen, indem er ein anderes Kind kaufte und die Mutter hinterging.

Es wird nicht gesagt, weshalb es unterlassen wurde, ihn dafür den Armen der Gerechtigkeit zu überliefern. Einige meinen, eine Wiedererlangung des Geldes sei unmöglich gewesen, da Balsamo dasselbe gut in Sicherheit gebracht habe, Andere dagegen behaupten, er hätte diese und andere Einnahmen eben so schnell und leichtfertig verpraßt, als er sie gewann.

Das Gerücht von solchen und anderen Wunderkuren, die in ähnlicher betrügerischer Manier vollführt wurden, namentlich aber seine Renommistereien, als könne er das menschliche Leben verlängern und alten Personen die verlorene Jugendkraft wieder ertheilen, lenkten nun auch die Aufmerksamkeit der Mediciner von Fach auf den Pfuscher. In den „Ephemeriden der Freimaurerei in Deutschland", 1785, Seite 112, befindet sich die Nachricht, der Leibarzt der Kaiserin habe sich über die Duldung solchen Humbugs bei der Regentin beklagt und von ihr die Ausweisungs-Ordre gegen Cagliostro erwirkt. In dem erwähnten Schriftchen „Le charlatan démasqué" wird noch erzählt, man habe vor dem Hotel Balsamos sogar eine gehässige Demonstration veranstaltet, um ihn öffentlich an den Pranger zu stellen, worauf Balsamo seine Gegner vom Balcon herab aufgefordert habe, eine Mixtur aus den heftigsten Giften zusammenzustellen, die er mit ihnen dann gemeinsam vertilgen wolle. Er würde unversehrt bleiben, sie jedoch daran untergehen. Natürlich ließ sich Niemand auf dieses Experiment ein und Balsamo verließ dann Petersburg im Vollgefühl seiner Größe und seines Sieges.

Man muß annehmen, daß sein Aufenthalt in Petersburg gleichwohl nicht ohne nachtheilige Folgen auf die Stimmung der Oeffentlichkeit geblieben ist. Wenigstens läßt sich vermuthen, daß er mit seinen maurerisch-mystisch-theosophischen Schwindeleien eine Menge von Leuten bethört habe, obwohl über diese Seite seiner Thätigkeit alle einschlägigen Schriften absolutes Stillschweigen beobachten. Denn wie wäre es sonst zu erklären, daß die weise Regentin selbst die Feder zu ergreifen für gut hielt, um das im Volk ausgestreute Gift Balsamos durch ein Gegengift unwirksam zu machen? Selbiges bestand nämlich in zwei

Lustspielen, die von Katharina verfaßt waren und eine schneidige Persiflage des Gauners enthielten. Sie wurden beide auf der Petersburger Bühne aufgeführt und sollen mit ganz außergewöhnlichem Beifall aufgenommen worden sein.

Friedrich Nicolai, der bekannte Berliner Buchhändler und Freund Lessings, hat diese Lustpiele in deutscher Uebersetzung im Jahre 1787 bekannt gemacht.*) Die von Borowski mitgetheilte Vorrede**) zu letzteren, die jedenfalls auch von der Kaiserin entworfen worden ist, wirft einen zu hellen Reflex auf die damaligen Zeitverhältnisse, als daß wir sie übergehen sollten.

„Obwohl unser Jahrhundert von allen Seiten das Compliment erhält, das philosophische zu heißen, und obwohl wir demselben das große Wort Aufklärung schon zum voraus zur Grabschrift setzen, so werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem so anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit sich genöthigt sieht, die komische Muse um Arznei für diese Kranken zu bitten. Man möchte seinen eigenen Augen nicht trauen, so oft man liest, was für wunderbare Dinge um und neben uns vorgehen! Man citirt Geister, man sieht durch dicke Wände, hält Clubs mit Verstorbenen, destillirt Universal-Tincturen und sucht sich auf ewig gegen den Tod zu feien, man schmiedet Diamanten, kocht Gold, trägt den Stein der Weisen schon in der Tasche, zaubert ohne weitere Umstände den Mond herab und reißt die Welt aus ihrer Achse. Thierischer Magnetismus und Kabbala, Desorganisation und Mystik sind aus Worten zu Ideen geworden, die dem Scharfsinn als Wetzstein dienen. Und die Depositäre dieser Wundergaben versammeln nicht etwa die leichtgläubige Menge um eine Jahrmarktsbude — nein, Mesmer, Cagliostro und Compagnie sehen sich in geschmückten, vollgedrängten Assembléen; die Pariser Welt hascht ihnen ein Geheimniß nach dem andern weg und verschickt die Pariser Puppe so eilig als möglich nach allen Residenzen zum angestaunten Modemodell (damit ist Cagliostro und sein Vorgänger

*) Sie heißen „Der Betrüger" und „Der Verblendete" und sollen der Theatercasse 20,000 Rubel eingebracht haben. Nach einigen Jahren folgte noch ein drittes: „Der sibirische Schaman."

**) Dieselbe soll noch vor der Aufführung des „Betrüger" dem Publicum bekannt gegeben sein.

Puysegur gemeint). Dazu schüttelt nun freilich wohl die wahre Philosophie den Kopf und legt nicht immer den Finger auf den Mund. Aber ihr leise Stimme wird nicht überall vernommen. Man hört eben auf zu magnetisiren und fängt mit dem Herrn Marquis von Puysegur an zu desorganisiren. Erst mußten die Akademiker zu Paris in Athem gesetzt werden, ehe Mesmers Heiligenschein verschwand. Cardinal Rohan mußte erst den Verhaftsbefehl lesen, ehe er und halb Paris mit ihm sich überzeugen konnten, daß ihn Cagliostro nicht wirklich mit Heinrich IV. hatte zu Abend speisen lassen......"

Man sieht, die Kaiserin hatte mit steter Aufmerksamkeit die Verirrungen ihrer Zeit verfolgt und sich inmitten derselben den ungetrübten Blick der nüchternen Kritik zu bewahren verstanden. Wie unendlich bornirt mußte der Schelm sein, der es zu hoffen wagte, einen so hellen Geist mit den Nebeln seiner groben Mystik umdunkeln zu können!

Obwohl Balsamo bei seiner Abreise von Mitau den Mitgliedern seiner Loge versprochen hatte, demnächst wieder zu ihnen zurückzukehren und dann auch den magischen Schatz zu heben, den er bekanntlich unter dem Schutz eines seiner untergebenen Geister im Walde zurückgelassen hatte, mochte er dennoch Unheil wittern und es daher für gerathener halten, ganz still durch Mitau zurückzupassiren, ohne seine Getreuen aufzusuchen. Vielleicht hatte ihm ein Diener aus dem Medem'schen Hause, der ihn auf der Rückreise von Petersburg antraf, auch einige Winke gegeben. Genug, er eilte jetzt schnurstracks nach Warschau, wo ihm ein neues Glück zu blühen schien. Ueber diesen Aufenthalt Balsamos giebt eine kleine, aber höchst gewissenhaft und zuverlässig verfaßte Schrift, die ein Auszug aus einem Tagebuch ist und den Titel trägt: „Cagliostro démasqué à Varsovie ou relation authentique de ses opérations alchimiques", wichtige Aufschlüsse. Der anonyme Verfasser derselben ist ein Graf Mosczynski, der Herausgeber (anonym) der bekannte Schriftsteller Bertuch. Der Erstere dieser Aufzeichnungen war ein kenntnißreicher Chemiker und auch in den übrigen Zweigen der naturwissenschaftlichen Forschung ziemlich wohl bewandert. Seine Beobachtung und Beurtheilung der von Balsamo vorgenommenen Proceduren ist daher geeignet, von entscheidender Bedeutung zu sein.

Balsamo langte in Warschau zu Anfang Mai 1780 an. Er hatte sich mithin in Petersburg wohl über ein halbes Jahr aufgehalten. Die Bekanntschaft eines Mannes von Stande, die er in Kurland gemacht, nützte ihm hier gleich bei seinem Auftreten sehr wesentlich, da er durch selbige wiederum mit anderen vornehmen Personen in Berührung gelangte, unter Anderen mit dem bereits erwähnten Grafen Moszynski. Er stellte sich diesem und dessen Freunden sogleich als einen sehr erfahrenen egyptischen Freimaurer vor und erbot sich, Mehreres von seinen geheimen Kenntnissen mitzutheilen. Man nahm dieses Anerbieten an und der Fürst P., wie es scheint ein naher Freund des Grafen Moszynski, nahm Balsamo nebst Frau in sein Palais auf. Einige Tage nach diesem Vorgange wünschte Balsamo eine Inauguralprobe seiner Fähigkeiten zu liefern, und zwar in „magischen" wie in „philosophischen" Operationen. Zu diesem Behufe ließ er einen Vorhang von schwarzem Tuch vor die Thür eines Zimmers hängen, nahm der anwesenden Versammlung ein Versprechen unverbrüchlicher Verschwiegenheit ab und unterhielt sie dann eine kurze Zeit mit einem einleitenden theoretischen Vortrage über das Wesen und den Zweck der Magie. Ein paar Tage später nahm er ein achtjähriges Mädchen, brachte dieses in das Zimmer, dessen Thür er mit dem schwarzen Vorhange verhängt hatte, und machte nun genau die nämlichen Zurüstungen wie in Mitau mit dem Knaben. Er goß dem Kinde zunächst ein gewisses Oel in die Hände, beschrieb abermals mit dem Degen in der Luft die bewußten mystischen Figuren und examinirte die Kleine dann nach dem bekannten Schema, ob sie Engel, ein Grab und ähnliches Zeug sähe, ließ sie einen der Engel küssen und veranlaßte dann die Anwesenden, ihre Namen auf einen Zettel zu schreiben, den er vor ihren Augen verbrannte. Hierauf befahl er dem Kinde, den Zettel, der jetzt zu seinen Füßen niederfallen würde, aufzunehmen und ihm einzuhändigen, wobei er durch die Thürspalte seine Hand steckte, um den Zettel in Empfang zu nehmen. In der That brachte er auch im nächsten Augenblick ein Billet zum Vorschein, das mit einem sehr schlecht gestochenen Maurer-Siegel verschlossen war und bei der Oeffnung die getreue Namensunterschrift eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft aufwies. Er bezeichnete diesen Vorgang als eine Gutheißung der Geister zu seiner beabsichtigten Operation.

Die Zuhörer Balsamos waren indessen weniger befangen als seine Schüler in Mitau. Namentlich argwöhnten die beiden vorerwähnten Personen sofort Betrug und stellten daher mit der Kleinen ein gründliches Verhör an, aus welchem sich mit Evidenz ergab, daß Balsamo dieselbe in der gewohnten Manier abgerichtet hatte. Balsamo erfuhr diesen Vorgang und war darüber sehr mißvergnügt. Zur größeren Sicherheit wählte er indessen für seine folgenden Operationen eine sechszehnjährige Jungfrau, die er irgendwo kennen gelernt hatte.

Die Operationen wurden nun von Neuem inscenirt, aber mit weit mehr Zurüstungen, Pomp und Umständen wie zuvor, und zwar so gut angelegt und ausgeführt, daß selbst der aufgeklärte Graf Mosczynski, der von vorn herein mit entschiedenem Zweifel und Unglauben an Balsamos „Wunder" herantrat, jetzt schwankend wurde und sich, weil er an die Ehrlichkeit des betreffenden Mädchens glaubte, hinter das Licht führen ließ, wie es wörtlich in seinen Aufzeichnungen heißt.

Dieser Umstand scheint uns ganz besonders hervorhebenswerth. Wenn Personen, die vor den gewöhnlich Gebildeten in Folge ihrer Fachkenntnisse einen wesentlich freieren Gesichtskreis voraus hatten, sich dennoch übertölpeln lassen konnten, so darf man sich nicht gerade allzu sehr über die Leichtgläubigkeit der Uebrigen wundern, und es beweist solches, daß Balsamo es vortrefflich verstanden haben muß, die Phantasie durch seine nervenspannenden Veranstaltungen zu erhitzen und befangen zu machen. Andererseits aber liegt auch hierin wieder ein Beweis für die damalige Gangbarkeit des Geisterglaubens.

Es läßt sich nicht ermessen, wie lange die Täuschung auch bei Mosczynski nachgehalten haben würde, wenn nicht jenes Mädchen, das bei derselben Beihülfe geleistet, sie von selbst beseitigt hätte. Dasselbe erschien nämlich nach Verlauf von fünf Tagen aus eigenem Antriebe beim Grafen und entdeckte demselben den schlauen Betrug Balsamos, weil Letzterer sie durch ungebührliche Zumuthungen beleidigt hatte. Der Graf säumte nicht, diese Endeckung auch den anderen Theilnehmern an der Geisterbeschwörung mitzutheilen, allein er fand bei ihnen keinen Glauben, da sie ihn für einen voreingenommenen Skeptiker ansahen!

In der That — ein solcher Grad der Verblendung bei verständigen Leuten geht über unser modernes Vorstellungsvermögen.

Nebenher hielt Balsamo noch einen Cursus in der „ägyptischen Freimaurerei", besser wohl mystische Geheimwissenschaft genannt, in welchem er seinen Zuhörern einige geringfügige Geheimmittel, entweder ganz falsch oder nach längst bekannten Vorschriften, zum Besten gab. Auch dies scheint zu seinem festen „Lectionsplan" gehört zu haben, da er in derselben Weise auch in Mitau und anderen Städten verfuhr. Dort wollte er u. A. einmal ein Recept zum Schmelzen des Bernsteins geben und dictirte seinen Schülern dabei ein ganz gewöhnliches Räucher-pulver-Recept!

Auch in der Medicin wollte er seine Schüler mit außerordentlichen Kenntnissen bereichern, benutzte aber diese Gelegenheit nur zu Schmähungen gegen die fachmäßig gebildeten Aerzte und gab Recepte, welche aus Ingredientien bestanden, die in keiner Apotheke zu finden oder so theuer waren, daß sie nicht anwendbar erschienen, wobei er selbstverständlich auch die größte Ignoranz in den elementarsten Dingen erkennen ließ.

Da sich Balsamo seinen alchemistischen Versuchen in der Stadt nicht mit ungestörter Ruhe hingeben zu können vorgab, wanderte er mit seiner Gesellschaft auf ein in der Nähe von Warschau belegenes Gut des Grafen Mosczynski aus, wo sich ein vollständig eingerichtetes chemisches Laboratorium befand, und begann dort nun unter Aufsicht und Assistenz des Grafen seine Hauptarbeit, die Verwandlung des Quecksilbers in Gold.

Der Graf hat über diese Procedur ein ausführliches, bis in die kleinsten Manipulationen sich vertiefendes Protokoll geführt, aus welchem mit unwiderleglicher Klarheit erhellt, daß Balsamo diese Uebersiedelung nur zu dem Zwecke betrieben hatte, um während derselben in dem in der Stadt befindlichen Laboratorium des Grafen einige zur Täuschung nothwendige Vorkehrungen zu treffen, was er dadurch ermöglichte, daß er dem Grafen während zweier Tage den Eintritt in das Laboratorium verwehrte, unter dem Vorwande, dieser könnte, wenn er seinen um den Schmelzofen gezogenen magischen Kreisen zu nahe käme, in die größte Lebensgefahr gerathen. Der Graf mochte sich, da er den Betrüger in seinem eigenen Netze zu fangen beabsichtigte, diesem Verbot nicht widersetzen und ließ ihn daher gewähren.

Balsamo begann also seine Arbeit, indem er in einen Schmelztiegel die nöthigen Stoffe that, darauf das famose rothe Pulver streute und dann den Apparat mit einer Gypshülle versah, um ihn dann in den Schmelzofen zu bringen. Als der Schmelzungsproceß beendet war, nahm man die Masse aus dem Ofen und fand nach Entfernung der Gypshülle statt des ursprünglichen Quecksilbers — gediegenes, sogar goldhaltiges Silber.

Wie schlau und geschickt Balsamo diese Täuschung zu bewerkstelligen verstand, beweisen die zur Erklärung derselben dienenden näheren Umstände jener Procedur, die von Bertuch in einer Anmerkung erwähnt werden. Balsamo behauptete nämlich, als der Schmelztiegel vom Grafen M. mit der mehrerwähnten Gypshülle umgeben wurde, dies sei nicht in der gehörigen Weise geschehen, worüber der Graf als ein erfahrener und geübter Chemiker einigermaßen ungehalten wurde und sich mit Balsamo in einen heftigen Wortwechsel einließ, in dessen Verlauf Letzterer den Tiegel nahm und nach eigenem Befinden umhüllte. Balsamo hat während dieses Zwischenfalles ohne Zweifel den günstigen Moment benutzt, um das Gefäß mit einem anderen unter seinem Freimaurerschurz verborgenen zu vertauschen, in welchem sich bereits die zuvor in Warschau geschmolzene Silbermasse befand, was um so wahrscheinlicher ist, als Moszynski selbst gesteht, ihn hätte die unglaubliche Unwissenheit Balsamos, die er bei diesem chemischen Processe verrathen, derart gefesselt, daß er an einen Betrug nicht dachte. Im späteren Verlaufe von Balsamos alchemistischen Arbeiten wurde denn auch in der That der Betrug entdeckt. Man fand nämlich in einer Grube im Garten die Trümmer des ursprünglichen Schmelztiegels mit den daran haftenden Ueberbleibseln des chemisch präparirten Quecksilbers.

Bevor indessen dieses corpus delicti entdeckt worden war, suchte Balsamo seine Jünger noch durch weitere Wunder im Glauben zu stärken. Zunächst nämlich handelte es sich jetzt darum, das bereits im Uebergangsstadium zum Golde befindliche Silber weiter zu behandeln, damit der Umwandlungsproceß vollständig würde. Dies sollte nach seiner Angabe in acht Phasen vor sich gehen, deren jede einige Zeit erforderte. Wir übergehen die Details dieser Procedur, die aus einer Reihe von chemischen Ungereimtheiten bestand und die Entrüstung des

Grafen über die Unverschämtheit des Betrügers mit jedem Tage steigerte, während die übrige Gesellschaft im Glauben an ihn verharrte. Derselbe sollte indessen bald einen heftigen Stoß erleiden. Balsamo erdreistete sich nämlich, wahrscheinlich um die Zeit auszufüllen und das Ende seiner Speculation hinauszuschieben, vielleicht auch, um das Vertrauen der Gläubigen noch fester zu begründen, denselben eine ungemein plumpe Maskerade vorzuführen, indem er ihnen versprach, seinen obersten Gebieter und Meister der Magie, den großen Kophta, der in Egypten gelebt habe und bereits mehrere Tausend Jahre alt sei (sic), erscheinen zu lassen.

In der That führte Balsamo dieses schöne Experiment auch aus, indem er auf einer Bühne, die eigens dazu hergerichtet war, einen weißbärtigen, wohlbeleibten Mann mit orientalischem Turban und in langem, weißem Kleide erscheinen ließ, der einen der Anwesenden mit tiefer und rauher Stimme befragte, was er sähe. Der Angeredete, ein Neuling in der Gesellschaft, besaß die unerhörte Vermessenheit, zu antworten, er sehe, daß sich der Herr Graf Cagliostro mit einer Maske und einem weißen Barte verkleidet habe, was den Ober-Magus so sehr mit Indignation erfüllte, daß er mit beiden Händen die Lichter, zwischen welchen er saß, auslöschte und die Gesellschaft im Finstern ließ. Man habe, bemerkt Graf M., sehr deutlich das Geräusch des Pudermantels beim Ausziehen desselben vernommen und bemerkt, wie mit dem Kophta während seiner Reise nach Egypten eine Metamorphose vorging, als deren Product sich dann wieder mit der harmlosesten Miene von der Welt unser Graf Cagliostro, und zwar auf dem Platze des großen Kophta sitzend, präsentirte.

„Mein Gott, es ist unbegreiflich, wie sich nur so viele Menschen durch so schlecht erdachte und so ungeschickt ausgeführte Prahlereien und Gaukeleien hinter das Licht führen ließen und noch betrügen lassen!" ruft hierbei der Verfasser der Aufzeichnungen aus. Ja, es ist in der That unbegreiflich und es charakterisirt den Hang der menschlichen Natur zum Wunderbaren und Uebernatürlichen. Aber haben wir nicht eine ähnliche Wahrnehmung noch heute in unserer aufgeklärten, vom Geiste der Wissenschaften durchleuchteten Zeit fast täglich zu machen Gelegenheit? Jene wunderbaren Heilungen sprachloser Menschen, jene Visionen an den Quellen der Gewässer von

Lourdes, jene erstaunlichen Werke des sacré coeur, das fließende Blut des h. Januarius, jene Madonnen-Erscheinungen in Grotten — was sind sie anders als Modificationen solcher Betrügereien, wie sie der Knecht des großen Kophta verübte? Worin unterscheiden sich die Auserwählten der gloriosen Nation, die es nicht unter ihrer Würde erachten, eine lächerliche Maskerade mitzumachen und die h. Maria Alacoque anzubeten, die ein Jesuitentrug gewesen — worin unterscheiden sich diese Männer von den Gläubigen des großen Kophta und seines Famulus Balsamo?

Doch kehren wir zurück zu der im Entstehen begriffenen Umwandlung des philosophischen Goldes in wahres und richtiges. Der Proceß dauerte sehr lange; auch dieses Mal hatte Balsamo sich sechs Wochen für denselben ausbedungen. Er bestand darin, daß das philosophische Gold, der Silberklumpen, mit Scheidewasser übergossen und einer langsamen Auflösung zugeführt wurde. Unterdessen war der Magier bedacht, seine Zöglinge auf andere Weise zu unterhalten, indem er ihnen Recepte für Tincturen dictirte, vermittelst deren man Perlen oder Korallen zu verfertigen im Stande sein sollte, Verjüngungswässer für Damen und andere Geheimmittel an die Hand gab, die natürlich keinen Pfifferling werth waren und allesammt nur von seiner unbeschreiblichen Unwissenheit in der Chemie und von seinem Dünkel Zeugniß gaben.

Während die übrigen Theilnehmer bei diesem Humbug auf die Worte des Meisters schwuren, erkühnte sich der Graf Mosczynski zuweilen, dem Magier seine Unwissenheit an der Hand unwiderleglicher Beweise vorzuhalten und manchmal auch seine ironischen Zweifel laut werden zu lassen, wurde aber dafür von dem beleidigten Gaukler hart angefahren und mit großer Entrüstung eines gotteslästerlichen und ungeheuerlichen Benehmens geziehen. Ja, zur Strafe drohte der Meister, fortan die Gesellschaft nicht mehr seiner unschätzbaren Geheimnisse theilhaftig machen zu wollen, ließ sich aber schließlich durch die vereinten Bitten der Anderen bewegen, mit der Verblendung des Grafen „Mitleid" zu haben und die Vorträge über die egyptische Maurerei wieder aufzunehmen, ja, er versicherte sogar, daß er trotz der freveln Ungläubigkeit den Grafen wie die Andern mit unermeßlichen Reichthümern überschütten und seine Schuld nicht ansehen wolle. Da

der Graf diese Großmuth ablehnte und bei seiner Ungläubigkeit beharrte, hielt Balsamo vor der versammelten Gesellschaft eine salbungsvolle und von tiefem Schmerze durchzogene Ansprache, in welcher er betheuerte, daß er keine irdischen Zwecke verfolge, sondern nur die Erziehung der Seinigen zu dem großen Werke der Tugend und geistigen Läuterung anstrebe, daß er himmlischen Zwecken diene und daher das große Werk auch vollenden und Alle glücklich machen wolle. Ja, er ging sogar so weit, sich zu erbieten, mit Fesseln an den Füßen weiter arbeiten zu wollen, und man möge ihn dann ermorden (!!), wenn er sein Wort nicht halten würde. Er legte hierauf die Hände auf die Erde, küßte diese, erhob sich wieder gen Himmel, nahm Gott zum Zeugen, daß er wahr rede und forderte, daß er ihn vernichten solle, wenn er lüge! Durch diese Gotteslästerungen hatte er denn seine bereits wankend gewordenen Jünger im Glauben an ihn gekräftigt und die mystischen Arbeiten wurden fortgesetzt.

Der Graf versäumte indessen während dieser Zeit nicht, dem König und der Königin, die Balsamo ebenfalls für seine Loge zu gewinnen trachtete, und die sich, da Graf Mosczynski mit ihnen intim befreundet war, ganz auf seine Berichte über Balsamos Treiben verließen, reinen Wein einzuschenken und vor dem Humbug des Gauners zu warnen, wodurch dessen Absichten vollständig vereitelt wurden.

Da der Graf auf diese Weise den Credit des Magiers zu untergraben strebte, zog er sich sogar die Feindschaft der Loge zu, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er von dieser geächtet worden. Ein Umstand trat indessen dazwischen, der Balsamo von dem höchsten Gipfel seines maurerischen Ansehens in den tiefsten Abgrund der Verachtung stürzte.

Man fand nämlich, wie schon früher erwähnt worden, die Scherben jenes Tiegels, den Balsamo mit einem andern vertauscht hatte, und hatte außerdem auch Gelegenheit die Gattin Balsamos bei einem lauten Dankgebet zu belauschen, daß dieses Mal die Procedur so glimpflich abgegangen sei.

Nach diesen Enthüllungen wollte Niemand mehr an den Meister glauben. Das Vertrauen von vordem verwandelte sich plötzlich in das directe Gegentheil, und man war nicht übel geneigt, ihm eine handgreifliche Lection angedeihen zu lassen. Graf M. widerrieth ent-

schieden, eine so wenig cavaliermäßige Vergeltung zu üben, und setzte es durch, daß man den Gauner in aller Stille entwischen ließ.

Bevor indessen solches eintrat, versuchte Letzterer noch einmal seinen ehemaligen Anhängern gegenüber sich weiß zu waschen. Er schwor, er wollte noch eine Operation mit einem Kinde vornehmen, das nur Polnisch verstehe und also von ihm nicht abgerichtet sein könnte; ferner wolle er mit der Gesellschaft um Mitternacht mit einer Laterne in den Garten gehen (jedoch etwas entfernt vom Palais, damit die Fensterscheiben nicht zerspringen möchten) und sie dort eine Erscheinung sehen lassen, die Alle in Erstaunen setzen würde. Tags darauf wolle er 50 Pfund Quecksilber zum Besten der Armen in feines Silber verwandeln, dann noch eine große Operation machen, über welche die ganze Stadt, die dabei anwesend sein solle, erstaunen würde, und dann abreisen, um Polen, das an ihn nicht glauben wolle, seiner Reue zu überlassen. Auf Veranlassung des Grafen Moszczynski wurde jenes großsprecherische Anerbieten ausgeschlagen. Man befürchtete mit Recht, daß Balsamo, beim Worte gehalten, irgend welchen gefährlichen Unfug mit explodirenden Stoffen anstiften möchte, und ließ ihn daher nach eigenem Belieben schalten. Natürlich unterblieb in Folge dessen auch die große Haupt- und Staatsaction, welche er den Bewohnern der Stadt zugedacht hatte, und als man an einem der nächstfolgenden Tage nach dem Meister fragte, zeigte es sich, daß er am Abend zuvor nach Warschau gefahren und sich dort im Dunkel der Nacht auf die Reise gemacht habe, ohne auch nur eine Zeile an seine geliebten maurerischen Gefährten zum Abschied hinterlassen zu haben.

Die groteske Posse, die Balsamo in gewohnter kläglicher Manier damit beendet hatte, war für ihn nicht ohne lohnenden Erfolg geblieben. Außer seinen Juwelen im Werthe von 2500 Ducaten, die er bereits vor der Aufnahme in das gräfliche Landhaus in Warschau durch seine Pfuschkuren erbeutet hatte, sollen die späteren Experimente innerhalb der neugebildeten Loge den dabei Betheiligten 8000 Ducaten gekostet haben, allerdings ein hübsches Sümmchen, für das Balsamo immerhin einige Demüthigungen, wie sie ihm vom Grafen Moszczynski bereitet wurden, mit in den Kauf nehmen konnte. Uebrigens waren einige der neuen Logenmitglieder so verständig, von der zurück-

gebliebenen Gattin Balsamos ihre dem Betrüger eingehändigten Diamanten zu reclamiren und zwar mit günstigem Erfolge.

Balsamo liebte es nämlich, bei jeder Gelegenheit auf seine Uneigennützigkeit zu pochen. Sein Memoire ist der beste Beweis dafür. Er sagt dort, er habe niemals etwas zum Geschenk angenommen, sondern sogar Anderen häufig noch Geschenke gemacht. Das ist in sofern allerdings richtig, als nicht er, sondern seine Gemahlin alle Geschenke empfing. So oft man sie bestürmte, von ihrem Gatten einige seiner heilkräftigen Wundermittel zu verschaffen oder ihn zu einer anderen Dienstleistung zu vermögen, gab sie zu verstehen, daß ihr selbst solches sehr schwierig, wo nicht unmöglich sein würde. Wenn man dann noch weiter in sie drang und ihr eine entsprechende Belohnung in Aussicht stellte, pflegte sie sich erbitten zu lassen und unter der Bedingung der tiefsten Verschwiegenheit vor ihrem Gatten ihre Verwendung zuzusagen. Auf diese Manier gelangten die für Balsamo bestimmten Geschenke zuvörderst in die Hand von dessen Gattin, und so konnten denn allerdings in diesem Falle die Warschauer Schüler Balsamos ihre Pretiosen von ihr zurückverlangen.

Am Schlusse seiner Aufzeichnungen äußert sich Mosczynski noch über das Wesen Balsamos. Seine Urtheile stimmen aufs genaueste mit den schon früher mitgetheilten Berichten über diesen Punkt überein. Balsamo trat auch in Warschau anmaßend und großprahlerisch auf, rühmte seine großen Kenntnisse unverhohlen und aller Orten, besonders gegen die Damenwelt, und erging sich in den stärksten Aufschneidereien und Uebertreibungen. Sein Wesen war ganz das eines marktschreierischen und unverschämten Ignoranten. Der geringste Zweifel an seiner Unfehlbarkeit, der bescheidenste Widerspruch konnte ihn grob und ausfahrend machen: ein sprechender Beweis für seine Unbildung und Rohheit. Da auch seine unlauteren Sitten, seine Intriguensucht und die Mangelhaftigkeit seiner äußeren Umgangsformen bestätigt werden, so stellten jene Vorgänge der Menschenkenntniß der Betheiligten ein sehr ungünstiges Zeugniß aus.

Aus einer Schlußbemerkung scheint hervorzugehen, daß die Geschichte, welche die mémoires authentiques von dem Liebesabenteuer der Gattin Balsamos in Petersburg und der dadurch erlangten Abfindungssumme von 30,000 Rubel erzählen, entweder arg übertrieben

oder wohl ganz erfunden ist. Moszynski erzählt nämlich, das balsamische Ehepaar sei mit ziemlich abgerissener Garderobe und in dürftigem Aufzuge in Warschau erschienen, ja, es habe nicht einmal Wäsche gehabt. Kurz darauf aber hätten sich Beide sehr geschmackvoll, ja, sogar elegant equipirt und einen ganz auffälligen Aufwand getrieben. Es läßt sich nun nicht annehmen, daß sie solche Dürftigkeit nur erheuchelt haben sollten, denn dazu war wohl kein Grund vorhanden. Mithin scheint es mit den 30,000 Rubeln, die doch auch füglich nicht auf der Reise draufgegangen sein können, keinenfalls seine Richtigkeit zu haben.

Zu Ende Juni 1780 hatte Balsamo Reißaus genommen und zu Anfang September tauchte er wieder in Straßburg auf.

Der mehrerwähnte Auszug aus den römischen Proceßacten läßt Balsamo auf der Reise dorthin noch in Frankfurt a. M. einen kurzen Aufenthalt nehmen und berichtet über die dortigen Erlebnisse Balsamos mit dessen eigenen Worten. Hiernach will Balsamo in Frankfurt die Bekanntschaft der Häupter der dortigen Illuminaten-Loge gemacht haben und von diesen eingeladen sein, mit ihnen auf ein drei Meilen bei der Stadt belegenes Landhaus zu fahren, in dessen Garten man eine künstliche Grotte besuchte und dann, auf 14—15 Treppen in derselben hinabsteigend, in ein unterirdisches Zimmer gelangte, das den Ordensmitgliedern als Versammlungslocal diente. Einer der beiden Begleiter Balsamos nahm aus einem Tisch in der Mitte des Zimmers ein Buch heraus, dessen Anfang folgendermaßen lautete: „Wir Großmeißer der Tempelherren" ꝛc. Sodann folgte eine Eidesformel, die in schrecklichen Ausdrücken abgefaßt war und die Verpflichtung enthielt, alle despotischen Monarchen zu vertilgen. Die Formel war mit Blut geschrieben und hatte außer der Chiffre Balsamos, die obenan stand, elf Unterschriften, die sämmtlich ebenfalls mit Blut geschrieben waren. Diese Unterschriften wiesen die Namen der zwölf Großmeister der Illuminaten auf. Balsamos Chiffre war jedoch nicht von ihm selbst gezeichnet und er wußte auch nicht, wie sie dorthin kam.

„Aus dem, was ich hier und dort in dem Buche gelesen, überzeugte ich mich immer mehr, daß der bestimmte Streich dieser Secte vornehmlich auf Frankreich gerichtet war, nach dessen Fall es sodann

auf Italien, sonderlich auf Rom, losgehen würde", bemerkte Balsamo seinen Richtern gegenüber betreffs des gedachten Buches. So versichert wenigstens sein Biograph. „Ich überzeugte mich ferner, daß die Gesellschaft in verschiedenen Banken zu Amsterdam, Rotterdam, London und Genua große Geldsummen liegen habe, welche, wie mir meine Begleiter versicherten, von den Beträgen herkommen, die alljährlich von 180,000 Maurern, für jeden fünf Louisd'or gerechnet, entrichtet würden, daß man sich dieser Summen zur Unterhaltung der Ordenshäupter, zur Besoldung der Emissäre, die an allen Höfen sich befänden, zur Unterhaltung der Schiffe und endlich zur Anschaffung dessen, was die Secte brauchte, und zur Belohnung derjenigen bediene, welche irgend eine Unternehmung gegen despotische Souveraine wagten. Ich entdeckte ferner, daß die Anzahl der Logen, die sich in Amerika und Europa befinden, 20,000 betrage, die jährlich am St. Johannistage verpflichtet seien, 25 Louisd'or an die gemeinsame Ordenscasse zu zahlen. Endlich boten mir meine Begleiter Unterstützung an Geld an und versicherten, bereit zu sein, mir auch mit ihrem Blute zu dienen. Ich erhielt wirklich 600 Louisd'or von ihnen an baarem Gelde. Als wir hierauf in Gesellschaft nach Frankfurt zurückkamen, reiste ich anderen Tages mit meiner Frau nach Straßburg ab." So unser Wundermann.

Da sich füglich nicht annehmen läßt, daß der römische Biograph an dieser Stelle sich eine directe Fälschung, resp. Unterschiebung erlaubt haben sollte, so bleibt nichts Anderes übrig, als die Möglichkeit, Balsamo habe auch in Rom seine Richter in der nämlichen unverschämten Weise an der Nase herumgeführt, wie er es in Paris gethan. Diese Möglichkeit wird indessen zur Gewißheit, wenn wir diesen Roman besonders an seinem Schlusse genauer betrachten. Balsamo wollte damit nur seinen Richtern imponiren und zugleich einen Beweis liefern, wie es schon früher vorgekommen, daß er zum Mitgliede einer geheimen Verbindung gestempelt worden, ohne es in der That zu sein, und um an der Hand dieses Beispiels die Unhaltbarkeit der jetzt in Rom wegen des nämlichen Umstandes gegen ihn erhobenen Anklage zu beleuchten. Er will seine Richter glauben machen, sein Ruf als Wundermann habe ihm wider sein Wissen und Wollen die Ehre eines Illuminaten-Großmeisters eingebracht, wobei er die unbeschreib-

liche Dummheit begeht, einbilden zu wollen, ein so staatsgefährlicher Orden hätte ihn, ohne ihn vorher zu prüfen, in seine tiefsten Geheimnisse eingeweiht! Für den Kundigen bedarf es jedenfalls nicht der besonderen Bemerkung, daß die Illuminaten mit diesem fabelhaften Bunde nicht das Mindeste zu schaffen gehabt haben. Uebrigens läßt auch Pater Marcell seinen Zweifel an der Wahrheit dieser Erzählung hindurchschimmern, indem er bemerkt, dem Untersuchungsrichter sei es nicht möglich gewesen, über diese Angaben Nachforschungen anzustellen. Wenn wir trotz der Ungeheuerlichkeit jenes Märchens davon Notiz genommen, so verfolgten wir abermals den Zweck, damit die Lügenhaftigkeit unseres Helden noch weiter zu charakterisiren. Das vorstehende Beispiel dafür gehört eben zu den bemerkenswerthesten.

Auch in Straßburg begann Balsamo seine Arbeit mit seinen Wunderkuren genau in derselben Weise wie in Petersburg. Einer seiner Verehrer schreibt darüber in seinem Werke „Voyage de Suisse" einiges Nähere. Der Verfasser dieses Werkes ist aber nicht der Engländer William Coxe, wie das Memoire Cagliostros es angiebt, das die betreffende Stelle abdruckt, sondern Mayer. Letzterer also äußert sich über Balsamo folgendermaßen:

„Dieser außerordentliche, wunderbare Mann, dessen Betragen und ausgebreitete Kenntnisse gleich bewunderungswürdig sind, dessen äußere Gestalt Verstand verkündigt und Genie anzeigt, dessen Feueraugen tief in der Seele lesen können, ist vor sieben oder acht Monaten aus Rußland gekommen und scheint sich in Straßburg wenigstens auf einige Zeit niederlassen zu wollen. Niemand weiß, woher er ist, wer er ist, wo er hin will. Der Befehlshaber der Stadt und alle Vornehmen lieben, ehren und achten ihn hoch. Die Armen und das Volk beten ihn fast an. Gewisse Leute hassen, verleumden, verfolgen ihn. Er nimmt von denen, die er geheilt hat, weder Geschenke an noch Geld, wendet seine ganze Lebenszeit dazu an, Kranke uud zumal Arme zu besuchen, theilt ihnen Arzneien, und zwar unentgeltlich aus, unterstützt sie mit kleinen Geldsummen, damit sie sich Fleischbrühe anschaffen können, ißt wenig und beinahe nichts als italienische Pasteten, legt sich niemals zu Bett und schläft nur ungefähr zwei bis drei Stunden in einem Lehnstuhl, ist immer bereit, den Elenden,

zu welcher Stunde es sei, Hülfe zu leisten, und kennt kein anderes Vergnügen, als seinen Nebenmenschen zu helfen. Dieser unerklärbare Mann führt einen ansehnlichen Staat, der desto mehr auffallen muß, da er Alles voraus bezahlt und da Niemand weiß, woher er seine Einkünfte zieht und wer ihn mit dem nöthigen Gelde versieht. Sie können Sich leicht vorstellen, Madame, daß man sich hundert Witzeleien auf seine Kosten erlaubt. Zum allerwenigsten ist er der Antichrist; ist 500 bis 600 Jahre alt, besitzt den Stein der Weisen, die Universal-Medicin, kurz, er ist eines von den überirdischen Wesen, die der Schöpfer bisweilen, mit einer sterblichen Hülle bekleidet, auf unsere Unterwelt sendet. Wenn dem wirklich so ist, so ist er gewiß ein sehr verehrungswürdiges Wesen. Ich habe wenig Seelen so gefühlvoll als die seinige angetroffen, und wenig Herzen so zärtlich, so gutmüthig, so mitleidsvoll. Er besitzt dabei ganz außerordentliche Kenntnisse und vielen Verstand; spricht fast alle europäischen und asiatischen Sprachen und seine Beredsamkeit setzt in Erstaunen und reißt Alles mit sich fort, auch wenn er sich in einer von den Sprachen ausdrückt, die ihm am wenigsten geläufig sind. Ich sage Ihnen nichts von seinen Wunderkuren; ich würde ganze Bände damit anfüllen können und alle Zeitungen werden Ihnen davon erzählen. Ich will nur so viel sagen, daß unter mehr denn 15,000 Kranken, die er in die Kur genommen, seine erbittertsten Feinde ihm nur drei Todesfälle vorwerfen, woran er jedoch eben so unschuldig ist als ich. . . Verzeihen Sie, Madame, wenn ich bei diesem unbegreiflichen Manne noch einige Augenblicke verweile. Ich komme eben von einer Audienz bei ihm zurück. Wie würden Sie diesen würdigen Menschenfreund verehren, wenn Sie ihn an meiner Stelle gesehen hätten, wie er von Einem zum Andern eilte, ihre ekelhaften Wunden mit der größten Emsigkeit verband, ihre Leiden erleichterte, ihnen Hoffnung einflößte, Arzneien und Wohlthaten unter sie vertheilte und sie mit Gaben überschüttete, ohne dabei einen anderen Zweck zu haben, als der leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen und das unschätzbare Glück zu genießen, hier auf Erden das Ebenbild der wohlthätigen Gottheit zu sein. Stellen Sie Sich, Madame, einen geräumigen Saal vor, der mit diesen elenden Geschöpfen, denen meistentheils die nöthigsten Hülfsmittel mangelten und die ihre erschlaffenden Hände mit Mühe gen Himmel auf-

hoben, um den Beistand des Grafen anzuflehen, vollgepfropft war. Er hörte sie Einen nach dem Andern an, vergißt kein einziges ihrer Worte, entfernt sich auf einige Augenblicke, kommt bald nachher mit einer Menge Arzeneien wieder, die er unter alle diese Elenden austheilt, wobei er einem Jeden das wiederholt, was dieser ihm von der Beschaffenheit seiner Krankheit gesagt hatte, und ihnen allen versichert, sie würden in Kurzem gesund werden, wenn sie seine Vorschriften befolgen wollten. Doch diese Arzneien würden allein noch nicht zureichend sein, sie müssen dabei Fleischbrühen haben, um Kraft genug zu erlangen, ihre Wirkung auszuhalten. Allein Wenige unter diesen Unglücklichen sind im Stande, sich diese Erleichterung zu verschaffen. Hier öffnet sich die Börse des Grafen zu ihrem Besten. Sie scheint in solchen Augenblicken unerschöpflich zu sein. Weit glücklicher, indem er giebt, als wenn er empfängt, offenbart sich seine Freude in seiner Herzensrührung. Alle diese Elenden, von Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht durchdrungen, werfen sich ihm zu Füßen, umfassen seine Kniee, nennen ihn ihren Retter, ihren Vater, ihren Gott! Der edle Mann wird bewegt. Thränen rollen aus seinen Augen, er möchte sie gern verbergen, kann aber nicht, er weint, und die ganze Versammlung vergießt einen Strom von Zähren. . . . . . Dies ist nur eine sehr schwache, unvollkommene Skizze des bezaubernden Schauspiels, von dem ich ein Zeuge gewesen bin und welches jede Woche dreimal wiederholt wird."

Der Verfasser dieser überschwänglichen Schilderung hat, wie man bereits bemerkt haben wird, die Thatsachen im Wesentlichen richtig dargestellt. Balsamo verfuhr in seiner ärztlichen Rolle nach dem bekannten feststehenden Schema. Offenbar gehörte sein Gönner zu jener Sorte leichtfertiger Touristen, die von den Kirchthürmen nur die Spitzen betrachten und die Dinge so zu beurtheilen gewohnt sind, wie sie ihnen zufällig selbst erscheinen: also einseitig. Daher dieser weihrauchduftige Enthusiasmus, der mit dem kritischen Urtheil durchgeht. Vielleicht hatte Monsieur Balsamo ihm gerade eine Extravorstellung zum Besten gegeben, nachdem sich dieser Herr als Tourist ihm präsentirte!

Der Leser wird, auch ohne eine kritische Beleuchtung dieses Panegyrikus nach den Antecedentien des Abenteurers und seinen Charakter-

Eigenschaften, breits wissen, was er von der Samariter-Maske Balsamos und seiner angeblichen Menschenliebe zu halten habe. Zum Ueberfluß lassen wir indessen noch einige andere Zeugen sprechen, die einigermaßen unbefangen über die Thaten Balsamos urtheilten. Da finden wir z. B. in den „Oberrheinischen Mannigfaltigkeiten“, einer zu Basel erschienenen Monatsschrift vom Jahre 1781, VIII. Stück, ein Zeugniß in Form eines Briefes über Balsamo, in welchem allerdings zugegeben wird, daß dieser manche Kuren vollziehe, aber mit dem Zusatze, daß gewiß zehn Nichtkurirte einem Geheilten gegenübergestellt werden könnten!

„Was Cagliostro bei seinen Kuren auszeichnet, — heißt es an der bezüglichen Stelle — ist, daß er außerordentlich starke Mittel braucht, die den Körper heftig angreifen, im Anfange gewöhnlich Besserung versprechen, nachgehends aber nicht so ausfallen, wie man sich anfänglich eingebildet. — Eine üble Gewohnheit hat der gute Mann an sich, daß er nämlich fast jedem Preßhaften auf sein Ehrenwort in kurzer Zeit zu helfen verspricht, das Uebel als Kleinigkeit ausgiebt, mit dem er in wenig Wochen fertig sein wolle. Wenn sich dann das Gegentheil zeigt, und es sind arme, geringe Leute, die ihm von keinem Großen anempfohlen sind, so schimpft er, heißt sie Cujone, die verdienen, auf dem Misthaufen zu crepiren, von denen es unverschämt ist, einen Mann wie ihn immer zu beunruhigen — was denn freilich ein leidiger Trost für die Kranken ist. Bei vornehmen Personen geht er mit mehr Behutsamkeit zu Werke; stirbt ihm einer zu eben der Zeit, wo er ihm alle Hoffnung gegeben, so sagt er, er müsse vergiftet worden sein. Bei diesen ist er eben so zuvorkommend, als er gegen Niedere, die ihm nicht von Großen anempfohlen sind, grob und zurückstoßend ist. Was ihm am meisten Ruf gegeben, ist die Kur an einem Secretär eines vornehmen Herrn (des Commandanten von Straßburg, Marquis de la Salle; derselbe litt an einem brandigen Uebel. Anm. des Verf.), von dem es geheißen, daß ihn alle Aerzte verlassen und den gwissen nahen Tod vorher verkündigt hätten. Wie ich diese Sache genau untersucht, ist es nur ein einziger unvorsichtiger Arzt gewesen, dessen vorzügliche Kunst für Krankheiten „vom guten Ton“ sehr gerühmt wird, dessen übrige Geschicklichkeit aber von dem größten Theil der Stadt sehr in Zweifel gezogen worden.

Alle übrigen Aerzte der Stadt haben kein Wort davon gewußt. Dieser Secretär geht noch an Krücken und hat einen Fuß merklich kürzer. Viele Halbblinde und Halbtaube hat er ganz blind und ganz taub gemacht und nicht einem einzigen geholfen, obschon er allen Hohen und Niedern auf seine gräfliche Parole zu helfen versprochen und Einigen mehrere Wochen lang höllische Schmerzen verursacht hat. Dies alles habe ich nicht von Hörensagen, sondern ich habe es selbst untersucht. Zwei Lahme, die an Krücken gingen, gehen durch seine Vermittlung jetzt am Stocke. Andere von der Art sind entweder an den fürchterlichsten Schmerzen gestorben, einige sind nicht besser, andere nicht schlimmer geworden. Bei kleinen Gebrechen hat er wirklich Mehreren geholfen. Was sonderbar ist, so will er mit keinem Arzte, wenn er auch noch so berühmt ist, etwas zu thun haben, auch versichert man, daß man ihn über einigen groben Unwissenheiten ertappt hat.

Er giebt von sich aus, er wäre 20 Jahre in Egypten und Asien gewesen und er spräche Arabisch am fertigsten. Aber da ist ihm neulich ein sonderbarer Spaß geschehen. Da kommt ein Professor aus Schweden hierher, dem das Arabische so frisch vom Maule soll weggehen, wie der Sau das Grunzen; der geht zu Cagliostro, parlirt eins daher auf Arabisch, daß es eine Art hatte, und mein Graf gafft ihn an, weiß nicht, was dies zu bedeuten hat und wußte nicht einmal, daß es Arabisch wäre! So wird man ertappt, wenn man lügt.*)

Gewiß ist, daß er in Straßburg kein Geld und keine Geschenke nimmt; daß aber das Weib, die seine Frau sein soll, Schulden macht, Geld und Geschenke nimmt, soll gewiß sein. Wahr ist, daß er Handlanger von Wundärzten gehabt, die sich gräßlich haben bezahlen lassen und die blutwenig sonst ihre Kunst verstehen."

Der Gewährsmann dieser Mittheilungen muß gute Quellen gehabt haben. Stimmt nicht Alles darin fast bis in das kleinste Detail mit den Berichten der früheren Beobachter überein?

Natürlich blieb Cagliostro auf dieses höchst compromittirende

---

*) Professor Norberg von Upsala, der von einer auf Staatskosten nach dem Orient unternommenen Forschungsreise nach Straßburg gekommen war.

Anm. des Verf.

Conterfei die Antwort nicht schuldig, sondern veröffentlichte unter der angenommenen Maske eines Freundes von Cagliostro anonym eine Replik, in welcher er die erwähnten Angaben rundweg in Abrede stellte und den Grafen von Cagliostro im rosigsten Scheine wahrer Menschenliebe und Uneigennützigkeit darstellte, sich auf dessen Freundschaft mit mehreren Generalen und sonstigen Matadoren der Straßburger vornehmen Welt berief und im Uebrigen, mit dicken Rauchwolken widerwärtigsten Eigenlobes sich umgebend, keine der angeführten Thatsachen zu widerlegen sich die Mühe nahm. Im XIII. Stück derselben Zeitschrift polemisirt er dann noch gegen eine andere, wie es scheint, abgesondert gegen ihn veröffentlichte Angriffsschrift eines Dr. Ostertag und bezieht sich dabei auf die Erklärung des Straßburger Magistrats, in welcher Letzterer dem Herrn Grafen über diesen Angriff sein Beileid ausgedrückt habe, um nicht in den Verdacht zu kommen, als billige er die gegen den großen Mann geschleuderten Schmähungen. Soll man sich unter diesen Umständen darüber wundern, wenn ein so übermüthiger Geselle, wie Balsamo, aus solchen Unklugheiten und Vorurtheilen, wie wir sie eben allerorten bei seinen Gönnern finden, für sich Capital schlug und die Thorheit und den Unverstand der Menschen in unverschämtester Weise auszunutzen gewohnt war?

Hören wir noch ein Zeugniß über ihn, das ein verläßlicher Freund der Frau v. d. Recke dieser auf ihren Wunsch im Jahre 1781 mittheilte, da sie sich über Balsamo immer noch kein sicheres Urtheil gebildet hatte und aus dieser Ungewißheit herauszukommen wünschte. Der Berichterstatter schildert genau in der nämlichen Manier das Auftreten Balsamos zu Anfang seines Straßburger Aufenthalts, wie es von Petersburg her bekannt ist. Zuerst geberdete er sich gar nicht als Arzt, sondern als reicher Privatmann. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, er sei ein fremder, wohlthätiger Herr, der Kranke umsonst heile und ihnen auch noch außerdem Wohlthaten erweise. Sein Ruf stieg und bald waren nicht nur seine Vorzimmer, sondern auch seine Treppen und der Hausflur mit Hülfesuchenden besetzt. Freilich mißglückten ihm viele Kuren, besonders bei Tauben und Blinden, allein der Ruf einzelner gelungener Heilungen und besonders die Neugierde trieben dennoch die Leute in hellen Haufen zu ihm. Gelehrte, Officiere, Naturkundige, Aerzte und Freimaurer gehörten zu seinen

täglichen Besuchern, ja, sogar einige Prinzen und andre Vornehme schlossen sich an und es wurde nach und nach Mode, zu Balsamo zu gehen. Da er gerade am Paradeplatz wohnte, fanden sich öfters die Officiere der Garnison bei ihm ein. Hier wurde nun freilich mancher junge Lieutenant durch seine übergroße Neugierde dem Wundermanne lästig, und um diese Gattung von Gesellschaft los zu werden oder um sie zu verspotten, erzählte er ihnen sehr ernsthaft, daß er auf dem Rothen Meere geboren, daß er 150 Jahre alt sei, und dergleichen mehr.*)

Nach der vorgeblichen Heilung des Secretärs des Commandanten von Straßburg, die er auf des Letzteren dringliche Bitte vornahm, nahm sein Ruf den höchsten Aufschwung. Alles, was sich zur Noblesse rechnete, betrachtete es als züm guten Ton gehörig, Balsamo zu besuchen. Generale und Beamte der höchsten Chargen — die feinsten Damen, kurz, die gesammte elegante Welt fand sich beim arabischen „Grafen" ein. Auch revanchirte man sich durch Einladungen, die man ihm zugehen ließ. Es gehörte zur Mode, mit Cagliostro bekannt zu sein und von ihm zu sprechen. Eine Unzahl von Fremden kam von auswärts nach Straßburg, um Balsamo zu consultiren. Verschiedene baten ihn, mit einigen der besten Straßburger Aerzte zusammen Berathungen zu halten, wurden aber mit diesem Ansinnen von ihm immer in der schroffsten Weise abgewiesen. Für die Aerzte hatte er keine andern als aus dem Thierreich herstammende Bezeichnungen. Die heftige Opposition, welche von Seiten der Presse gegen ihn geübt wurde, ferner die Warnungen der Aerzte von Fach vor ihm bewirkten aber doch, daß ein Theil der Schwärmer von seinem Wahne abließ und sich von ihm wandte, weshalb er später nur noch dreimal in der Woche empfing.

Daß er gleichwohl immer noch, besonders in der feinen Welt, einigen Credit besaß, ist der Protection des Marschalls de la Salle und auch der des Prinzen Rohan zuzuschreiben gewesen. Beide Persönlichkeiten hielten auf Balsamo große Stücke und bezeigten sich gegen

---

*) Wir werden noch später hören, daß Balsamo diese selbigen Märchen auch anderwärts, aber mit vollständigem Ernste, zum Besten gab. Sie waren auch im obigen Falle durchaus ernst gemeint!

ihn äußerst wohlwollend, ja, sie verschafften ihm sogar hohe Verbindungen am französischen Hofe und empfahlen ihn an die dortigen Minister. Diese Leute besaßen offenbar ebenso geringe Menschenkenntniß wie seine Warschauer Adepten: denn wie konnten sie sich sonst durch einen so rohen Gesellen, über den scharfblickende Beobachter sich in der ungünstigsten Weise äußerten, auf die Dauer hintergehen lassen! Das unumwundenste Urtheil fällt über Balsamo ein Reisender in seinem 1783 zu Straßburg erschienenen Tagebuche. Wir führen die betreffende Stelle nach der Wiedergabe der Berliner Monatsschrift (von Gedicke und Biester), Jahrgang 1784, December-Heft, an. Sie lautet: „Heute führte man mich zu dem berühmten Grafen Cagliostro. Solch ein originaler, impertinenter, Alles unter den Fuß tretender kopfaufwerfender Charlatan en gros war mir noch nie vorgekommen. Es ist ein kleiner, dicker, höchst breitschulteriger, breit- und hochbrüstiger, dick- und steifnackiger, rundköpfiger Kerl, von schwarzem Haar, gedrungener Stirn, starken, feingerundeten Augen, braunen, glühenden, trübschimmernden, stets rollenden Augen, einer etwas gebogenen, fein zugerundeten, breitrückigen Nase, runden, dicken, auseinandergeworfenen Lippen, rundem, festem hervorstrebendem Kinn, runder, eiserner Kinnlade, feinem, fast kleinem Ohr, kleiner, fleischiger Hand, kleinem, schönem Fuß, gewaltig vollblütig, rothbraun, mit einer gewaltig klingenden und vollen Stimme. Das ist der Wundermann, Geisterseher, Geisterbeschwörer, menschenfreundliche, unbezahlte Arzt und Held, der Jahre lang in diesen Gegenden groß gelebt, ohne daß je Einer weiß, wo er das Geld hernimmt. Wenn man indessen sieht, daß seine aus allen Weltgegenden zusammenstürmenden Patienten größtentheils schöne, reiche und vornehme Weiber sind, daß sie gemeiniglich in demselben Hause wohnen, wo er zur Miethe wohnt, und ihr Logis ungeheuer bezahlen, auch aus demselben Wirthshause gespeist werden, aus dem sich der Herr Graf speisen läßt, und auch da ganz ungeheuer bezahlen, und daß sie sofort alle ihre Bedürfnisse von Kaufleuten nehmen, von denen auch er seine Bedürfnisse nimmt, und daß sie alle kein eifrigeres Bestreben haben, als nur zu ersinnen, was ihrer und des großen, uneigennützigen Mannes würdig ist, um es ihm oder seiner italienischen Gemahlin zu verehren — wenn man das mit unbefangenen Augen betrachtet und sieht, wie der Mensch mehrere

begüterte Leute so ganz in seiner Gewalt hat, daß sie keine Sinne als nur für ihn und sein Treiben haben, und daß er ihnen jeden Augenblick sicher zumathen könnte, Weib und Kind auf den glühenden Rost zu legen, um Wunder zu sehen — dann versteht man die elenden Kunstgriffe wohl, mit denen solch ein unverschämter Bube die Schwachheit und Thorheit kurzsichtiger Menschen benutzt, um sich Ansehen und Güter zu erlügen. Man kann nicht umhin, all den versteinerten Anbetern um ihn herum das Glück zu wünschen, daß einmal vor ihren Augen ein Mann sich die Mühe nähme, dasselbe imposante, unverschämte Wesen gegen ihn anzunehmen und ihn so ganz, wie er sie immer, en canaille tractirte. Sie sollten bald gewahr werden, was für eine elende Figur der Prahler dabei machen würde, der weder natürliche Gaben noch Bildung genug hat, sich gegen solch einen Menschen nur eine einzige Minute zu halten. Körperlich stark müßte der Wolthäter freilich sein, um im Fall der Noth den Riesenknaben mit einer Hand zum Fenster hinaushalten zu können und ihm zwischen Hängen und Fallen die Beicht abzuhören."

Kehren wir jetzt wieder zu seinem Memoire zurück, in dem er auch über seinen Straßburger Aufenthalt und die folgenden Ereignisse sich ausläßt. Nachdem er das Zeugniß der Häupter der Stadt und des ganzen Publicums dafür angerufen, daß er eine Menge Menschen mit Wohlthaten überhäuft, aus dem Kerker erlöst und geheilt, nie ein Aergerniß gegeben und keine einzige Handlung wider die Religion, die Gesetze oder die gute Sitte begangen habe, kommt er auf sein Verhältniß zum Cardinal Rohan zu sprechen. „Bald nach meiner Ankunft in Frankreich ließ mir der Cardinal Rohan durch seinen Ober-Jägermeister sagen, daß er mich kennen zu lernen wünsche. So lange der Cardinal mich blos aus Neugierde sehen wollte, willfahrte ich ihm nicht, bald darauf aber ließ er mir sagen, daß er mich über einen Anfall von Engbrüstigkeit zu Rathe ziehen wolle, und da kam ich sogleich in seinen Palast. Ich sagte ihm meine Meinung über seine Krankheit; er schien damit sehr zufrieden und bat mich, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen." Balsamo erwähnt dann der Krankheit eines Secretärs des Prinzen von Soubise, der an demselben Uebel litt wie der Secretär des Commandanten von Straßburg (den er angeblich geheilt hatte), und bemerkt, der Cardinal sei zu ihm ge-

kommen, um ihn zu bewegen, den Kranken in Paris zu besuchen. Balsamo willigte ein und wurde, in Paris angelangt, vom Cardinal aufgefordert, ihn sogleich zum Prinzen von Soubise zu begleiten. Er schlug diese Zumuthung indessen aus, weil er der medicinischen Facultät nicht vorgreifen, sondern warten wollte, bis diese den Kranken für unheilbar erklärt haben würde! Bald kam die Nachricht, der Kranke befinde sich in der That besser; mit Rücksicht hierauf nahm Balsamo von einem Besuche überhaupt Abstand, da er sich nicht die Ehre einer Kur aneignen wollte, die er nicht vollzogen hatte. Mittlerweile aber kamen so viele Leute zu ihm, die von seiner Ankunft gehört hatten und seine Hülfe verlangten, daß er während seines dreizehntägigen Aufenthalts in Paris alle Tage von fünf Uhr Morgens bis um Mitternacht mit Kranken beschäftigt war. Auch hier habe er nicht ein einziges Geschenk noch eine Geldentschädigung empfangen, betheuert er mit dem Zusatz, man brauche ihm nicht das Mindeste mehr zu glauben, wenn man ihm das Gegentheil beweisen könne.

Der Cardinal geleitete ihn nun zurück bis nach Zabern, wo jener sein Gut hatte, und bat ihn, so oft wie möglich in Zabern sich einzufinden, worauf Balsamo nach Straßburg ging, um dort wieder seine gewohnte Beschäftigung als Heilkünstler aufzunehmen.

Es konnte nicht ausbleiben daß seine medicinischen Pfuschereien im Laufe der Zeit ein öffentliches Aergerniß für die Männer der Wissenschaft wurden. Man sah ihm von dieser Seite scharf auf die Finger und fand, daß er durch seine Kuren das Leben einer Menge von Menschen auf das Spiel setzte. Namentlich suchte die medicinische Facultät der Straßburger Hochschule diesem gewissenlosen Schwindel zu steuern, und es scheint, daß die betreffenden Professoren von dem Präfecten die Ausweisung Balsamos zu erwirken strebten, leider aber vergebens. Die Freundschaft des Commandanten und des Cardinals schützte ihn vor dem Arm der Gesetze. Auch die zahlreichen Angriffe in der Presse übten auf ihn keinen Einfluß. Er setzte ihnen hartnäckig eine eiserne Stirn entgegen.

Indessen begnügte er sich in der Folge keineswegs mit seiner ärztlichen Rolle, sondern betrieb auch hier sein gewohntes Handwerk als Alchemist, Geistercitirer und egyptischer Freimaurer, wie er es zuvor geübt. Namentlich hatte er es dabei auf den leichtgläubigen und in

Fatalismus befangenen Cardinal abgesehen, den er in der That bald vollständig beherrschte und der ihm sogar seine Equipage und seinen Beutel zur unbeschränkten Verfügung stellte.

Wir unterlassen es, alle jene Einzelheiten hier wiederzugeben, welche der römische Biograph nach den eigenen Aussagen Balsamos mit Bezug auf die maurerische Wirksamkeit des Letzteren in Straßburg in seiner Schrift mittheilt, da die Unzuverlässigkeit dieser Geständnisse bereits einmal beleuchtet worden ist und es auch schwerlich von Interesse sein dürfte, die mystischen Albernheiten, die stets auf Prophezeiungen und Visionen vermittelst kleiner Kinder hinausliefen und mit einem Wust von abenteuerlichen Zurüstungen und Einleitungsformalitäten verbunden waren, nochmals zu verfolgen. Sie brachten ihm sehr reichen Lohn ein, theils an baarem Gelde, theils an Kostbarkeiten, und sollen sogar den Cardinal bewogen haben, zur Errichtung eines besonderen Logengebäudes in der Nähe von Straßburg die Summe von 20,000 Fr. herzugeben. Es wird indessen nicht berichtet, ob dieses Geld auch in der That dafür verwendet worden sei. Gewiß ist, daß Balsamo den Cardinal um kolossale Summen prellte; möglicher Weise gehörte dazu auch die genannte.

Wir werden uns über alle diese Vorgänge, namentlich über die ihm von Seiten der guten Gesellschaftskreise gewährte Unterstützung übrigens nicht wundern dürfen, wenn wir uns daran erinnern, daß der Mysticismus in Straßburg damals eine Hauptbrutstätte besaß. Die nach Puysegurschem System eingerichtete magnetisch-somnabule Gesellschaft bildete den Heerd für allerhand Gaukeleien und schwärmerische Phantastereien. Balsamo hatte das natürlich sehr bald in Erfahrung gebracht und zu jenem Kreise Zutritt erlangt, in dem die vornehmsten Bewohner Straßburgs sich zusammenzufinden pflegten. So gewann er dann mit großer Leichtigkeit die Crême der Gesellschaft und nutzte diesen Umstand nach Möglichkeit für sich aus.

Allmählich mochte ihm auch hier wieder der Boden unter den Füßen zu heiß werden. Vielleicht hatte die Universität doch zu vielen Einfluß geübt und ihm die fernere Ausübung seiner Gauklerkünste verleidet. Wenigstens darf man solches aus den Briefen schließen, die zu seinem Schutze an den Straßburgischen Prätor Gérad und den Commandanten Marquis de la Salle von Versailles her geschrieben

wurden. Er veröffentlicht sie in seinem Memoire. In dem einen schreibt der damalige Premier-Minister Graf v. Vergennes unter dem 13. März 1783 an den Prätor, er kenne den Grafen Cagliostro zwar nicht persönlich, aber alle Nachrichten, die er von ihm seit der Zeit seines Aufenthalts in Straßburg erfahren habe, seien so vortheilhaft, daß es die Menschlichkeit gebiete, ihm Achtung zu erweisen und ihn nicht zu beunruhigen. Er, der Minister empfehle ihn daher dem Schutze des Prätors und des Straßburger Magistrats — „Cagliostro fordert nichts als Ruhe und Sicherheit, Beides gewährt ihm das Recht der Gastfreundschaft; und da ich Ihre natürliche Gutherzigkeit kenne, so bin ich überzeugt, daß Sie ihm jenes und auch die Annehmlichkeiten werden angedeihen lassen, die er durch seine persönlichen Vorzüge verdienen mag", so lautet der Schluß jenes merkwürdigen Schreibens, das dem guten Grafen, der hier bona fide und auf die Fürsprache eines Rohan oder anderer Notabilitäten gehandelt hat, später wohl, als Balsamo im Jahre 1786 mit Schande des Landes verwiesen wurde, bittere Reue verursacht haben mag. Fast in derselben Weise spricht sich ein anderer Brief von dem damaligen Siegelbewahrer, dem Marquis de Miromenil, über Balsamo gegen den Prätor aus und schließt ebenfalls mit einer Empfehlung zur Unterstützung Balsamos seitens des Magistrats. Der damalige Kriegs-Minister Marquis de Ségur endlich forderte im Namen des Königs in einem Briefe vom 15. März 1783 den Straßburger Commandanten auf, sich Balsamos anzunehmen, und motivirte solches mit der Berufung auf die ihm zugegangenen günstigen Nachrichten über die menschenfreundlichen Handlungen des Letzteren. „Der Gebrauch, den dieser Mann von seinen Kenntnissen und Talenten in Straßburg gemacht, hätte ihm ein Anrecht auf den Schutz der Regierung gegeben," sagt er in jenem Schreiben, und fügt dabei hinzu, „der König habe ihm den Auftrag gegeben, darüber zu wachen, daß er bei seiner Zurückkunft in Straßburg nicht allein nicht beunruhigt werde, sondern daß man ihm daselbst auch jene Achtung erweise, die seine Dienste, welche er den Kranken leiste, erforderten!" So machten sich selbst die höchsten Staatsbeamten zu Mitschuldigen an den schmählichen Betrügereien dieses Gauners und beförderten damit zugleich auch mittelbar die geistige Verfinsterung des Volkes.

Wie gesagt, scheint es dem Prätor und den Commandanten dennoch nicht möglich gewesen zu sein, dem mit jedem Tag immer mehr anwachsenden und sich laut äußernden Unwillen, der sich gegen Balsamo unter den aufgeklärten Männern der Wissenschaft erhoben hatte, Schweigen zu gebieten. So zog es Balsamo denn vor, Straßburg zu verlassen und wieder einmal seine alte Heimath Italien aufzusuchen. Er giebt an, er hätte seinen ehemaligen Freund, den Malteser-Ritter Aquino, der in Neapel schwer erkrankt gewesen, aufsuchen wollen. Es ist aber durch die Aussage seiner Gattin festgestellt, daß er es dort abermals mit seinen freimaurerischen Phantastereien versuchen und dafür Jünger gewinnen wollte, um sie in bekannter Art auszusaugen. Seine Absicht mißlang ihm freilich, da in Neapel schon eine Loge eines anderen Ritus bestand, die mit seinem Humbug nichts zu thun haben mochte. In seinem Memoire berichtet er, er habe Neapel alsbald wieder verlassen, da ihn der sardinische Gesandte erkannt hätte und da man ihn wegen seiner auch dort begonnenen Heilkunst verfolgt habe. Seine Frau hat indessen diese Angabe als Unwahrheit bezeichnet und als den wahren Grund seiner schleunigen Abreise die Fruchtlosigkeit seiner maurerischen Versuche angeführt.

Er suchte nun wieder Frankreich auf. Aber er hütete sich wohl, noch einmal Straßburg zu berühren. Bordeaux war diesmal das Ziel. Hier verkaufte er vorzugsweise allerhand Wundermittel, namentlich Jugendwasser, Schönheits-Tincturen und eine Menge von Kräutermischungen, Pulvern und Pillen, die aus den gewöhnlichsten Ingredientien bereitet waren und wenig Kosten bei der Bereitung verursachten. Er hatte sich für dieses Geschäft einen eigenen Apotheker engagirt, der für enorm hohe Preise seine Geheimmittel an den Mann bringen mußte, dadurch aber bei seinen Collegen derart in Mißcredit kam, daß man ihm androhte, man werde ihn, falls er fortfahren sollte, ein so schimpfliches Gewerbe gemeinsam mit Balsamo zu treiben, aus der Gesellschaftsliste (wie es scheint, bestand eine Art Zunft unter den Apothekern) streichen.

Ueber dieser ehrenwerthen Beschäftigung vergaß er jedoch keineswegs seine Maurerei; auch scheint er sich wieder in der Kunst zu gefallen versucht zu haben, denn es wird erzählt, er habe einer vornehmen Dame sehr eifrig den Hof gemacht, sei aber von deren Gemahl

dafür so schnöde behandelt und aus dem Hause gejagt worden, daß er in eine Gallenkrankheit verfiel. Als eines Tages seine maurerischen Brüder sein Krankenbett umstanden, stellte er sich, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwache, und erzählte seinen Besuchern, er habe eine wunderbare Vision gehabt.

„Er sah sich von zwei Personen bei dem Halse ergreifen und nach einer tiefen unterirdischen Höhle schleppen. Dort wurde er durch eine offene Pforte in einen, gleich einem ganz beleuchteten königlichen Saal, angenehmen Lustort geführt, in welchem ein großes Fest von vielen Personen in langen Kleidern, unter denen er nicht wenige von seinen verstorbenen Maurersöhnen kannte, gehalten wurde. Er glaubte nun die Laufbahn dieses Zährenthals geendiget zu haben und in das Paradies versetzt zu sein. Es wurde ihm hierauf ein weißes langes Kleid und ein Schwert, welches wie jenes, womit der Würgengel abgebildet wird, verfertigt war, angeboten. Er ging vorwärts und durch einen großen Glanz geblendet, warf er sich auf die Kniee und dankte dem höchsten Wesen, daß er ihn in die himmlische Glückseligkeit aufgenommen. Allein er hörte von einer unbekannten Stimme antworten: „Dies ist das Geschenk, das du erhalten wirst; doch mußt du noch vieles thun.“ Und hier ging die Erscheinung zu Ende.“

Seiner Erklärung nach sollte diese Erscheinung ihn zu neuer Arbeit im Dienste der Maurerei ermuthigen und ihn in den Augen seiner Anhänger als den von einer höheren Macht zur Ausbreitung der Letzteren wirklich berufenen Messias legitimiren. Dieses erreichte er denn auch in umfänglichstem Maße: man vertraute ihm blindlings und betrachtete ihn wie ein höheres Wesen. Namentlich kamen ihm die Frauen hierin bereitwilligst entgegen, deren Beistand er sich stets dadurch zu versichern wußte, daß er neben den Männerlogen auch solche für Frauen, und zwar unter der Leitung seiner Gattin stiftete. Natürlich nutzte er die ihm daraus erwachsenden Vortheile in jeder Weise aus, indem er die leichtgläubigen Weiber recht gründlich betrog und prellte.

Eine reiche Dame, hatte er so sehr in den Glauben an seine magischen Künste zu verstricken gewußt, daß er ihr 5000 Francs abschwindelte. Sie glaubte nämlich, er werde ihr einen Schatz, der an-

geblich auf einem ihrer Landhäuser verborgen liegen und von einem Geiste bewacht sein sollte, heben und ihren Reichthum damit um das Dreifache vergrößern.

In Bordeaux blühte ihm das Glück ausnahmsweise lange: er verließ die Stadt erst nach elfmonatlichem Aufenthalt und begab sich dann nach Lyon. Hier soll er, nach der römischen Quelle, mit großartigem Pomp eine Mutterloge der egyptischen Maurerei gestiftet haben, zu welchem Werk er drei Monate Zeit brauchte.

Obwohl wir gegen die Angaben des Pater Marcell betreffs der Maurerthaten Balsamos ein fortdauerndes Mißtrauen hegen, weil der Berichterstatter in dieser Beziehung sich viel zu sehr auf die eigenen Aussagen Balsamos vor seinen römischen Richtern verläßt und es unläugbar ist, daß dieselben in vielen Stücken grobe Erdichtungen enthielten, zumal sie nur darauf angelegt waren, den Richtern von dem Einflusse Balsamos in Maurerkreisen eine hohe Meinung beizubringen, so scheint diesmal doch an der Angabe von der Stiftung der Lyoner Freimaurerloge einiges Wahre zu sein. Marcell theilt nämlich das Formular der Stiftungs-Urkunde mit und bemerkt dabei, man habe dergleichen Schemata noch unausgefüllt in mehreren Exemplaren bei Balsamo späterhin vorgefunden. Jedes Ordens-Mitglied habe ein solches Patent erhalten. Dasselbe beginnt:

„Ehre, Weisheit, Einigkeit, Wohlthätigkeit, Wohlergehen! Wir Groß-Kophta in allen morgen- und abendländischen Theilen der Erde, Stifter und Großmeister der erhabenen egyptischen Maurerei, thun hiermit allen, die Gegenwärtiges zu Gesicht bekommen, zu wissen, daß Uns während Unseres Aufenthalts zu Lyon mehrere Glieder der Loge vom Orient und gewöhlichen Ritus, welche den unterscheidenden Titel der Weisheit angenommen hat, ihre heißen Wünsche geoffenbaret, sich unter Unsere Herrschaft zu begeben 2c. 2c. Gegeben zu Lyon."

Der Rand dieses Patents zeigte eine Menge in Kupfer gestochener maurerischer Embleme, wie Dreiecke, Siebenecke, Maurerkellen, Compasse, Winkelmaße, Hämmer, Todtenköpfe, Würfel, Senkwaage, Richtscheid, Jakobsleiter, Phönix, Globus, Tempel und andere Gegenstände, zwischen denen sich Maurer-Sentenzen hindurchschlängelten, wie: Lucem meruere labores. Odi profanum vulgus et arceo. Petite et accipietis. Quaerite et invenietis. Pulsate et aperietur vo-

bis. In constanti labore opes. O vincere! o mori! Endlich war auch ein Kreuz darauf zu erblicken, das die Chiffre L. P. D. trug, über deren Bedeutung Balsamo hartnäckiges Schweigen beobachtete, als man ihn vor Gericht darüber befragte. Es sollte damit die Devise angedeutet werden: Lilium pedibus destrue. (Zertritt die Lilie.)

Nach diesen Großthaten, die ihm abermals viel Geld einbrachten, erschien Balsamo plötzlich in Paris. Es war im Jahre 1785, wie er behauptet; andere Quellen wollen jedoch wissen, er sei schon zu Ausgang 1784 in Paris gewesen, was mit Rücksicht auf die Halsbandgeschichte von einiger Wichtigkeit ist, uns hier jedoch nicht weiter beschäftigen kann.

Paris war damals für den Mysticismus Hauptort. Freilich huldigte man ihm hier nicht aus religiösen Bedürfniß, sondern zur Unterhaltung, aus Sucht nach abenteuerlichen Aufregungen der Phantasie und auch vielfach zum Cultus der Sinnlichkeit. Was konnte der leichtlebigen und genußsüchtigen Pariser Gesellschaft erwünschter kommen, als der hohe Priester eines neuen Ordens, in welchem man die tiefsten Geheimnisse der Natur und des menschlichen Daseins in der amüsantesten Manier zu ergründen Gelegenheit finden sollte und zu dem auch die Frauenwelt Zutritt erhalten durfte! Mesmer hatte bereits seinen Club um sich vereinigt, in welchem man allerhand spiritistische Studien und Versuche anstellte, und die Pariser Welt in Aufruhr versetzte. Um wie viel größeren Erfolg durfte sich ein Gaukler von der Sorte Balsamos von seinem Erscheinen versprechen. In der That hatte er sich auch nicht verrechnet. Kaum hörten die Maurer-Gesellschaften, deren es damals in Paris 72 gegeben haben soll — darunter waren zweifellos auch eine Menge magnetisch-somnabulischer Clubs — von dem Wiederhersteller der egyptischen Maurerei, als man sofort denselben zu sehen wünschte. Man lud ihn in die verschiedenen Clubs und Kränzchen ein, die sich allesammt mehr oder minder mit der auf der Tagesordnung stehenden Schwärmerei abgaben und in der Mystik gern Außergewöhnliches erreicht hätten. Balsamo sah sich seine Leute an und fand, daß sie würdig sein, seiner egyptischen Weisheit theilhaftig zu werden. Sie mußten ihm jedoch zuvörderst die Bewahrung des tiefsten Geheimnisses schwören und sich

allen seinen Anordnungen zu unterwerfen geloben. Die Reize der schönen „Gräfin" thaten ferner das Uebrige, um den Ruf des Wundermannes zu verbreiten und eine Menge vornehmer Cavaliere anzulocken, zumal auch hier die Gräfin mit ihrer Gunst nicht kargte.

Da sich der Cardinal von Rohan zur nämlichen Zeit gleichfalls in Paris aufhielt, so wurde der in Straßburg mit ihm geschlossene Freundschaftsbund von Balsamo jetzt erneuert und dieser gehörte wiederum zu den täglichen Haus- und Tischgästen des Prinzen. Das Verhältniß, in welchem Rohan zu Balsamo stand, blieb in der Oeffentlichkeit nicht unbemerkt. Man sprach darüber und wunderte sich, daß der Cardinal in so freigebiger Weise einen fremden Abenteurer, von dessen Herkunft und Stand man nichts Bestimmtes erfahren konnte, als was er selbst darüber zu verlautbaren für gut fand, protegirte. Prinz Rohan wußte das, kümmerte sich aber um das Gerede wenig. „Sehen Sie selbst," schrieb er an die Gräfin La Motte eines Tages, „wie ungerecht die Behauptung der Welt ist, ich ruinire mich für den Grafen Cagliostro, während er doch der bedeutendste Mensch ist, den ich kenne, und selbst ein Gott! Schreiben Sie mir — nicht daß Sie ihn aus Neugierde zu sehen wünschten, aber doch, daß Sie ihn überhaupt sehen möchten. Bedienen Sie Sich dabei möglichster Begeisterung, und Sie werden sehen, was er zu thun fähig ist. Man mißt ihm kein Vermögen bei, Niemand weiß, wer er ist und von wo er kommt, da er schon seit 300 Jahren lebt. Bringen Sie, wenn Sie wollen, um mehr Vertrauen zu ihm zu zeigen, ein gewecktes Kind von sieben bis acht Jahren zu ihm mit, denn wenn es nicht geweckt ist, wird es nichts sehen."*)

---

*) Wir haben hier den Beweis dafür, daß Balsamo sein hohes Alter nicht blos zur Verspottung junger naseweiser Lieutenants in die Welt posaunte und — daß er Glauben fand. In Straßburg hatte er durch seinen Kammerdiener verbreiten lassen, er wäre mindestens 150 Jahre alt und der Diener selbst einige siebenzig. Natürlich waren diese Wunder nur durch seinen Lebenstrank und durch das rothe Pulver hervorgebracht worden. Eben so rühmte sich zuweilen die Frau Gräfin ihres Sohnes, der Capitain auf einem holländischen Kauffahrer und bereits 40 Jahre alt sei. Wenn man sie nach dem eigenen Alter fragte, erwiderte sie lächelnd, sie sei siebenzig, obwohl sie wie eine Zwanzigerin aussähe — aber auch hier an ihr seien die Wunder der Cagliostroschen Mixturen und Lebenswässer

Rohan hatte diese Rathschläge begreiflicherweise nicht ohne Veranlassung ertheilt. Die Gräfin La Motte, der er schon mündlich öfters von dem Wundermanne erzählt, hatte das lebhafte Verlangen geäußert, ihn ebenfalls kennen zu lernen. Rohan hatte diesem Wunsche in der Regel mit der Versicherung entgegentreten müssen, daß Cagliostro sich niemals herbeilasse, die bloße Neugier zu befriedigen. Die La Motte, welche den Magier schon einmal in Straßburg unter einem Vorwande besucht hatte, war indessen zu neugierig, ihm näher zu treten und drängte ihren „Freund" so lange, bis er ihr die oben erwähnten Weisungen an die Hand gab.

Die Gräfin La Motte ging auf diesen Vorschlag ein und erwirkte von Balsamo die Erlaubniß, ihn zu besuchen, unter dem Vorwande, sie komme im Namen der Königin, um von Cagliostro zu erfahren, ob Letztere, die wegen ihrer Niederkunft in großer Besorgniß sei, diesen Vorgang glücklich überstehen und ob sie einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen werde. Statt des kleinen Kindes hatte die La Motte jedoch ihre Nichte, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, mitgebracht. Balsamo, der bereits das Glück im Geiste schaute, demnächst auch die Königin in seine Netze zu verstricken, verstand sich dazu, der Gräfin durch eine magische Operation genau in der zu Mitau und an andern Orten bewährten Manier die gewünschten Aufschlüsse zu verschaffen. Die Procedur fand im Hause des Cardinals statt. Das betreffende Zimmer war wieder durch einen Vorhang in zwei Hälften getheilt und mit einer Menge von Kerzen erleuchtet. Auf einem Tische hinter demselben stand eine Kanne mit Wasser und ein Armleuchter. Balsamo zog nun seinen Degen und führte das Mädchen hinter den Vorhang. Dann legte er ihren Kopf auf seine Kniee und soll ihr die nöthigen Instructionen — natürlich insgeheim — ertheilt haben. Als das geschehen, begann er seine Beschwörung. „Im Namen des heiligen Michael und des großen Kophta befehle ich dir, mich alles sehen zu lassen, was ich wünsche",

---

deutlich zu erkennen. Ja, man sollte es kaum glauben, daß dieses saubere Paar die Unverschämtheit besaß, den Leuten mitunter aufzubinden, Balsamo sei schon zur Zeit der Hochzeit von Kana am Leben gewesen und habe dort mit eigenen Augen die Verwandlung des Wassers in Wein miterlebt!

mußte nun das Mädchen den Zauberer anreden, worauf Balsamo sie anwies, mit dem Fuße dreimal die Erde zu stampfen, und sie dann fragte, ob sie etwas sähe. Die Kleine antwortete: „Nichts.“ Er befahl ihr nochmals zu stampfen. Sie sah wieder nichts, und zum dritten Mal, wobei er sie fragte: ob sie nicht eine große weißgekleidete Dame sähe. „Erkennst du die Königin,“ fragte er; „ja, ich sehe die Königin,“ lautete jetzt die Antwort. „Siehst du nicht zu deiner Rechten einen Engel, der dich umarmen will?“ Ja. „Umarme ihn heftig!“ Man hörte jetzt den Schall zweier Küsse. So ging es denn in der bekannten Manier fort, bis man die gewünschten Aufschlüsse erhalten hatte. Der Cardinal war vor Bewunderung in eine förmliche Ekstase gerathen, stürzte dem Magier zu Füßen, ergriff seine Hände, küßte diese und pries dabei den großen Mann, der Alles vermöge!

Wir haben diese Beschreibung nach dem Memoire der Gräfin La Motte wiedergegeben, das uns in diesem Falle ziemlich glaubwürdig erscheint, weil der Cardinal Rohan, der in einer Schrift gegen die La Motte sehr eingehend die in der Halsbandgeschichte von der La Motte in ihrem Memoire gemachten Angaben widerlegt, diese Episode mit Stillschweigen übergeht. In ähnlicher, wenn auch tendenziös gefärbter Weise schildert übrigens Balsamo selbst in seiner Denkschrift diese Begebenheit, wobei er jedoch den Zusatz macht, das Ganze sei eine sehr unschuldige Komödie gewesen, die nur den löblichen Zweck hatte, die Angst der Königin zu beschwichtigen! Wir kennen bereits hinlänglich seine „Komödien“ und wissen, daß dieselben durchaus ernst gemeint waren. Die in Rede stehende war es sicherlich nicht minder als alle übrigen zuvor.

Die bereits wiederholt erwähnten Mémoires authentiques, die dem Marquis de Luchet fälschlich zugeschrieben werden und uns eher als ein Roman denn als eine ungeschminkte Darstellung der Thatsachen erscheinen, wollen wissen, Balsamo habe späterhin auch noch Nekromantie getrieben und eine Anzahl seiner Getreuen, darunter natürlich auch den Cardinal Rohan, mit citirten Verstorbenen zu, Abend speisen lassen. Voltaire, d'Alembert, der Herzog von Choiseul Diderot, Voisenon und Montesquieu wären die Tischgenossen aus dem Hades gewesen. Die sechs irdischen Gäste hätten nun mit jedem

Geiste ein förmliches Examen angestellt und wahrhaft blendende Antworten voll Geist und Pointirung erhalten. Wenn auch nur der hundertste Theil von diesem Märchen für wahr zu halten sein würde, möchten wir doch die Glaubwürdigkeit in Abrede stellen. Balsamo besaß damals noch nicht die Mittel, um derlei Blendwerk der höheren Salonmagie insceniren zu können, und zur eigenen Erfindung fehlten ihm die optischen Kenntnisse. Merkwürdig bleibt dabei aber doch, daß diese Angabe in der Tagespresse starke Verbreitung gefunden und sogar bis zur Kenntniß der Kaiserin von Rußland gelangte, die in ihrer Vorrede zu einem ihrer Dramen, wie wir gesehen haben, auf dieses Gerücht anspielt. Vielleicht ist dasselbe auf eine Reclame zurückzuführen, die Balsamo selbst in die Presse zu schmuggeln verstand.

Wenn im Anschluß an diese Fabel berichtet wird, Balsamo habe nun eine Loge gestiftet und ein Gleiches auch seiner Frau gestattet, und es hätten sich sofort eine Menge Damen der vornehmsten Kreise zur Theilnahme bereit finden lassen, so klingt solches weniger verdächtig. Die näheren Umstände, wie diese beiden Logen, namentlich die weibliche, organisirt und eingeweiht wurden, müssen wir aus Schicklichkeitsgründen übergehen. Die Manier, in welcher jener bedeutungsvolle Act vollzogen wurde, erinnert lebhaft an den antiken Mysteriencultus. Man fröhnte dem gröbsten Sinnengenuß und gestaltete das Treiben zu einer schamlosen Gelegenheitsmacherei für vornehme Personen. Uebrigens verband Balsamo auch hier außerhalb der Loge das Nützliche mit dem Angenehmen, indem er sich der Heilkunst befleißigte und dadurch mehrere Personen auf den Kirchhof, sich selbst aber in die Höhe brachte; denn er schröpfte sie wacker an ihrer Geldbörse. Man nennt darunter besonders eine Dame Romagné, die er so lange kurirte, bis sie eine Auszehrung bekam und daran starb. Als man ihn darüber zur Rede stellte, behauptete er, die Kranke hätte zu früh das Bett verlassen und einen heftigen Rheumatismus bekommen, an dem sie zu Grunde gegangen sei. Eben so traurig endete eine Dame Eramayel, die er mit so stark ätzenden Mitteln behandelte, daß sie eine fürchterliche Rachenhöhlen-Entzündung bekam. Trotzdem blieb der Zulauf an Kranken unvermindert und seine Einnahmen wuchsen bis in das Fabelhafte. Sein Luxus entsprach denselben Er bewohnte ein prächtiges Hotel in der Sanct Claudius-Straße, hatte stets eine

reich besetzte Tafel, veranstaltete Bälle und Vergnügungen und unterhielt eine reich galonirte Dienerschaar.

Hochgestellte Damen besuchten ihn tagtäglich und ergingen sich in preisender Bewunderung seiner Fähigkeiten — vielleicht befanden sich darunter auch seine freimaurerischen Schwestern —, ja, sie trieben den Balsamo-Cultus so weit, ihm die Hände zu küssen und ihn wie ein höheres Wesen zu verehren. Es ist festgestellt, daß sogar der Cardinal Rohan zum öftern ihm zu Füßen gelegen und ihm ebenfalls die Hände geküßt hat!

Einem so außerordentlichen Heiligen, wie Balsamo, paßt man begreiflicherweise scharf auf; man beobachtete seine Schritte und Tritte, forschte nach seinen Einkünften und suchte überhaupt in seine Privatverhältnisse Einblick zu gewinnen.

Vergebens bemühte man sich, seine Einnahmequellen zu entdecken. Seine Gattin sowohl wie er kleideten sich mit großem Aufwand, seine und die Hände Laurenzas waren mit kostbaren Solitärs überladen und die Fülle der Halsgeschmeide, Ketten und Schnallen, die mit den theuersten Brillanten besetzt waren, erregte sogar den Neid und Aerger der Leute, welche dem Ehepaar auf der Straße begegneten. Trotzdem war es notorisch, daß Balsamo kein Geschenk noch Honorar annahm, sondern eher dergleichen noch an Andere austheilte. Der gedachte Punkt beschäftigte später auch die Aufmerksamkeit der Richter, nachdem Balsamo in Folge der Halsbandgeschichte in Verhaft genommen worden war. Man befragte ihn darüber und erhielt folgende, seinen maßlosen Dünkel wieder recht deutlich kennzeichnende Antwort: „Die Frage hat keinen Bezug auf die Sache, um die es sich handelt. Ich will Ihnen aber doch Genüge leisten. Was liegt daran, daß man wisse, ob ich der Sohn eines Monarchen oder eines Bettlers sei, und warum ich reise, ohne mich zu erkennen zu geben? Was liegt daran, zu wissen, wie ich es mache, um mir Geld zu verschaffen? Wenn ich die Religion und die Gesetze ehre, Jedermann bezahle, immer nur Gutes und nichts Böses thue, so ist die an mich gerichtete Frage unnütz und ziemt sich nicht! Indessen mögen Sie wissen, daß ich immer ein Vergnügen daran gefunden habe, die Neugierde des Publicums über diesen Punkt nicht zu befriedigen, trotz allem, was man über mich ausstreute, indem man sagte, ich wäre

1400 Jahre alt, ich wäre der ewige Jude, der Antichrist, der unbekannte Philosoph, und endlich trotz aller jener Verleumdungen, welche die Bosheit gegen mich ausgeheckt hat. Ich will Ihnen indessen doch gestehen, was ich Niemandem gesagt habe: Meine Stütze ist, daß ich, sobald ich in ein Land komme, einen Wechsler habe, der mir alles Nothwendige verschafft und hernach wieder bezahlt wird. Zum Beispiel für Frankreich habe ich Herrn Sarasin zu Basel, der mir sein ganzes Vermögen geben würde, wenn ich es wollte, so wie auch zu Lyon Herrn Sancastor. Ich habe diese Herren gebeten, nie zu sagen, daß sie meine Banquiers seien; dann habe ich auch noch andere Quellen in verschiedenen mir bekannten Dingen."

Die Verlogenheit dieser groben Aufschneiderei brauchen wir nicht nachzuweisen, da es ja bekannt ist, auf welche Weise Balsamo sein Hab und Gut zusammenbrachte. Er wollte hiermit nur den Glauben an seinen vornehmen, wenn nicht gar königlichen Ursprung, den er in seiner fabelhaften Jugendgeschichte durch seine mysteriösen Andeutungen zu wecken gesucht, befestigen.

Man kann sich vorstellen, welches Aufsehen unter solchen Umständen die Nachricht in Paris machte, die eines Morgens meldete, Cagliostro, der vergötterte Wunderarzt und Großmeister aller egyptischen Zukunftslogen, sei plötzlich in die Bastille gewandert. Es war das eine Haupt- und Staatsaction, welche dem großartigen Spectakel über den Halsbandskandal die Krone aufsetzte. Man war starr vor Ueberraschung und konnte sich absolut nicht erklären, wie der Zauberer und Geisterbeschwörer mit diesem berüchtigten Falle in Verbindung zu bringen sei. Wer ihn als Freund des Prinzen Rohan kannte, mochte den Zusammenhang zu wittern meinen; darauf, daß Cagliostro das Halsband sich angeeignet und zerstückelt haben sollte, wie die La Motte angegeben hatte, verfiel schwerlich Jemand. – Balsamo beschreibt den Act seiner Einkerkerung folgendermaßen: „Am 22. August (1785) um acht Uhr Morgens kam ein Gefreiter mit acht Polizeisoldaten zu mir. Man fing sogleich die Plünderung in meiner Gegenwart an. Man nöthigte mich, meine Kästen zu öffnen, Elixire, Balsame, kostbare Liqueurs — Alles wurde ein Raub der Häscher. Ich bat den Commissar (Chenon, fils), mich in meine Kutsche steigen zu lassen; er hatte die Unmenschlichkeit, mir auch diese kleine Gefälligkeit abzuschlagen.

Man führte mich zur größten Beschämung bis auf dem halben Wege zur Bastille zu Fuß. Dort stand ein Fiaker, und endlich ließ man mich aus Gnade dort einsteigen. Die fürchterliche Zugbrücke fällt nieder und ich sah mich eingesperrt . . . . Meine Gemahlin hat das nämliche Schicksal. Ich verschweige, was ich schon ausgestanden habe. Nur ein einziges Wort sage ich und nehme den Himmel zum Zeugen an, daß es wahr sei: Wenn man mir die Wahl zwischen dem Tod und einer sechsmonatlichen Gefangenschaft in der Bastille anböte, so würde ich ohne Bedenken sagen: Führet mich zur Richtstätte!"

Sechs Monate verbrachte nun Balsamo in der Bastille, ohne eine Kunde über seine Anklage und sein ferneres Schicksal zu erhalten. Man hatte ihn eigesperrt und ließ nun den Dingen unbekümmert um die Mitangeklagten ihren Lauf. Allerdings erforderte dieser Monstre-Proceß, den Thomas Carlyle treffend die größte Lüge des 18. Jahrhunderts nennt, zeitraubende und sehr schwierige Erhebungen, die durch die schlauen Winkelzüge und Einreden der Hauptschuldigen unendlich in die Länge gezogen wurden. Allein es war eine auch sonst beliebte Praxis der französischen Tribunale, besonders des Parlamentgerichts, die Gefangenen in der Bastille durch harte Geduldproben mürbe zu machen, vielleicht hin und her auch sich ihrer durch Hinhalten zu entledigen. Jedenfalls blieb es eine unverantwortliche Willkür, einen Inhaftirten, für dessen Schuld keine anderen Indicien vorlagen als die Verdächtigungen eines Weibes, von deren Perfidie und Ränkesucht man von vorn herein die unzweideutigsten Beweise erhielt, während einer Reihe von Monaten den Schrecken der Präventivhaft in der Bastille zu überliefern, ohne ihn auch nur ein einziges Mal über seine Sache zu verhören. Ein Theil der Schuld, die Balsamo während seines ruhelosen Umherirrens in der Welt auf sich geladen, ist gewiß durch diese furchtbare Tortur, die ihm als einem Unschuldigen doppelt schrecklich sein mußte, gesühnt worden. Und wenn auch von seinen Gegnern als milderndes Moment zur Entschuldigung der Regierung angeführt wird, die Gefangenen seien vom Gouverneur der Bastille, Marquis de Launay, stets mit besonderer Rücksicht und Milde behandelt worden, so sind doch die Urtheile, die uns über die Schrecknisse der Bastille überliefert worden, darin Einer Ansicht, daß der Aufent-

halt daselbst zu den schwersten Strafen zu zählen gewesen, die einen französischen Staatsbürger überhaupt treffen konnten, und Balsamo mag vielleicht nur wenig übertreiben, wenn er den Tod der Haft in der Bastille vorziehen zu wollen erklärt.

Was nun die Anschuldigung selbst anlangt, so kann darüber, daß Balsamo an der Unterschlagung des Halsbandes nicht selbstständig betheiligt gewesen, kaum noch ein Zweifel obwalten. Ob er indessen nicht dem Cardinal — wenn auch vielleicht in gutem Glauben — zu dem Handel gerathen, ob er ihn nicht durch Hoffnungen auf Ehren und durch magisches Erforschen der Zukunft in seiner Befangenheit bestärkt habe, ist eine Frage, die sich wohl niemals ganz bestimmt wird beantworten lassen. Wir wenigstens haben in den uns zu Gebote stehenden Quellen — und bis auf das zweite Memoire Balsamos und seinen Brief an die französische Nation liegt uns alles einschlägige Material zur Hand — keine Argumente auffinden können, die eine solche moralische Mitschuld unter allen Umständen ausschlössen. Balsamo behauptet allerdings, die Ungegründetheit dieses Verdachtes damit beweisen zu können, daß er vom 20. October 1784 bis zum 27. Januar 1785 sich in Lyon aufgehalten und dann am 30. Januar, Abends 9 Uhr, in Paris angelangt sei, daß also seine Theilnahme an dem Handel, der mit der Uebergabe des Halsbandes an die Königin durch die La Motte am 1. Februar 1785 bereits beendet gewesen, gar nicht zu denken sei, und beweist seine Angaben in der That auch durch notariell beglaubigte Auszüge aus den Fremden-Registern seines Lyoner Hotels — indessen wäre es ja denkbar, daß er in dieser Zwischenzeit, wie die La Motte thatsächlich behauptet, dennoch einmal in Paris gewesen sein könnte. Die La Motte giebt nämlich an, schon im November 1784 habe ihr der Cardinal Rohan erzählt, er hätte Nachrichten von dem großen Manne, und im Anfang Januar 1785 habe der Cardinal ihr entdeckt, daß Balsamo sich, weil es ihm damals untersagt war, nach Paris zu kommen, unter fremdem Namen bei einem seiner Bekannten insgeheim aufhalte! Rohan behauptet nun freilich, diese Angabe der La Motte sei eine Lüge, und das Document der Lyoner Notare vom 3. April 1786 spricht für diese Behauptung — indessen fragt es sich sehr, ob die Fremdenliste des Lyoner Hotels nicht nachträglich gefälscht worden ist. Hat doch Balsamo sich später

gerühmt, er hätte durch bestochene Gefängnißwächter mit der Außenwelt verkehren, ja, sogar mit den anderen in den Halsbandproceß verwickelten Gefangenen sich über die zu machenden Aussagen verständigen können! Genug, man sieht daraus, daß die Sache durchaus nicht klar ist und daß die Annahme, Balsamo habe dem Cardinal eine Nase drehen geholfen, gar nicht außerhalb des Bereiches der Wahrscheinlichkeit liegt.

Sei es nun, daß das Parlament sich mit der genaueren Untersuchung über den Grad der moralischen Mitschuld Balsamos nicht weiter befassen wollte, oder sei es, daß die hierzu nothwendigen Erhebungen keinen Erfolg ergaben — genug, Balsamo wurde nach neunmonatlicher Haft von der Anschuldigung der Hehlerei freigesprochen und am 1. Juni 1786 in Freiheit gesetzt, nachdem seine Frau, die man später ebenfalls verhaftet hatte, bereits drei Monate zuvor aus der Haft entlassen worden war.

Selbst im Gefängnisse konnte Balsamo indessen seine Sucht nach Schwindeleien nicht bezähmen. Er trat nämlich ganz plötzlich mit der Behauptung hervor, der Polizei-Commissar, welcher mit seiner Verhaftung beauftragt worden und in seinem Hause eine Durchsuchung der Zimmer und Schränke vorgenommen hatte, habe es unterlassen, die einzelnen Behälter zu verschließen und die Gerichtssiegel anzulegen. Auf diese Weise seien ihm, da die Wohnung auch von seiner Gemahlin verlassen wurde, eine Menge Kostbarkeiten und baaren Geldes entwendet worden. Balsamo setzte in einer Eingabe an das Parlament den ganzen Sachverhalt genau auseinander und beantragte den Schadenersatz, resp. die Einleitung eines Verfahrens gegen den pflichtwidrigen Beamten. Er behauptete, daß sein Verlust in folgenden Gegenständen bestehe: einem braunseidenen Beutel mit 1233 Zechinen (römischen und venetianischen), 24 spanischen Quadrupeln (Goldmünze zu 4 Pistolen), die er in eine Rolle gepackt und mit seinem Petschaft verschlossen hätte, zwei Brieftaschen, roth und grün, in welchen sich Familienpapiere und 47 Billets der Wechselcasse, jedes zu 10,000 Livres, und endlich mehrere Papiere in lateinischer (!) und anderen fremden Sprachen befanden; außerdem will er auch noch 15 Röllchen zu 50 Doppel-Louisd'or verloren haben.

Die Eingabe, in welcher Balsamo mit großem Pathos sein Un-

glück schilderte, wurde dem zweiten Präsidenten des damals Ferien haltenden Parlaments übergeben. Letzterer verwies die Angelegenheit an den General-Procurator, und dieser fand, daß die Klagen Balsamos ungerechtfertigt seien. In Folge dieses Votums wurde Balsamo kurzweg abgewiesen.

Als man Balsamos Frau wieder in Freiheit setzte, ließ man sich von ihr eine Bescheinigung geben, daß sie die mit Beschlag belegten Sachen in einem ihr vorgelegten Kasten vollzählig beisammengefunden habe. Der Kasten blieb in Verwahrung der Behörde und wurde dann mit dem Siegel der „Gräfin" und dem der Behörde verschlossen. Später wurde er Balsamo bei dessen Entlassung vorgezeigt, dann in seiner Gegenwart geöffnet und ihm die Bescheinigung des richtigen Empfanges abgefordert.

Balsamo stellte die Urkunde aus und verließ die Bastille. Nachträglich hat er jedoch in einer gegen den Polizei-Commissar Chesnon und den Marquis de Launay gerichteten Anklageschrift, in welcher er in umständlichster Weise nochmals seinen Verlust und die Art schildert, wie er sich vergeblich an die Behörden gewandt habe, behauptet, bei der Eröffnung jenes Cartons hätten die Verzeichnisse der mit Beschlag belegten Sachen gefehlt, er habe also keine Controle üben können, ob der Verlust während ihrer Aufbewahrung in der Bastille oder in seiner angeblich unverschlossen gebliebenen Wohnung entstanden sei. Ferner erzählt er dann einen umständlichen Roman, wie es gekommen, daß auch seine Frau, die vor ihm entlassen wurde, sich nicht davon habe überzeugen können, daß bei ihrer Heimkehr an den Schrank- und Stubenthüren keine Gerichtssiegel angebracht gewesen. Es würde viel zu weitläufig sein, auf eine Kritik dieser und der übrigen Finten einzugehen, mit denen Balsamo in seiner gewohnten verschmitzten Niedertracht die sich des besten Leumunds erfreuenden Beamten zu compromittiren suchte. So schlau sie angelegt waren, zeigten sie doch verschiedene Blößen, aus denen allein schon gegen die Behauptungen Balsamos sich gegründeter Verdacht ergiebt. Die französische Regierung ließ indessen zum Ueberflusse später, als Balsamo sich bereits in London befand, eine Untersuchung anstellen, da Balsamo mit seinem Geschrei über Unterschlagung und Betrug nicht aufhörte und das erwähnte Memoire durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Allerdings

war zur Feststellung des Thatbestandes die gerichtliche Vernehmung des Anklägers und außerdem die Beweisführung erforderlich, daß Balsamo die von ihm bezeichneten Gegenstände und Gelder in der That vorher besessen habe. Es wurde ihm demgemäß in London durch den englischen Gesandten eröffnet, daß die französische Regierung, die ihn nach seiner Freisprechung dennoch des Landes verwiesen hatte, ihm die Rückkehr nach Paris für die Dauer der Verhandlung seines Processes freistelle.

Balsamo hütete sich indessen weislich, der Aufforderung, seine Beweise vorzubringen, Folge zu leisten. Er wußte sehr wohl, daß ihm solches unmöglich sei und daß er eventuell vielleicht noch einen zweiten Proceß wegen wissentlich falscher Denunciation zu erwarten haben würde. In seinem „Briefe an die englische Nation" sucht er die Motive für sein Verhalten zu rechtfertigen und stellt dieselben daher in einem ganz anderen, freilich falschen Lichte dar, indem er behauptet, daß ihm ein königliches Geleitschreiben nicht genügende Sicherheit gegen eine nochmalige Einkerkerung zu gewähren schien.

Wir haben dieser Episode besonders deshalb Erwähnung gethan, um daran abermals die unermüdliche Ränkesucht dieses gefährlichen Schwindlers zu erweisen, der nicht nur seiner Habgier, sondern auch seiner Rachsucht zu fröhnen gewohnt war.

Kehren wir jetzt wieder zu ihm nach der Bastille zurück, wo er so eben seine Freilassung erhalten. Er beschreibt die nun folgenden Momente mit ziemlicher Ausführlichkeit in seiner gegen die Herren Chesnon und Launay gerichteten Anklageschrift. Ein Fiaker führte ihn gegen 11 1/2 Uhr Abends nach seiner Wohnung. Seine Frau konnte höchstens seit zwei Stunden seine Befreiung wissen. Die Nacht war dunkel und das Viertel, in welchem er wohnte, wenig belebt. „Ich war glücklich, ohne Erregung von Aufsehen ruhig nach Hause zurückkehren zu können," sagt er. „Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich hörte, wie etwa acht bis zehn Tausend Menschen mich stürmisch begrüßten! Man hatte meine Thür besetzt, der Hof, die Treppen, die Zimmer — Alles war angefüllt. Ich wurde in die Arme meiner Gattin getragen. Mein Herz konnte alle die darin mit einander kämpfenden Empfindungen nicht fassen, meine Kniee wankten unter mir, ich fiel bewußtlos zu Boden. Meine Frau stieß einen durch-

dringenden Schrei aus, erbleichte und fiel in Ohnmacht. Unsere zitternden Freunde machten sich um uns zu schaffen; sie wußten nicht, ob unser schönster Lebensaugenblick nicht auch unser letzter sein würde. Nach einer langen Ohnmacht kam ich wieder zu mir. Ein Thränenstrom stürzte aus meinen Augen und endlich konnte ich, ohne zu sterben, sie an mein Herz drücken. . . . . O! Ihr beglückten Geschöpfe, denen der Himmel das seltene und verhängnißvolle Geschenk eines warmempfindenden Herzens gemacht, ihr, die ihr die Seligkeit der ersten Liebe kennen gelernt, ihr allein könnet mich verstehen, ihr allein könnet es würdigen, was es heißt, nach zehnmonatlicher Strafe den ersten Augenblick des Glücks zu genießen.

Während dessen nimmt die Menge zu. Man hört, daß meine Frau und ich dem Leben wiedergegeben sind. Neuer Beifall läßt sich vernehmen. Man ruft uns mit lauter Stimme. Unsere Freunde ziehen uns mit sich fort. Wie sollten wir dieser liebenswürdigen Gewalt widerstehen, wie uns gegen die Ausbrüche der Volksfreude stemmen? Wir mußten die Beifallsbezeigungen und Segenswünsche einer Menge entgegennehmen, welche unser Glück hier versammelt hatte und ebenfalls beglückte. Gutes Volk! O, ganz gewiß mußtest du die Freude theilen, mit der du unser Herz erfüllt hattest! Der Triumph der Unschuld ist der Anfang der Glückseligkeit für ein Volk!

Wonnevolle Augenblicke! Eure Dauer war nur zu kurz! Der unglückseligste Tag sollte auf diese schönste der Nächte folgen. Dieser so süße, so theuer erkaufte Triumph war nur ein Traumbild. Und als ich vor dem französischen Volke zu Boden geschmettert dalag und durch mein Schluchzen das Schwinden meiner Besinnung anzeigte, da waren das nicht Danksagungen, die ich ihm bot — es war der Abschied auf ewig!"

Mit dieser emphatischen Schilderung seiner angeblichen Seelenleiden leitet Balsamo nun zu der Scene hinüber, die sich bei der Einhändigung des königlichen Ausweisungsdecrets entwickelte. Man wird zugeben, daß diese Art, seine Empfindungen zu schildern, mit dem sonstigen Wesen Balsamos einen recht widerlichen Contrast bildet. Er konnte eben nichts ohne die unverschämteste Gleißnerei und Entstellung vor die Oeffentlichkeit bringen. Sie für sich durch alle

Mittel einzunehmen, war ihm bei seinen Expectorationen offenbar der Hauptzweck.

Balsamo schildert nun, wie er am anderen Morgen mit seinen Freunden und „mit dem Theuersten, was sein Herz umschloß", mit seiner Gattin (!), vereint in seinem Zimmer sich der neuen Freiheit erfreute. Man jauchzte, umarmte einander und war in trunkenem Anschauen des lang entbehrten Meisters versunken. Freudenthränen rannen über die Wangen und die süßesten Schmeichelnamen wurden ausgetauscht. Da tritt ein Unbekannter in das Zimmer, und zwar ohne anzuklopfen. Er lächelt bestialisch und sein Gesicht verkündet Unheil: „Im Namen des Königs!" sagt er und zieht dabei ein Papier aus der Brusttasche, das er Balsamo überreicht. Es enthält einen Verbannungsbefehl. Balsamo soll innerhalb 24 Stunden Paris und innerhalb drei Wochen das Königreich auf Nimmerwiederkehr verlassen!

Er beschreibt nicht den Eindruck, den dieser Befehl auf das Publicum machte. Allein wie gewaltig dieser gewesen, könne man an der Menge Menschen ersehen, die nach seinem Hause zogen, um ihn noch einmal zu sehen. „Ich kann wohl sagen, daß mein persönliches Unglück ganz die Bedeutung einer allgemeinen Calamität zu haben schien!" bemerkt der eben so bescheidene als wahrheitsliebende Mann zum Schlusse. Wie es zu erklären gewesen, daß dieser Befehl noch im Verlaufe der nächsten Stunden in so weite Kreise gedrungen sei, verschweigt er leider. Vielleicht hatte er seine Geister aufgeboten, ihn sofort allen Parisern zur Kenntniß zu bringen.

Balsamo gehorchte und verließ Paris, um sich in Passy aufzuhalten und dort seine Gemahlin zu erwarten. Am 13. Juni 1786 begab er sich dann nach St. Denis, wo ihn seine Frau und seine Freunde empfingen, nahm von den Letzteren tief bewegt Abschied und fuhr dann zwischen zwei Menschenspalieren, die das tiefste Schweigen beobachteten, quer durch die Stadt nach Boulogne, wo er sich nach England einschiffte. An der Meeresküste hatte sich abermals eine unzählige Menschenmenge eingefunden, die ihn segnete und ihm für die vielen Wohlthaten dankte, die er ihren Brüdern erwiesen! „Die Winde entführten mich weit fort von ihnen. Ich hörte sie nicht mehr; aber ich sah sie noch auf den Knieen liegen mit zum Himmel erhobenen

Händen. Ich aber segnete sie und rief ihnen ein Mal über das andere zu, so daß sie mich hörten: „Franzosen! Adieu meine Kinder! Adieu mein Vaterland!“ “

In London angekommen, gelang es ihm bald, wieder einige vornehme Gönner in seine Netze zu locken. Er befand sich ja hier auf ihm wohlbekannten Terrain. Namentlich war es der leichtgläubige und gutmüthige Lord Gordon, der sich ihm vollständig dienstbar machte und sein eifrigster Herold wurde. Auch die Engländer waren zu dieser Zeit für den Spiritismus höchst empfänglich. Man hatte Swedenborgs Lehren dort mit großem Enthusiasmus aufgenommen und eine Gesellschaft gestiftet, welche sich die Propaganda für dieselben zum Hauptzweck gemacht hatte und seine Schriften in alle Sprachen überübersetzen und in billigen Ausgaben vertreiben ließ. Balsamo fand also einen wohlbereiteten Acker vor.

Sein Groll gegen die französische Regierung ließ ihm jedoch vor der Hand noch keine Ruhe. Er suchte sich desselben daher in einem Sendschreiben an die französische Nation zu entledigen, welches er in Paris drucken ließ und welches in einem ziemlich aufrührerischen Tone gehalten gewesen sein soll. Da es uns nicht möglich gewesen ist, diese merkwürdige Druckschrift uns zu verschaffen (sie scheint fast ganz verschollen zu sein, da sie weder in den öffentlichen Bibliotheken, noch in den Antiquarien der Fachsammler genannt wird), so müssen wir uns darauf beschränken, die Angaben des römischen Biographen über diesebe zu reproduciren. Pater Marcell behauptet, es sei dort in ziemlich unzweideutiger Weise die bevorstehende Revolution in Aussicht gestellt worden. Balsamo habe geweissagt, daß die Bastille niedergerissen und zu einer Promenade werden würde. Ein Fürst werde dann in Frankreich an die Regierung gelangen, der die Lettres de cachet abschaffen und die Generalstaaten einberufen werde, um die wahre Religion wieder einzusetzen. Aehnliches hatte er auch in seiner ebenfalls in London verfaßten Anklageschrift gegen Chesnon und Launay angedeutet, in welcher er bemerkt, er werde nicht eher nach Frankreich zurückkehren, als bis die Bastille ein Schutthaufen und der Platz, auf welchem sie stehe, eine öffentliche Promenade geworden sein würde. Wenige Jahre später sollte er den Triumph erleben, daß diese Bedingung sich in der That erfüllte. Die Bastille

wurde erstürmt und ihr Gouverneur, der Marquis de Launay, endete in den Händen des entmenschten Pöbels!*)

Balsamo war nur eben erst in London angelangt, als ihm auch schon ein gefährlicher Widersacher entgegentrat, der ihn scharf beobachtete und entschlossen war, ihn in der Ausübung seiner Betrügereien zu hindern. Dieser Mann war der Herausgeber einer in französischer Sprache erscheinenden Zeitschrift, des Courrier de l'Europe, mit Namen Morand. Als die französische Regierung zur Zeit des Halsbandprocesses in London über den Verbleib der Diamanten Erhebungen anstellen ließ, adressirte sie ihren Agenten auch an Morand. Letzterer erfuhr bei dieser Gelegenheit von dem gegen den „Grafen Cagliostro" erhobenen Verdacht und erkannte bald die Identität desselben mit Balsamo, dem Maler und späteren Lotterie-Wahrsager und Magier. So wurde seine Aufmerksamkeit reger, und als er die Ankunft des Abenteurers in London und dessen Bemühungen erfuhr, abermals sein früheres Metier aufzunehmen, beobachtete er ihn scharf und erkannte bald, daß er im Begriffe stehe, verschiedene Leute zu schröpfen. Er begab sich nun zu ihm, um ihn kennen zu lernen und dabei eine Art peinlichen Verhörs mit ihm anzustellen. Der Zauberer empfing den Journalisten begreiflicher Weise ziemlich ungnädig (er hielt es nicht einmal für nöthig, vor ihm den Hut abzunehmen!), erklärte alle Anführungen des Letzteren, welche sich auf sein Vorleben bezogen und thatsächlich richtig waren, für elende Lüge und Verleumdung und benahm sich auch im Uebrigen so beleidigend und hochmüthig,

---

*) Balsamo hat nicht unterlassen, aus dieser eigenthümlichen Fügung des Zufalls später nach Möglichkeit Capital zu schlagen. Eine kleine Flugschrift, wenige Blätter enthaltend, ist diesem Umstande gewidmet und schildert zunächst in echter Marktschreiermanier, wie Balsamo eines Nachts einen wunderbaren Traum gehabt, dessen magische Entzifferung ihm die Kunde von der Erstürmung der Bastille gab, und wie er dann auch seinen Feind Launay entseelt und verstümmelt als ein Sühnopfer der Nemesis im Geist erblickt habe. Im Weitern ergeht sich dann die Schrift in satanischen Triumphrufen über das verdiente Schicksal Launays, deren Wiedergabe wir uns ersparen. Der Titel der ohne Druckort und anonym erschienen Schrift lautet: L'arrivée du fameux Cagliostro, annoncée par lui-même, dans une lettre écrite du Tirol à son correspondant, à date du 26 Novembre 1789.

daß der Redacteur von ihm in nicht gerade wohlwollender Stimmung schied. Indessen griff dieser noch nicht zur Offensive. Erst als ein Londoner Blatt gegen den Courrier de l'Europe wegen einer früheren Bemerkung: Balsamo gebe an, von dem Fürsten von Trapezunt abzustammen, eine hämische Kritik brachte, sah Morand sich veranlaßt, nunmehr den Kampf aufzunehmen.

Es erschien eine Reihe von Artikeln, in welchen Morand den Magier auf Grund unwiderleglicher Beweise aufs schmählichste als einen Charlatan und Betrüger brandmarkte und die ein bedeutendes Aufsehen machten, das noch dadurch anwuchs, daß Balsamo, statt zu schweigen, den Journalisten aufs unverschämteste herausforderte.*)

Balsamo hatte sich nämlich wie überall so auch hier mannigfacher wundersamer Künste gerühmt. So behauptete er unter Anderm, er sei im Stande, ganz London mit Meerwasser bis zur Tageshelle zu erleuchten, und gab sich die Miene, als würde er in der nächsten Zeit an die Ausführung dieses Wunderwerkes gehen, wobei er noch hinzusetzte, er mache sich anheischig, die jährlichen Beleuchtungskosten um mehr als 50,000 L. St. durch seine Methode zu vermindern, da er in der That das Wasser in Oel verwandeln könne. Ein anderes Mal rühmte er sich ganz öffentlich vor einer Anzahl gebildeter Leute, er sei im Stande, ein Schwein in solcher Weise an den Genuß von Arsenik zu gewöhnen, daß es dadurch vollständig mit Arsenik versetzt würde. Zum Belege für diese Angabe erzählte er folgende Geschichte, die mindestens von zehn hochangesehenen Männern bestätigt wurde. „Da die Ungläubigen von Medina (er giebt bekanntlich an, dort seine erste Jugend verlebt zu haben) an seine Kunst nicht glauben wollten, so schlachtete er ein auf die gedachte Manier gemästetes Schwein und ließ einzelne Theile desselben in den angrenzenden Wäldern niederlegen. Am folgenden Tage fand man die

---

*) Die Angriffe Morands sind später in einem Separatabdruck gesammelt erschienen. Ein — leider unvollständiges — Exemplar davon hat Verf. durch die Güte des Directors der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, Herrn Prof. Dr. Karl Halm, erhalten. Es ist wohl das Einzige in einer öffentlichen Bibliothek Deutschlands!

betreffenden Gegenden mit Leichnamen von Löwen, Tigern, Leoparden, Wölfen und anderen wilden Bestien, mit denen die Wälder von Medina angefüllt sind, förmlich besäet. Sie hatten von dem vergifteten Köder gefressen und waren auf der Stelle verendet. Diejenigen Leute, die bisher auf Cagliostros Ruhm mit Mißgunst geblickt hatten, verehrten ihn von nun an als großen Meister und Niemandem fiel es ein, an ihm zu zweifeln."

Diese und eine Menge anderer Charlatanerien benutzte nun Morand, um Balsamo in seinem Blatt an den Pranger zu stellen. Letzterer gerieth darüber so sehr in Wuth und außer Fassung, daß er im „Advertiser" durch die Feder seines Freundes Gordon eine giftige Polemik anknüpfte und den Redacteur des Courrier de l'Europe aufforderte, mit ihm eine Wette einzugehen, durch die er ihm zu beweisen hoffe, daß er sich einer geheimen Wissenschaft erfreue, wobei er jene Erzählung als ein Märchen bezeichnete und sie lächerlich zu machen suchte.

„Ich lade Sie," schrieb er an Morand in einem offenen Briefe vom 3. September 1786, „am 9. November, 9 Uhr Morgens, zu einem Frühstück ein. Sie sollen dazu den Wein und die anderen Zuthaten liefern; ich dagegen werde eine Schüssel nach meiner Manier dazu offeriren. Dies wird nämlich ein kleines Schwein sein, das auf meine Weise gemästet worden ist. Zwei Stunden vor der Mahlzeit werde ich es Ihnen lebend zeigen, und zwar fett und gesund. Sie sollen es dann tödten und es zubereiten, und ich werde mich dann auch nicht mehr einen einzigen Augenblick demselben nähern, bis man es bei Tisch serviren wird. Sie selbst sollen es dann in zwei Stücke schneiden, davon dasjenige wählen, welches Ihnen als das appetitlichste erscheint, und mir dasjenige auflegen, welches Sie für gut halten. Am anderen Tage wird Ihnen eine von folgenden vier Eventualitäten passirt sein. Entweder werden wir beide zugleich todt sein, oder weder Einer noch der Andere, oder aber ich werde todt sein, Sie aber nicht, oder endlich Sie und ich nicht. Von diesen vier Möglichkeiten schenke ich Ihnen drei und wette mit Ihnen 5000 Guineen, daß Sie am Tage darauf eine Leiche sein werden, während ich mich ganz wohlauf befinden werde. Sie werden mir gestehen, daß man schwerlich besser spielen könnte und daß Sie nothgedrungen meine Wette annehmen

müssen, oder erklären, daß Sie ein Dummkopf sind und daß Sie in seichter und täppischer Weise über eine Thatsache Sich lustig gemacht haben, die über Ihr Denkvermögen ging." Nebenher beschuldigt Balsamo den Redacteuer noch, er habe ihn nur deshalb angegriffen, weil Balsamo nicht sein Wohlwollen erkauft hätte.

Morand machte als Gegenbedingungen, die Scene müsse an einem öffentlichen Orte spielen, zu dem Jedermann Zutritt hätte. Da er sich nicht dadurch gemein machen wolle, sich mit einem Menschen wie Cagliostro zusammen zu Tische zu setzen, so möge sich statt seiner Cagliostro ein fleischfressendes Thier zum Tischgenossen erwählen. Im Uebrigen wolle er, sobald er die Garantie besitze, daß die Summe in der That disponibel und bei verläßlichen Personen deponirt sei, die Wette annehmen.

Natürlich nahm Balsamo die so amendirten Bedingungen seinerseits ebenfalls nicht an, sondern schrieb ihm im Public Advertiser einen zweiten offenen Brief, in welchem er mit hämischen Floskeln erklärte, er wolle ihn, nicht seinen Stellvertreter bekämpfen, wenn er also nicht sich selbst stellen möge, so könne die Wette nicht zum Austrage gelangen.

Morand ließ sein Opfer indessen nicht aus seinen Krallen entschlüpfen. Er war unermüdlich in der Aufspürung der wahren Verhältnisse Balsamos und seines Vorlebens und wies ihm eine Menge stark compromittirender, uns zum Theil schon bekannter Vorgänge nach, die seine Anhänger denn doch stutzig machen mußten. Balsamo hat sich bemüht, in seinem Briefe an die britische Nation alle jene Angaben zu widerlegen: freilich in der ihm eigenthümlichen Art, indem er sie als Lügen bezeichnet oder Leute als Entlastungszeugen anführte, die entweder gar nicht mehr lebten oder so weit entfernt waren, daß ihre Vernehmung unendliche Schwierigkeit machte. Wenn er nichts Anderes zu entgegnen wußte, antwortete er mit Ausflüchten. Wie er schon früher einmal Lavater und Andern, die ihn nach seinem Namen in Straßburg fragten, geantwortet hatte: „ich bin, wer ich bin", so entgegnete er Morand: was denn an seinem Namen gelegen sei? oder an seinem Vaterlande? Wenn man ihm vorwerfe, daß er sich bald für einen preußischen Obersten, bald für einen spanischen Capitän, bald für einen Marquis, bald für einen Grafen ausgäbe,

so könne er das nicht läugnen. Er sei allerdings weder das Eine noch das Andere. „Ob meine wahrhafte Eigenschaft höher oder niedriger ist als die, welche ich mir mir beigelegt habe, wird das Publicum vielleicht dereinst erfahren. Während dessen kann es mich nicht tadeln, weil ich das gethan, was alle Reisenden thun, nämlich solche, die ihr Incognito wahren wollen." Auf solche mysteriöse Manier suchte er sich herauszuwickeln und dabei das Publicum über seine Verhältnisse irre zu leiten. Auch die Vorgänge vom Jahre 1772 in London und Paris, seine Abenteuer mit Herrn Duplessis (oder Duplesir), die Flucht seiner Frau und deren Festsetzung in St. Pelagie, die er unter seinem damaligen Namen Balsamo veranlaßt hatte, läugnete er auf eine bezügliche Enthüllung des Courrier de l'Europe ganz frech mit dem Anheimgeben, man könne ja die Pariser Polizeiregister nachsehen; er habe sich niemals Balsamo genannt und kenne auch nicht die Abenteuer dieses Menschen. Wenn seine Unterschrift, wie man behaupte, mit den Schriftzügen jenes Balsamo identische Züge aufweise, so müsse man die letzteren wohl in perfider Absicht gefälscht haben. Die Pariser Polizei, die überhaupt auf ihn einen Groll habe, suche ihn jedenfalls auch jetzt noch in London zu verderben, indem sie solche Intriguen anstifte und Leute dinge, die sie zur Ausführung brächten ꝛc. ꝛc. Interessant ist übrigens in diesen Repliken u. A. das Zugeständniß, daß Balsamo in der That im Jahre 1776/77 zu London sich in eine Loge zur „Hoffnung", die von gewöhnlichem Ritus war, habe aufnehmen lassen und daß er dort die vier Grade bis zum schottischen Meister durchgemacht habe.

Die vernichtenden Veröffentlichungen des Courrier de l'Europe hatten schließlich zur Folge, daß Balsamo das Hasenpanier ergriff, um den Nachforschungen einiger Gläubiger zu entgehen, die von auswärts her sich auf den Weg gemacht hatten und den saubern Vogel durch die Behörden festnehmen zu lassen gedachten. Er ging nun in aller Eile nach der Schweiz und ließ sogar seine Gattin in London zurück, da er nicht mehr Zeit zu den nöthigen Reisevorkehrungen besaß. Einer seiner Freunde, der englische Hof-Maler Lauteberg, erhielt später den Auftrag, die Gattin Balsamos von London nach der Schweiz zu begleiten.

Balsamo setzte sich nun ein Zeit lang in Basel fest, wo er noch von seinem Straßburger Aufenthalte her einige Bekanntschaften besaß. Er benutzte dieselben sogleich, um eine neue egyptische Loge zu stiften und seine Arbeit mit Kindern in der bekannten Manier auch hier wieder zu vollführen. Durch die Heilung einer hysterischen Frau erwarb er sich einen ziemlichen Ruf und zahlreiche Kundschaft, indessen scheint an diesem Orte eine Indiscretion seiner Laurenza gegen einige Bewohner von Basel großes Mißvergnügen hervorgerufen und den Grund dazu abgegeben zu haben, daß Balsamo diesen Ort baldigst verließ und nach Biel ging, wo er seinen Handel mit Wundermitteln wieder aufnahm.

Sein Ruf muß trotz seiner vielfachen Brandmarkungen dennoch auch damals noch immer ein sehr bedeutender gewesen sein, da berichtet wird, daß nicht leicht Jemand von auswärts nach der Schweiz kam, ohne einen Abstecher nach Biel zu unternehmen und das Meerwunder zu begaffen. In den theurgischen Operationen mußte Balsamo aber doch ein Haar gefunden haben, da er sich jetzt weder mit Freimaurerei noch mit Geisterspuk abgab. Auch die Alchemie ließ er beiseite und legte sich ganz ausschließlich auf die Heilkunst. Da durch seine Anwesenheit eine sehr ansehnliche Zahl Fremder, theils kranker, theils gesunder, nach Biel herangezogen wurde und die guten Spießbürger dabei auch ihren Nutzen fanden, außerdem aber dadurch ihre Stadt zu einiger Berühmtheit gelangen sahen, was ihrer Eitelkeit gewaltig schmeichelte, so unterließen sie es ihrer Ueberzeugung, daß sie einen unverschämten Betrüger bei sich beherbergten, allzu laut Ausdruck zu geben. Nur in vertrauten Kreisen sprach man ganz offen über Balsamos Heilkünste und bezeichnete sie als Schwindel. Selbst die Stadtbehörde benahm sich gegen ihn äußerst zuvorkommend und leistete ihm allerhand kleine Gefälligkeiten, die eben nur mit Rücksicht auf die persönliche Stellung Balsamos gewährt wurden. Wie weit es hier schon mit ihm gekommen war, wie sehr seine aufgeblähte und unverschämte Großsprecherei und seine Insolenz abgenommen hatte, beweist der Umstand, daß er hier keineswegs mehr den uneigennützigen Menschenfreund herauskehrte, sondern aus seiner Kunst ein Gewerbe machte und offen Bezahlung annahm! Er pflegte wöchentlich dreimal Kranke zu empfangen und zwar am Vormittage. Es kamen

im Durchschnitte jedesmal etwa 50 Patienten zu ihm, also immer noch eine erkleckliche Zahl. Die Consultation dauerte nicht lange. Nach kurzem Examen wurde den Hülfesuchenden eine Nummer genannt, mit der sie sich zu dem von Balsamo eigens angestellten und ausschließlich für ihn thätigen Apotheker zu begeben hatten. Letzterer verkaufte ihnen dann die betreffende Medicin, natürlich für schweres Geld. Auch mit der Kosmetik gab sich Balsamo jetzt ab. Viele eitle Personen erhielten auf ihren Wunsch von ihm Schönheits- und Verjüngungs-Mittel, die an Wirksamkeit den anderen Heilmitteln völlig gleich waren. Jemandem, der ihn in Biel „interviewte,“ kramte er sogleich mit großer Renommisterei seine Kenntnisse aus, erzählte von seinen Reisen in der „ganzen Welt“, darunter auch in Asien und Afrika (!) und betheuerte, er sei nach der Schweiz nur deshalb gekommen, um dort Ruhe zu suchen, die er ja nunmehr auch gefunden habe. Er wende diese Ruhe nun zum Besten der Menschen an; er sinne darauf — freilich andere Menschen dächten anders — die Uebel der Menschen abzukürzen und ihre Tage zu verlängern. Die gewöhnlichen Aerzte verständen nichts; ebenso wenig auch die meisten Kräutersammler in der Schweiz. Ueberhaupt bearbeite man die Botanik sehr unrichtig. Er habe hierüber ganz eigene Gedanken, die freilich etwas ungewöhnlich sein möchten. Die Akademien von Frankreich hätten ihn über Anlegung von botanischen Gärten zu Rathe gezogen. Er habe ihnen aber geantwortet; alles dies sei unnütze Kinderei, weil man doch unmöglich die Natur getreu in einem Garten nachahmen könne. Die Botanik sei nämlich nach seiner freilich etwas heterodoxen Meinung dreifach 1) die medicinische, welche die Wirkung der Pflanzen auf den menschlichen Körper angiebt, 2) die metallurgische, welche z. B. bestimmt, ob ein oder zwei Fuß unter der Pflanze eine Zinn- oder eine Silberader liege, 3) die astronomische, weil jede Pflanze unter einer andern Constellation ganz andere Säfte habe und daher oft völlig entgegengesetzte Wirkungen übe. Alles dies sei sehr genau zu beachten. Er indessen habe nicht Zeit, die Berge selbst zu besteigen, sondern müsse das Kräutersammeln zu seinen Arzeneien unwissenden Weibern überlassen, die die Pflanzen nicht einmal zu unterscheiden wüßten. Alles dies sprach er mit großer Hast und im schlechtesten Französisch mit einem ab-

scheulichen Accent und mit den plattesten Ausdrücken untermengt. Vorzüglich auffallend sei es (nach der Mittheilung jenes Interviewers) gewesen, wenn er mit Emphase versicherte, er arbeite, um die Menschheit zu trösten wie ein Ochse! „Man muß die ganze Figur des Unholdes, seine breiten Schultern, seinen dicken Hals, worin er den podolischen Stieren so ähnlich ist, dazu sehen, bemerkt hierbei der Berichterstatter, um das Passende des Bildes ganz zu empfinden!" (Berl. Monatsschr. Bd. X. 456.)

In Biel benutzte Balsamo die Gunst der Stadtbehörden, um durch Letztere seine Frau vorladen und sie über ihre Verleumdungen in Basel vernehmen zu lassen. Dort hatte diese nämlich Balsamo, der sie schmählich mißhandelt hatte, öffentlich als Betrüger bezeichnet, auch von seinem nichtswürdigen Benehmen gegen sie unumwunden Mittheilung gemacht. Balsamo zwang nun in Biel sein Weib, alles dieses vor der Stadtbehörde als erlogen zurückzunehmen und schickte dann das betreffende Protokoll nach Basel, worauf er später selbst dorthin zurückkehrte. Er hatte dort nämlich ein schönes Logengebäude, um welches er den Cardinal Rohan geprellt, ausbauen und für eine neugebildete Loge als Versammlungslocal herrichten lassen.

Gleichzeitig arbeitete er mit Lavater an der Herstellung des „neuen Jerusalems", unter welchem Namen er sein mystisches System von der sogenannten physischen und moralischen Wiedergeburt verstand. Durch Beide ward, wie Borowski, der Königsberger Biograph, angiebt, der Spiritismus nach anderen Orten verpflanzt und namentlich der Somnambulismus und die sogenannten „magnetischen" Manipulationen betrieben. Lavater schreibt schon vor dieser Zeit — es war jetzt das Jahr 1787 herangerückt — in einem kleinen Schriftchen: „Rechenschaft für meine Freunde", erstes Blatt 1786, es sei ferne von ihm, zu verhehlen, daß er Cagliostro den einen und den anderen wichtigen Dienst zu danken habe. Er hätte ihn aber nur einige Male vor drei oder vier Jahren gesehen und dann nicht mehr. Ihre beiden Naturen seien grundverschieden und er habe am allerwenigsten mit ihm eine „Liaison". So lange jener seine Stirn behalten werde und er die seinige, würden sie wohl nie vertraute Freunde werden. Indessen halte er ihn theils um seiner Bildung (!!), theils um des Glaubens willen, den ein Freund Lavaters, ein einsichtsvoller und redlicher Mann, auch

noch jetzt (1786) trotz Cagliostros Unstern mit einer preiswürdigen Standhaftigkeit gegen Letzteren hege, für einen Mann, gegen welchen Hunderte, die seiner spotten, ohne ihn je gesehen zu haben, mehr und nichts weniger als Knaben zu sein schienen. „Ich glaube," sagt er dann, „die Natur formt nur alle Jahrhunderte eine Gestalt wie diese — und ich möchte Blut weinen, daß ein solches Product der Natur durch so viele Priesen, die es über sich gab und giebt, theils so sehr mißkannt, theils durch so viele unläugbare Hartheiten und Cruditäten so drückend werden muß. Wahrheit bleibt übrigens Wahrheit, wie sehr sie auch vom Modegeist, dem es nie um Wahrheit, sondern nur um sich selbst zu thun ist, angegrinst werde — ich sage: Wahrheit ists immer, daß er unter Anderm meines Freundes Frau auf meine Veranlassung hin mit unsäglicher Müh' und Treu' von einer unheilbaren Krankheit, die man gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen, gerettet hat. Inscitiae commenta delet dies, veritatis judicia confirmat." (Erdichtungen der Unwissenheit fallen — Wahrheit bleibt, übersetzt Lavater selbst ziemlich frei.) Wenn sich Balsamo auf solche Mitarbeiter berufen und stützen konnte, so wird man es den Anderen verzeihen, daß sie in verba magistri schworen und sich gläubig dem Humbugmacher anvertrauten. Für Leute, die überhaupt zum Mysticismus damals Neigung hatten, war Lavater der Hohepriester, auf den sie sich unbedingt verließen. Hofrath Schlosser gehörte ebenfalls zu den Cagliostro-Enthusiasten (vgl. Deutsches Museum, Februar 1787) und nahm es dem Göttinger Professor Meiners, der Briefe über die Schweiz geschrieben und im zweiten Bande Balsamos in derselben Manier Erwähnung gethan hatte, wie der Reisende in der Berlinischen Monatsschrift und Andere, sehr übel, daß er sich auf Hörensagen verlassen und nicht selbst geprüft hatte.

In den nächstfolgenden Monaten trieb sich Balsamo in Aix (Savoyen), Turin, Genua und Verona umher. Kaum war er jedoch in Turin angelangt, als ihn dort ein Verbannungsbefehl ereilte. Ein gleiches Schicksal widerfuhr ihm auch in Roveredo und in Wien; bekanntlich hatte er bereits früher, etwa gegen das Jahr 1773/74, bei seinen Reisen durch Deutschland*) sich in Wien ein Verbot gegen

*) Wir haben dieselben nicht specieller berührt, weil darüber fast gar nichts Zusammenhängendes und Zuverlässiges bekannt geworden ist.

die Ausübung seiner Künste zugezogen, das man jetzt erneuerte. In Roveredo kam bald nach seinem Weggange eine kleine Schrift heraus: Liber memorialis de Caleostro, dum esset Roborati (Verfasser soll ein gewisser Vannetti sein; Oettinger bibliographie biographique führt den Titel italienisch an!), in welcher die Thaten Balsamos mit beißendem Spott geschildert werden und deren Inhalt Balsamo später officiell vor seinen Richtern als authentisch anerkannt hat.

Sie war in lateinischer Sprache und im Bibelidiom geschrieben und geißelte, wenn auch nicht sonderlich witzig, so doch sehr heftig die plumpe Gaunerei, deren sich Balsamo auch hier in der nämlichen Weise wie überall zuvor schuldig machte. Da sie nichts Neues anführt, sondern nur Beschreibungen von sogenannten Wunderkuren an unheilbaren Kranken giebt, die natürlich nicht den mindesten Erfolg hatten, so halten wir es für nicht gerade nöthig von ihrem Inhalte eingehender Bericht zu erstatten. Sie war uns durch die besondere Güte des Hrn. Prof. Dr. Karl Halm aus der Münchener Hof- und Staatsbibliothek zur Verfügung gestellt und ist vielleicht ebenfalls wie die Proceßschrift Morands das einzige noch aufzutreibende Exemplar. Ein Schreiben aus Roveredo aus der nämlichen Zeit giebt uns noch in kürzerer Darstellung von dem Verhalten Balsamos einige Nachrichten. Wir lassen daher lieber das Letztere hier folgen. Es befindet sich im Journal von und für Deutschland von Bibra, 1788, 7—12 St. abgedruckt.

„Ich war vor einiger Zeit in Tirol," so beginnt das vom December 1788 datirte Schreiben; „vielleicht ist es Ihnen nicht unlieb, wenn ich Ihnen Nachricht von einer in mancher Beziehung interessanten Bekanntschaft, die ich da machte, gebe. Cagliostro kam nach Roveredo. Cagliostro hieß es auf allen Straßen und Gassen von einem Ende Tirols bis zum anderen. Er war kaum einige Tage allda, so verbreitete sich auch schon der Ruf seiner neuen Wunder weit umher. Ich war nicht sehr von Roveredo entfernt Es war der Mühe werth, ihn zu besuchen, der schon in so vielen Ländern seine Bude aufschlug, Tausende der Menschheit an sich zog und bei Tausenden tiefe Bewunderung und bei Hunderten tiefe Verachtung einholte. Mein Urtheil war zwar schon im voraus über ihn gefällt, aber ich wollte Bestätigung; ich

kam, sprach ihn, oder besser, hörte ihn sprechen, weil er zu beredt ist, um Andere viel reden zu lassen, und fand die Bestätigung. Männer und Weiber aus allen Ständen und aus allen benachbarten Gegenden kamen, aber freilich aus verschiedenen Absichten, den Wundermann zu sehen. Der Vormittag gehörte den Kranken, der Abend den Vorwitzigen. Ich war unter den Letzteren. Madame Cagliostro saß auf dem Sopha, Monsieur le Comte stand auf der Seite oder in der Mitte und rund umher saßen und standen die Besuchenden. Herrliche Scenen hat mir dieses komisch-tragische Schauspiel drei Abende durch gewährt. Sie lassen sich nicht ganz beschreiben. Aber wäre ich doch ein Chodowiecki gewesen, ich hätte sie abgezeichnet. Daß Menschen einem Marktschreier anhangen, daß es der Thoren aller Orten so viele giebt und daß eben diese einem Charlatan das Handwerk so leicht machen, ist sehr begreiflich. Aber einem so groben Charlatan anhangen, anhangen einem Betrüger, dem schon so oft die Larve abgerissen wurde, der schon ein so alter Betrüger ist, dieses ist schwer zu begreifen, dies gereicht unserem Jahrhundert zu nicht geringer Schande und ist ein Beweis, daß die Zahl der Unwissenden, der Schwärmenden und Leichtgläubigen noch lange die größte sei und die Unwissenheit, Schwärmerei und Leichtgläubigkeit einen sehr hohen Grad erreichen kann. Ich hörte ihn die größten Sottisen, die unverschämtesten Lügen und unerträgliches Eigenlob nacheinander hersagen, und ich sah zugleich, daß dieses Alles viele seiner Enthusiasten noch mehr für ihn einnahm. Ich sah sogar, daß es sehr unklug, sehr gefährlich würde gewesen sein, Manchen aus diesen nur in etwas bei so auffallenden Dingen aufmerksamer machen zu wollen. Und er siegt, mag er auch nur der flachste Menschenkenner sein, mag er auch nur die gemeinsten Listen und Kunstgriffe gebrauchen, mag es ihm auch an wahren Kenntnissen, an Feinheit, an Welt und an äußerlichen Vorzügen noch so sehr mangeln. Der Kranke suchte an ihm seinen Aesculap, der Maurer seinen großen Meister, der Alchemist seinen Paracelsus und das alte Mädchen den Erneuerer verlorener Jugend und Schönheit. Er war noch mehr als das. Er durfte nur sagen: durch seinen Brief aus London*) habe er in Frankreich das Ministe-

*) Der Brief an die französische Nation. Anm. d. Verf.

rium gestürzt, seinen Freund Necker wieder erhoben, die Parlamente an ihre Pflichten, Vorzüge und Rechte erinnert, dem König die Augen geöffnet, die Lettres de cachet in ihrer ganzen Häßlichkeit dargestellt und laute Stimmen für das Wohl einer unterdrückten, darbenden Nation hervorgerufen; mag auch dieser Brief aus einigen lange bekannten lieux communs bestehen, mag er auch erst ziemlich spät und erst nach allen jenen Widersetzlichkeiten der Parlamente und nach allen vorausgegangenen Schriften, die das Nämliche weit besser enthalten, gedruckt worden sein: er darf nur mit vielem Feuer gut französisch geschrieben sein, mag auch Cagliostro noch so schlecht Französisch sprechen, Cagliostro darf nur sagen: der comte Cagliostro hat dieses gethan, hat dieses geschrieben — und auch der Kosmopolit schlägt sich zu den Bewunderern, nennt ihn mit diesen allen den Menschenfreund, den Staatsmann, den Königslehrer, den größten der Menschen. Ist er doch sogar Beherrscher der Natur selbst. Lachen Sie nicht, ich will es Ihnen beweisen. Er erzählte unter Anderem auch, daß er durch Anstiftungen seines Feindes Calonne in London mit einem Anderen in einen Rechtsstreit verwickelt worden sei. Gegner und ihre Rechtsfreunde erschienen in dem großen Saal vor den Richtern. Tausende von Zuhörern drangen herzu: die Klage wurde angefangen, die allgemeine Aufmerksamkeit wurde aufs lebhafteste erregt, Lügen über Lügen wurden über Cagliostro vorgebracht. Nun konnte es der Gerechte nicht mehr aushalten: er sprang auf seinen Sitz, hieß seinen Gegner schweigen, rief laut die göttliche Vorsicht an, damit sie Zeuge seiner Unschuld werde und den Lügner öffentlich strafe — und siehe! und staune! der Gegner fällt im Augenblick todt zur Erde nieder. Hätten Sie nicht gezittert bei dieser Erzählung? Alles schwieg, bis der Thaumaturg wieder eine neue Erzählung anfing, nachdem er sich eine Weile an den langen staunenden Gesichtern der Einen gelabt und an den Gesichtern der Uebrigen, aus welchen theils Unwille, theils Lust zum Lachen, theils Mitleiden hervorblickte, sich geärgert. Alle ertheilten ihm schon beim Eintritte die größten Lobeserhebungen: Einige im Ernste, Andere nur, um aus ihm zu locken; und deswegen glaubte er sich schon berechtigt, erstaunliche Dinge von sich zu sagen, und war schon sicher, man würde auch das Unglaublichste für wahr annehmen. Es widersprach ihm jedoch Niemand. Nur ein einziges Mal geschah dieses

und hier gerieth er auch in die sichtbarste Verlegenheit. Es war die Rede von seinem Aufenthalt in der Schweiz, da, wo er sich ein prächtiges Landgut ankaufte und wo, wie er sagte, die Excellenzes von Bern die Impertinenz besaßen, ihm ein Diner zu geben, das mehrere Stunden dauerte. Er erzählte dann, daß er, um wenigstens mit einem kleinen Theile seiner Kenntnisse der Menschheit nützlich und seinen Freunden dankbar zu sein, den Schweizern vorgeschlagen habe, das viele Gold, Silber und die Edelgesteine in Menge, welche unter den Eisbergen verborgen liegen müßten, aufzusuchen, und um die Eisberge wegzubringen, sie mit Essig und Salpeter zu beschießen, wo sie dann ganz zerschmelzen und die Schätze der Erde offen lassen würden. Hier rissen seine Verehrer Augen, Mund und Ohren auf und beklagten die Thorheit der Excellenzes von Bern nicht wenig, daß sie einen so nützlichen Vorschlag nicht annahmen, sondern ihm riethen, sich nur mit Heilkunde abzugeben. Nur Einer unterbrach die lange Pause und sagte dem großen Manne in aller Demuth, ihn nehme es nicht Wunder, daß die Schweizer seinen Vorschlag nicht ausführen wollten, weil sie gefürchtet haben würden, durch die Zerschmelzung der Eisberge möchte die ganze Schweiz überschwemmt werden. Diesen Zweifel erwartete der große Mann nicht, legte den Kopf an dem Sitze zurück, wandte ihn hin und her und brachte lange nichts als ein verdrießliches non, non, non hervor, gleichsam als wolle er das zerschmelzende Eis bitten, ihm diesen Streich nicht zu spielen. Endlich glaubte er dadurch wieder Alles gut zu machen, daß er versicherte, die Schweiz habe eben so viele Flüsse, Seen und auch unterirdische Canäle, in welche sich das häufige Eiswasser sogleich vertheilen würde. Als ihm aber dieser geantwortet hat, daß er die Schweiz sehr wohl kenne und daß alle diese Seen und Canäle für einen so großen, so jähen und hohen Wassersturz wenig nützen würden und daß Alles zu Grunde gehen müßte, wußte er sich nicht mehr zu helfen und rief ein lautes „ah non!“ aus und fing an von seinen Kranken an zu sprechen. Diese machten wohl seine Hauptbeschäftigung aus, ob die Zahl derselben freilich nicht so groß war, als er sie vorgab, und an einem Tage etwa nur zwanzig Personen zu ihm kamen, an welchem 800 zu ihm gekommen sein sollten, wie er uns sagte. Ich konnte nie zugegen sein, wenn er sich mit diesen abgab, und ich weiß nicht, ob Andere als einige seiner

Freunde zugegen sein durften. Die Doctoren und viele seiner Patienten waren mit seinen Kuren nicht zufrieden; Einige behaupteten, er habe Diesen und Jenen getödtet; Andere behaupteten, er habe an Diesem und Jenem Wunder gethan. Ich habe weder damals noch jetzt hierüber etwas völlig Gewisses vernehmen können. Ich weiß nur, daß er Einem, der über Augenschmerzen klagte, durch seinen treuen Diener ein Fläschchen mit einer Essenz zum Gebrauche schickte, die ganz dem vinaigre de quatre voleurs an Farbe und Geruch gleich war. Ich weiß endlich, daß ihm das Verbot, das von Wien kam, sich mit Kranken nicht mehr abzugeben, zur Entschuldigung diente, daß er seine Kranken nicht zur vollkommenen Genesung geführt habe, und ein sehr vernünftiger Mann aus Roveredo ließ mir noch vor der Abreise des Cagliostro schreiben: aegroti surgunt aegroti (die Kranken stehen krank wieder auf). Desto mehr erzählte uns Cagliostro von seinen Kuren, die er anderswo verrichtet, und ich erinnere mich noch eines Menschen, von dem er sagte, er sei ganz contract zu ihm gebracht worden. Diesen fragte er endlich auch, ob er nicht einmal die Krätze gehabt habe, und auf die Versicherung, daß er sie gehabt habe, hätte er sogleich geurtheilt, der unerfahrene Arzt habe dem Kranken die Krätze aus der Oberhaut in den Leib gejagt. Deshalb habe er ihm die Krätze wiedergegeben und ihn dann von der Krätze sowohl als von der Gliedersucht vollständig geheilt. Geld soll er von seinen Kranken nicht angenommen haben, manchem soll er sogar Geld geschenkt haben. Aber wie stehts mit seinem Reichthum? Er lebte sehr klein, Madame war schlecht angezogen; er selbst sagte, seitdem er in der Bastille bestohlen worden, nicht nur an Geld, sondern auch an erstaunlich kostbaren Schriften, könne er so groß nicht mehr leben, wie er in Paris gelebt habe. Er spielt sehr gern mit seinen Brillantringen und Madame zeigt mit vieler Zudringlichkeit eine schöne, mit Brillanten besetzte, mit ihrem Portrait gezierte Tabatière — etwas, was Leute, die das alles und noch mehr leicht haben können, nicht gern thun — und der so allgemein verbreitete Ruf, Cagliostro habe aus Amsterdam einen Wechsel von 20,000 Fl. an den Wechsler in Roveredo, Herrn Covelli, gestellt bekommen, ist eine derbe Lüge. Soll ich Ihnen zum Beweise seiner Charlanterie und der Leichtgläubigkeit seiner Verehrer noch alles das schreiben, was er uns in Einem Athem fort mit

lauter und äußerst unangenehmer Stimme und in einem eben so elenden französischen als wälschen Jargon von seinen Abenteuern in Frankreich, von seinen Gesprächen mit der La Motte beim Verhör in der Bastille, von seinem glorreichen Auszug aus dem Gefängnisse, wie das Volk die Pferde ausspannte und selbst den Wagen zog, wie ihn alle ducs et princes besuchten, beweinten und bei seinem Triumphe beklatschten, wie diese erschraken und schrieen, als sie fanden, daß seine Frau so übel aussehe, und hörten, wie grausam man mit ihr umgegangen sei, welches Aufsehen seine Memoiren machten, die er selbst aufsetzte und schrieb.*) Da die ganze Halsbandgeschichte dem Minister Breteuil, der mit der La Motte insgeheim sogar bis zur Reife der Sache einverstanden war, zum Mittel dienen mußte, das Rohansche Haus zu stürzen, und daß er, Cagliostro, nur deswegen mit verflochten wurde, weil er Freund eben dieses Rohanschen Hauses war und ihn sein Kopf und sein Credit zu furchtbar machten, — und was er noch mehr von seinem Aufenthalt in Paris erzählte, ohne doch die Errichtung der berühmten Weiberloge und die bekannten Geistererscheinungen für wahr gelten zu lassen. Auch vom Auslande wurde gesprochen, und ich glaube, wenn ich die Nachricht von der Frau v. d. Recke schon gekannt und ihrer Erwähnung gethan hätte, er würde auch auf diese Vorwürfe die gewöhnliche Antwort gegeben haben, daß das alles nicht wahr, nur von seinen Feinden und hauptsächlich auf das Zudringen der La Motte, die überall ihre geheimen Freunde und Freundinnen hat, erdichtet worden sei, daß der Graf Cagliostro, er, der weit mehr als ein Graf ist, der jede Stunde mit einer neuen Wohlthat bezeichnet, dessen Verdienste nur zur Hälfte bekannt sind, der Niemand braucht, aber den Alle brauchen können, der weder Königen noch Weibern schmeichelt, welcher der Kaiserin von Rußland selbst, als sie ihm die Hand zum Kusse bot, die Hand nicht küßte, weil sie doch nur eine Femelle ist; der keine Partei sucht, Parteien

*) In seinem ersten Memoire sagt er aber selbst, er schreibe nie Französisch und selten Italienisch, und in der That existiren von ihm Briefe, die wenigstens die crasseste Ignoranz in den elementarsten Regeln der Rechtschreibekunst und Stilistik aufweisen. Selbstverständlich waren alle seine Flugschriften von dritten Personen verfaßt, wenn auch zweifellos von ihm entworfen. Anm. d. Verf.

sogar ausschlägt, die sich ihm antragen, so wie er den Antrag Mesmers und anderer Magnetisirer, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, ausschlug, und ihnen antwortete, er wolle mit Betrügern nichts zu thun haben: — — daß, sag' ich, der Graf Cagliostro es weit unter seiner Würde halte, Verleumdungen anders als mit stiller Verachtung und philosophischer Gelassenheit zu widerlegen. Als er von Wien den Befehl bekam, sich mit der Heilung von Kranken nicht mehr abzugeben, außer er ließe sich vom Collegio medico prüfen und approbiren, so fand er sich gar sehr beleidigt und faßte augenblicklich den Entschluß, abzureisen. Er kam nach Trient, führte da sein Geschäft fort, versicherte zwar, daß er nicht lange dableiben wolle, weil kleine Städte nicht für große Männer gemacht sind, schenkt aber dieser kleinen Stadt, wie ich glaube, noch immer seine beglückende Gegenwart."

So jener Briefschreiber, dessen Zeugniß aufs Neue beweist, was für ein hartgesottener und unverbesserlicher Gaudieb Signor Balsamo war und blieb und wie er aller Orten sein Betragen genau nach einer und derselben Schablone der plumpsten Charlatanerie einrichtete. Das Zeugniß ist gewiß von unanfechtbarer Zuverlässigkeit. Das beweisen die vielfachen Uebereinstimmungen mit den Ueberlieferungen der anderen Gewährsleute. Zum Schluß ergeht sich der Verfasser noch in einigen mißmuthigen Betrachtungen über die Leichtigkeit, die Menschen hinter das Licht zu führen, und über die Undankbarkeit aller Bemühungen, sie aufzuklären, für welche man meist nur Bosheiten und Argwohn der Unlauterkeit einernte. „Ich wette darauf," tröstet er sich dann aber, „es wird die Zeit kommen, wo er mit Schande beladen seine Rolle ausspielen wird." Dieses prophetische Wort sollte sich schneller verwirklichen, als es sich sein Urheber hätte träumen lassen mögen.

Von Trient machte Balsamo verschiedene Abstecher nach Venedig, scheint indessen dort eben so wenig Erfolge erzielt zu haben, als in ersterer Stadt. Zudem mochte sein Nimbus auch bereits arg durchlöchert sein. Genug, er gerieth in eine ziemliche Geldcalamität und war genöthigt, seine Brillanten und andere Kostbarkeiten zu versetzen Als er wieder nach Trient zurückgekehrt war, versuchte er es mit der Gründung einer Loge; allein die Wachsamkeit des Bischofs, in dessen Haus Bal-

samo Zutritt hatte, verhinderte das Gelingen dieses Vorhabens. Mittlerweile langte von Kaiser Joseph II. ein ziemlich unzweideutiges Schreiben an den Bischof an, in welchem bemerklich gemacht wurde, daß der Kaiser es unliebsam vermerken müsse, jenen Gauner gewissermaßen unter der Protection des Bischofs zu erblicken, und daher wünsche, daß Letzterer seine Entfernung bewirke.

Balsamo sah sich in Folge dieses Vorfalles genöthigt, seinen Wanderstab weiter zu setzen. Indessen war er in großer Verlegenheit um das Ziel seiner abermaligen Pilgerreise. In fast allen größeren Städten hatte er sich bereits versucht und unmöglich gemacht. Die Welt glich ihm jetzt einem abgemähten Kornfelde. Guter Rath war nun theuer. Seine Mittellosigkeit erheischte dringend in nächster Zeit neue Einkünfte. Wie sollte er nun zu solchen gelangen, wenn er nicht als gemeiner Landstreicher den Bauern seine Künste Preis geben wollte? Seine Frau kam ihm dabei zu Hülfe. Schon längst war sie des schnöden und schmachvollen Joches, das sie fast zwanzig Jahre hindurch erduldet hatte, überdrüssig. Sie sehnte sich, aus der Gewalt dieses Tyrannen, der ihr die unmenschlichste Behandlung angedeihen ließ, während er sie vor den Augen der Welt mit heuchlerischen Liebkosungen überschüttete, endlich zu entkommen, und beredete daher einige Vornehme aus der Umgebung des Bischofs, ihren Gatten zur Reise nach Rom zu bewegen. Rom schien allerdings noch das günstigste Terrain zu sein. Seine früheren Gaunerstücke waren längst vergessen und unter dem Namen des weltberühmten, resp. berüchtigten Grafen Cagliostro vermuthete wohl Niemand den früheren Novizen aus dem Kloster der barmherzigen Brüder.

Um seinen Plan mit Geschick verwirklichen zu können, spann er eine Intrigue an, durch die er den Bischof zu hintergehen trachtete. Er warf sich nämlich einem Beichtvater zu Füßen, heuchelte tiefe Reue und Zerknirschung über sein bisheriges Maurerleben und sprach den Wunsch aus, in Rom wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren, vielleicht auch vom Papst Ablaß zu erhalten. Der Beichtvater theilte dieses dem Bischof mit und Letzterer ließ sich herbei, Balsamo zur Verwirklichung seiner Wünsche durch einige Empfehlungen an vornehme Römer behülflich zu sein.

Balsamo kam nun in Rom an und begann in gewohnter Art

seine Pfuschkuren zu betreiben; nebenher suchte er auch durch solche Audienzen, wie er sie in Roveredo den Neugierigen gab, das Interesse vornehmer Römer zu regen, indem er seine fabelhaften Erlebnisse und Schicksale zum Besten gab. Alle seine Versuche jedoch, sich auf diese Manier wieder zu Gelde zu verhelfen, blieben ohne nennenswerthen Erfolg. Er hatte hier nicht das Glück, die rechten Leute zu finden, und zudem mochte er auch wohl die Wachsamkeit der päpstlichen Tribunale und Polizeibehörde fürchten. Nachdem er auch hier noch an Kostbarkeiten, was er irgend entbehren konnte, versetzt resp. verkauft hatte, faßte er den kühnen Entschluß, an die französische National-Versammlung zu schreiben und mit Berufung auf seine Empfehlungen und seine Verdienste um Frankreichs Freiheit (!!) von der Letzteren die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erwirken. Die National-Versammlung würdigte diese Petition aber nicht einmal der Behandlung im Parlament, sondern ging darüber schweigend zur Tagesordnung. Da auch dieser Ausweg versperrt blieb, versuchte es Balsamo nunmehr mit der Maurerei. Obwohl dieser Orden von den Päpsten ausdrücklich und unter Androhung drakonischer Strafen im Kirchenstaate verboten worden war, befand sich dennoch in Rom eine Loge. Sobald Balsamo einige von ihren Mitgliedern kennen gelernt hatte, trat er sofort mit denselben in regen Verkehr und suchte unter ihnen für sein System Proselyten zu machen, was ihm indessen auch nur an zwei Personen und zwar unvollständig gelang. Er unterrichtete dieselben in seiner egyptischen Maurerei (deren Inbegriff er sogar in einer von ihm verfaßten, aber unedirt gebliebenen Schrift niedergelegt hatte!), nahm sie zunächst in seine Loge vom gewöhnlichen Ritus auf und verlangte von ihnen dafür die entsprechenden Gebühren. Als es so weit gekommen war, kehrten die Beiden ihm indessen den Rücken und kümmerten sich nicht weiter um seine Maurerei. Der Versuch, eine Frauenloge zu errichten, mißglückte ebenfalls. So gerieth er denn von Tag zu Tag in immer größere Bedrängniß, ohne daß er Mittel zu finden im Stande war, diesem allmählichen Herabsinken in die äußerste Verkommenheit vorzubeugen.

Fast scheint es, daß die päpstliche Polizei in jenen beiden Schülern Balsamos zwei ihr ergebene Agents provocateurs besaß, die sie zu Balsamo entsendete, um einen Anhalt zu seiner Beseitigung zu finden.

Obwohl nämlich beide einen fürchterlichen Eid hatten schwören müssen, das Geheimniß zu bewahren, bekam die Polizei gleichwohl davon Wind. Irgend eine gut unterrichtete Person soll Balsamo bei Zeiten gewarnt und zu schleuniger Flucht angetrieben haben. Er ließ diese wohlmeinenden Winke jedoch im Uebermaße seines Dünkels unbeachtet und trotzte auf seine Unantastbarkeit. Insgeheim soll er indessen doch mehrere Briefe an die ihm anhangenden Logen gerichtet haben, in denen er die ihn bedrohende Gefahr meldete und sie aufforderte, für den Fall seiner Verhaftung ihm zu helfen. Pater Marcell, dem wir allerdings in diesem Punkte nicht trauen können, erzählt, zwei Personen hätten ausgesagt, Balsamo habe sie nicht nur ermuntert, nöthigenfalls Alles zu seiner Befreiung zu thun, sondern sogar auch, wenn es zum Aeußersten käme, die Engelsburg und den Inquisitionspalast in Brand zu stecken.

Am 27. December 1789 erschienen plötzlich die Abgesandten der römischen Polizei in der Wohnung Balsamos, nahmen seine Habseligkeiten in Beschlag, versiegelten alle Behälter und führten ihn selbst unter starker Escorte nach der Engelsburg. Man fand bei ihm nicht nur seine maurerischen Instrumente und Symbole, sondern auch eine umfängliche Correspondenz und sein maurerisches Manuscript vor. Obwohl Balsamo von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet war, hatte er es dennoch nicht für gut befunden, seine Schriftstücke zu vernichten. Wie man annehmen muß, hatte er also wohl nicht geglaubt, daß ihm die Behörden zu Leibe zu gehen wagen würden.

Die römische Inquisition hatte ihn zweifellos bereits längere Zeit zuvor mit verdächtigenden Augen bewacht; vielleicht fürchtete der Papst, ein so verwegener, in allen Ränken und Schlichen erfahrener, vor keiner List und Intrigue zurückschreckender Geselle wie Balsamo, der unter dem Deckmantel der Religion die Leute an sich zu fesseln suchte, könnte ihm gefährlich werden oder mindestens doch schlimme Verwirrungen in den Gemüthern erregen. Die Pariser Ereignisse mochten auch noch das Ihrige dazu beigetragen haben, den Papst mit Besorgnissen zu erfüllen, zumal Balsamo sich ganz öffentlich in seinen Flugschriften von revolutionären Ideen beherrscht gezeigt und sogar noch von Rom aus mit den Männern des Umsturzes zu fraternisiren versucht hatte. Er war aus allen diesen Gründen den Behörden höchst unbequem gewor-

den und man trachtete danach, ihn unschädlich zu machen. Der geeignete Anlaß dazu war nunmehr geboten worden und man benutzte ihn sogleich mit großer Genugthuung.

Auf die Propaganda für das Freimaurerthum stand Todesstrafe. Daß Balsamo sich jenes Verbrechens schuldig gemacht, war evident. Es kam also nur darauf an, jetzt die öffentliche Meinung zu gewinnen und nachzuweisen, daß Balsamo nicht nur die Maurerei geübt habe, sondern auch noch größerer Verbrechen wider das Wohl der Menschheit und die Sitte, die Religion und den Staat schuldig sei. In Rom hatte er schwerlich dergleichen begangen. Den Staat und die Gesellschaft zu untergraben, war ihm überhaupt nie eingefallen. Die Politik war seinem Wesen im Ganzen fremd, und wenn er sich in dieselbe hineinmischte, wie er es in seinem Brief an die französische Nation gethan, so wirkten dabei ganz niedrige persönliche Motive mit, er wollte sich für die in Paris erlittene Unbill rächen. Politische Ziele hat er wohl niemals angestrebt, und alles, was in der römischen Schrift in dieser Hinsicht beiläufig mit eingestreut sich vorfindet, beruht wohl durchweg auf unbewiesenen Behauptungen und vagen Vermuthungen. Da die römischen Richter ihm also mit politischen Argumenten nicht beikommen konnten, suchten sie religiöse. Balsamo mußte als ein frevler Ketzer, als ein Religionsschänder und Gotteslästerer der öffentlichen Meinung vorgestellt werden. Und dazu fanden sich ja auch in der That die greifbarsten Anhalte in Menge. Sein ganzes maurerisches System basirte ja auf schnöder Verachtung alles dogmatischen Glaubens. Es war ein seltsames Gemenge von sinnlichem Skepticismus und überspanntem Pietismus, eines groben Cultus der Person und überschwänglicher Hingabe an das Unsichtbare, die Gottheit; während Balsamo als das höchste Ziel die Tugend und Uneigennützigkeit hinstellte, verhieß er andererseits seinen Schülern ein sinnlich-behagliches, aller Sorgen und Mühen bares physisches Dasein und ließ sie unter Zuhülfenahme eines mystisch-religiösen Formenwesens und aller möglichen abergläubischen Phantastereien, die mit biblischem und freimaurerischem Ceremoniel umkleidet wurden, angeblich darauf hinarbeiten. Wir, die wir sein ganzes Lügengewebe klar zu durchschauen im Stande sind, können nicht daran zweifeln, daß ihn dabei allezeit die jämmerlichste Habgier leitete und daß er

an einen Umsturz der Religion eben so wenig dachte wie an den des Staates.

Wenn dennoch in jener römischen Schrift behauptet wird, er habe bei seinen freimaurerischen Vorträgen öfters mit Verachtung von den Fürsten und Monarchen gesprochen, indem er sie Tyrannen genannt, und er habe den Papst und die römische Hierarchie in den Augen seiner Zuhörer herabsetzen wollen, wie es seine Gattin vor den Richtern bezeugt habe, so können wir solcher Aussage nicht sonderliches Gewicht beimessen, selbst nicht einmal für den Fall, daß sie in der That der Wahrheit entspräche. Im besten Falle würde damit nur sein Maulheldenthum gekennzeichnet werden, nicht jedoch bewiesen sein, daß er weitreichende politische Pläne verfolgt habe.

Die Inquisition hielt sich vorwiegend an sein religiöses Gebahren. Sie stellte mit ihm eine lange Reihe von peinlichen Verhören an, examinirte ihn die Kreuz und die Quer über seine Ansichten von den Dogmen, prüfte seine religiöse Ethik, seine Anschauungen über die Sacramente und seine Ausübung der Religion so streng, daß es ihr ein Leichtes ward, ihn der Ketzerei und Religionsschändung scheinbar zu überführen; ja, sie ging noch weiter und wies außerdem noch nach, daß sein Bestreben darauf abzielte, „entweder aus Katholiken Ketzer zu machen, oder aber die Ketzer in ihrem Irrglauben noch mehr zu bestärken oder sie endlich von einem Irrglauben in den andern zu stürzen.“

Nach einer langen criminalistischen Procedur, während welcher Balsamo verschiedene Male bittere Reue und Zerknirschung heuchelte, ja, sogar mit Thränen in den Augen seinen Richtern und dem Papste dankte, daß er jetzt Gelegenheit habe, durch ein offenes Geständniß seiner Irrthümer und durch Abbüßung derselben seine Seele zu retten, dann wieder aber auch das directe Gegentheil äußerte, nämlich daß er unschuldig sei und stets nur die Stärkung und Beförderung der katholischen Religion und die Veredlung der Menschen angestrebt habe, wurde am 21. März 1791, also nach fünfzehnmonatlicher Untersuchungshaft, über ihn das Urtheil gesprochen: es lautete auf den Tod. Der Papst Pius VI. war indessen nicht geneigt, gegen Balsamo die volle Strenge des Gesetzes in Kraft treten zu lassen, und änderte das Verdict des Inquisitionstribunals in eine lebenslängliche Festungshaft um. Wir theilen den Wortlaut des Erkenntnisses in der Uebersetzung

nachstehend mit, welche die Züricher Ausgabe des Compendio della vita di Giuseppe Balsamo giebt. Es lautet:

„Joseph Balsamo, mehrerer Verbrechen Beklagter, Bekenner und gegenseitig Ueberwiesener, ist in alle jene Censuren und Strafen verfallen, welche wider förmliche Ketzer, Irrlehrer, Erzketzer, Meister und Anhänger der superstitiösen Magie verhängt sind, so wie auch in die Censuren und Strafen, welche sowohl in den apostolischen Constitutionen Clemens' XII. und Benedicts XIV. wider alle diejenigen, die auf irgend eine Weise die Gesellschaften und Zusammenkünfte der Freimaurer begünstigen und befördern, als auch in dem Edict des Staatssecretariats wider diejenigen bestimmt sind, welche sich über diesen Punkt in Rom oder an einem andern Orte der päpstlichen Herrschaft vergehen. Aus besonderer Gnade aber wird ihm die Strafe der Uebergabe an den weltlichen Arm (d. h. die Todesstrafe) in eine ewige Gefangenschaft in irgend einer Festung verändert, wo er ohne Hoffnung einer Begnadigung in strenge Verwahrung genommen werden soll. Wenn er als förmlicher Ketzer in dem Orte seiner gegenwärtigen Haft abgeschworen haben wird, so sollen ihm die Censuren erlassen und die gebührende heilsame Buße aufgelegt werden.

Das geschriebene Buch, welches betitelt ist: „Egyptische Maurerei", soll feierlich verdammt sein als ein Buch, welches Gebräuche, Behauptungen, Lehren und Systeme enthält, die der Verführung einen weiten Weg bahnen, die christliche Religion zerstören, und welches abergläubisch, gotteslästerisch, ruchlos und ketzerisch ist; und soll eben dieses Buch sammt allen Werkzeugen, die dieser Secte angehören, öffentlich von dem Henker verbrannt werden.

Mittels einer neuen Constitution werden sowohl die Constitutionen der vorherigen Päpste als auch das besagte Edict des Staatssecretariats wider die Gesellschaften und Zusammenkünfte der Freimaurer bestätigt und erneuert und namentlich der egyptischen Secte und einer anderen, die sich Illuminaten nennt, erwähnt und wider alle und jede, welche sich in eine solche Secte aufnehmen lassen oder sie begünstigen, die schärfsten Strafen und hauptsächlich jene der Ketzer festgesetzt."

Der abenteuerliche Lebensroman des ruhelosen Magiers hatte damit seinen Abschluß erreicht. Vier Jahre noch verbrachte Balsamo

in der engen, schaurigen Zelle des päpstlichen Kerkers, als ihn im Jahre 1795 der Tod ereilte. Seine Gemahlin brachte man in einem Kloster unter, wo sie noch vor ihm das Zeitliche gesegnet haben soll. Wie schwer Balsamo im Kerker büßen mußte, darüber giebt eine Note im dritten Bande von Schlossers Gesch. d. XVIII. Jahrh. Nachricht. Die dort mitgetheilten Nachrichten lassen einen ungefähren Einblick in die Schrecken der Haft thun.

Zum Schlusse mag noch die Erwähnung Platz finden, daß Goethe im Jahre 1787 bei den Angehörigen Balsamos in Palermo einen Besuch abstattete, den er im zweiten Theile seiner „Italienischen Reise" ziemlich eingehend beschreibt. Er fand die Mutter Balsamos, seine Schwester (eine Wittwe) und deren beide Kinder in den dürftigsten Umständen lebend vor. Da er von ihnen hörte, daß Balsamo sich nicht nur nicht um seine Angehörigen kümmere, sondern ihnen sogar noch ein kleines Darlehen schulde, faßte er den Entschluß, den Armen die Schuld zu erstatten, mußte jedoch dieses Vorhaben aufgeben, weil seine Casse es augenblicklich nicht zuließ. Er hat es aber später ausgeführt. Wie sein Biograph Lewes berichtet, ließ er von Deutschland aus durch einen ihm bekannten Kaufmann jene Schuld als angeblich von dem ungetreuen Sohn kommend an dessen Angehörige nachträglich gelangen und versüßte durch diese edle Handlung den letzten Lebensabend der kummergebeugten Mutter.

Der besonderen Hervorhebung scheint uns aus Goethe's Bericht die Angabe würdig zu sein, daß er die Kenntniß von der Existenz der Familie durch einen Advocaten erlangte, den die französische Regierung zur Zeit des Halsbandprocesses mit der Erforschung der Familien- und Personalverhältnisse Balsamos betraut hatte. Der Advocat hatte in Folge dieses Mandats einen Stammbaum der Familie angefertigt und außerdem über den Lebenslauf Balsamos, soweit ihm dieser bekannt war, eine ausführliche Denkschrift eingesandt, von der er eine Abschrift zurückbehalten. Goethe hatte Gelegenheit, dieses Manuscript durchzulesen und sich daraus einige Notizen zu machen, die er an der oben citirten Stelle benutzte. Er sagt dort nun, daß die Nachrichten, welche der Advocat gesammelt hatte, im Ganzen mit denen übereinstimmten, die man aus den römischen Proceßacten bereits kannte. (Die italienische Reise wurde 1814—17 redigirt, während die Proceß-

acten in dem bekannten Auszuge im Jahre 1791 erschienen.) Hieraus nun läßt sich die Schlußfolgerung ziehen, daß die römischen Richter jenes Memoire sich zu verschaffen gewußt haben und es bei dem Verhör, resp. der Formulirung der Anklage benutzten, und daß ferner die in jenem vom Pater Marcell besorgten Auszuge angeführten Thatsachen, soweit sie die persönlichen Lebensumstände Balsamos betreffen, auf Wahrheit beruhen. Goethe fügt noch hinzu, daß er jedenfalls sich Auszüge aus der Schrift des Advocaten gemacht haben würde, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß die französische Regierung jene Arbeit veröffentlichen werde, was thatsächlich nicht eingetreten und deshalb immerhin zu bedauern ist.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.






QUALITY ASSURED FIRM
ISO
9002
Riley Dunn & Wilson Ltd
EXPERT CONSERVATORS & BOOKBINDERS

